
R G B WH GR BL
Grey Scale #13
C M Y K
Part Code ST1316
DANES-PICTA.COM
A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19
Jubiläumsausgabe
25. Auflage
Berlin
Oswald Seehagens
Verlag
(Martin Hoefer.)
Colour Chart #13
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black
Inches
Centimetres
DANES-PICTA.COM



Jubiläumsausgabe

25. Auflage

Berlin
Oswald Seehagens
Verlag
(Martin Hoeker.)

Fr. Chr. Schlosser's

Weltgeschichte

für

das deutsche Volk.

Von neuem durchgesehen und ergänzt

von

Dr. Oskar Jäger und **Dr. Franz Wolff.**

Fünfte Ausgabe.

Mit zahlreichen Abbildungen und Karten.

Fünfundzwanzigste Jubiläums-Auflage.

Zweiter Band.

Berlin 1901.
Oswald Seehagen's Verlag.
(Martin Hoefer.)

Geschichte
der
alten Welt.

Von

Friedrich Christoph Schlosser.

Durchgesehen und ergänzt
von

Dr. Oskar Jäger.

Zweiter Band.

Mit Abbildungen und Karten.

Fünfte Ausgabe.

Fünfundzwanzigste Jubiläums-Auflage.

Berlin 1901.
Oswald Seehagen's Verlag.
(Martin Hoefer.)

93/100)

Alle Rechte vorbehalten.

31534/2



Völker der griechisch-römischen Zeit.

Geschichte der Griechen.

(Fortsetzung.)

Geschichte der Griechen.

VIII. Geistiges Leben und moralischer Zustand der Griechen

in der Zeit vom Beginn der Perserkriege bis auf Alexander den Großen.

1. Sittlicher Zustand.

Die hundert und fünfzig Jahre, welche vom Beginn der Perserkriege an bis zu Alexanders d. Gr. Thronbesteigung verflossen, umfassen die höchste Blüte des griechischen Geistes und Lebens, zugleich aber auch dessen beginnenden Verfall. Athen war auch in dieser Zeit der Mittelpunkt der griechischen Welt und gab in jeder Beziehung so ganz den Ton an, daß an den inneren Zuständen und geistigen Bestrebungen dieser einzigen Stadt der Charakter des gesamten griechischen Lebens erkannt werden kann. Selbst als ihr politischer Einfluß gesunken war, erhielt sich diese Bedeutung noch lange Zeit. Athen beherrschte noch lange den Geist und die Sitten der Nation, nachdem seine politische Herrschaft über Griechenland bereits an Sparta, Theben, Makedonien übergegangen war. Übrigens hing der sittliche Zustand der Athener, wie der des gesamten griechischen Volkes, auf das innigste mit der Entwickelung des politischen Lebens zusammen. Athen verdankte die große Bildung, welche seine Bürger auszeichnete, seiner trefflichen Staatsverfassung und den über die Perser errungenen Siegen, durch welche der Geist seiner Bürger gehoben und mit großartigen Gedanken erfüllt wurde. Die Verfassung artete aber nach und nach in eine schrankenlose Demokratie aus, die erlangte Macht brachte Übermut und Herrschsucht hervor, der erworbene Reichtum führte Luxus und Schwelgerei herbei, und so mußte mit der höchsten Blüte des atheniſchen Staates auch die sittliche Entartung seiner Bürger beginnen.

Das Leben der alten Griechen, namentlich in den demokratisch verwalteten Staaten, war ein Leben voll Bewegung, und es war in sich selbst so abgeschlossen, daß alle Beziehungen, alle Genüsse, Beschäftigungen und Bestrebungen ineinander griffen und voneinander abhingen. Nichts war bei den Griechen vereinzelt, und wie der Staat, seiner Verwaltung nach, wirklich aus der verbundenen, mit- und füreinander thätigen Gesamtheit aller Bürger bestand, so wirkten auch alle Verhältnisse des Lebens fortwährend auf ihn und wurden selbst wieder durch die in ihm vorgehenden Veränderungen umgewandelt. Aus diesem Grunde mußte sich gerade in der Zeit der stärksten politischen Bewegungen Athens einerseits die Poesie und Kunst am raschesten entwickeln, andererseits aber durch die im Staate auflebende Parteiwut und Herrschsucht die Moral Veränderungen erleiden, welche notwendigerweise in alle Klassen und Verhältnisse eindrangen. Diese Veränderungen sind in der Erzählung der politischen Geschichte Griechenlands, mit deren wechselnden Ereignissen sie gleichen Schritt hielten, angegeben worden: es bedarf daher zur Darstellung des sittlichen Zustandes der Griechen in der Zeit vor Alexander dem Großen nur einer Zusammenstellung und weiteren Ausführung dessen, was früher angedeutet worden ist.

Der moralische Zustand des hellenischen Volkes war während der angegebenen Zeit in fortwährendem Sinken begriffen, und am Ende derselben waren sogar die unentbehrlichen Stützen der Sittlichkeit, die Religion, das moralische Gefühl und der Sinn für wahre Ehre aus der herrschenden Klasse fast ganz verschwunden. Wie sehr zuletzt die große Mehrzahl der Staatsmänner entartet war, leuchtet fast aus jedem einzelnen Ereignis der inneren Geschichte jener Zeit hervor, wie auch aus den Gerichtsverhandlungen, deren Überreste sich in den Schriften der griechischen Redner erhalten haben. Das einzige Beispiel des Timotheos, eines der ausgezeichnetsten athenischen Generale, kann genügen, um zu zeigen, wie sehr bei dem größten Teile der Männer, welche an der Spitze der griechischen Freistaaten standen, der Sinn für sittlichen Wert und die Scheu vor öffentlicher Entehrung geschwunden waren. Timotheos schwur einst in der Volksversammlung und verband einen Fluch gegen sich und seinen Stamm mit diesem Eide, daß er den Iphikrates anklagen wolle, um die Ausstoßung desselben aus der Bürgerschaft zu bewirken: aber statt diese vor dem gesamten Volke auf das feierlichste übernommene Verpflichtung zu erfüllen, vermählte er kurz darauf seine Tochter mit dem Sohne des Iphikrates, weil er dabei seinen Vorteil fand. Demosthenes trug bei einem Prozesse, den er als Logograph oder Advokat für einen andern gegen Timotheos zu führen hatte, kein Bedenken, dem im Staate so hoch stehenden Manne jenen

Eidbruch öffentlich vor den Richtern vorzuwerfen und die Erklärung auszusprechen, daß er dem Timotheos den Eid nicht zuschiebe, weil derselbe durchaus keine Scheu vor heiligen Dingen habe und jeden Eid leisten würde, wenn er dabei nur etwas gewinnen könne. Freilich waren die Menschen damals, wie sie immer zu sein pflegen, wenn sich in großen Städten aller Reichtum und alle Genüsse, erlaubte und unerlaubte, beisammen finden: aber es muß doch sehr weit gekommen sein, wenn diejenigen, welche einen Staat leiten, öffentlich des Meineids schuldig erkannt werden und doch ihre politische Stellung behaupten können.

Wie traurig mußte es mit dem religiösen Gefühl eines Volkes stehen, bei welchem der Meineid fast nicht mehr als ein Verbrechen angesehen wurde! Die Religion hatte in der That ihr Ansehen und ihre mäßigende und zügelnde Kraft verloren und begann allmählich den Häuptern der Staaten nur für ein Gaukelspiel zu gelten. Das phokische Volk und die von ihm geworbenen Raubscharen scheuten sich nicht, zu wiederholten Malen den heiligsten Tempel Griechenlands zu plündern und die Opfergaben der Vorzeit zur Führung des Krieges und zur Befriedigung der rohesten Sinnenlust anzuwenden. Dies war aber nicht etwa das einzige Mal, daß man sich am Heiligsten vergriff, sondern schon vor dem Tempelraube der Phoker hatten andere in andern griechischen Ländern dasselbe gethan. Der Tyrann Dionysios der Ältere von Syrakus, welcher in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts v. Chr. lebte, plünderte, um sich Geld zu verschaffen, die angesehensten Heiligtümer der Griechen in Unteritalien und Sizilien und erlaubte sich dabei sogar noch Hohn und Spott über die beraubten Götter. Als er z. B. einst einer Zeusstatue ihren goldenen Mantel abnehmen ließ, sagte er scherzend zu seiner Umgebung, er wolle den Gott von der unnützen Last seines Mantels befreien, denn dieser sei ja für den Sommer zu schwer und für den Winter zu kalt. Wie Dionysios und die Führer der Phoker, machten es auch Iphikrates und seine Truppen. Als dieser General einst, nach der Einnahme von Corcyra, sein Schiffsvolk fragte, was er mit den in den Tempeln der Stadt gefundenen Weihgeschenken anfangen sollte, erhielt er zur Antwort: er möge sich nicht darum bekümmern, was den Göttern gehöre, sondern wie er seine Soldaten bezahle.

Diese Angriffe auf die Religion, durch welche die sittliche Verdorbenheit immer mehr gesteigert ward, blieben nicht bloß bei dem äußeren Kultus und dem Eigentum der Götter stehen, sondern auch der Glaube selbst wurde in seinem innersten Wesen erschüttert. Statt des schon in den Homerischen Gedichten mit ernster Wahrhaftigkeit ausgesprochenen sittlichen Gefühls und statt der poetischen Religion der Tragiker wurde dem Volke politische Weisheit und prosaische Weltklugheit gepredigt, und die Wissenschaft der Sophistik oder die Kunst, alle

Dinge spitzfindig zu behandeln und zu eigennützigen Zwecken beliebig zu wenden und zu drehen, wurde die Weisheit, nach welcher alle strebten, und die bei der Handhabung der Staatsangelegenheiten nicht mehr entbehrt werden konnte. Unter diesen Umständen blieb von der alten Religion nur das Gerüste stehen, während der innere Bau und die Grundlage zusammenstürzten, und es erfolgte in Griechenland, was auch im neueren Italien schon längst eingetreten ist, und was den Jesuiten als Ziel und Plan vorgeworfen wird, daß nämlich nur der Pöbel an die Götter glaubte, die Regierenden aber sich dieses Glaubens zu ihren persönlichen Zwecken bedienten. Die letzteren gebrauchten Religion und Kultus, so oft es ihnen nötig und nützlich schien, als Maschinerie; die durch den Unterricht der Sophisten verbildeten mittleren Stände aber entwarfen sich ein eigenes System über Welt und Menschheit und verlachten das ganze überlieferte Religionswesen; der Pöbel endlich ließ sich, weil er zum Denken zu träge war, von dem Glanz der Tempelfeste und von den mit dem Gottesdienste verbundenen Greueln der sinnlichen Lust hinreißen und versank immer tiefer in Aberglauben und sittliche Verkehrtheit. Dazu kam noch, daß damals, wie zu allen Zeiten unter gleichen Umständen, neben dem Unglauben auch der Mystizismus zu wuchern begann: denn dieser ist einem entnervten Geschlecht stets willkommen, weil dasselbe zum Phantasieren immer noch Kraft genug hat und der matte, nur passiv sich regende Geist in unklaren Empfindungen und Vorstellungen die ihm allein zusagende halbe Beschäftigung sucht. Damals fanden deshalb die Schwärmereien, welche aus der bei den Pythagoreern aufgekommenen Geistesrichtung sich entwickelt hatten, eine ungemein günstige Aufnahme in Griechenland, und auch das bedeutsame Wirken des Philosophen Plato trug nicht wenig dazu bei, daß statt der alten sinnlichen und poetischen Religion des griechischen Volkes mystische Systeme weithin Anklang fanden.

Neben dieser religiösen Entartung kam in jener Zeit eine große Roheit und Unmenschlichkeit auf, welche durch die herrschende geistige Bildung ebensowenig gehemmt wurde, als der Unglaube und Aberglaube durch die Schwärmereien des Mystizismus. Dieser oft in gräßlichen Erscheinungen zu Tage tretende Charakterzug der Zeit war wesentlich eine Folge der Sklaverei. Es werden uns Abscheulichkeiten berichtet, durch welche die mißhandelten Sklaven und ihre Herren auf gleiche Weise herabgewürdigt wurden. Der geringsten Sache wegen gab man Sklaven der Folterung Preis, und zwar nicht etwa nur, um das Eingeständnis eigener Vergehen zu erpressen, sondern auch, um von ihnen als bloßen Zeugen über irgend einen Vorfall Auskunft zu erlangen. Es wurden zuweilen sogar ohne gerichtliche Prozedur Sklaven von einzelnen Bürgern gefoltert, weil man irgend einen Argwohn gegen

sie hegte. Im Verkehr zwischen den Freien war es die zunehmende Parteiwut, deren ungezügelte Leidenschaftlichkeit zu ähnlichen Greueln und Mißhandlungen führte, und die allmählich bei allen Parteien das Bewußtsein austilgte, daß der Staat allen Bürgern der verschiedenen Parteien gemeinsam sein muß.

Zu solchen Barbareien, wie wir sie namentlich in den Zeiten des peloponnesischen Krieges kennen lernten, bildet die Überfeinerung und Glätte der damaligen Hellenenwelt, besonders der Athener, einen schneidenden Gegensatz. Die Schriften aus jener Zeit zeigen in dem herrschenden Tone des Verkehrs eine in den feinsten Schattierungen sich zeichnende Urbanität, die attische Ausdrucksweise galt noch in späteren Zeiten für das Muster einer bescheidenen, von Rechthaberei und steifer Behauptung freien Sprache: und doch waren Roheiten, wie die angeführten, unter ebendiesen feinen und gefühlvollen Athenern etwas Gewöhnliches. Selbst bei den angesehensten Leuten kamen mitunter Scenen von wahrhaft brutaler Art vor. So z. B. schimpften Demosthenes und Äschines, die beiden größten Redner des Altertums, deren Schriften sich doch so sehr durch jene attische Feinheit im Ausdruck auszeichnen, in ihren Reden einander auf die gröbste Weise: sie ließen sich gegenseitig zu Vorwürfen herab, wie sie unter uns kein gesitteter Mann einem anderen machen würde, und in den großen Meisterwerken der Beredsamkeit, welche beide Männer uns hinterlassen haben, kommen Worte vor, die wir nur von Fischweibern zu hören gewohnt sind. In den Werken des Demosthenes befindet sich eine gegen Meidias gehaltene Anklagerede, welche dadurch veranlaßt wurde, daß Meidias, einer der angesehensten Männer Athens, den gleichfalls schon hoch angesehenen Demosthenes im Theater mit Ohrfeigen und Faustschlägen mißhandelt hatte.*)

Ein ebenso großer Kontrast zeigt sich in der äußeren Erscheinung der Menschen jener Zeit. Einesteils war allerdings die alte Einfachheit und echte Großartigkeit des Sinnes geblieben, und man konnte, wie das Beispiel des Epaminondas zeigt, die ersten Stellen im Staate bekleiden, ohne Reichtum zu besitzen und äußeren Glanz zu zeigen; anderenteils aber war von Asien her die Liebe zu übermäßiger Pracht in das hellenische Leben eingedrungen. Jene rühmliche Seite des antiken Wesens war freilich damals auch schon im Schwinden begriffen, so daß Epaminondas, Sokrates, Diogenes und andere Männer, die sich durch Einfachheit und schlichte Lebensweise auszeichneten, ihren eigenen Zeitgenossen als Erscheinungen von außerordentlicher Art be-

*) Was denn doch auch in der parlamentarischen Geschichte des 19. Jahrhunderts nicht so ganz ohne Beispiel ist.

wunderns- und staunenswert erschienen; aber doch lebte in den Griechen dieser Zeit immer noch so viel von dem alten Geist, daß bei ihnen, wie unter andern das Beispiel des Iphikrates zeigt, der von der untersten Stufe der Gesellschaft bis zu ihrem höchsten Gipfel emporgestiegen, dem Verdienst an und für sich selbst ein leichterer und sichererer Weg zu den ersten Staatsämtern offen stand, als im alten Rom oder in irgend einem Staate des Mittelalters und der neueren Zeit. Wie groß aber die Prachtliebe der Staatsmänner in jener Zeit zum Teil geworden war, und wie sehr das Streben nach eitlem Glanze sich gesteigert hatte, läßt sich nicht besser anschaulich machen, als mit den Worten des Demosthenes, welcher in einer seiner Reden dem athenischen Volk die Einfachheit der früheren Staatsmänner und die fürstliche Pracht der vornehmeren Bürger seiner Zeit vor Augen führt. „In jener früheren Zeit", sagt der Redner, „war es anders als jetzt. Damals war alles, was dem Staate angehörte, reich und glänzend, unter den einzelnen Bürgern aber zeichnete sich äußerlich keiner vor dem andern aus. Noch jetzt kann jeder von euch sich mit eigenen Augen überzeugen, daß die Wohnungen eines Themistokles, eines Miltiades und aller übrigen großen Männer der Vorzeit durchaus nicht schöner und ansehnlicher waren, als die ihrer Mitbürger. Dagegen sind die zu ihrer Zeit errichteten öffentlichen Gebäude und Denkmäler so großartig und prachtvoll, daß sie ewig unübertrefflich bleiben werden: ich meine die Propyläen, die Arsenale, die Säulengänge, die Hafenbauten des Piräeus und andere öffentliche Werke unserer Stadt. Jetzt aber giebt es Staatsmänner, deren Privatwohnungen viele öffentliche Gebäude an Pracht überbieten, und welche so große Landgüter zusammengekauft haben, daß die Felder von euch allen, die ihr hier als Richter versammelt seid, an Ausdehnung denselben nicht gleichkommen. Was dagegen jetzt von Staats wegen gebaut wird, das ist so unbedeutend und ärmlich, daß man sich schämen muß, davon zu reden".

Daß zugleich mit dieser Prachtliebe, welche durch die vielfachen Gesandtschaften nach Persien ungemein gefördert ward, auch Schwelgerei und die schändlichsten Laster sich in die griechischen Staaten einschlichen und die Sitten verpesteten, läßt sich denken. Ausschweifungen jeder Art waren damals in den größeren Städten Griechenlands herrschend geworden; sie bildeten nächst der Eitelkeit das Hauptübel der Gesellschaft und standen im schneidendsten Kontrast mit der durch die Gesetze gebotenen Sittenzucht. Die Reden, die sich aus den gerichtlichen Verhandlungen jener Zeit erhalten haben, berichten wahre Greuel der Sittenlosigkeit; sie liefern dadurch aber zugleich auch den Beweis, daß Staaten, in welchen die ärgsten Laster so häufig begangen und fast täglich in öffentlicher Gerichtssitzung besprochen wurden, als selbständige Republiken unmöglich lange fortbestehen konnten.

Eitelkeit und Schwelgerei führen in ihrem Gefolge immer auch den Eigennutz und die Habsucht mit sich: und so bilden denn auch diese Laster einen Hauptcharakterzug jener Zeit. Das Streben nach Reichtum war so allgemein herrschend, daß ein Mann, der wie Epaminondas ganz frei davon war, seinen Zeitgenossen eine befremdende Erscheinung war. Diese Geldgier hatte die schmählichste Bestechlichkeit, sowie häufigen Mißbrauch anvertrauter Gewalt zur Folge. Die gerichtlichen Reden aus jener Zeit sind mit Beispielen der schamlosesten Bestechung und der gröbsten, aus Habsucht hervorgegangenen Verletzung der dem Staate schuldigen Pflichten angefüllt. So ward z. B. einmal in Athen vor Gericht durch Zeugen bewiesen, daß der Redner Demosthenes, um seinem Gegner zu schaden, einem armen, aber ehrenhaften Manne einige Hundert Mark unseres Geldes angeboten habe, wenn derselbe seinem eigenen Weibe öffentlich eine Schande andichten, das Doppelte dieser Summe aber, wenn er eine solche Lüge noch dazu vor den Richtern eidlich beschwören wolle. Zur Ehre der Menschheit können wir hinzusetzen, daß jener schlichte Bürgersmann dem großen und berühmten Redner die schöne Antwort erteilte: er sei zwar blutarm, allein Demosthenes irre doch, wenn er meine, daß ihm jedes Mittel, zu Gelde zu kommen, recht sei; etwas, wie jener ihm zumute, werde er nimmermehr thun.

Wie groß die Verkäuflichkeit der Staatsmänner war, ist aus den früheren Angaben über die persischen und makedonischen Bestechungen bekannt, wie insbesondere auch aus dem, was bei der Erwähnung der Gesandtschaft des Pelopidas nach Susa mitgeteilt worden ist. Die Anführer der Truppen benahmen sich in ihrer Habgier oft so, daß man sie nur mit Räuberhauptleuten vergleichen kann; häufig waren sie in der That nichts anderes. Zur Zeit Philipps brandschatzten dieselben auf eine gewissermaßen regelmäßig gewordene Weise die Bewohner der Küsten und Inseln und zwangen manche mit Athen verbündete Handelsstädte, sich durch große Geldgeschenke von ihnen loszukaufen, um nur zu verhüten, daß ihre Kauffahrteischiffe als gute Prise weggenommen würden. Freilich war die finanzielle Lage des athenischen Staates damals so beschaffen, daß den Feldherren und Admiralen oft nichts anderes übrig blieb, als den Krieg wie Räuber zu führen und die Bundesgenossen auszuplündern: denn nicht selten erhielten die Truppen lange Zeit hindurch gar keinen Sold und waren also genötigt, vom Raube zu leben.

Unter solchen Umständen brachten freilich die Führer der Heere und die Staatsmänner ganz andere Reichtümer zusammen, als die patriotischen Männer, welche zur Zeit der Perserkriege sich um Athen verdient gemacht, oder die, wie ein Cimon oder Perikles, unmittelbar

nachher mit Aufopferung ihres eigenen Vermögens den Glanz ihrer Vaterstadt zu erhöhen gestrebt hatten. Der wegen seiner Bestechlichkeit berüchtigt gewordene Timagoras verschaffte sich durch seine Sendung am persischen Hof ein Vermögen von 600 Talenten (2 604 000 ℳ), d. h. nach dem Werte, den das Geld zu unserer Zeit hat, ein Vermögen von etwa 21 Millionen Mark. Zu gleicher Zeit verringerte sich, wie überall, wo nicht Fleiß und Gewerbsthätigkeit Haupterwerbsmittel sind, neben dem ungeheuren Privatbesitze einzelner das Gesamtvermögen des Staates und die äußerste Armut zeigte sich neben dem größten Reichtum. Die Einnahmen des Staates und der Gesamterwerb seiner Bürger waren nach und nach sehr geschmälert worden. Der Ertrag der Bergwerke hatte sich vermindert, weil einige Minen bereits erschöpft, diejenigen aber, welche die Athener lange Zeit hindurch in Thrakien besessen hatten, in andere Hände gekommen waren. Die auswärtigen Besitzungen waren, bis auf einige wenig bedeutende Inseln und Städte, ebenfalls den Athenern verloren gegangen. Der Handel endlich hatte sich größtenteils nach anderen Orten hingezogen. Dabei war man genötigt, die ersten Lebensbedürfnisse von fernen Gegenden her zu holen: Attika bezog z. B. aus den Seestädten des Schwarzen Meeres eine größere Menge Getreide, als irgend ein anderer griechischer Staat, und es gingen für dasselbe jährlich sehr bedeutende Summen Geldes aus dem Lande. Rhodus, Byzanz und die Städte an der Nordküste Kleinasiens hoben sich in demselben Grade, in welchem Athens Handel sank, und diese damals politisch noch nicht bedeutenden Staaten häuften bei sich nach und nach eine außerordentlich große Menge baren Geldes an.

Hauptgewerbe der reicheren Athener waren, außer dem Handel und einigen eigentümlichen Geschäften, der auf Kriegszügen ausgeübte Raub, die gegen Bezahlung oder Bestechung unternommenen Staatsgeschäfte und das Vermieten von Sklaven und von Soldtruppen. Doch gehörte die letztere Erwerbsquelle nicht zu den bedeutenderen, da die Zahl aller Sklaven in Attika nicht mehr als 100 000 bis 120 000 betrug und ein Sklave damals in Athen fünfmal weniger kostete, als ein schönes Pferd. Dagegen waren gewisse aus der sittlichen Entartung der Zeit hervorgegangene Gewerbe, sowie die Wissenschaft und die Kunst wichtige Erwerbsmittel für Athen und andere Städte geworden. Die Stadt Athen war der Sitz der Sophistik, der Schmeichler- und Advokatenkünste und neben Korinth die Hauptstätte der verfeinerten Liederlichkeit: und ein Teil seiner Einwohner bediente sich dieser Verderbnis als einer einträglichen Quelle des Einkommens. Ebenso waren Kunst und Wissenschaft in Korinth, in Rhodus, in Syrakus und anderen griechischen Freistaaten, am meisten aber wiederum in Athen,

für ganze Klassen von Menschen ein Geschäft und Gewerbe geworden; denn durch die moralischen Verhältnisse, welche zu jener Zeit in Griechenland und seinen Nebenländern Wurzel faßten, erhielten Musik, Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Tanz- und Schauspielkunst ein neues Leben, und zwar durch dieselben Umstände, welche der Poesie, der Geschichtschreibung und den Sitten verderblich wurden. In welchem Umfange durch diese Unterstützung die Künste zunahmen, kann man daraus ermessen, daß Alexander der Große zu den gymnastischen und musikalischen Wettkämpfen, die er bei dem Leichenbegängnisse seines Freundes Hephästion anstellte, nicht weniger als 3000 Künstler zusammenrufen ließ. Viele griechische Schauspieler, teils bloße Possenreißer, teils aber auch wirkliche Künstler im tragischen und komischen Fache, wanderten zu Philipp II., zu den syrakusanischen Herrschern Dionysios I. und II., zu den cyprischen Fürsten, ja sogar zu den persischen Königen und erwarben sich an den Höfen dieser Fürsten durch Talent und Schmeichelei beträchtliche Reichtümer. Für alle diese Künste, die ernsten und die losen, war und blieb Athen der wichtigste Ort und behauptete, auch nachdem seine politische Macht bereits zum größeren Teil geschwunden war, dadurch seine alte Bedeutung. Die Mehrzahl der Künstler jener Zeit, deren Namen uns überliefert worden sind, waren Athener oder doch wenigstens in Athen gebildet worden. Ganz besonders galt das athenische Theater in allen Gegenden, in welchen griechisch gesprochen wurde, als Muster. Überall legte man auf das Urteil des athenischen Publikums den größten Wert und die ausgezeichneteren unter den athenischen Schauspielern wurden von den Fürsten und Königen in so hohen Ehren gehalten, daß sie dadurch sogar für die Staatsverhältnisse eine Bedeutung erlangten, die wohl einzig in der Geschichte ist.

2. Bildung und geistiges Leben im allgemeinen.

Die Betrachtung des geistigen Lebens eines Volkes hat in der Weltgeschichte einen anderen Zweck, als in der Geschichte der Litteratur und der Wissenschaften. Es kommt für die Erkenntnis der Entwickelung des menschlichen Geschlechts weder darauf an, daß man den Wert bestimme, welchen die einzelnen Werke des Geistes in ästhetischer Hinsicht haben, noch auch darauf, daß man den Einfluß derselben auf die Wissenschaften und deren Gedeihen ermittele; sondern es muß das Verhältnis erforscht werden, in welchem die Schriften einer Nation zu dem herrschenden Geist der verschiedenen Zeiten standen. Die litterarischen Werke eines Volkes werden also in der Weltgeschichte einerseits nur als der Ausdruck dessen betrachtet, worin das eigentliche Wesen der verschiedenen Entwickelungsstufen einer Nation bestanden hat, anderer-

seits aber zugleich auch als eines der Mittel, durch welches dieses bestimmt und gestaltet worden ist. Wenn folglich, bei der eigentlichen historischen Betrachtung, der größere oder geringere Wert einer Schrift festgesetzt werden sollte, so würden dabei ästhetische oder rein litterarische und wissenschaftliche Rücksichten durchaus nicht den Maßstab bilden können, sondern es käme vor allem auf die Beziehung an, in welcher das Werk eines Schriftstellers zu seiner Zeit stand, — auf die Frage, inwiefern dieser Schriftsteller in demselben einen Spiegel seiner Zeit uns hinterlassen und durch seine Schriften die Entwickelung seines Volkes überhaupt gefördert oder gehemmt hat. Es soll aus den Schriften einer Nation die Kultur derselben erkannt werden, sowie der Geist, auf welchem alle politischen, moralischen und geselligen Verhältnisse einer bestimmten Epoche beruhen.

Die anderthalb Jahrhunderte vom Beginn der Perserkriege an bis auf Philipps II. Tod umfassen denjenigen Zeitraum, in welchem alle Bildungsformen und alle nicht schon vorher vollendeten Arten und Zweige der griechischen Litteratur, mit Ausnahme der Mathematik und der realen Wissenschaften, den höchsten Grad ihrer Entwickelung erlangten: und zwar kam bei den Griechen ein Teil der Geistesbildung nach dem andern zur Blüte, zuerst die dramatische Poesie, dann die Geschichte, hierauf die Philosophie und die Redekunst, und zuletzt die mathematischen und realen Wissenschaften. Von diesen fünf Abteilungen menschlicher Wissenschaft erhielten die vier ersten ihre eigentliche Entwickelung und ihre Vollendung bei dem athenischen Volke, die fünfte aber erst in Alexanders Reich und in den Staaten, welche aus diesem hervorgegangen sind.

Athen war, in der unserer Betrachtung vorliegenden Periode, der Mittelpunkt und gleichsam die Seele des geistigen Lebens der Griechen. Der ganze Gang der Bildung dieses geistreichsten Volkes der Welt und der wechselnde Charakter seiner Litteratur entsprachen dem Gange der Dinge im athenischen Staate und den jedesmaligen Verhältnissen desselben. Den kräftigsten Aufschwung erhielt die hellenische Bildung durch den großen Nationalkampf gegen die Perser: da der Angriff dieses Volkes vorzugsweise auf Athen gerichtet war und die Athener mehr als jede andere griechische Völkerschaft zu dem glücklichen Ausgang dieses Nationalkrieges beitrugen, so steht auch diese wichtigste äußere Anregung aller geistigen Bestrebungen der Griechen in der unmittelbarsten Beziehung zu dem athenischen Volk.

Die hellenische Bildung der Zeit, in welcher Athen zugleich Sitz und Quelle derselben war, zerfällt ihrem Grundwesen nach in zwei allmählich ineinander übergehende Hauptepochen: in die Zeit ihrer höchsten Blüte, welche bis in den peloponnesischen Krieg hineinreichte,

und in die Zeit des beginnenden Verfalles, der mit dem Mißbrauch des Sieges über die Perser seinen ersten Anfang nahm. Die Werke beider Zeiten tragen den Charakter des herrschenden politischen und moralischen Geistes an sich. In denen der ersteren Zeit zeigt sich noch die unverdorbene Kraft und das lebendigste Selbstbewußtsein einer geistig und moralisch tüchtigen Nation: Freiheitssinn, angeborene Ordnungsliebe und strenger Gehorsam sowohl gegen die Götter als auch gegen die Gesetze des bürgerlichen Lebens werden in diesen Werken überall gegen die wilde Phantasie, den blinden Gehorsam und die rohe Gewalt des Orients in einen scharfen Kontrast gestellt. In den Schriften der zweiten Zeit dagegen spricht sich ebenso klar und bestimmt der Mißbrauch des Sieges und die Entartung der guten alten Zucht aus: die litterarischen Werke dieser Periode geben das Sinken des politischen und moralischen Lebens auf das entschiedenste zu erkennen. So zeigt sich, in der Aufeinanderfolge der Schriftsteller dieser beiden Perioden, zuerst die einem großen Zeitalter eigentümliche reine Begeisterung und ungeschwächte Kraft und hierauf der allmähliche Fortgang von dieser höchsten Höhe echter Bildung bis zu den, vorzugsweise durch Glätte und Gefälligkeit sich auszeichnenden Erzeugnissen eines zwar gebildeteren, aber auch minder kräftigen Geistes. Das erstere wird vorzüglich durch einzelne große Männer ausgesprochen, diese erzeugen die vollendeten Bildungen und Schöpfungen des Genies, welchem die Regel und Vorschrift des Verstandes zwar klar geworden ist, aber ohne daß die Fülle der Phantasie dadurch geschwächt, ihr Schwung dadurch gelähmt wäre. Das zweite besteht in Meisterwerken der bloßen Kunst, die statt der reinen Begeisterung durch Regeln und Beispiele geleitet wird und nicht eigentlich schöpferisch thätig ist, sondern vielmehr hauptsächlich nur die Gedanken und den Ausdruck zu ordnen versteht; dies sind die Werke des bloßen Talents.

In demselben Grade nun, in welchem Kraft, Einfalt und Natürlichkeit abnahmen und die aus reiner Begeisterung hervorgegangenen Werke seltener wurden, nahm die Bildung an äußerer Ausdehnung und an Umfang zu und an die Stelle der ungeschwächten Naturkraft trat die Kunst. Die Menschen wurden kenntnißreicher und gebildeter, verloren aber dagegen immer mehr den echten Sinn für das Bessere und Höhere; sie wurden feiner und reizbarer im Empfinden, büßten aber dafür das kräftige, natürliche Gefühl der früheren Zeit ein. Statt daß vorher das allen Menschen innewohnende Bewußtsein des Höheren die Seele erfüllt und belebt hatte, strebte man jetzt nach einer rein intellektuellen Erkenntnis des Lebens und seiner letzten Gründe. Die Menschen gewannen auf diesem Wege an Erfahrung und Philosophie, verloren aber an Geist und Kraft, an deren Stelle das Wissen und

die Kunst traten; sie wurden gewandter und gefälliger, aber auch prosaischer, träger und mattherziger. Die Gesamtheit der Bürger endlich war nicht mehr, wie früher, von fast gleichem Bildungsstande, sondern sie zerfiel jetzt ihrer Fassungskraft und ihren geistigen Bedürfnissen nach in besondere Stufen und Klassen: die Werke der Litteratur konnten also auch nicht mehr für die ganze Nation, sondern nur für einen einzelnen Teil derselben geschrieben werden.

Es liegt in der Natur der Sache, daß bei diesem Gange, welchen das geistige Leben der Hellenen nahm, die Bildung immer weniger um ihrer selbst willen geliebt und erstrebt wurde, oder mit anderen Worten, daß dieselbe im Verlaufe der Zeit immer mehr ein Mittel zu anderen Zwecken ward und folglich auch mehr und mehr das Gewicht auf die Form, nicht auf den Gehalt gelegt wurde. Zwei Zwecke waren es hauptsächlich, welchen sie dienen mußte: die Befähigung zum feineren geselligen Verkehr, die, in Verbindung mit dem Bedürfnis der Unterhaltung, den Menschen das Wissen und die Bildung wünschenswert machte, und der Nutzen, welchen Kenntnisse und geistige Gewandtheit für das handelnde Leben und seine Zwecke gewährten. Solange die republikanische Freiheit selbständig fortdauerte, beschränkte sich das letztere auf die Zwecke des Staatslebens, und die Bildung war daher bis auf Alexanders Zeit vorzugsweise eine politische. Sobald aber das monarchische Element im griechischen Volke das Übergewicht erhielt, wandte sich Wissen und Bildung mehr den Zwecken des Privatlebens zu und bekam vorzugsweise Bedeutung für die Industrie und die Formen des gesellschaftlichen Lebens. Mit andern Worten: die Bildung der griechischen Nation wurde im Verlauf der Zeit immer formeller, äußerlicher, gelehrter und oberflächlicher. Aus diesem Grunde ist es auch ganz natürlich gewesen, daß bei den Griechen zuerst die dramatische Poesie, hierauf die Geschichte, die Philosophie und Redekunst und endlich die mathematischen und realen Wissenschaften blühten.

Auch führte dieser Gang der griechischen Bildung eine Erscheinung herbei, welche von Philipps Zeit an immer deutlicher sichtbar wird. Die Wissenschaft und Litteratur gaben nämlich einzelnen Männern und Staaten in demselben Grade eine größere Bedeutung, in welchem die Bildung systematischer und gelehrter wurde und sich mehr auf das äußere Leben richtete. Einzelne Schriftsteller und einzelne als Mittelpunkte der Litteratur ausgezeichnete Staaten erhielten dadurch, namentlich zur Zeit Philipps und Alexanders, ein Ansehen und einen Einfluß, welche sonst nur durch Macht und Reichtum erlangt werden. Dies beweisen uns die hohen Ehren, mit welchen Euripides, Plato und andere Männer von hohem wissenschaftlichen oder künstlerischen Range von dem makedonischen König Archelaos und den beiden Dionysios von

Syrakus aufgenommen wurden, und ebenso der hohe Wert, den die genannten wie auch andere Fürsten auf die Meinung und das Urteil des athenischen Volkes legten. Noch mehr aber zeigt es sich in der Stellung, die der Philosoph Aristoteles durch Philipp II. erhielt und unter dessen Sohn behauptete, in der sehr großen Freigebigkeit, mit welcher der letztere die wissenschaftlichen Arbeiten dieses und anderer Philosophen unterstützte, sowie endlich in der Rolle, welche Athen zur Zeit Philipps und Alexanders fortwährend spielte. Die Athener verloren durch Philipp ihren ganzen politischen Einfluß auf Griechenland; allein ihren litterarischen Ruhm und den Vorzug, daß ihr Lob und ihr Tadel in allen Angelegenheiten der Litteratur und Kunst entscheidend waren, behaupteten sie in so reichem Maße, daß man sagen kann, die beiden großen Makedonier seien in dieser Hinsicht ebensosehr ihnen unterwürfig und tributpflichtig geworden, wie umgekehrt die Athener als Volk ihrer Botmäßigkeit anheimgefallen waren.

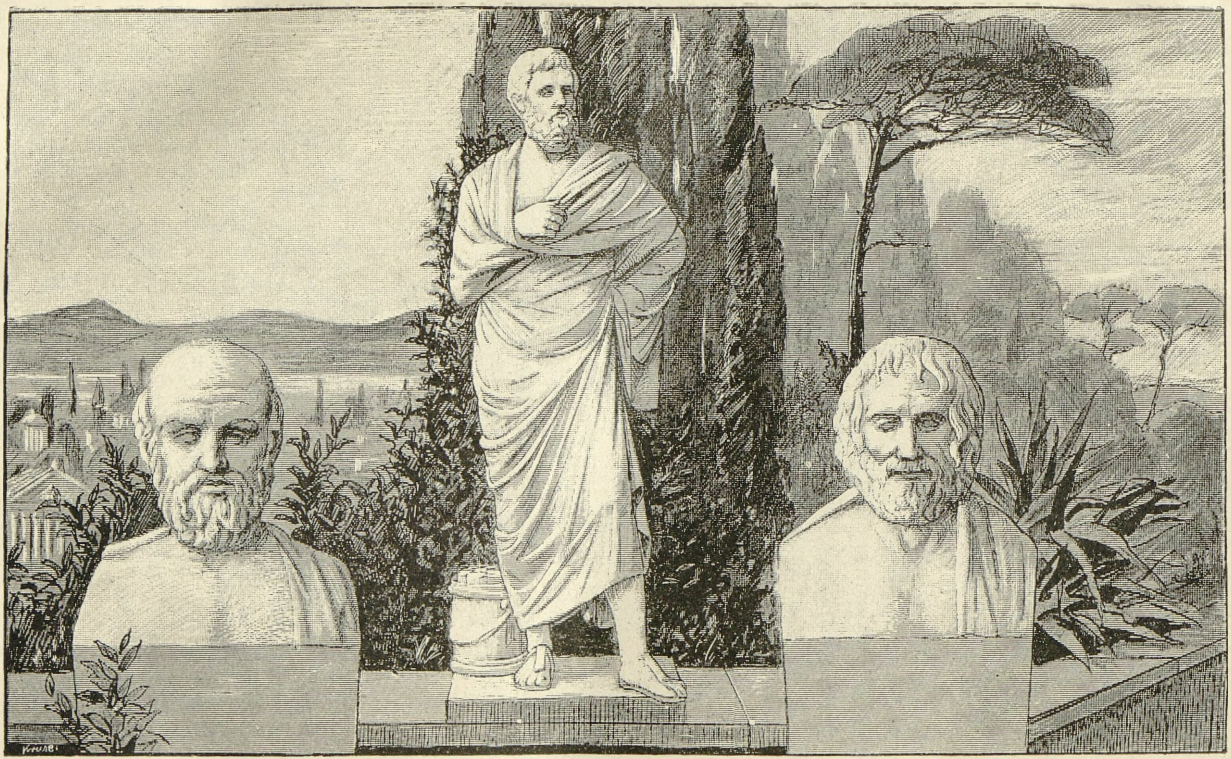
3. Dichtkunst.

Die in diesem ganzen Zeitraum vorherrschende Art der Dichtung war die dramatische. Die lyrische Poesie, welche in der zunächst vorhergehenden Zeit vorgewaltet hatte, trat jetzt in den Hintergrund. Der größte lyrische Dichter des Altertums, Pindar, lebte zwar zur Zeit der Perserkriege, aber er war eine einzeln dastehende Erscheinung und übte auch keinen zu neuer Produktion anregenden und bestimmenden Einfluß auf die Entwickelung des griechischen Volkes aus, sondern seine Werke sind mehr als der Schluß und die höchste Vollendung derjenigen Dichtungsart anzusehen, welche bis zum Beginne dieser Zeit vorzugsweise geblüht hatte.

Pindar, welcher ungefähr von 522 bis 440 v. Chr. lebte, war in Theben oder einem Orte des thebanischen Gebietes geboren und gehörte also demjenigen Teile des griechischen Volkes an, der zu allen Zeiten wegen seiner Roheit und Unmäßigkeit verschrieen war: die Namen Pindars, Hesiods und der Dichterin Korinna sind fast die einzigen böotischen Namen von Bedeutung, welche in der Geschichte der griechischen Litteratur vorkommen. Pindar lebte einige Jahre am Hofe des glänzenden Herrschers Hieron I. von Syrakus, welchen er, ebenso wie den Tyrannen Theron von Agrigent und einige andere Fürsten Siziliens und Thessaliens, gegen reichen Lohn in seinen Gedichten besang. Von den Werken Pindars haben sich, außer einigen Bruchstücken anderer Gedichte, nur fünfundvierzig sogenannte Epinikien oder Lobgesänge auf Sieger in den vier großen griechischen Nationalspielen erhalten.

Die dramatische Poesie ist, wenn man so sagen darf, eine Erfindung der Griechen, bei welchen dieselbe auch stets eine größere Bedeutung hatte, als bei irgend einem andern Volke der Erde. Das griechische Drama hatte einen religiösen Ursprung und ging seiner äußeren Form nach aus der lyrischen Poesie und der Tanzkunst hervor. Es war nämlich bei den Griechen gebräuchlich, die Götter an ihren Festtagen durch einen Lobgesang zu verherrlichen, der von einem Chor gesungen wurde. Dieser Gesang war von einem Tanze begleitet, dessen Charakter, wie der aller andern Tänze der Griechen, darin bestand, daß durch die im Tanze sich darstellenden Figuren gewisse Vorstellungen und Empfindungen in dem Zuschauer geweckt wurden. In jenem Lobgesange wurden einzelne Mythen behandelt, der ihn begleitende Tanz aber entsprach dem Inhalte derselben, und es wurde also bei religiösen Festen durch Gesang und Tanz eine bestimmte Handlung dargestellt. Aus dieser Darstellung entwickelte sich nach und nach die dramatische Dichtkunst. In welchen einzelnen Abstufungen dieselbe allmählich entstand, läßt sich nicht verfolgen. Wir wissen nur, daß die dramatische Poesie vorzugsweise aus den Festen des Bacchus, bei denen die allgemeine Stimmung der Entwickelung jener neuen Kunstform auf halbem Wege entgegenkam, hervorgegangen ist, daß Attika dasjenige Land war, in welchem sie zuerst entstand, und daß nach der Meinung des Altertums der attische Dichter Thespis, ein Zeitgenosse Solons, es war, welcher zuerst den Chorführer selbständig neben den Chor stellte, so den Dialog in die Darstellung brachte und damit den Keimpunkt der neuen Dichtung gab. Thespis wird deshalb der Erfinder des Dramas genannt, obgleich anderen Angaben aus dem Altertum zufolge diese Form der Poesie vielleicht schon früher entstanden ist. Äschylos fügte, um das Jahr 500 v. Chr., zuerst einen zweiten Schauspieler hinzu, und damit war eigentlich erst das Drama seiner grundlegenden Form nach vollendet. Übrigens bildeten schon vor Äschylos nicht mehr bloß Mythen die Gegenstände der Darstellung, sondern auch Zeitbegebenheiten wurden bereits auf die Bühne gebracht; Phrynichos z. B., der Schüler des Thespis, behandelte die Eroberung von Milet durch die Perser (494 v. Chr.) in dramatischer Form.

Der Name Drama, welchen diese Gattung der Dichtkunst von den Griechen erhielt, bedeutet soviel als Handlung. Über den Ursprung der Namen Tragödie und Komödie sind die Meinungen der Gelehrten verschieden. Der letztere Name ist nach der Ansicht der meisten durch Freudengesang zu übersetzen und würde also etwa dem deutschen Worte Lustspiel entsprechen: einige aber geben ihm eine andere Ableitung, nach welcher er soviel als Dorfgesang bedeuten würde und seinen Grund darin gehabt hätte, daß die Tragödie viel früher, als



Äschylos. Sophokles. Euripides.

Nach antiken Originalen. Gezeichnet von Franz Kruse.

die Komödie, in städtischen Theatern aufgeführt worden wäre, und daß deshalb das Lustspiel, als eine längere Zeit nur in Dörfern gebräuchliche Darstellung, von diesen seinen Namen erhalten hätte. Das Wort Tragödie bedeutet soviel als Bocksgesang und ist dadurch entstanden, daß bei den Festen des Weingotts ein Bock geopfert wurde, oder wie andere meinen, daß bei denselben mehrere Dichter wetteifernd auftraten und derjenige von ihnen, dessen Lobgesang als der beste anerkannt wurde, einen Bock zum Geschenk erhielt: oder endlich, daß der tanzende und singende Chor die Satyrn vorstellte, welche der Mythe nach zu dem Gefolge des Bacchus gehörten und mit Bocksfüßen abgebildet wurden.

Das Drama bei den Hellenen war in mehr als einer Hinsicht von dem unsrigen sehr verschieden. Nicht bloß war der Chor, welcher das lyrische Element des Stückes bildete, und welcher der neueren dramatischen Kunst fremd ist, ein wesentlicher Teil der griechischen Dramen, sondern die theatralischen Vorstellungen wurden auch fortwährend als ein Teil des öffentlichen Gottesdienstes angesehen und fanden deshalb zu Athen nur zweimal im Jahre, an den beiden großen Dionysos- oder Bacchusfesten, statt: endlich aber hing, was für die Geschichte des griechischen Volkes das Wichtigste ist, das Theater als eine politische Anstalt auch mit dem Staatsleben zusammen. Dasselbe war ein nationales, dem Zustande der Sitten, dem öffentlichen Leben und der Staatsverfassung angepaßtes Institut und diente in seiner Blütezeit vorzugsweise dazu, zeitgemäße würdige und hohe Gedanken und Empfindungen unter den Bürgern zu verbreiten, mochte nun der Gegenstand eines Stückes ein mythischer oder ein der Zeitgeschichte entnommener sein.

Von den beiden Arten, in welche das Drama zerfällt, war die Tragödie oder das, was wir jetzt Trauerspiel nennen, diejenige, die zuerst zur Blüte kam. Die eigentliche Zeit ihrer Blüte nahm mit dem Auftreten eines der größten tragischen Dichter, Äschylos, ihren Anfang, erreichte ihre höchste Höhe durch Sophokles und begann mit dem dritten der drei berühmtesten Tragiker des Altertums, Euripides, zu sinken. Diese drei Männer folgten sich ihrer Lebenszeit nach so, daß im Jahre 480 v. Chr. Äschylos als 45jähriger Mann in der Schlacht bei Salamis mitfocht, Sophokles als 15jähriger Jüngling an der nach dieser Schlacht abgehaltenen Siegesfeier Anteil nahm und Euripides am Tage der Schlacht selbst auf der Insel Salamis, wohin seine Eltern mit den übrigen Athenern geflohen waren, geboren wurde.

Äschylos, welcher einem der ältesten Adelsgeschlechter Attikas angehörte, wurde 525 v. Chr. zu Eleusis geboren. Er nahm an den Schlachten bei Marathon, Artemision, Salamis und Platää thätigen

Anteil und zeichnete sich dabei, gleich seinem bei Marathon gefallenen Bruder Kynegiros, durch große Tapferkeit aus. Im Jahre 484 erhielt er zum erstenmale in einem dramatischen Wettstreite den Preis, den er nachher noch zwölfmal errang. In seinem höheren Lebensalter verließ er, unzufrieden mit der Ausartung der Volksherrschaft, seine Vaterstadt und begab sich nach Syrakus, wo er an Hierons I. Hof eine ehrenvolle Aufnahme fand. Er kehrte zwar von da noch einmal nach Athen zurück, begab sich aber bald wieder nach Sizilien und starb daselbst 456 v. Chr. in der Stadt Gela.

Äschylos soll nicht weniger als 70 oder nach einer andern Angabe 80 Tragödien geschrieben haben, aber nur sieben derselben haben sich bis auf unsere Zeit erhalten. In allen noch übrigen Werken dieses Dichters zeigt sich das Bild einer großen Zeit und der ihr eigentümlichen großartigen Gesinnung. Jede seiner Tragödien ist sowohl ihrer ganzen Anlage nach, als auch in ihren Einzelheiten mehr als menschlich erhaben und zeigt eine ans Furchtbare grenzende Höhe oder Tiefe der Auffassung. Der Ernst der Mysterien, welcher als ein Zügel der wilden Demokratie gebraucht ward, durchweht seine Stücke; dieser geheime Gottesdienst selbst wird von dem Dichter mit den Zeiten der ersten Entwickelung der Griechen in einen innigen Zusammenhang gebracht und folglich als uralt hingestellt, obgleich derselbe wenige Menschenalter vor Äschylos in Griechenland sich entwickelt und verbreitet hat. Dabei zeigt dieser Dichter überall das Streben, das Aristokratische in der athenischen Verfassung gegen die zu seiner Zeit immer stärker werdenden Angriffe einer zügellosen Volksherrschaft zu schützen. Endlich haben fast alle seine Tragödien eine nähere oder entferntere Beziehung zu dem Nationalkampf gegen die Perser und heben den Gegensatz der griechischen und der persischen Gesinnung und Lebensweise hervor. So bilden also Religion und Staat den Mittelpunkt, um den sich bei Äschylos alles dreht, und das Ziel, auf welches sein Streben gerichtet ist; Privatangelegenheiten kommen immer nur als Nebensache vor. Auch der Grundgedanke, von welchem die einzelnen Stücke des Äschylos ausgehen, ist jedesmal nicht sowohl eine Idee des Dichters, als vielmehr eine Idee der Zeit oder ein in der Mythe und Religion liegender Gedanke, dem der Dichter durch sein Drama Gestalt zu verleihen strebt.

Die Ideen, welche den einzelnen Tragödien zu Grunde liegen, sind also immer entweder politische oder religiöse oder auch beides zugleich. In demjenigen seiner Stücke z. B., welches den Titel „der gefesselte Prometheus“ trägt, kommt der Gedanke zur Darstellung, daß die wahre Freiheit des Menschen nie besiegt werden kann, daß echte Seelengröße jeder Gewalt überlegen ist und auch im Unglücke sieghaft leuchtet, daß über jedem Tyrannen, wenn er auch noch so mächtig ist,

ein vergeltendes Schicksal waltet. Der blinde Despotismus und die tote Gewalt werden also im Kampfe mit freier Seelenstärke, sicherer Vernunft und besonnenem Verstande dargestellt; das Hohe und Edle eines um den Besitz geistiger Güter kämpfenden Helden wird in Kontrast gebracht mit der knechtischen Natur des gemeinen Menschen, der um des Geldes willen sich zu allem versteht, oder mit der weichen und milden Seele, welche zwar mitempfindet und das Rohe und Schlechte ebenfalls haßt, zum Widerstreben und Helfen aber keine Kraft hat, oder endlich mit dem schmiegsamen Wesen des Alltagsmenschen, der sich, um durch die Welt zu kommen, vor jedermann bückt und dem Unglück nichts anderes entgegen zu setzen weiß, als auswendig gelernte Trostgründe und Sittensprüche. In einem anderen Stücke, welches „die Perser" betitelt ist und die Vernichtung der persischen Seemacht in der Schlacht bei Salamis zum Gegenstand hat, werden einerseits das nach Gesetz und Recht geordnete Staatswesen der Griechen, ihr Gemeinsinn, das unter ihnen waltende kräftige Selbstgefühl jedes Einzelnen, sowie die Kraft, welche ein freies Volk im Kampfe für sein Dasein aus sich selbst zu schöpfen vermag, dargestellt, andererseits aber und als ein Gegensatz des griechischen Wesens der Charakter des persischen Staates oder die untergeordnete, nicht durch ein inneres Band verknüpfte Masse von Völkern vorgeführt, die auf Vernichtung der individuellen Freiheit gegründete Willkür und Vergötterung des Regenten und die Ohnmacht eines ungeheuren Heeres, das für den Gegenstand oder das Ziel des Kampfes weder Sinn noch Gefühl hat, sondern bloß durch blinden Gehorsam geleitet wird.

Eine dritte Tragödie des Äschylos, der „Agamemnon", enthält, außer einigen anderen Beziehungen, die an das siegestrunkene Athen gerichtete Warnung, daß, wie Agamemnons Beispiel zeige, Übermut im Glücke den Untergang nach sich ziehe. In einem vierten Stück, welches den Muttermord des Orestes zum Vorwurf nimmt und die „Choephoren" oder Grabspenderinnen betitelt ist, wird einesteils der Sturz eines mit Blutschuld behafteten Usurpators als der Sieg des angestammten Rechts über die Herrschaft der angemaßten Gewalt gebilligt, anderenteils aber der Muttermord des Orestes als ein schauderhafter Frevel gegen die kindlich religiöse Gesinnung gerichtet, obgleich derselbe sogar von der Gottheit geboten worden war, weil eine solche Verletzung des heiligsten Naturgesetzes nur von der Gottheit selbst begangen werden dürfe. In den „Eumeniden", derjenigen Tragödie, deren Gegenstand die Lossprechung des Orestes von der Schuld des Muttermordes ist, führt Äschylos seinen athenischen Mitbürgern ihren uralten, mit der Heiligkeit religiöser Weihe ausgestatteten Gerichtshof Areiopagos, dessen Beisitzer aus den geprüften und erfahrenen

Volksältesten bestanden, vor. Der Dichter läßt in diesem Gerichte, welches das Urteil über Orestes zu fällen hat, sogar die beiden Hauptgottheiten des griechischen Glaubens, Pallas Athene und Apollo, auftreten und umgiebt dieselben mit allem, was dem Athener hehr und heilig war. In dieser Tragödie ist es seine Absicht, die alten Einrichtungen des athenischen Staates, an welchem die Demokraten so stark rüttelten, als heilige, mit dem Wohl des Staates unzertrennlich verbundene darzustellen. Er will die alten Rechtsinstitute, die überlieferten Gebräuche des Kultus, die erblichen Priesterschaften und den mit dem Untergang bedrohten Rest einer wohlthätigen Aristokratie erhalten wissen; er reiht daher in dieser Tragödie alles an die Götter und ihre Geschichte an und läßt die Schutzgöttin Athens den Bürgern der Stadt zurufen, daß gesetzliche Ordnung und das Fernhalten jener Zuchtlosigkeit, welche bei barbarischen Völkern walte, der Zweck aller athenischen Einrichtungen, Gesetz und Recht aber die Mittel zu diesem Zwecke seien, daß die Götter selbst die alte Ordnung eingesetzt hätten, und daß also jeder, der dieselbe umzustürzen suche, gegen die Götter frevle.

Sophokles, welcher 495 v. Chr. in einem kleinen attischen Orte geboren wurde und 405 v. Chr. starb, lebte in jener vielbewegten Zeit, in welcher unter den Athenern die schrankenloseste Volksherrschaft aufkam, während der Staat zugleich die höchste Höhe der Macht erreichte. Auch Sophokles nahm, wie fast alle Bürger der griechischen Freistaaten, thätigen Anteil an dem politischen Leben seiner Vaterstadt und hatte unter andern in dem Kriege mit Samos ein Kommando auf der athenischen Flotte. Im Jahre 468 v. Chr. trug er in einem dramatischen Wettstreit den Sieg über Äschylos davon. Obgleich auch er, wie dieser, ehrende Einladungen von auswärtigen Herrschern erhielt, folgte er denselben doch nicht, sondern lebte bis zu seinem Tode in Attika; er selbst gab in einem seiner Stücke zur Freude des Volkes die Erklärung, daß, wer bei einem Könige lebe, der Sklave desselben werde, selbst wenn er mit freier Gesinnung zu ihm gekommen sei. Die Zahl der Stücke, welche Sophokles verfaßte, wird von manchen bis auf 130 angegeben; wahrscheinlich betrug sie aber nur etwa 70. Von diesen haben sich nicht mehr als 7 vollständig erhalten.

Obgleich Sophokles ein jüngerer Zeitgenosse des Äschylos war und beide Dichter sogar eine Zeitlang wetteifernd nebeneinander glänzten, so erkennt man doch in ihren Werken einen großen Unterschied der Bildung, des geselligen Verkehrs und der leitenden Grundsätze. In Sophokles' Tragödien zeigt sich schon das Perikleische Zeitalter mit seiner ganzen Regsamkeit für künstlerische Bestrebungen und mit der ganzen Beweglichkeit, in welcher dasselbe durch Rede und Dichtkunst erhalten wurde. In Sophokles' Werken finden sich keine Spuren mehr

von dem aristokratischen Bewußtsein des Äschylos. Die in den Tragödien des letzteren so erhaben und furchtbar erscheinende Religion hat bei Sophokles einen heiteren und milden Charakter, selbst dann, wenn etwa die schrecklichen Göttinnen der Rache erwähnt werden. Das weibliche Geschlecht, welches bei Äschylos dem Staat und seinen Unternehmungen ganz fremd bleibt, tritt bei Sophokles in seine Rechte und greift, die Heiligkeit der auch vom Staate zu ehrenden Gesetze der Pietät und menschlichen Sitte vertretend, bedeutungsvoll in den Gang der Handlung ein.

Ein Blick auf die einzelnen Tragödien des Sophokles wird diesen Charakter des Dichters und seiner Zeit klarer machen. In den beiden Stücken, deren Gegenstand die Geschichte des Ödipus ist, hat selbst das Grausenhafte ein milderes, menschlich faßbares Ansehen. Die Eumeniden z. B. haben einen Einfluß auf das Schicksal des Ödipus, aber während Äschylos diese Göttinnen der Rache selbst auf der Bühne erscheinen ließ und in einem so furchtbaren Aufzug vorführte, daß das bewegliche, jedem Eindruck leicht sich öffnende athenische Volk dadurch tief erschüttert wurde, läßt Sophokles dieselben nicht vor den Zuschauern auftreten. Man erkennt daran, wie sehr der gebildete Teil des Publikums sich in kurzer Zeit verändert hatte: dieser wollte nämlich jetzt schon alles das vermieden sehen, was einen peinlichen, das Gleichgewicht der Seele störenden Eindruck machte, Sophokles mußte daher alles Grausenhafte fernhalten und das, was Äschylos durch das Furchtbare bewirkt hatte, durch das Rührende zu erreichen suchen.

In einem anderen Stücke, der „Elektra", kommen viel häufigere Anspielungen auf die Ausartung der athenischen Freiheit und Zügellosigkeit, sowie auf den Mißbrauch des Sieges vor, als in den Werken des Äschylos. Ferner hat in dieser Tragödie, wie fast in allen Stücken des Sophokles, das weibliche Geschlecht eine große Bedeutung und in der einen der beiden Frauen dieses Stückes erkennt man diejenige Art von zarter Weiblichkeit, welche nur in einer verfeinerten Zeit zur Geltung kommen kann: es ist jenes Edle und Zarte, das dann bei einer größeren Zahl gebildeter Frauen, aber auch nur bei diesen sich entwickelt, weil es nicht sowohl die Eigentümlichkeit und das Erbteil einzelner Menschen, als vielmehr eines gewissen gesellschaftlichen Zustandes ist.

Im „rasenden Ajax" desselben Dichters werden die Athener mit verstecktem Vorwurf an die Behandlung erinnert, welche so viele große und edle Männer von ihnen gerade zu des Dichters Zeit zu erleiden hatten. Zugleich spiegelt sich in dem Charakter des Odysseus das athenische Wesen jener Tage ab. Dieser Held des heroischen Zeitalters ist nämlich, wie es die Tragiker mit allen Personen der Sage

zu machen pflegten, der Zeit des Sophokles angepaßt: er erscheint dadurch fast wie ein Staatsmann der Perikleischen Zeit, und zwar als ein solcher, welcher der Klugheit und dem Guten und Rechten zugleich dient, während in einem anderen Stücke des Sophokles, dem „Philoktet", derselbe Odysseus wieder von einer anderen Seite her den Charakter der damaligen Lenker des Staates darstellt. In dem letzteren Stücke nämlich läßt der Dichter den Odysseus die Moral der Staatsklugheit aufopfern. In der „Antigone", dem bekanntesten und auch unter uns noch gefeiertsten seiner Stücke, zeigt die Liebe des Griechen einiges von dem, was bei uns im romantischen Sinne des Wortes Liebe genannt wird, während sonst bei den Alten davon nicht eben viele Spuren zu finden sind: es erscheint in diesem Stücke das Verhältnis der beiden Geschlechter so, wie es in Zeiten der Veredlung des geselligen Lebens überall zu sein pflegt. Endlich erkennt man in der Antigone die Absicht des Dichters, die Athener zu warnen, daß sie nicht mit ihren menschlichen Gesetzen sich der geheiligten Volkssitte und den göttlichen Geboten entgegensetzen sollten, sowie andererseits durch das ganze Stück hindurch das athenische Volk darauf aufmerksam gemacht wird, wie leicht der Mensch durch Glück zum Übermut, durch veränderliches Wesen zur Willkür, durch das Gefühl der Sicherheit zum Trotze geführt werde.

In dem rasenden Herakles oder wie das Stück nach den Frauen, welche den Chor bilden, genannt wird, den „Trachinierinnen", hat Sophokles dem Charakter der Dejanira eine Zartheit gegeben, wie sie nur in einem gebildeten Zeitalter und unter Umständen, die der Entwickelung der eigentlichen Weiblichkeit besonders günstig sind, sich finden kann. Diese in der Darstellung des Dichters schön hervortretende Zartheit und Sittsamkeit geht soweit, daß sie auch in den Augenblicken der heftigsten Eifersucht sich nicht verleugnet, ja, daß Dejanira ihrer Liebe selbst die Eifersucht opfert und dem Gemahl zu Gefallen ihre Nebenbuhlerin freundlich aufnimmt. Ein solcher Charakter ist freilich ein Geschöpf des Dichters: aber dieser konnte doch dabei nur bestehende Verhältnisse idealisieren und mußte, um verstanden zu werden, sich nach den Sitten und Begriffen seiner Zuhörer richten. Die letzte der sieben Tragödien des Sophokles endlich, der „Philoktet", läßt die Warnung an das athenische Volk durchklingen, gegen die Besiegten nicht auf die schonungslose Weise zu verfahren, wie in der zweiten Hälfte von Sophokles' Lebenszeit zu geschehen pflegte. Übrigens geht durch dieses ganze Stück ein dem ritterlichen Geiste der neueren Zeit ähnliches Gefühl hindurch.

Ganz verschieden von dem, was in Sophokles' Tragödien erkannt wird, erscheinen die Sitten, die Gesinnung und der Geist der Gesell-

schaft bei Euripides, in dessen Schriften sich schon die Entartung der athenischen Welt auf das vollkommenste abspiegelt; denn Euripides gehört seinem Charakter und seinem Streben nach einer jüngeren Zeit an, als Sophokles, obgleich er noch einige Monate vor diesem starb. Euripides erhielt seine Bildung zum großen Teil durch die Philosophen Anaxagoras, Protagoras, Prodikos und Sokrates, während seine beiden Vorgänger ganz frei von aller Schulphilosophie geblieben waren und ihre Ansicht der Dinge, wie die Griechen der früheren, besseren Zeit überhaupt, nur aus den überlieferten Werken der Dichtkunst und aus dem wirklichen Leben geschöpft hatten. Auch nahm Euripides, zum Unterschied von diesen beiden, an den öffentlichen Angelegenheiten Athens nie einen thätigen Anteil, ungeachtet er neben seinen philosophischen Studien zugleich auch die Redekunst trieb und alles, was mit derselben zusammenhing, sich anzueignen suchte. Wenige Jahre vor seinem Tode verließ er Athen, wo seine dramatischen Leistungen und Bestrebungen zuletzt durch die Satire des Aristophanes dem heftigsten Spotte preisgegeben worden waren. Er begab sich an den Hof des makedonischen Königs Archelaos, welcher ihn sehr hoch schätzte und mit der größten Auszeichnung aufnahm. Hier, in Pella, endete Euripides sein Leben. Es werden ihm 120 Dramen zugeschrieben, von welchen neunzehn sich bis auf unsere Tage erhalten haben.

Euripides mußte nach dem, was soeben von seinem Leben und seiner Bildung gesagt wurde, auf einen ganz andern Weg geraten, als den Äschylos und Sophokles gegangen, zumal da ihm nicht, wie diesen, der Funke des göttlichen Genius, sondern nur ein großes Talent zu teil geworden war. Ihm galt es mit seiner ganzen philosophischen und rednerischen Bildung nicht um eine Wirksamkeit im Staatsleben, auf dessen schlüpfrige Bahn er sich nie wagte, sondern um die Anwendung des in der Schule Erlernten auf das Theater. Er schrieb also nach Regeln, statt daß seine beiden großen Vorgänger aus der reinen Quelle ihrer inneren angeborenen Kraft geschöpft hatten und sich von der Natur selbst oder der Wahrhaftigkeit dichterischer Begeisterung leiten ließen. Euripides dagegen ging von dem Streben aus, durch feine und treffend ausgesprochene Gedanken zu lehren und zugleich durch kunstgerecht gestellte Worte dem Zuhörer einen Genuß zu gewähren, statt daß Äschylos und Sophokles in der dargestellten Handlung selbst eine Quelle der Belehrung eröffneten und die Rede nur als Mittel und Form der Darstellung groß gedachten Inhalts handhabten. Euripides war das Kind seiner Zeit, er huldigte dem herrschenden Geiste derselben, und da er Dichtertalent, sowie große rednerische und philosophische Bildung besaß, so war er ganz und gar befähigt, sich den Beifall der großen Menge seiner Zeitgenossen in hohem Grade

zu erwerben, während die wenigen Tüchtigeren und Einsichtsvolleren, wie der Komödiendichter Aristophanes, ihn mit Recht als den Repräsentanten und Beförderer der Schwächen ihrer Zeit auf das heftigste tadelten und bekämpften. Sein poetisches Talent an und für sich selbst war groß, und die Nachwelt hat ihm deshalb auch die Ehre gewährt, als einer der drei ersten Tragiker des Altertums neben Äschylos und Sophokles gestellt zu werden, obgleich er seiner dichterischen Befähigung, sowie dem Kunstwerte seiner Stücke nach weit unter diesen beiden Männern steht: noch viel mehr aber erscheint Euripides von Äschylos und Sophokles verschieden, ja sogar als ein wahrer Gegensatz gegen dieselben, wenn man ihn nach seiner sittlichen Richtung, seiner Abhängigkeit von dem herrschenden Zeitgeiste und seinem schädlichen Einfluß auf denselben beurteilt.

In Euripides' Werken erkennt man eine Zeit, in welcher die Bildung durch Lehre und Rede an die Stelle der Begeisterung getreten ist und der Geschmack Regeln erhalten hat, die in Verbindung mit Beispielen dem bloßen Talent möglich machen, dahin zu dringen, wohin sonst nur das Genie dringt. Man erkennt eine Zeit, in welcher das Volk nicht mehr bloß einen durchaus und tüchtig gebildeten Kern enthält, sondern wo auch die große Menge ein oberflächliches Wissen besitzt und dieses bei den meisten die Stelle der Bildung vertritt; eine Zeit der Schwäche und Unstetigkeit, in welcher mattherzige Empfindsamkeit für Gefühl, Unterhaltungssucht für Liebe zur Wissenschaft gehalten wird. Man erkennt endlich eine Zeit, in welcher die Menschen zur Anstrengung des Denkens zu träge geworden sind und deswegen alle Gedanken weitläufig vor sich ausgebreitet, alle Ideen und Urteile vollständig entwickelt, alle Bilder ausgemalt haben wollen. Das Zeitalter des Euripides hatte den Sinn für die reine, ungeschminkte Wahrheit und die zum Verständnis eines schweren Dichters nötige Kraft des Geistes zu sehr verloren, als daß ein Geist, wie Euripides, auf der alten Bahn hätte bleiben können. Er mußte, um seiner Zeit zu genügen und zu gefallen, einen anderen Weg einschlagen, als seine Vorgänger. Sobald er dies aber gethan und das Publikum so für sich eingenommen hatte, daß er der beliebteste und am häufigsten gelesene Dichter wurde, mußten auch alle anderen seinen Spuren folgen; diese gerieten jedoch dadurch, wie das immer zu geschehen pflegt, auf neue und noch schlimmere Abwege.

Auf diese Weise kam es, daß in Euripides' Tragödien der Dichter, als ein Mann des Tages, nicht über dem Publikum, sondern auf derselben Stufe mit ihm steht. Er ist sozusagen nur einer der vielen und huldigt deshalb in allen seinen Stücken mehr oder weniger dem zu seiner Zeit herrschenden Treiben der Athener. Er befriedigte also

die so starke und so allgemeine Lust des atheniſchen Volkes, Reden zu hören, zu politiſieren, an den Dingen zweifelnd, ſpielend und bekrittelnd zu zupfen, Spitzfindigkeiten zu ſagen und ſich in allgemeinen Sätzen zu bewegen. Er fröhnt dem Pathos, jagt moraliſchen Sentenzen nach, ſtrebt nach Glätte, Rundung der Perioden, witzigen und überraſchenden Wendungen und fein zugeſpitzten Gegenſätzen, ſchiebt dem Rührenden das Jämmerliche, dem Bewegenden das Weinerliche unter und ſucht durch bloße Äußerlichkeiten eine Wirkung hervorzubringen, welche ein Sophokles und Äſchylos ſtets verſchmäht hatten. Die Betrachtung einiger ſeiner Tragödien wird dieſe Charakterzüge anſchaulicher machen.

In dem Stücke „Hekuba“ (Hekabe) wird von einem, an der trojaniſchen Königsfamilie begangenen ſchweren Unrecht Gebrauch gemacht, um die Liebhaberei der Athener, Gerichtsverhandlungen und Reden auf das Theater zu bringen. Dabei wird denn Odyſſeus wie ein wahrer atheniſcher Sykophant vorgeführt, welcher die Wortverdreherei und die Sophiſtik aus dem Grunde verſteht. Ferner ſind die Reden, welche der Dichter halten läßt, mit Sittenſprüchen und handgreiflichen Maximen angefüllt: ſie mußten alſo einer redneriſchen Zeit und einem mehr durch das Nachdenken, als durch unmittelbares Gefühl geleiteten Publikum ſehr gefallen, weil man ſolche Sätze leicht auswendig behalten und bei Gelegenheit anbringen konnte. In einem anderen Stücke, dem „Oreſtes“, wird ebenfalls ein Prozeß ſamt allem, was dazu gehört, auf die Bühne gebracht: ſelbſt ein Zeugenverhör kommt vor, und die langen Reden des Klägers und des Beklagten werden durch politiſche Betrachtungen den Zuhörern intereſſanter gemacht. Andererſeits zeigen ſich im Oreſtes auch einige Spuren der zur Mode gewordenen Philoſophie und des Einfluſſes, welchen dieſelbe auf die Untergrabung des Volksglaubens hatte. Außerdem wird in dieſer Tragödie die dramatiſche Kunſt zu den Zwecken und Beſtrebungen des gemeinen Lebens herabgewürdigt. Es wird z. B. einem königlichen Helden der Homeriſchen Zeit, dem Menelaos, eine ſo niedrige Geſinnung beigelegt, wie ſie nur in einer gewerbtreibenden Zeit bei Menſchen, welche ausſchließlich auf das Erwerben bedacht ſind, vorzukommen pflegt. Ebenſo läßt der Dichter den Helden des Stückes mitten in einer ernſten Betrachtung die Vermutung ausſprechen, daß Helena als ſeine künftige Erbin wohl jetzt ſchon darauf bedacht ſei, ſich ſeine Hinterlaſſenſchaft zu ſichern.

Geben ſchon dergleichen Züge deutlich zu erkennen, daß die antike Geſinnung und das Heroiſche dem Modernen großenteils gewichen war, ſo wird der Unterſchied der Sitten und des herrſchenden Geiſtes auf eine noch viel auffallendere Weiſe ſichtbar, wenn man die „Phöniſſen“

oder „Phönikerinnen" des Euripides mit des Äschylos „Sieben vor Theben" vergleicht, in welchen derselbe Gegenstand behandelt ist. Während bei Äschylos Staat und Religion den Mittelpunkt des Ganzen bilden, dreht sich die Tragödie des Euripides nur um das Schicksal einzelner Menschen, und Weiber, sowie die dem weiblichen Geschlechte eigentümliche Empfindungsart sind sogar die Seele des ganzen Stückes. Außerdem besteht ein großer Teil dieser Tragödie aus Denksprüchen, und sehr zahlreich sind solche Sätze, welche den Zuhörer durch einen Witz, durch Anspielungen oder durch ähnlich klingende und doch anderes bedeutende Worte überraschen sollen. Dabei sinkt wieder das Tragische mitunter zum Alltäglichen und Gemeinen herab, wie z. B. wenn einem der Redenden der Ausspruch in den Mund gelegt wird: „denn Freude ist's den Weibern, wenn eine Übles von der anderen sprechen kann". Auch in dieses Stück ist eine Gerichtsverhandlung aufgenommen: sie bildet den Schluß desjenigen Teils der Phönissen, von welchem sich in Schillers Werken eine Übersetzung findet. In den Reden der beiden Brüder Eteokles und Polyneikes, welche dabei gegeneinander auftreten, ist die ganze Kunst eines rednerisch gebildeten Zeitalters aufgeboten, aller Scharfsinn erschöpft und der Witz aufs Höchste getrieben. Diese Reden sind ganz nach den Regeln der Kunst eingerichtet, sie bestehen aus einem Eingang, einer darauf folgenden künstlerischen Behandlung des Gegenstandes und einem rührenden Schlusse. Die beiden Gegner suchen einander, wie zwei athenische Advokaten, den Sinn ihrer Aussprüche zu verdrehen oder durch Bitterkeiten zu erwidern, oder auch durch eine geschickte Umdrehung des Gesprochenen lächerlich zu machen. So sehr übrigens die Phönissen des Euripides bei ihrer Vergleichung mit dem ähnlichen Stücke des Äschylos eine sinkende Zeit zu erkennen geben, so machen dieselben dagegen den umgekehrten Eindruck, wenn man sie mit derjenigen Tragödie zusammenstellt, in welcher Seneca, ein nach Christi Geburt lebender römischer Dichter, ebendenselben Gegenstand dramatisch behandelt hat. Bei diesem Vergleiche zeigt sich nicht nur die Zeit des Euripides überhaupt doch viel größer und gediegener, als die des römischen Tragikers, sondern es erscheint namentlich auch die Redekunst derselben, dem in Senecas Tagen herrschenden Bombast gegenüber, in ihrem vollsten Glanze. Euripides' Phönissen enthalten eine wahre Kunst der Rede und die geistreiche Konversation einer geistreichen Zeit, Senecas Stück dagegen ist aus bloßer Deklamation, aus Spielereien und Übertreibungen zusammengesetzt.

In einem andern Stücke, den „Trojanerinnen" zeigt sich das dichterische Talent des Euripides im glänzendsten Lichte; die Verse und Versarten sind so kunstreich gebildet und gemischt, daß man an ihnen

den durch alle Wissenschaft seiner Zeit vollständig ausgebildeten Dichter erkennt; bewunderungswürdig ist der rednerische Schwung, sehr geschickt die Anlage in einzelnen Reden, und eine tief eingreifende Wirkung wird durch die richtige Anwendung einzelner Stellen Homers hervorgebracht, weil diese an des Griechen Ohr und Herz ebenso anschlugen, wie etwa ein Spruch der alten Lutherischen Bibelübersetzung den deutschen Protestanten berührt. Andererseits verrät aber der Inhalt ebenderselben schönen Verse, daß der Dichter das Klägliche nicht poetisch, sondern rhetorisch oder rednerisch auffaßt; und statt der hohen und reinen Begeisterung der früheren Zeit schimmert, mitten im Ausdruck der tiefsten Rührung, die Absichtlichkeit und Künstelei des Dichters hervor. Außerdem sucht er in diesem Stücke die Schaulust des Publikums durch Gepränge und Bühnenkunst zu befriedigen. Manches ist sowohl dem Inhalt als der Form nach völlig opernartig, und man erkennt daran auf deutliche Weise, wie Euripides, zum Unterschied von Äschylos und Sophokles, welche ihre Arbeiten nicht auf den Effekt berechneten, sondern begeistert sangen, in das Matte, Spielende und Kindische verfallen mußte.

Mit Euripides und durch ihn erreichte die Blüte der tragischen Kunst ihr Ende. Zwar blieb diese Kunst auch später noch allgemein und in hohem Grade geschätzt und fand bei Philipp und Alexander von Makedonien, sowie an andern fürstlichen Höfen die größte und glänzendste Aufmunterung; allein sie kam nie wieder von den Abwegen zurück, in welche Euripides und seine Nachfolger sie geführt hatten, und das allgemeine Interesse, welches an ihr genommen ward, kam nicht ihr selbst, sondern nur der Schauspielkunst zu statten. In der folgenden Zeit trat zwar eine Menge tragischer Dichter auf, von diesen galt aber selbst schon dem Altertum keiner für würdig, neben die drei großen Tragiker gestellt zu werden. Was wir von ihnen wissen, zeigt auf das deutlichste, daß vom alten Geist und Feuer nur äußerst wenig sich erhalten hatte, und die große Zahl dieser Dichter beweist bloß, wie sehr das Theater auch in der späteren Zeit des Altertums ein Bedürfnis war. Nur drei Dichter, deren Lebenszeit aber noch in das Jahrhundert der drei großen Tragiker fällt, hatten eine größere Bedeutung, nämlich Jon, Achäos und Agathon. Von diesen wurden die beiden ersteren auch in den Kanon der Tragödie oder in das Verzeichnis der ausgezeichnetsten Tragiker aufgenommen, welches etwa zweihundert Jahre nach Euripides' Tode einige griechische Gelehrte in Alexandria zugleich mit ähnlichen Kanones der andern Dichtungsarten aufstellten. Jon's Jugendzeit reicht noch bis in die letzten Jahrzehnte von Äschylos' Leben hinauf. Er war auf der Insel Chios geboren, schlug aber seinen Wohnsitz bleibend in Athen auf und starb etwa vierzehn Jahre vor

Sophokles. Die wenigen Bruchstücke, welche sich von ihm erhalten haben, zeigen einen Dichter von Talent und Originalität, zu gleicher Zeit aber auch einen Tragiker, der sich unter seinen drei großen Vorgängern am meisten dem Euripides näherte. Achäos, welcher seiner Herkunft nach ein Euböer war und vier Jahre vor Euripides geboren wurde, ist uns noch weniger bekannt, als Jon; er scheint im Komischen größere Stärke gehabt zu haben, als im Tragischen. Agathon, ein Athener von Geburt, blühte zu der Zeit, als Sophokles und Euripides starben; er war mit dem letzteren nahe befreundet und gehörte nach dem Urteil des Aristoteles zu den Dichtern, welche durch gesuchte Künstlichkeit die Tragödie noch mehr sinken machten.

Den Charakter der Schauspielkunst jener Zeit können wir uns nicht völlig klar machen, da diese eine sehr vergängliche Kunst ist, über welche sich nur durch unmittelbare Anschauung urteilen läßt. Wie sehr dieselbe, namentlich in der Zeit vom peloponnesischen Kriege bis auf Alexanders des Großen Tod, geschätzt wurde und in Blüte stand, kann aus verschiedenen Verhältnissen und Umständen ersehen werden. Aus keiner Zeit des Altertums ist uns eine so große Zahl Namen von berühmten Schauspielern überliefert worden, als aus dieser, und in keiner andern Periode der alten Geschichte hatten die Schauspieler einen ausgezeichneteren Rang in der Gesellschaft, einen größeren Einfluß im Staat und mehr Gelegenheit, sich Reichtümer zu erwerben, als damals. Es ist aus der politischen Geschichte Griechenlands zur Zeit Philipps II. bekannt, welche wichtige Rolle in den Staatsgeschäften die athenischen Schauspieler Aristodemos, Neoptolemos und Satyros spielten. Wie diese bei Philipp im größten Ansehen standen, so waren Athenodoros und Thessalos bei Alexander dem Großen sehr beliebt und besaßen sogar bei ihm einen gewissen Einfluß. Endlich war die Einnahme eines Schauspielers in der Zeit, in welcher seine Kunst sich am meisten der Gunst des griechischen Volkes erfreute, zum Teil so bedeutend, daß z. B. Polos, ein Zeitgenosse des Demosthenes, sich gegen diesen rühmen konnte, er gewinne in zwei Abenden ein Talent (4500 *M*); wieviel dies aber heißen will, kann man aus dem Umstand ermessen, daß in Athen damals ein Vermögen von fünfzehn Talenten zu den bedeutenderen gerechnet wurde.

In derselben Zeit, als die tragische Dichtkunst schon zu sinken begann, stand die Komödie in ihrer höchsten Blüte. Die Art und Weise, wie diese Gattung der dramatischen Poesie nach und nach sich ausbildete, ist ebensowenig sicher bekannt, als die Entstehung der Tragödie. So viel scheint gewiß zu sein, daß die Komödie ihrem Ursprunge nach nicht dem Lande Attika angehörte. Auch sie ging aus den Dionysosfesten hervor, bei welchen, namentlich zur Zeit der Wein-

lese, heitere Lieder zu Ehren des Gottes und zur Lust der Teilnehmer gesungen zu werden pflegten. Diese beim festlichen Zuge gesungenen Lieder, welche oft mit spottenden Ausfällen auf Personen und Ereignisse der Gegenwart verknüpft waren, bilden die ersten Anfänge der Komödie. Auf welche Weise diese Lieder und Choraufzüge nach und nach die Gestalt der Dramen annahmen, ist ebenso unbekannt, als bei welchem Teile des griechischen Volkes dies zuerst geschah. Die ältesten Spuren finden sich zugleich in dem den Athenern benachbarten Lande Megaris, wo Susarion um 570 v. Chr. Spottgedichte für die Chöre der Bacchusfeste verfaßte, und auf der Insel Sizilien, wo Epicharmos, einer der ältesten Komödiendichter, zur Zeit des Äschylos lebte.

In Sizilien kam auch eine andere Dichtungsart, welche der dramatischen Poesie nahe verwandt war, vorzugsweise häufig vor. Dies waren die sogenannten Mimen oder kleine Dialoge, in welchen irgend ein einzelner Sittenzug, eine Leidenschaft, ein charakteristischer Auftritt oder auch eine bestimmte Klasse von Menschen dargestellt wurden, also Gemälde von Sitten, Charakteren, Ständen und Scenen aus dem Volksleben in dialogischer Form. Sie waren meist nicht in Versen, sondern in einer nach dem Takt abgemessenen rhythmischen Prosa abgefaßt. Man wird sich den eigentlichen Charakter der Mimen und ihre Mannigfaltigkeit am besten vorstellen können, wenn man an die Beweglichkeit des Volkes in Südeuropa, dessen Leben der Natur näher bleibt als das unsrige, an manche neuere Stücke in der toskanischen Volksmundart, an gewisse Belustigungen durch Gesang und freien Vortrag, wie sie heutzutage im Neapolitanischen vorkommen, und ähnliches denkt. Die Mimen, welche meist Improvisationen waren und gewöhnlich einen heiteren und spottenden Ton anschlugen, führte zuerst der Syrakusaner Sophron, dessen Blütezeit etwa in das Jahr 450 v. Chr. fällt, in die Litteratur ein, indem er nach der Art derselben Dialoge verfaßte und niederschrieb. Die Mimen wurden durch ihn in eine Art von Komödien umgewandelt, welche einigermaßen unsern Stücken in einem Aufzuge zu vergleichen sind, aber weder, wie diese, eine eigentliche Verwickelung, noch auch, wie das altgriechische Lustspiel, einen Chor hatten.

In Athen, wo die Komödie ebenso wie die Tragödie ihre Vollendung erhielt, begann dieselbe gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung aufzublühen. In dieser Zeit lebten Kratinos, Krates und Eupolis, die ältesten athenischen Komödiendichter. Von ihnen zeichnete sich der letztere am meisten aus: er soll neben großer Derbheit Sinn und Eifer für das Erhabene und Ernste gehabt haben und wird namentlich wegen des rücksichtslosen Mutes gerühmt, mit welchem er die ersten Staatsmänner seiner Zeit lächerlich

machte. Der größte Komödiendichter aber, nicht bloß im alten Athen, sondern im ganzen Altertum und in gewissem Sinne überhaupt, war Aristophanes, dessen Blüte in die Zeit des peloponnesischen Krieges fällt. Die Komödie erhob sich also zu derselben Zeit, in welcher die Tragödie von ihrer Höhe herabsank. Dies erklärt sich leicht, wenn man den Charakter der Griechen, besonders der Athener, und die Natur dieser Dichtungsart ins Auge faßt. Die Komödie war ein wenn auch verzerrtes Spiegelbild des Lebens und konnte also mit der veränderten äußeren Gestalt desselben sich unbeschadet ihres Wertes ebenfalls ändern, statt, wie die Tragödie, dem Fortschritt der Zeit zu erliegen, zumal da die Athener ein lebhaftes Volk, an Originalen sehr reich und mit einer großen Fähigkeit, das Lächerliche aufzufassen und selbst das Ernsthafteste lächerlich zu machen, begabt waren. Auf diese Weise erhielt sich die Komödie auch in der Zeit des sinkenden griechischen Geistes nicht etwa, wie die tragische Dichtkunst, als eine erschöpfte und auf Abwege sich verirrende Art der Dichtung, sondern sie nahm nur eine andere, den veränderten Verhältnissen entsprechende Gestalt an. Nach den verschiedenen Formen, in welchen das griechische Lustspiel nacheinander auftrat, hat man seine sich folgenden Entwickelungsstufen als ältere, mittlere und neuere Komödie unterschieden.

Die ältere Komödie brachte das Leben der Gegenwart selbst, nach seinen größeren Verhältnissen und mit der Darstellung und den Namen derjenigen, welche handelnd in dasselbe eingriffen, auf die Bühne. Die Staatsverwaltung, die Poesie, die Philosophie, mit einem Worte die ganze Wirklichkeit des athenischen Lebens wurde in ihrem Kontraste mit dem Idealen und Edlen in greller Karikatur satirisch dargestellt. Durch die mittlere Komödie, welche mit dem Beginn des vierten Jahrhunderts v. Chr. ihren Anfang nahm und etwa bis zu Alexanders des Großen Thronbesteigung dauerte, wurde dies gemildert. Die Dichter dieser zweiten Gattung des griechischen Lustspiels griffen zwar noch bestimmte Zustände und Persönlichkeiten der Gegenwart in spöttischen Anspielungen und Seitenhieben an, bedienten sich aber dabei erdichteter Namen. Sie behielten ferner die Darstellung der grellen, oft plumpen und gemeinen Sitten zum Teil noch bei, fügten aber der nackten Wirklichkeit und Wahrheit des Lebens hier und da die Dichtung hinzu und legten den Personen des Stückes nicht selten eine moralische Lehre in den Mund, welche in der Handlung selbst nicht enthalten war. Die neuere Komödie, welche zu Alexanders Zeit an die Stelle der mittleren trat, hielt sich nicht mehr, wie noch vor dieser Zeit geschehen war, an die Staatsverhältnisse und nahm überhaupt ihre Stoffe nicht mehr aus den Begebenheiten des wirklichen Lebens, sondern sie bediente sich eines erdichteten Ereignisses, um durch

die Darstellung desselben die Beziehungen des Privatlebens zur Moral und zum Glücke des Menschen anschaulich zu machen. Sie brachte also, wie unser Lustspiel, die kleineren, geselligen Verhältnisse des Lebens und dessen äußere Verwickelungen auf die Bühne, hielt sich bloß an die allgemeinen menschlichen Leidenschaften, wie sie im gesellschaftlichen Leben sich geltend machen, und schürzte einen Knoten der Intrigue, durch dessen Lösung der Zuschauer überrascht werden sollte. Die von ihr dargestellten Handlungen waren meistens unsittlicher Art, man suchte aber die nachteilige Wirkung derselben durch die den Personen in den Mund gelegte Moral zu schwächen: so wie man auch bei uns unsittliche Stücke sittlich macht.

In den Kanon der Komödie oder das Verzeichnis der vorzüglichsten Komödiendichter, welches — wie schon erwähnt — etwa zweihundert Jahre v. Chr. von einigen griechischen Gelehrten in der Stadt Alexandria verfaßt wurde, waren folgende Männer aufgenommen: der Kanon der älteren Komödie enthielt, außer den oben angeführten Dichtern Epicharmos, Kratinos, Eupolis und Aristophanes, noch Pherekrates aus Athen, einen älteren Zeitgenossen des letztgenannten, und Plato aus Athen, welcher ebenfalls zur Zeit des Aristophanes lebte und nicht mit dem gleichnamigen Philosophen verwechselt werden darf. Von den Werken dieser beiden Dichter sind, wie von denen aller andern mit Ausnahme des Aristophanes, nur geringe Bruchstücke auf unsere Zeit gekommen. Der Kanon der mittleren Komödie enthielt bloß zwei Dichter, nämlich Antiphanes, dessen Geburtsort nicht sicher bekannt ist, und Alexis aus Thurii in Unteritalien. Jener lebte in der ersten, dieser in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts v. Chr.: von beiden sind ebenfalls nur noch unbedeutende Bruchstücke übrig, obgleich Alexis nicht weniger als 245, Antiphanes aber 280 oder nach einer anderen Angabe sogar 365 Komödien verfaßt haben soll. Die Dichter der neueren Komödie gehören dem späteren Zeitraum der griechischen Geschichte an und werden deshalb erst bei dessen Darstellung erwähnt werden.

Aristophanes ist der einzige Dichter aus der Blütezeit der griechischen Komödie, von welchem sich ganze Stücke erhalten haben. Von seinen Lebensverhältnissen ist uns so wenig bekannt, daß weder sein Geburtsort, noch das Jahr seiner Geburt und das seines Todes mit Zuverlässigkeit angegeben werden können. Er war Bürger von Athen und lebte in der Zeit des peloponnesischen Krieges, sowie wenigstens noch zwanzig Jahre nach dem Ende desselben. Die Zahl der von ihm gedichteten Komödien soll 54 betragen haben; sicher nachweisbar sind etwa 37; von diesen sind 11 auf unsere Zeit gekommen.

Aristophanes ist ebenso der Tadler seiner Zeit gewesen, wie der von derselben eingenommene und abhängige Euripides ihr Lobredner

war. Die Aristophanischen Stücke stellen den Charakter und die ausgearteten Verhältnisse der Zeit den unverdorbenen Sitten früherer, besserer Zeiten gegenüber. Sie heben den gemeinen Menschenverstand in seinem Kontrast mit der herrschenden spitzfindigen Klügelei hervor und zeigen die echte Poesie in ihrem Gegensatz gegen das bloße Wort- und Versgeklingel der meisten Dichter jener Zeit. Das ganze damalige politische, moralische und geistige Leben des athenischen Volkes bilden die Gegenstände seiner Komödien. Eine, durch den Reiz der Verwickelung und durch die überraschende Lösung eines künstlich geschürzten Knotens ausgezeichnete Geschichte darf man in diesen Komödien nicht erwarten, da in ihnen nicht die Entwickelung eines kunstreich ersonnenen Abenteuers den Zuschauer beschäftigen und fesseln soll, sondern die Kraft der Poesie, die satirische Darstellung einer bestimmten Seite der Zeit und die derbe komische Kraft und Wahrheit des Gemäldes.

Von dieser Ansicht ausgehend, kann man aus den einzelnen Werken des Aristophanes die verschiedenen Seiten des Charakters seiner Zeit auf das klarste erkennen. Diejenige Komödie, welche den Namen „Plutos“ oder der Reichtum trägt und für einen römischen, sowie für einen französischen Dichter, Plautus und Molière, die verschiedenartig benutzte Quelle der komischen Darstellung des Geizes geworden ist, beginnt mit der Travestierung einer Tragödie des Euripides und mit der ironischen Einmischung einiger Verse aus dessen Werken. Euripides wird verspottet als ein Dichter, der seine Zuhörer nicht durch die Kraft der Dichtkunst selbst, sondern durch das Romanhafte und Empfindsame der seiner Dichtung zu Grunde liegenden Geschichte erheben will und dabei durch Künstlichkeit und Glätte der Rede den Beifall des Publikums zu erlangen strebt. Der Hauptgegenstand des Stückes jedoch ist nicht die Poesie des Euripides, sondern die Habsucht der Athener zu Aristophanes' Zeit. Der Dichter belehrt seine Mitbürger über die Mißverhältnisse des Lebens, welche damals in Athen, gerade wegen der politischen Gleichheit aller Bürger, härter und auffallender waren, als sie heutzutage mit Ausnahme etwa Englands irgendwo sind. Im Gegensatz zu der allgemeinen Ansicht, daß Reichtum und mannigfaltiger Sinnengenuß der Lohn sei, welcher der Tugend gebühre, will Aristophanes seinen Zuhörern das wahre Verhältnis des Menschen zu den äußeren Dingen begreiflich machen, sowie die Art, wie man sich die ungleiche Verteilung der Besitztümer als erste Bedingung des geselligen Zusammenlebens zu denken habe. Dabei stellt er die Einfachheit der älteren Griechen der zu seiner Zeit herrschend gewordenen Prachtliebe gegenüber, indem er sagt, Zeus selbst sei doch auch nicht als ein im Überflusse schwelgender Gott anzusehen, weil er die Sieger bei seinen olympischen Spielen nur mit einem elenden Ölzweige belohne, während dagegen die Men-

schen jetzt überall mit goldenen Kronen freigebig seien. Nebenbei tritt Aristophanes in diesem Stücke gegen die Wut, gerichtlichen Verhandlungen beizuwohnen, und gegen das Treiben der Rabulisten auf, welche ihr verderbliches, niederträchtiges Streben mit dem Schein des Eifers für das gemeine Wohl verdeckten. Auch wird von dem Dichter die priesterliche Gaukelei mit ihrem Unfug und Mißbrauch bloßgestellt, welche in ebendem Grade zugenommen, als der religiöse Sinn abgenommen hatte.

In den „Wolken", dem bekanntesten aller Werke des Aristophanes, bildet die von dem Fortschritte der Kultur und von der Zunahme der Industrie und des Reichtums herrührende Ausartung der Athener den Gegenstand der Satire, insofern nämlich dieselbe mit den Verirrungen der Erziehung und des Unterrichts jener Zeit zusammenhing. Der Dichter will dem Publikum anschaulich machen, wie alle nur deshalb nach Bildung und Kenntnissen strebten, um sowohl über alle möglichen Dinge schwatzen zu lernen, als auch um durch Fertigkeit, Gewandtheit und Spitzfindigkeit im Denken den einfachen Sinn der weniger Gebildeten berücken und alles, je nachdem der eigene Nutzen es erheische, entweder beweisen oder widerlegen und verdrehen zu können. Die Hauptfigur in dieser Komödie ist der berühmte Philosoph Sokrates, in dessen Person die ganze Jugendbildung und die philosophischen Bestrebungen im damaligen Athen lächerlich gemacht werden. Schon das spätere Altertum, noch mehr aber die neuere Zeit hat es unrecht und unbegreiflich gefunden, daß Aristophanes einen Mann, welcher moralisch untadelhaft war und zuletzt die Wahrheit seines Strebens und seiner Überzeugungen mit dem Tode besiegelte, dem öffentlichen Spotte preisgab: allein eine sorgfältigere Beachtung dessen, was der Dichter wollte, zeigt, daß dieser in der Wahl der Hauptperson des Stückes ebenso glücklich war, als in der ganzen übrigen Anordnung und Einrichtung dieses seines Meisterwerkes. So viel Achtung man nämlich vor dem Charakter und der Lehre des Sokrates haben muß, so ist doch nicht zu verkennen, daß derselbe mit mehr Eifer und besserem Erfolge, als die übrigen philosophischen Lehrer seiner Zeit, bemüht gewesen ist, der alten Religion einen neuen Sinn, der alten Volkssitte eine neue Moral unterzuschieben. Er war also ein Mann, welcher die wichtigsten Stützen und das innerste Wesen des athenischen Lebens untergrub, und sein Wirken konnte deshalb für die Erziehung und den Unterricht im ganzen ebenso schädlich werden, wie es das Treiben des von Aristophanes ebenfalls angegriffenen Demagogen Kleon für die Politik des Staates war. Der Dichter suchte also in der Person des Sokrates, dessen äußere Erscheinung überdies einer komischen Behandlung besonders günstig war, einesteils das überhand-

nehmende Grübeln über den Kultus und das Deuteln an den Mythen lächerlich zu machen, anderenteils aber diente ihm die Darstellung des Lebens und Treibens solcher Männer, wie Sokrates, dazu, einleuchtend zu machen, daß der Volksglaube eine für die Erhaltung des Staates und der Sittlichkeit notwendige Sache sei, und daß eine eigentliche Religion durch philosophische Begriffe von den höheren Dingen und durch bloße Lehren der Moral niemals ersetzt werden könne. Aristophanes stellt, um diesen Bestrebungen durch Spott und Satire entgegen zu arbeiten, dem Sokrates den zwar derben, aber natürlichen Landjunker Strepsiades gegenüber, sowie der Sitte der Gegenwart die der Voreltern, der neueren Art der Erziehung die frühere, dem ganzen neumodischen Wesen und Treiben überhaupt die gute alte Zeit.

Wie in den „Wolken" die neumodische Philosophie lächerlich gemacht wird, so greift der Dichter in einem andern seiner Werke, den „Fröschen", die Modedichterei an und sucht auch von dieser Seite her der zunehmenden Entartung seiner Zeit entgegenzuwirken. Das ganze Stück gilt dem Euripides und dem verdorbenen Geschmack, welchem derselbe huldigte und Eingang verschaffte. Euripides und Äschylos werden als die Repräsentanten der falschen und der echten Dichtkunst auf die Bühne gebracht. Die hochklingenden Worte und Redensarten des Euripides, bei denen man sich alles und nichts denken kann, werden parodierend nachgeahmt und einzelne Teile seiner Tragödien als schlecht gefertigte Erzeugnisse handwerksmäßiger Bühnenkunst hingestellt. Der Dichter hebt bei dieser Gelegenheit auch den Nachteil hervor, welchen die Bildung und der Geschmack der Nation durch die nach und nach aufgekommene Pöbelherrschaft erleiden mußte. Er läßt nämlich den Euripides rühmend sagen, daß in seinen Tragödien ebensowohl der Sklave und das alte Weib, als der Herr, die Frau und die Jungfrau sprächen, und als Äschylos ihm mit dem Ausruf ins Wort fällt: „Und das gab man zu? Man brachte dich nicht um, weil du so sehr die Würde des Dramas zu entehren gewagt hast?" legt Aristophanes dem Euripides die Antwort in den Mund: „Ja, beim Apollo! Denn daß ich so that, war demokratische Manier!" Ebenso sucht der Dichter anschaulich zu machen, wie wenige Menschen eigentlich Geschmack und Urteil hätten; denn auf die Erklärung, daß alle Welt der Poesie des Euripides Beifall schenke, läßt Aristophanes die Antwort geben: der wahrhaft Tüchtigen und Verständigen gebe es bei allen Dingen nur wenige, und die Mehrzahl der Menschen habe ebenso, wie sie nur auf das Geldmachen und Genießen denke, auch in der Poesie bloß für das, was wohl geglättet und geschickt gedrechselt sei, Sinn.

Die Komödie, welche den Namen „die Ritter" führt, gilt der Pöbelherrschaft und der Demagogie des „Gerbers Kleon". Der Haupt-

zweck derselben ist, dem gemeinen Bürger begreiflich zu machen, wie alles, was vorgeblich um seinetwillen geschehe, von den Demagogen bloß zu ihrem eigenen Vorteil gethan werde; es wird gezeigt, wie lächerlich und schädlich das politische Treiben eines Kleon und ähnlicher Leute sei, und der Ritterstand, der wohlhabendste und dadurch einigermaßen unabhängige Teil der Bürgerschaft wird als der wahre Kern des Volkes und die beste Stütze des Vaterlandes dargestellt. Es werden also Kleon und der habgierige, abergläubische und rachsüchtige Pöbel dem Spotte preisgegeben und dem arbeitsamen, rechtlichen und verständigen Teil der Bürgerschaft entgegengestellt.

In einem anderen Stücke, den „Acharnern", welches im Jahre 425 v. Chr. aufgeführt wurde, hat es der Dichter auf diejenigen vornehmen jungen Athener abgesehen, welche, wie Lamachos, die Übel des Krieges gern fortdauern sähen, damit sie selbst mit den Waffen spielen und sich im Schmuck des Federbusches und Schildes zeigen könnten. Aristophanes sucht auf eine durchaus sinnliche und sehr handgreifliche Weise anschaulich zu machen, wie nachteilig der Krieg für den arbeitenden Teil des Bürgerstandes sei, und welche Vorteile dagegen der Friede, besonders in Beziehung auf äußeren Lebensgenuß, haben würde. Offenbar hatte der Dichter bei dieser Komödie die politische Absicht, das Volk zu bewegen, daß es den Vorschlägen des Nikias und seiner Partei, welche einen Frieden mit Sparta zu stande bringen wollten, Gehör gebe.

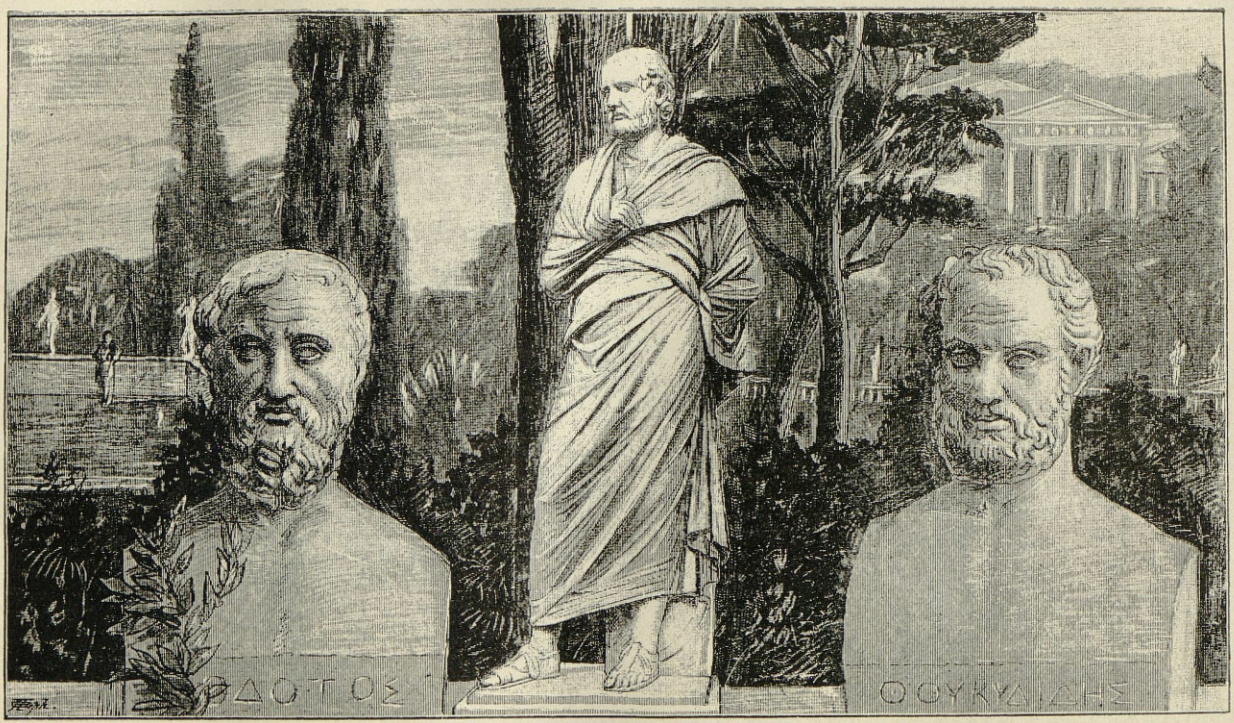
In den „Wespen" bringt Aristophanes den Unfug beim Gerichtswesen auf die Bühne. Er verspottet in diesem Stücke die unmäßige Lust des älteren Teils der Bürgerschaft, zu Gericht zu sitzen und sich von Klägern, Beklagten und Advokaten schmeicheln zu lassen, sowie das damit verbundene lächerliche Gefühl der Amtswürde, von welchem die braven Schuster und Schneider erfüllt waren. Er beweist den Athenern, daß die guten Bürgersleute zwar meinten, sie regierten wirklich selbst und hätten durch die drei Obolen, die ihnen für jede Gerichtssitzung ausgezahlt wurden, dabei auch einen kleinen Verdienst, daß sie aber im Grunde nichts als die Sklaven der Demagogen seien, und um einiger elender Groschen willen weit mehr an ihren Geschäften versäumten, während die eigentlichen Gerichtssporteln in die Hände raubsüchtiger Rabulisten kämen. Um zu zeigen, wie sehr das Volk von seinen Schmeichlern mißbraucht werde, führt Aristophanes seinen Zuschauern einige jener angeblichen Verschwörungen vor, welche von den Sykophanten überall gewittert und zu ihren Zwecken benutzt wurden. Zum Schlusse erhält auch die feine Welt mit ihren Laffen und allen denen, die durch ihren Einfluß und Aufwand viel galten, die Geiselhiebe des Dichters, der übrigens ein höchst origineller genialer Geist

war und unzweifelhaft den allerersten Dichtern des Altertums beigezählt werden muß.

4. Geschichtschreibung.

Die Geschichtschreibung des griechischen Volkes ging, ihrem ersten Ursprung nach, aus der sogenannten cyklischen Dichtung hervor. Sowie nämlich, infolge der fortschreitenden Bildung, aus der Poesie der älteren Zeiten nach und nach die Philosophie als eine selbständige geistige Bestrebung sich entwickelte, so entsprang auch aus der poetischen Behandlung der Sagen die Logographie oder die prosaische Erzählung derselben, aus dieser aber die wirkliche Geschichtschreibung. Herodot, welcher im fünften Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung lebte, ist der erste eigentliche Geschichtschreiber der Griechen gewesen. Was vor ihm in Beziehung auf die Ereignisse der Vergangenheit unter den Griechen geschrieben wurde, bestand nur in mythischen Erzählungen oder in dürren chronologischen und genealogischen Notizen, bei deren Zusammenstellung an die eigentliche Aufgabe der Geschichte, Darstellung des Charakters und Entwickelungsganges einer Zeit, nicht im mindesten gedacht wurde. Ein Fortschritt geschah durch Hekatäos von Milet um 550 v. Chr., der, was er selbst auf Reisen erkundet, Beschreibung von Ländern und Volkssitten, in einfacher Erzählung gab: der erste aber, welcher bei der Erzählung der Begebenheiten von einer Idee ausging, war Herodot. Er ist dadurch der Schöpfer der wahren Geschichtschreibung geworden und hat deswegen auch den Namen des Vaters der Geschichte erhalten, mit welchem er unter uns so häufig bezeichnet wird. Der Abstand zwischen ihm und den Logographen ist noch viel größer, als etwa der zwischen Äschylos und seinen Vorgängern: denn schon vor Äschylos war durch Thespis der Form nach, sowie durch Phrynichos dem Stoffe nach die Grundlage der Tragödie gelegt worden, zwischen Herodot aber und den Logographen fehlt der vermittelnde Übergang fast ganz, und die wahre Geschichte wurde durch ihn, sowohl der Darstellung als dem leitenden Gedanken nach, wirklich überhaupt erst geschaffen.

Die Geschichte ging denselben Weg, welchen die tragische Dichtkunst eingeschlagen hatte. Sie war nämlich bei Herodot, gleich der Tragödie des Äschylos, eine reine Schöpfung der Natur und der Begeisterung; sie ward hierauf durch Thukydides ebenso, wie die tragische Kunst durch Sophokles, als ein eigentliches Werk der Philosophie und Kunst zu ihrer höchsten Vollendung gebracht; sie sank endlich durch Xenophon von ihrer Höhe herab und geriet auf Abwege, von welchen sie nie wieder zurückkam: gleich der dramatischen Dichtkunst des Euri-



Herodot. Äschines, der Redner. Thukydides.

Nach antiken Originalen. Gezeichnet von Franz Kruse.

pides schlug auch die Geschichtschreibung des Xenophon die Richtung ein, daß sie in ihrer Form die glatte Lieblichkeit und den gefälligen Ton der gebildeten Konversation nachahmte, in der Behandlung ihres Gegenstandes aber moralisch und pragmatisch wurde. Die Geschichtschreibung der Griechen erlag also, gleich der dramatischen Poesie, nach einer kurzen Blüte dem veränderten Geiste der Zeiten. Schon Xenophon, noch mehr aber die nachfolgenden Geschichtschreiber wußten dem Leben der Völker, statt der allseitigen Erkenntnis der menschlichen Natur, nur Sittensprüche und Lehren der Moral oder der Weltklugheit abzugewinnen, sie erkannten ferner in dem Verlauf der Begebenheiten nicht die Spuren einer höheren Leitung und die Entwickelung der Menschheit, sondern nur das verworrene Getriebe der Leidenschaften, sie sahen endlich das Studium der geschichtlichen Ereignisse nicht als eine Bethätigung eines freien menschlichen Interesses, sondern bloß als ein Bildungsmittel für das Leben und Wirken im Staate an.

Herodot ward um das Jahr 484 v. Chr. zu Halikarnassos, einer dorischen Kolonie im kleinasiatischen Lande Karien geboren. Er verließ schon früh seine Vaterstadt und machte große Reisen, welche ihn einerseits durch ganz Griechenland, Makedonien, Thrakien und bis an die Mündung des Dnjepr, andererseits aber bis in die östlich von Babylon gelegenen Gegenden, sowie nach Ägypten und in die angrenzenden Landstriche führten. Nach seiner Rückkehr ließ Herodot sich zuerst auf der Insel Samos nieder. Hier begann er sein großes Geschichtswerk zu schreiben, in welchem er die Kriege seiner Landsleute mit den Asiaten, namentlich aber den großen Freiheitskampf gegen die Perser erzählt und außerdem in vielen gelegentlich angebrachten Schilderungen die Länder und Völker des Orients beschreibt. Im Jahr 444 v. Chr. schloß sich Herodot an die athenischen Bürger an, welche nach Unteritalien zogen und daselbst das zerstörte Sybaris unter dem Namen Thurii von neuem gründeten. In dieser Stadt scheint er sein ganzes übriges Leben hindurch geblieben zu sein: das Jahr seines Todes ist nicht genau zu ermitteln, den Anfang des peloponnesischen Krieges hat er noch erlebt. Nach einer Angabe aus dem späteren Altertum hatte Herodot einen Teil seines Geschichtswerkes zuerst im Jahre 456 v. Chr. bei den olympischen Spielen, hierauf noch einmal in Korinth und endlich im Jahre 446 zum letztenmal in Athen öffentlich vorgelesen; diese Angabe ist jedoch nicht so zuverlässig, daß man sie für ausgemacht gewiß halten darf, wiewohl sie auch nicht gerade an sich unwahrscheinlich ist.

Herodot, welcher während der Blütezeit des Äschylos geboren worden war, ist in gewissem Sinn als ein Gegenbild dieses Dichters anzusehen, sowohl in Hinsicht auf den Grundgedanken seines Geschichts-

werkes, als auch in Bezug auf das Verhältnis, in welchem er zu seiner Zeit stand. Der Hauptzweck der Geschichte Herodots ist wesentlich derselbe wie derjenige, welcher den „Persern" des Äschylos zu Grunde liegt: auch Herodot will den Gegensatz des griechischen und des orientalischen Wesens darstellen. Schon die Art, wie das Werk abgefaßt und eingerichtet ist, zeigt diesen Kontrast, indem Herodots Geschichtschreibung von Verstand und Ordnung ausgeht, bestimmte Zeitangaben enthält und die Masse der Ereignisse in einer auf Urteil beruhenden Auswahl zusammendrängt, statt daß die Orientalen in ihren historischen Schriften sich in unendliche und ungemessene Zeiträume verirren und alle Überlieferungen ohne Kritik und Prüfung in phantastischer Verworrenheit zusammenhäufen. Übrigens ist dies nicht so zu verstehen, als wenn Herodot mit dem klarsten Bewußtsein und mit Absicht seine Geschichte auf solche Weise eingerichtet und geordnet und also jenen Zweck gleichsam künstlich erreicht hätte: sondern er wurde vielmehr durch den unter dem griechischen Volke herrschenden Geist und durch alles, was er auf seinen Reisen gesehen und erfahren hatte, von selbst zu dieser Art von Geschichtserzählung hingeleitet. Auf ebendieselbe Weise war Äschylos dazu gekommen, daß er in seinen „Persern" die unermeßliche und verworrene Menge von Völkern und Menschen der kleinen, aber geordneten Zahl der Griechen entgegenstellte und in den Ursachen des Sieges der letzteren den verschiedenen Charakter beider Mächte anschaulich machte. Den Vorzug des höheren Alters, der stärkeren Phantasie und der mehr poetischen Auffassung der Ereignisse läßt Herodot dem Orient. Ja, sein Geist wurde sogar durch alles dasjenige, was in diesen Zügen des orientalischen Charakters seinen Grund hatte, namentlich durch das Priesterwesen und das Geheimnisvolle und Überschwengliche der morgenländischen Religionen so sehr überwältigt, daß diese Dinge ihn zur Bewunderung hinrissen und dadurch einen in gewisser Hinsicht nachteiligen Einfluß auf sein Werk äußerten. Herodot geht nämlich bei der Darstellung jener Dinge von einer vorgefaßten Meinung aus und ist deswegen in betreff derselben ein verdächtiger Zeuge, nicht weil er seine Leser täuschen wollte, sondern weil er selbst durch das, was man im Orient ihm gesagt und gezeigt hatte, getäuscht worden war. Auch giebt er, wegen dieser zu hohen Meinung von dem orientalischen Religionswesen, ebenso wie Äschylos, sich große Mühe, den Mysterienkultus, welcher nicht lange Zeit vor ihm vom Orient her in Griechenland eingeführt worden war, auf jede Weise zu loben und ehrwürdiger zu machen.

Der Hauptgedanke, welcher dem ganzen Werke Herodots zu Grunde liegt, ist der: daß die Freiheitsliebe und die Verständigkeit der Griechen, ihr angeborener Sinn für Maß und Ordnung und die unter ihnen

herrschende Begnügsamkeit über orientalische Sklaverei, asiatischen und afrikanischen Pomp, über die chaotische Verwirrung der Völkermassen des Orients und die phantastischen Pläne ihrer erhitzten Einbildungskraft den Sieg davon trugen. Herodot erzählt den großen Freiheitskampf seiner Nation gegen die Perser, beginnt aber seine Darstellung mit den frühesten feindseligen Berührungen zwischen dem Orient und Griechenland, deren die Geschichte gedenkt. Er erwähnt zuerst die Sagen von der Entführung der Phönikerin Europa, der Kolchierin Medea und der Griechin Helena und berichtet dann die erste historisch sicher überlieferte Bekämpfung von Griechen durch ein asiatisches Volk, nämlich die Unterwerfung der kleinasiatischen Griechen durch den lydischen König Krösos. Dies veranlaßt ihn, die Geschichte der Lydier zu erzählen. Die Besiegung dieses Volkes durch Cyrus führt ihn sodann auf die Perser und Meder hinüber, sowie die Unterjochung der Babylonier und Ägypter durch die Perser auf diese beiden Nationen und die Assyrer. Bei der Geschichte der letzteren Völker giebt Herodot sein gesundes Urteil recht deutlich zu erkennen, da er in die fabelhafte Sagengeschichte der Assyrer, Babylonier und Ägypter nicht tiefer eingeht, als zur Erklärung dessen, was er eigentlich erzählen will, durchaus nötig ist. Bei Gelegenheit der Geschichte des Königs Darius Hystaspes und des von demselben unternommenen Zuges gegen die Skythen giebt er eine Beschreibung der skythischen Völkerschaften und ihres Landes. Dann kommt er, im fünften von den neun Büchern, aus welchen sein Werk besteht, auf die Empörung der Griechen Kleinasiens gegen Darius und auf den dadurch herbeigeführten Krieg der Perser mit den europäischen Griechen. Dieser wird dann in den folgenden vier Büchern ausführlich erzählt, bis auf die Schlachten von Platää und Mykale, mit welchen das Werk schließt.

Im Verlauf der Erzählung nimmt Herodot sehr oft Anlaß, eine Nebengeschichte einzuschalten. Bei diesen Episoden sind es zwei Hauptgesichtspunkte, von welchen er ausgeht: er will teils den Leser fesseln und unterhalten, teils den Unterschied zwischen griechischem und asiatischem Wesen recht anschaulich hervorheben. Das Werk ist nämlich ein Volksbuch und gleichsam ein prosaisches Epos, welches zugleich auch wohl vorzugsweise für die Jugend bestimmt war. Herodot schiebt daher in dasselbe viele einzelne Anekdoten und Wundergeschichten ein, teils um die Aufmerksamkeit der jüngeren Leser oder Zuhörer zu fesseln, teils aber auch, um in das Ganze Mannigfaltigkeit und Abwechselung zu bringen und so das bewegliche, lebhafte Gemüt der Griechen für die eigentlich historische Belehrung empfänglicher zu machen. Was den andern Zweck der Episoden betrifft, so sind viele derselben offenbar hauptsächlich deshalb eingemischt, damit durch das Abenteuerliche und

Staunenswürdige, welches Herodot von den Asiaten und ihren Herrschern erzählt, der Vorzug der griechischen Einrichtungen und griechischer Einsicht um so mehr hervorleuchte.

Als ein recht anschauliches Beispiel davon kann die bekannte und schöne Erzählung von der Zusammenkunft des Atheners Solon mit dem reichen und mächtigen König Krösos von Lydien dienen. Krösos zeigte nämlich jenem griechischen Weisen seine Schätze und war nicht wenig überrascht, als auf seine Frage, wen Solon für den glücklichsten Menschen halte, dieser nicht den König selbst dafür erklärte, wie dieser erwartet hatte, sondern einige wenig begüterte Privatleute, welche auf ehrenhafte Weise und im ungestörten Genusse einfacher Freuden ihr Leben zugebracht hatten. Empfindlich darüber, daß gewöhnliche Bürgersleute ihm, dem glänzenden Beherrscher von Kleinasien, vorgezogen wurden, fragte Krösos den Griechen, warum er denn nicht ihn selbst für viel glücklicher halte. Solon aber gab ihm die Antwort, daß bei der Unbeständigkeit des Schicksals auch der Reichste und Mächtigste nicht vor Unglück sicher sei, und daß deshalb niemand, solange er noch lebe, solange er ein würdiges Leben nicht auch schön beendigt habe, für unbedingt glücklich zu achten sei, weil jeder kommende Tag ihm Verderben bringen könne. Krösos hatte in seinem Übermute für eine solche Lebensansicht keinen Sinn und entließ den hellenischen Weisen, dessen wohlgegründete Warnung er nicht verstanden hatte, auf ungnädige Weise. Nicht lange Zeit nachher aber, als er durch den Perserkönig Cyrus plötzlich aller seiner Macht beraubt und sogar zum Tode verurteilt wurde, sah er die Wahrheit jenes Ausspruches ein. Er rief, als er auf dem Scheiterhaufen stand, im Gedanken an das, was Solon einst zu ihm gesagt hatte, den Namen des vielerfahrenen Atheners dreimal aus und verdankte die Erhaltung seines Lebens nur dem Umstand, daß der Perserkönig, verständiger als er, die Wahrheit jener Worte einsah und dadurch zum Mitleid bewogen wurde. Wer sollte in dieser Erzählung nicht die Absicht erkennen, den Gegensatz griechischer Erfahrung und Lebensweisheit und des auf die bloße äußere Macht pochenden orientalischen Übermutes zu zeigen!

Einen ähnlichen Zweck, wie in dieser Erzählung, sucht Herodot durch die Art, wie er die Anfänge der persischen Geschichte behandelt, zu erreichen. Er richtet nämlich die Beschreibung der Zustände bei den alten Persern so ein, daß der Leser daraus von selbst erkennen muß, wie das Einfache, Mäßige und von Natur Kräftige unter der Götter Schutz sich von einem kleinen Anfang zu großer Macht erhebe, das Entgegengesetzte aber durch seine Größe selbst schwach sei. Im weiteren Verlauf der persischen Geschichte bemüht sich Herodot, die von den Persern erlangte Macht und Größe recht anschaulich zu machen,

damit später bei der Darstellung ihres Kampfes mit den Griechen der Sieg der letzteren in einem um so glänzenderen Lichte erscheine. Aus diesem Grunde hat er auch ein ganzes Buch mit der Schilderung der Ägypter angefüllt: denn was könnte einen größeren Begriff von der persischen Macht geben, als daß den Angriffen derselben sogar das ägyptische Reich unterliegen mußte, das der Geschichtschreiber als so wunderbar, so alt, so mächtig und so volkreich schilderte? Unmittelbar nachher erzählt er, wie auch ein Teil des übrigen Afrikas dem ungeheuren Reiche der Perser angefügt wurde. Damit aber der Leser das griechische Volk, welches den eigentlichen Mittelpunkt des Werkes bildet, nie aus den Augen verliere, so wird dabei an einer passenden Stelle die Gelegenheit ergriffen, um über Polykrates von Samos, sowie über die Spartaner und ihre Einrichtungen zu reden.

Herodot kehrt hierauf wieder zur persischen Geschichte zurück, benutzt aber auch in dieser jede sich darbietende Gelegenheit, um als Grieche und zu Griechen zu reden. Dies zeigt sich am deutlichsten darin, daß er von der Thronbesteigung des Darius Hystaspes Anlaß nimmt, griechische Ansichten vom Staate und seinen Verwaltungsformen vorzutragen. Herodot lebte nämlich in einer Zeit, wo in allen Staaten Griechenlands über Oligarchie, Aristokratie und Demokratie viel und mitunter blutig gestritten wurde, wo die Monarchie noch nicht ganz vergessen war, wo altes und neues noch im Kampfe miteinander lagen. Die der Thronbesteigung des Darius vorausgegangene persische Revolution nun regt in dem Erzähler den politischen Geist an, der seinem Volke und seiner Zeit eigentümlich war, und er kann bei der Darstellung jener kurzen inneren Unruhen eines sonst so bewegungslosen Reiches nicht umhin, dieselben in griechischer Weise zu behandeln. Er läßt die persischen Großen, als sie nach dem Sturze des Pseudo-Smerdis zur Wahl eines Königs versammelt waren, über die künftige Form der Reichsverfassung beratschlagen und dabei über das Wesen der Monarchie, Aristokratie und Demokratie Reden halten, in welchen der Geschichtschreiber seine eigene Ansicht und das Urteil der Verständigeren unter seinen Landsleuten niederlegt.*) Bald nachher benutzt er die Erwähnung des Krotoniaten Demokedes, welcher Leibarzt des Königs Darius I. gewesen war, um in einem ausführlichen und

*) Herodot versichert, daß, so unglaublich dies seinen Landsleuten auch erscheinen möge, diese Reden doch wirklich gehalten worden seien, und so hat man kein Recht, dies zu bezweifeln: d. h. man darf nicht bezweifeln, daß dergleichen Ideen und Besprechungen über die verschiedenen Staatsformen die persischen Großen damals, bei jener Gelegenheit, beschäftigt haben. Daran zu zweifeln, ist auch kein ausreichender Grund, nur darf man freilich nicht an wörtliche stenographische Wiedergabe der Reden denken. J.

sehr interessanten Berichte über diesen Mann die Wissenschaft der Griechen dem geistigen Wesen der Perser gegenüber zu stellen. In demselben Sinne erwähnt er des Halbgriechen Skylax, durch welchen Darius das westliche Indien erforschen ließ, und des Baumeisters Mandrokles von Samos, der ebendemselben Könige für seinen skythischen Feldzug eine Brücke über den Bosporus schlug.

Herodot hat in seinem Werke manches Fabelhafte erzählt, um dessen willen schon oft die Zuverlässigkeit aller seiner Angaben in Zweifel gestellt worden ist: allein auch abgesehen davon, daß nicht weniges von dem, was die ältere Zeit für bloße Märchen hielt, durch die umfassendere Erkenntnis der Länder und Völker in unseren Tagen bewährt worden ist, haben die Legenden und Wundergeschichten Herodots ihren guten Grund. Sein Werk ist von Anfang bis zu Ende auf allgemeine Belehrung berechnet, es sollte ein Volksbuch sein und konnte als solches des Wunderbaren und Fabelhaften nicht entbehren. Der Geist südlicher Völker verlangt durchaus eine Berücksichtigung der Phantasie: das zeigen noch heutigestags die Neugriechen, die Italiener und die Bewohner des Südens von Spanien und Frankreich, welche noch immer bei weitem mehr auf die Heiligen und ihre Legenden, als auf Gott und seine Lehre halten. Herodot, der seinen Griechen nicht religiöse Lehren, sondern Geschichte vortragen wollte, mußte also auch dergleichen Dinge in sein Werk aufnehmen. Bei manchen dieser Erzählungen gehörte er freilich selbst zu den Gläubigen: bei gar vielen aber deutet er durch das hinzugesetzte Wort „so sagen sie" oder „das habe ich gehört," leise seinen Zweifel an und scheidet dadurch also das, was er selbst nicht für ganz ausgemacht und gewiß hält, von dem übrigen. Betrüger ist er nie, da er niemals etwas nach seiner Überzeugung Unwahres als wahr hinstellt. Übrigens giebt die im ganzen Werk waltende Einfachheit und Herzlichkeit des Tones neben dem naivgefälligen Dialekt, in dem es geschrieben, dem ionischen, der Erzählung noch einen besonderen Reiz, durch welchen sie auch das Herz des Lesers oder die rein menschliche Empfindung desselben wohlthuend berührt. Dabei erinnert die prosaische Sprache des Werkes, sogar mitten in solchen Beziehungen und bei allen Fabeln und Wundergeschichten den Leser doch immer daran, daß er auf einem historischen Boden stehe und historische Belehrung das letzte Ziel des Schriftstellers sei.

Thukydides, der zweite der drei großen Geschichtschreiber des griechischen Altertums, wurde 471 v. Chr., also etwa 13 Jahre nach Herodot, zu Athen geboren. An dem peloponnesischen Krieg, den er in einem besonderen Werke beschrieben hat, nahm er anfangs thätigen Anteil: er befehligte im achten Jahre desselben eine Abteilung der athenischen Flotte, wurde aber, weil er die Stadt Amphipolis nicht

gegen den Angriff der Spartaner unter Brasidas hatte schützen können, seiner Stelle entsetzt und aus Athen verbannt. Er schlug damals in einer kleinen thrakischen Stadt, welche der Geburtsort seiner Gattin war, und in deren Nähe seine Familie Besitzungen hatte, seinen Wohnsitz auf und brachte daselbst, einige Reisen nach verschiedenen griechischen Städten abgerechnet, nicht weniger als 20 Jahre zu. In dieser langen Zeit beschäftigte er sich hauptsächlich mit den Vorarbeiten zu seinem berühmten historischen Werk über den peloponnesischen Krieg, zu welchem er den Plan schon gleich zu Anfang des großen Zusammenstoßes gefaßt hatte. Nach der Einnahme Athens durch Lysander machte er von der Amnestie, welche der Friede aussprach, Gebrauch und kehrte in seine Vaterstadt zurück. Wann und wie er sein Leben geendet hat, ist unbekannt; wir wissen nur, daß er unmittelbar nach dem Ende jenes Krieges noch lebte und folglich ein Alter von wenigstens 70 Jahren erreicht hat.

Das Werk des Thukydides umfaßt nur die ersten 21 Jahre des peloponnesischen Krieges, da der Tod ihn an der Vollendung der ganzen Geschichte desselben hinderte. Dieses Werk ist von dem des Herodot sowohl seinem Zwecke, als auch seinem Geiste nach gänzlich verschieden. Das letztere sollte ein Volksbuch sein; Thukydides aber lebte in einer Zeit, in welcher die Bildung der gesamten Masse der Bürger nicht mehr, wie früher, bis auf einige geringe Unterschiede dieselbe war, sondern in der die Erziehung der Gebildeten schon eine mehr gelehrte und philosophische Richtung angenommen hatte. In einer solchen Zeit ist es unmöglich, durch ein und dasselbe Mittel zugleich die Verständigen und Gebildeten und den einer tieferen Einsicht in die Dinge unfähigen und meist bloß seinem Gefühle folgenden gemeinen Haufen zu belehren. Thukydides war also genötigt, sich sein Publikum zu wählen, und schrieb nur für den gebildeten Teil der griechischen Nation.

Ebenso, wie in dem gewählten Standpunkte, ist Thukydides auch dem Ziel und der ganzen Art der Auffassung, Darstellung und Behandlung nach von Herodot sehr verschieden. Der letztere machte, ohne es selbst zu ahnen, die großen Gesinnungen des Perserkrieges, als das Ergebnis einer innerhalb der Schranken der Religion, der Sitte und des Gesetzes gehaltenen Freiheit, dem Sinne fühlbar; Thukydides dagegen gehörte einer Zeit an, in welcher die Bildung ihre volle Höhe erreicht hatte, aber der Geist, aus dem sie hervorgegangen, und die Kraft, durch welche sie so hoch gestiegen war, sich zu verlieren begann: er spricht daher bloß zu dem Verstande seiner Zeitgenossen und setzt sich die Aufgabe, sowohl die Ursachen, durch welche jene Gesinnungen verschwunden sind, nachzuweisen, als auch denen, welche denken und ur-

teilen können, die Menschen und den Staat seiner Zeit darzustellen, jene nach ihren verschiedenartigen Bestrebungen, diesen in seinem Zustande der Zerrissenheit. Mit andern Worten, aus Herodot spricht seine Zeit; Thukydides aber ist nicht, wie Herodot, das Organ, sondern das Produkt seiner Zeit, er steht zugleich mitten in und über seiner Zeit, ist mit der Philosophie, Erfahrung und Menschenkenntnis, welche diese Zeit vor der früheren voraus hatte, ausgerüstet und erteilt der kleinen Zahl von Verständigen, an welche allein sein ernster, gedrängter und unparteiischer Vortrag gerichtet ist, Belehrung darüber, wie auch in ihrer Zeit noch das Rechte gethan werden könne. Thukydides spricht, indem er dies thut, ebenso durch den ganzen Ton und Zusammenhang seiner geschichtlichen Darstellung, wie Aristophanes durch seinen Spott und der Philosoph Plato durch seine Untersuchungen über den Staat, die Meinung und den Sinn des kleineren besseren Teils der Athener aus: er ist nämlich der Volksherrschaft, welche zu einer wahren Tyrannei ausgeartet war und die Gewalt an einzelne Demagogen gebracht hatte, entschieden abgeneigt und findet die Möglichkeit einer wahren Freiheit nur in der Wiederherstellung der Aristokratie im alten und guten Sinne dieses Wortes.

Während ferner Herodot, welcher nie die Phantasie und das Gefühl des Lesers aus dem Auge verliert, durch den Wechsel und das Wunderbare der Gegenstände seinem Werke Leben und Bewegung giebt, erreicht Thukydides dies durch das in seiner Darstellung waltende geistige Leben, durch den in allen einzelnen Erzählungen sichtbaren Reichtum innerer Erfahrung und durch eine Charakterzeichnung, mit welcher es nicht, wie etwa in den geschichtlichen Werken unseres Schiller, auf dramatischen Effekt, sondern ganz allein auf historische Erkenntnis abgesehen ist, um welche er sich selbst in umsichtigem und höchst gewissenhaftem Studium bemüht hat. Wie mit der Schilderung der Charaktere und der Erzählung der Begebenheiten, so verhält es sich auch mit den Reden, welche Thukydides den auftretenden Personen hier und da in den Mund legt.

Dieser der neueren Geschichtschreibung wesentlich fremde Gebrauch, Reden in die Erzählung einzumischen, war bei den Griechen und Römern, besonders den ersteren, sehr wohl begründet und gewissermaßen notwendig. Nur diese beiden Völker hatten ein eigentliches Staatsleben, vermöge dessen die Menge nicht bloß als eine tote Masse von einigen wenigen Leitern in Bewegung gesetzt wurde und also nicht etwa nur ein einzelner Gebieter oder eine mächtige Aristokratie handelnd und allein bestimmend auftrat. Wenn es sich vielleicht auch mit dem Volk im römischen Staat nicht ganz so verhielt, sondern dasselbe vielmehr meistens wirklich nur als Masse wirkte, so war dies dagegen in

den kleinen griechischen Republiken durchaus nicht der Fall; in ihnen hatte jeder Teil des Ganzen sein eigenes Leben und eine selbständige Bewegung. Die mündliche Rede war bei diesem Volke schon früh in alle Geschäfte eingedrungen, das ganze Leben der griechischen Völkerschaften war stets ein handelndes und hatte immer sozusagen etwas Dramatisches an sich. Schon in Homers Gedichten tritt dieser Charakterzug des griechischen Volkes in sehr bedeutender Weise auf, und die in ihnen enthaltenen Reden konnten daher auch für die Beredsamkeit der späteren Zeiten als Muster dienen. So erklärt es sich denn auf ganz natürliche Weise, daß in der griechischen Geschichtschreibung die Reden etwas sehr Wesentliches waren, während dieselben, so oft man sie bei uns in der Geschichtserzählung anzuwenden versucht hat, sich stets als etwas Unpassendes und Lästiges erwiesen haben. Keine Zeit der alten Welt aber war für diesen Brauch mehr geeignet, als die des Thukydides, sowie kein Geschichtschreiber der Griechen und Römer hierin ein ausgezeichneteres Talent bekundete, als Thukydides. Man kann deshalb auch allein schon aus seinen Reden, wenn man sie mit denen anderer Geschichtschreiber vergleicht, den Unterschied erkennen, welcher zwischen der Bildung seiner Tage und der aller anderen Zeiten des griechischen Volkes stattfand. Bei Herodot z. B. sind die Reden naiv, wie seine Zeit, und nichts als die Äußerung der natürlichen Beredsamkeit des Herzens; bei Thukydides dagegen sind sie der Ausdruck einer kräftigen Philosophie, welche jedoch noch nicht eine bloße Schulphilosophie geworden war; bei Xenophon aber, welcher unmittelbar nach Thukydides lebte und schrieb, enthalten sie nur die gewöhnliche Lebensklugheit und diejenige Moral, welche dem Xenophon und seinen Zeitgenossen diente, um den Mangel der Religion zu ersetzen; noch später endlich sind die Reden in den Geschichtswerken bloße Deklamationen und rednerische Kunststücke, und diesen Charakter haben sie auch überwiegend bei den Geschichtschreibern des römischen Volkes.

Betrachten wir die Reden, welche in des Thukydides Geschichte vorkommen, an und für sich selbst, so zeigen sie aufs deutlichste, daß die Bildung dieses Geschichtschreibers derjenigen Zeit angehörte, in welcher der Geist der Griechen bereits vorzugsweise nach Ideen und Urteilen strebte, in der aber noch nicht ein Euripides, sondern Äschylos und Sophokles in Ansehen standen. Während bei Herodot, ebenso wie bei Homer, die Reden hauptsächlich nur dazu dienen sollen, daß die Erzählung gehoben und belebt werde, daß gleichsam das Dramatische mit dem Epischen abwechsele, verfolgt Thukydides mit seinen Reden einen ganz anderen Zweck: er will nämlich, neben den äußern Handlungen der Hauptpersonen seiner Geschichte, auch die Gesinnung und innere Kraft, auf welcher diese Handlungen beruhten, dem Leser an-

schaulich machen. Dabei hat er aber nicht, gleich so manchen Schriftstellern der neueren Zeit, das fruchtlose Bestreben, dasjenige dem Sinne und der Phantasie faßlich zu machen, was nur der Verstand des denkenden Lesers zu begreifen vermag. Auch sind es weniger die in den Reden ausgesprochenen Gedanken und Grundsätze, durch welche Thukydides das innere Wesen der leitenden Männer veranschaulichen will, als vielmehr die Art und Weise, wie diese ihre Ideen verbinden und sich ausdrücken. Wir erkennen daher z. B. in den Reden, welche Thukydides den großen Perikles halten läßt, alles dasjenige, was diesem seine außerordentliche Wirksamkeit verschaffte, obgleich Perikles nicht wörtlich so gesprochen hat. Die scharfe, tief philosophische Art der Auffassung und Behandlung der Gegenstände zeigt uns den Perikles als einen Schüler des Anaxagoras; man erkennt ferner daran, daß der Redner so häufig an die öffentlichen Anstalten, Gebäude und Kunstwerke Athens erinnert, den Staatsmann, welcher stets die Kunst und die Wissenschaft als wesentliche Bestandteile der athenischen Volksherrschaft geltend machte, und durch die Art und Weise endlich, wie in diesen Reden Perikles dem demokratischen Stolze der Athener schmeichelt und ihre Einrichtungen denen der Spartaner gegenüberstellt, wird die Menschenkenntnis und Gewandtheit jenes großen Staatsmannes anschaulich gemacht, der das zügellose Volk der Welt nach seinem eigenen Willen zu lenken im stande war.

Ebenso zeigen die beiden Reden, welche Thukydides dem spartanischen Feldherrn Brasidas in den Mund legt, die zwei Hauptseiten des Charakters dieses Mannes, nämlich Tapferkeit und strenge spartanische Gesinnung, wenn es Kampf und Krieg galt, Milde und Freundlichkeit aber, wenn Bundesgenossen zu gewinnen oder festzuhalten waren. Thukydides will uns auch hier durch die Art des Denkens und Sprechens das Innere und die Handlungsweise eines für den Gang des peloponnesischen Krieges hochbedeutenden Mannes kenntlich machen und läßt aus diesem Grunde denselben zweimal eine längere Rede halten. Aber er verfällt dabei nicht in den gerade hier nahe liegenden Fehler so vieler römischen, französischen und englischen Geschichtschreiber, welche aus manchen von ihnen geschilderten Männern bloße Theaterhelden gemacht haben. Der denkende Leser erkennt aus den Worten des Brasidas dessen edles Selbstvertrauen, seine Überzeugung von der Vortrefflichkeit der Staatsverwaltung Spartas, seinen spartanischen Stolz auf angeborene Tapferkeit, der jedoch bei ihm nicht in Hochmut ausartet, sowie endlich die Ruhe, welche dieser wahrhaft kräftige Mann im Augenblicke der Gefahr besaß. Dabei ist in beiden Reden nirgends eine Sprachkünstelei oder auch nur ein einziger auf gesuchte Weise feierlicher und rührender Ausdruck angewandt. Ebensowenig verirrt

sich Thukydides in den von einigen großen deutschen Schriftstellern der neueren Zeit ohne Glück gemachten Versuch, die Redeweise und den Ton fremder Zeiten und Völker nachzuahmen;*) er läßt vielmehr den Redenden in der durch das ganze Buch hindurch gebrauchten Sprache sprechen und thut den Lesern damit auf das deutlichste kund, daß nicht der wirkliche oder ein statt desselben vorgeführter tragischer Brasidas vor ihnen auftritt, sondern daß der Schriftsteller selbst in dessen Seele und Geist redet, und zwar so, wie er dem Charakter des Brasidas gemäß in dem vorliegenden Falle reden zu müssen glaubte.

Xenophon aus Athen, dessen wichtigste Lebensumstände bereits oben berichtet werden mußten, steht zu Thukydides ungefähr in demselben Verhältnis, wie Euripides zu Sophokles. Seine Schriften geben den Charakter der letzten Zeit des peloponnesischen Krieges und der nächsten zehn Jahre auf eine noch anschaulichere Weise und von noch mehr Seiten her zu erkennen, als die des Euripides. Deshalb verdienen dieselben auch eine sorgfältigere Betrachtung, und da der eigentliche Zweck, welchen Xenophon bei seiner Geschichtschreibung verfolgte, in seinen philosophischen Schriften zu Tage tritt, so müssen hier zugleich auch die letzteren berücksichtigt werden.

Eine der wichtigsten philosophischen Schriften Xenophons ist diejenige, welche den Titel „Denkwürdigkeiten des Sokrates" führt. Sie kann mehr als alle anderen zur Erkenntnis der Lebensansichten Xenophons und seiner Zeit dienen, weil er in derselben seinen Lehrer Sokrates diejenige Philosophie vortragen läßt, zu welcher er selbst und der größte Teil seiner Zeitgenossen sich bekannte. Xenophon machte das Reelle und Praktische zum Hauptziel seines Strebens und verstand daher auch die Lehren des Sokrates nur so, daß nach seiner Meinung bloß das Begreifliche und Nützliche den Gegenstand und das Ziel der Philosophie bildeten. Er verlor aber dadurch den Unterschied aus den Augen, welcher zwischen einer auf rein philosophischem Wege erlangten Erkenntnis und der begeisterten inneren Anschauung dessen, was in der Natur denkender und fühlender Wesen selbst liegt, besteht. Indem er nun bloß dem Nützlichen nachging und das Endziel aller Bildung im Grunde nur in deutlichen Begriffen vom Nützlichen fand, beschränkte sich seine ganze Philosophie und folglich auch der Endzweck seiner Geschichtschreibung auf Moral, Lebensklugheit und Staatsweisheit. Dies ging so weit, daß er in den „Denkwürdigkeiten des Sokrates" sogar das Vaterland, die verwandtschaftlichen Verhältnisse und die Freundschaft zu bloßen Besitztümern herabwürdigte. Die frühere Zeit hatte diese mit dem innersten Wesen des Menschen zu-

*) Schlosser hat wohl an Johannes v. Müller gedacht.

sammenhängenden Beziehungen immer als zur Religion selbst gehörend angesehen und sie deshalb auch mit in den Begriff des Wortes Pietät aufgenommen; Xenophon aber stellt dieselben mit Haus, Acker, Sklaven u. dgl. in eine Reihe und empfiehlt sie der Aufmerksamkeit seiner Leser nur darum, weil sie für das Leben und den Verkehr einen bestimmten Wert hätten. Dadurch zeigt er, wie sehr seine Zeit allem Idealen und Edlen sich zu entfremden und von jener Höhe herabzusinken begann, auf welcher der Mensch alles, was er Heiliges und über jede Vergleichung mit äußerem Nutzen Erhabenes kennt, mit frommem Sinne umfaßt und eines wie das andere in seinem Herzen festhält. Eine solche Zeit sucht und findet ihr Glück in bloßer Vernünftelei, in einer handgreiflichen Moral und in der Fähigkeit, über alle möglichen Dinge schwatzen zu können. Auch Xenophons Schriften leiden an diesen Mängeln seiner Zeit.

Wenn übrigens diese Beschaffenheit der „Denkwürdigkeiten des Sokrates" uns den prosaischen, bloß auf das Praktische gerichteten Charakter jener Zeit zu erkennen giebt, so offenbart sich dagegen in einigen andern Zügen, welche diese Schrift enthält, auch wieder das Bedeutende an Xenophon und seiner Zeit. Diese Züge springen besonders dann hervor, wenn man die „Denkwürdigkeiten des Sokrates" mit der „Cyropädie", einem andern seiner Werke, vergleicht, weil in dem letzteren persische Einförmigkeit und Mattigkeit waltet, in dem ersteren aber der Geist des athenischen Lebens mit seinen auf der Mannigfaltigkeit des menschlichen Wesens und auf Bewegung beruhenden Reizen. Die „Denkwürdigkeiten des Sokrates" zeichnen sich wirklich durch große Lebendigkeit des Dialogs und durch die in ihnen enthaltenen Charakterzeichnungen aus, welche, in einer an originellen Charakteren so reichen Zeit, nach der Natur gemacht sind, sowie außerdem durch die Art, wie Xenophon den Sokrates seine Moral auf die verschiedensten Verhältnisse anwenden läßt. Wir werden durch alles dies in die Mitte des athenischen Lebens versetzt, der ganze Zustand der damaligen Gesellschaft breitet sich sichtbar vor unserem Blicke aus, und wir lernen zugleich den in derselben herrschenden Ton kennen. Die Menschen, die Umstände, die ganze Lebensweise der Zeit werden uns nicht bloß beschrieben, sondern wir sehen und betrachten sie auch von dem vorteilhaftesten Standpunkte aus, weil der Schreiber selbst für alles, was er uns vorführt, im höchsten Grade eingenommen ist.

Geht man von der aus den „Denkwürdigkeiten des Sokrates" gewonnenen Erkenntnis der Lebensansichten Xenophons zu dem vorhin erwähnten Werke über, welches den Titel „Cyropädie", d. h. Bildungsgeschichte des Cyrus, trägt: so wird das, worin nach Xenophons Meinung die Aufgabe der Geschichte besteht, erst recht klar, und man

erkennt, welche Art von Belehrung dieser Geschichtschreiber aus dem Studium der menschlichen Dinge und ihres Verlaufes zieht. Xenophon hat in der „Cyropädie" die Geschichte des Stifters der persischen Monarchie", des älteren Cyrus, in eine Art von Roman verwandelt. Schon die zu einem solchen Versuche leitende Meinung, daß die Geschichte in dieser Weise behandelt besser und angenehmer sei, als in ihrer eigentlichen Form, verrät eine Zeit, welche der unserigen an Verwöhnung und Überbildung nahe stand. Xenophon giebt in der „Cyropädie" das nach Sokratischen Begriffen entworfene Ideal eines Herrschers und geht dabei von dem Gedanken aus, daß ein solcher seinen Staat wie eine Maschine lenken und durch Liebe, Sanftmut und gebildeten Verstand sein Volk zu vollkommenem Glücke führen könne. Ein einziger Mensch soll gleichsam der Lenker des Schicksals aller sein, den Millionen seiner Unterthanen durch jene Mittel Ruhe und Frieden spenden und sie wie eine Herde Schafe regieren. Zu Herodots Zeit, wo die Kraft und Selbständigkeit der Bürger die eigentliche Seele des Staates war, wo die Individualitäten der einzelnen, gerade weil sie frei walteten, einander in Schranken hielten, Religion und Gesetz aber Wächter der Sitte und Ordnung waren, wäre ein solcher Gedanke gewiß niemand in den Sinn gekommen, derselbe würde im Gegenteil allen lächerlich erschienen sein. Wenn Herodot seine Leser mit den Launen des Schicksals aussöhnen, über den ewigen Kampf der Leidenschaften beruhigen und über die in einer Welt wie die unsrige unaufhörlich waltenden Frevel und Unruhen trösten will, so führt er nicht, wie Xenophon, das Ideal eines Herrschers vor, welcher Gesetz, Recht und Frieden in seiner Hand hat, alle Leidenschaften zügelt und über sein Reich die Ruhe des Schlafes ausbreitet. Im Gegenteil: Herodots Werk enthält fast auf jeder Seite den Beweis, daß diejenige Verfassung die beste ist, unter welcher jeder Bürger sich fühlt und nicht die Klugheit einzelner Menschen, sondern die Gottheit und das Gesetz über freie Bürger herrschen. Freilich ist auch ein solcher Staat nicht frei von Unruhen und Ungerechtigkeit; denn die Leidenschaften ersticken und etwa durch Polizeigewalt Totenstille einführen, heißt ebensoviel, als fließendes Wasser in einen faulen Sumpf verwandeln. Aber wenn Herodot uns hierüber aufklären und beruhigen will, so führt er uns nicht, wie Xenophon, nach Utopien, in das Reich der Träume, sondern er weist uns teils auf die Nemesis oder die im stillen waltende Göttin der Vergeltung hin, teils auf das in seinem Verhältnis zur menschlichen Freiheit ewig unerklärliche Schicksal, teils endlich auf das, was er den „Neid der Gottheit" nannte, durch welchen jeder Mensch, der den Gipfel der Größe erreicht hat und allzuglücklich geworden ist, von diesem Gipfel herabgestoßen wird, weil derselbe der Gottheit allein

angehört. Ganz anders Xenophon. Zu seiner Zeit lebte eine bereits erschlaffte Generation, welche nach Genuß und Ruhe strebte und bei den steten Bewegungen der Volksherrschaft, den ewigen Kriegen und den unaufhörlichen Verbrechen und Gesetzlosigkeiten, sich gern in eine idyllische Welt versetzte, in welcher alles nach einer bestimmten Ordnung friedlich und ruhig verläuft, freilich aber auch das Hauptübel waltet, daß bei einer solchen Einförmigkeit und Bewegungslosigkeit alles in Ermattung versinken und nach und nach absterben muß. Man denke sich jene Stürme einer demokratischen Republik, die steten Unruhen und Greuel der Menge, das Treiben der Demagogen, Sophisten und Sykophanten; man berücksichtige außerdem, daß in Xenophons Tagen die gesunde Kraft aus Geist und Seele gewichen war und die Vernunft dem Verstande, die lebendige Religion der toten Moral, alles Höhere und Edlere dem Nützlichen und Äußerlichen nachstehen mußte: und man wird es begreiflich finden, daß die Menschen dieser Zeit eine nach der Art hierarchischer Einrichtungen unwandelbare Ordnung der Dinge liebgewinnen konnten, in welcher alles seinen bestimmten Platz hat, aus dem es nicht weichen darf noch kann. Man wird es dann ebenso erklärlich finden, wie die Menschen einer solchen Zeit sich gern der Betrachtung des Idyllischen zuwendeten und folglich der ernsten, einfachen und trockenen Belehrung der Geschichte jenes Idealgemälde vorzogen, bei welchem von dem wirklich Historischen nur so viel übrig bleibt, als nötig ist, um für das Bild den Rahmen zu bilden.

Darum ging es auch mit Xenophons „Cyropädie" gerade ebenso, wie mit Fénelons „Telemach". Wie Xenophon die Gebilde des Romans der „Cyropädie" dem wilden und stürmischen Treiben des athenischen Volkes und seiner Führer gegenüberstellte, ebenso hat jener edle französische Bischof dem steifen Hofwesen Ludwigs XIV. und dem zu seiner Zeit herrschenden eitlen Streben nach Kriegsruhm die sanften und gefühlvollen Gestalten seines „Telemach" entgegengesetzt. Beide Bücher haben daher auch gewisse Vorzüge miteinander gemein: nur steht Fénelon gegen Xenophon dadurch im Nachteil, daß er seinen Roman in die Homerische Zeit verlegt hat, mit welcher das Publikum der neueren Zeit besser bekannt ist, als die alten Griechen mit den von Xenophon geschilderten persischen Verhältnissen. Das Romanhafte fällt dadurch bei Fénelon für den denkenden Leser viel unangenehmer auf, als bei Xenophon. Der letztere hatte außerdem den großen Vorteil, daß er das seinen Landsleuten im einzelnen sehr wenig bekannte Land und Volk der Perser mit eigenen Augen gesehen hatte, daß er deshalb auch von den Sitten und Einrichtungen derselben vieles auf eine treffende und lebendige Weise einschieben und in seinem Roman überdies von der wirklichen Geschichte jenes Volkes, soweit dieselbe seiner

Hauptabsicht diente, Gebrauch machen konnte. Dabei ist es für die Beurteilung von Xenophons Philosophie und deren Wert sehr bezeichnend, daß er, obgleich er das persische Reich zur Zeit seiner Gesunkenheit mit eigenen Augen gesehen hatte, die ganze Einrichtung desselben rühmend auf Cyrus als den Urheber und Stifter zurückführt, ohne auch nur ahnen zu lassen, daß eine solche Organisation, welche den Staat zu einer bloßen Maschine machte, demselben notwendigerweise auch für die Zeit der Not alle Kraft und Einsicht rauben und die Perser in jenen Zustand bringen mußte, in welchem sie mit ihrer ganzen ungeheuren Macht nicht einmal 13 000 Griechen zu besiegen vermochten. Übrigens haben Xenophons „Cyropädie" und Fénelons „Telemach" ihre Wirkung auch durch ähnliche Mittel der Sprache und der ganzen Behandlung des Gegenstandes geübt. Beide Schriften sind durch einen stets gehaltenen Ton der Ruhe und Würde, sowie durch das Auftreten vieler freundlichen Gestalten und einer größeren Anzahl guter Menschen, als man im Leben selbst zu sehen gewohnt ist, höchst anziehend: außerdem leistet aber bei Xenophon der leichte Fluß der Rede und eine liebliche Verbindung der einzelnen Sätze zu klaren und volltönenden Perioden ebendasselbe, was bei Fénelon durch die Reinheit der Sprache, die fließende poetische Prosa und die Aufnahme von so viel Homerischem bewirkt wird, als die Franzosen nach dem Charakter ihrer Bildung vertragen und einigermaßen verstehen konnten.

Ganz anders, als das süße Gerede der „Cyropädie", das Leichte und Liebliche ihrer Sprache und das sentimentale Wesen ihrer Gestalten ergreift uns die Wahrheit der Darstellung und die einfache, feste, gleichsam gediegene Erzählung in der „Anabasis", einem andern Werke Xenophons. In dieser Schrift wird der berühmte Marsch der 13 000 griechischen Söldner beschrieben, welche im Dienste des jüngeren Cyrus bis nach Kunaxa und von da unter unzähligen Schwierigkeiten zurück nach Griechenland zogen. Xenophon, welcher selbst auf dem schwierigsten Teile dieses Marsches der eigentliche Führer war, entwarf die Beschreibung desselben nach den von ihm geführten Tagebüchern. Diese Schrift bildet einen wahren Gegensatz zu der „Cyropädie": denn sie stellt uns die Zeit Xenophons in ihren Handlungen und Unternehmungen dar und läßt auf eine glänzende Weise ebenso alle Vorzüge der damaligen Griechen hervorleuchten, wie die „Cyropädie" uns dieses Volk von seiten seiner Erschlaffung und geistigen Verirrung zeigt. In der „Anabasis" findet sich nichts von dem halb persisch, halb griechisch gefärbten Stil der „Cyropädie", sondern alles ist ernst, einfach und wahr. An rhetorischen Schmuck denkt der Verfasser nicht, weil er von der Sache selbst ergriffen ist. Ebensowenig zeigt sich in diesem Buche etwas von der in den „Denkwürdigkeiten des Sokrates"

herrschenden Ansicht des Lebens und der höheren Dinge, sondern Xenophon ist hier ganz Hellene im echten und alten Sinne des Wortes: er nimmt die Götter für das, was sie seinem Volke schon von der ältesten Zeit an waren, nämlich für Mittel, deren sich der verständige Teil der Nation bediente, um dem Eigensinn der Unverständigen eine Schranke zu setzen. Xenophon schreibt das Gedeihen jedes Unternehmens, welches von den mutigen Griechen ausgeführt wurde, den Göttern zu und läßt den Anführern nur den Ruhm, daß sie stets das rechte Mittel gefunden haben, die nach dem Willen der Götter beschlossene Sache zu leiten. Er berichtet, wie bei jeder Gelegenheit den Göttern Opfer gebracht und, um ihren Willen zu erforschen, die Eingeweide der Tiere befragt wurden, und er läßt dabei auch nicht entfernt ahnen, daß er selbst jemals an der Untrüglichkeit eines solchen Mittels gezweifelt habe.

Dabei erscheint die griechische Kunst und Wissenschaft, wie auf dem Zuge selbst, so auch in Xenophons Beschreibung desselben überall, dem wüsten und wirren Wesen des Orients gegenüber, im glänzendsten Lichte. Es leuchtet aus dem einfachen Berichte des Buches auf das klarste hervor, wie sehr die Hellenen durch ihren Verstand und ihre Erfahrung den ungeheuren Scharen der Perser überlegen waren. Die während des langen Marsches allenthalben angestellten Messungen, die gegen die persische Übermacht angewandte Taktik und die auf dem Zuge gemachten geographischen Entdeckungen werden von dem Geschichtschreiber in schlichten Worten und ohne Prunk mitgeteilt; sie sind unmittelbar aus dem Tagebuche des Führers entnommen und erhalten dadurch, sowie durch ihre ungekünstelte Vorführung erst ihren wahren Wert. Auch in der Art, wie Xenophon von sich selbst spricht, zeigt sich die Vortrefflichkeit dieses Werkes und der große Unterschied desselben von den Denkwürdigkeiten Cäsars und von so vielen ähnlichen Schriften der neueren Zeit, bei welchen man entweder Wahrheit, oder Urteil, am häufigsten aber die Anspruchslosigkeit vermißt. Xenophon dagegen tritt immer mit großer Bescheidenheit vor dem Leser auf; er giebt durch das ganze Werk hindurch zu erkennen, daß nicht er der Mittelpunkt ist, auf welchen die beschriebenen Thaten sich beziehen, daß diese nicht, wie es bei Cäsar der Fall war, von dem Führer ausgegangen sind, sondern daß sie der hellenischen Nation selbst und ihrer Bildung gehören. Kurz, Xenophon und die Griechen seiner Zeit zeigen sich uns in diesem Buche ebenso wie bei der in demselben beschriebenen Unternehmung von ihrer trefflichsten Seite. Xenophon erscheint also im praktischen Leben und da, wo er nur ein reines Abbild desselben geben will, ganz anders, als in denjenigen seiner Schriften, in welchen er als Philosoph auftritt und durch seine Ansichten vom Leben auf den Geist der Zeit einwirken will.

Ebenderselbe Gegensatz in Xenophons Schriften zeigt sich auch dann, wenn man die „Anabasis" als eine Specialgeschichte mit seinem Versuche, eine allgemeine Geschichte zu schreiben, vergleicht. Er hat nämlich auch eine griechische Geschichte verfaßt, in welcher er es wagte, das unübertreffliche Meisterwerk des Thukydides fortzusetzen. Schon der Ton und Stil dieser griechischen Geschichte, welche bis zur Schlacht bei Mantinea reicht, giebt zu erkennen, daß in derselben nicht eine durchdringende, allseitige Prüfung und kräftige Darstellung des menschlichen Treibens zu erwarten ist, sondern daß die Begebenheiten von einem beschränkten Standpunkte aus und nach bestimmten abstrakten Begriffen geschildert werden sollen; denn dieser Ton ist zwar nicht zart und sentimental wie in der „Cyropädie", er erreicht aber ebensowenig die Kraft des Tones, welcher in der „Anabasis" oder gar in des Thukydides Werk waltet; er hält gewissermaßen die Mitte zwischen dem der „Cyropädie" und dem der „Anabasis".

Ebenso, wie in der Darstellung, steht Xenophons griechische Geschichte auch der Auffassungsweise nach weit hinter der Anabasis und dem Werke des Thukydides zurück. Durch das ganze Buch geht eine gewisse Art milder Weisheit hindurch, und die Erzählung der Ereignisse dient dem Verfasser nur dazu, daß diese Weisheit bewährt und gleichsam versinnlicht werde. Er hat also in seiner griechischen Geschichte einen ganz anderen Zweck, als in der Beschreibung seines denkwürdigen persischen Feldzuges. Dieser Zweck und das Verhältnis, in welchem jenes Werk zu dem Geist der Zeit stand, lassen sich am besten dadurch anschaulich machen, daß man Xenophons Ansicht von der Aufgabe der Geschichte mit der seiner beiden Vorgänger vergleicht. Herodot behandelt die Geschichte als eine im Gange der Ereignisse sich kund gebende Offenbarung des an und für sich selbst ewig dunklen und rätselhaften Schicksals, welches alles beherrscht und alle Veränderungen bewirkt; oder mit anderen Worten, bei Herodot ist die Geschichte die Darstellung des sich von selbst entwickelnden Zusammenhanges der menschlichen Begebenheiten. Dem Thukydides dagegen ist die Betrachtung der historischen Ereignisse ein Mittel, die schwer zu begreifende, stets sich verbergende innere Natur des Menschen zu erforschen, und er sucht dies durch scharfe Prüfung und vielseitige Betrachtung der sichtbaren äußeren Handlungen zu erreichen. Xenophon endlich hat, wie die Geschichtschreiber des römischen Volks und fast aller neueren Völker, keinen allgemeinen, sondern einen einzelnen sittlichen oder politischen Zweck vor Augen. Nach einer solchen Ansicht von der Aufgabe der Geschichte dient diese bloß als ein Mittel, um in dem Leser irgend eine Gesinnung zu erwecken oder ihm eine moralische Lehre einzuschärfen, um den Menschen der Gegenwart Zustände und Formen einer früheren Zeit als

Muster oder als abschreckende Beispiele vorzuführen, oder endlich, um ein bestimmtes Volk oder eine bestimmte Regierungs- und Verwaltungsweise über die andere zu erheben und diesen Vorzug durch Geschichte zu beweisen. Xenophons Hauptstreben ist, den spartanischen Staat und dessen militärisch-oligarchische Regierungsform vor den übrigen griechischen Staaten und ihren Verfassungen hervorzuheben.

Einzelne bestimmte Zwecke aber können von einem Geschichtschreiber nicht anders als auf Kosten der Wahrheit erreicht werden. Deshalb ist denn auch Xenophon durch sein Bemühen, vermittelst einer Geschichte seiner Tage den Vorzug der Spartaner und ihrer Einrichtungen nachzuweisen, ein unzuverlässiger Berichterstatter geworden. Er mußte, um diesen Zweck zu erreichen, manche Dinge auf eine geschickte Weise zu verdecken suchen und dagegen andere über Gebühr hervorheben. Gleich im Anfange seines Buches giebt die Art, wie Lysander und Alkibiades behandelt werden, ein einleuchtendes Beispiel hiervon. Ein Thukydides hätte hier die vielseitigen angebornen Talente des letzteren, der bloß angebildeten Klugheit und kleinlichen, heimtückischen List des ersteren gegenüber, auf eine recht anschauliche Weise hervortreten lassen; er würde außerdem bei der Darstellung des wichtigsten Lebensereignisses des Alkibiades, seiner triumphierenden Rückkehr nach Athen, den Leser mit dem neuen Verhältnisse bekannt gemacht haben, in welches Alkibiades seit der Zeit gekommen war, wo Thukydides zuletzt von ihm gesprochen hatte. Xenophon aber schiebt den ausgezeichneten Athener kalt bei Seite und sucht dagegen ganz leise den Lysander in den Augen des Lesers zu heben; er verschweigt die von dem Spartaner angewandten gemeinen Mittel oder erwähnt sie wenigstens nur im Vorbeigehen; namentlich unterläßt er bei der Darstellung der Einnahme von Athen durch Lysander ganz und gar, des schändlichen Einverständnisses zwischen ihm und Theramenes zu gedenken, welches doch höchst wichtig war und unbezweifelt gewiß ist. Alle Schuld gleitet durch diese diplomatische Manier der Darstellung von Lysander ab und fällt auf die oligarchische Partei in Athen. Bei der Erzählung des weiteren Verlaufes der Begebenheiten kann Xenophon freilich nicht verhehlen, daß die Spartaner ruhig zusahen, als Lysander die athenischen Tyrannen bei der grausamen Unterdrückung ihrer Mitbürger unterstützte, und daß, nachdem jene vertrieben worden waren, nur die persönliche Eifersucht eines spartanischen Königs und mehrerer Ephoren ihre Wiedereinsetzung verhinderte; allein dieses alles wird ohne die mindeste Bewegung des Gemüts, ohne irgend eine Spur des Mißfallens erzählt, so daß man vor der kalten, ganz modernen Parteilichkeit eines Mannes schaudert, der im stande war, das traurige Schicksal seiner Vaterstadt auf eine solche Weise zu berichten.

Noch auffallender zeigt sich der Charakter der Geschichtschreibung Xenophons in der Schilderung einer Verschwörung, welche im ersten Jahre der Regierung des Agesilaos von einigen jungen Spartanern angestiftet, aber noch vor ihrem Ausbruche unterdrückt wurde. Bei dieser Gelegenheit wird weder die Stellung der spartanischen Oligarchie zu ihren Mitbürgern geschildert, noch die schreckliche, grausame Art dieser Gebieter, ihre ungerechte Herrschaft zu behaupten, beschrieben, noch endlich die herrschende Treulosigkeit, welche eine notwendige Folge davon war, erwähnt. Und doch hätte man gerade von einem so guten Kenner der Verfassung und des inneren Zustandes von Sparta erwarten sollen, daß er dies alles dargelegt und den Leser über das Verhältnis von Klugheit und Tugend im menschlichen Verkehr belehrt haben würde. Wie ganz anders schildert Thukydides solche Verschwörungen! Wie hebt er bei jeder Gelegenheit diejenigen Umstände hervor, aus welchen der eigentliche Charakter einer Regierung erkannt werden kann!

Sobald in der weiteren Erzählung der griechischen Geschichte der Zusammenhang es erlaubt, giebt Xenophon, in der feinen modernen Manier, seiner ganzen Darstellung den Charakter einer Privatgeschichte des Agesilaos. Weil dieser Mann überall hervorgehoben werden soll, so erwähnt Xenophon, obgleich er doch eine Geschichte von Griechenland geben will, weder die in Athen eingetretenen Veränderungen, noch den Druck, welchen Lysander und die von ihm eingesetzten Oligarchen in fast allen griechischen Staaten ausübten. Man hat in betreff der Geschichte jener Zeit diesem Geschichtschreiber außerdem noch den Vorwurf gemacht, daß er die beiden großen Thebaner, durch welche allerdings sein Liebling Agesilaos sehr verdunkelt wurde, absichtlich in den Schatten zu stellen gesucht und aus diesem Grunde bei der Befreiung von Theben die Hauptrolle dem Mellon, nicht dem Pelopidas zugeteilt habe: wenn man aber auch diesen Vorwurf nicht für gegründet halten kann, so ist doch anderseits nicht zu verkennen, daß Xenophon den Anteil, welchen Agesilaos an der das Völkerrecht so hart verletzenden Überrumpelung der Burg von Theben hatte, mit dem Mantel der Liebe zudeckt. Ja, er geht in seiner Vorliebe für den Agesilaos sogar so weit, daß er sich durch dieselbe zur gänzlichen Verkennung des Hauptganges der Ereignisse in den nächsten zwanzig Jahren verleiten läßt. In dieser Zeit erlangten nämlich die Thebaner die höchste Macht in Griechenland und ihre Angelegenheiten wurden der Mittelpunkt, um welchen sich die ganze griechische Geschichte drehte; Xenophon aber läßt in seiner Darstellung dieser zwei Jahrzehnte davon durchaus nichts merken. Ebenso wird der Leser nirgends darauf hingeführt, daß eben durch die Bestrebungen jener beiden Männer, Pelopidas und Epaminondas, Spartas Übergewicht in Griechenland unwiederbringlich verloren ging.

Man erkennt in allen diesen Mängeln den modernen Charakter der Geschichtschreibung, nach welchem der Erzähler teils sich allzusehr von einer einzelnen Persönlichkeit einnehmen läßt, teils im Streben nach einer ruhigen, leicht fließenden und angenehmen Darstellung niemals tief eindringt, sondern immer nur oben hinstreift. Er bleibt dadurch weit hinter Thukydides zurück, dessen Darstellung nicht, wie die des Xenophon, mit der Klarheit des Baches, in welchem man alle Kiesel zählen kann, wohl aber mit der Tiefe eines mächtigen Weltstromes zu vergleichen ist. Xenophon nähert sich außerdem auch darin der modernen Art und Weise der Geschichtschreibung, daß er in seinem allgemeinen Geschichtswerk der echt griechischen Sitte, Reden in die Erzählung einzumischen, nur selten huldigt und also seine Darstellung in der Regel nicht bis zum Dramatischen steigert. Jedoch zeichnen sich einige wenige Stellen des Werkes doch durch diesen antiken Charakterzug der Geschichtschreibung auf eine schöne Weise aus, und namentlich wird bei einer Gelegenheit ein trefflicher Gebrauch von dem Dramatischen gemacht. Diese Stelle verdient ausführlicher besprochen zu werden, da sie uns die Geschichtschreibung Xenophons von ihrer guten Seite zeigt. Sie gewährt außerdem den Vorteil, daß wir an ihr erkennen, wie sehr zu seiner Zeit die freien Staaten noch Leben und Bewegung hatten, und wie wenig damals noch, zum Unterschied von späteren Zeiten, die Charakterzeichnungen in den Geschichtswerken bloße rhetorische Kunststücke des Schriftstellers waren.

Bei der Erwähnung einer Friedensunterhandlung zwischen Athen und Sparta nämlich läßt Xenophon drei athenische Gesandte vor dem spartanischen Volke und seinen Bundesgenossen auftreten: und die denselben in den Mund gelegten Reden dienen ihm dazu, den Charakter der verschiedenen athenischen Staatsmänner seiner Zeit auf eine ganz vortreffliche Art darzustellen. In der Rede des einen Gesandten, Kallias, läßt er den Stolz des athenischen Adels hervorleuchten, in der des zweiten, Autokles, die Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit der Demagogen, in der des dritten, Kallistratos, aber das Talent, die Beredsamkeit und Gewandtheit derjenigen Männer, welche die Regierung und Verwaltung der Staaten wissenschaftlich erlernt hatten. Kallias, ein reicher Mann von altem Adel und zugleich ein angesehener Priester in Athen, war, wie Xenophon sagt, ein Mensch, der sein Lob ebenso gern aus seinem eigenen Munde als von anderen verkünden hörte. Die Rede, welche Xenophon ihn halten läßt, bezeichnet ihn als einen eingebildeten und gehaltlosen Menschen, welcher nur Adelsstolz und prunkende Worte besaß und deshalb dasjenige, worauf es eigentlich ankam, ganz und gar verfehlte. Alles, was er sagt, bezieht sich im Grunde nur auf ihn selbst, nicht auf die Sache, um derentwillen er das Wort

ergriffen hat. Er spricht vor allem anderen von sich und seinen Ahnen, von dem Vertrauen, welches die Athener stets in seine Familie gesetzt hätten, und von den Gesandtschaften nach Sparta, mit welchen er selbst schon mehrmals beauftragt gewesen sei. Dabei holt er denn so weit aus, daß den Zuhörern die Geduld vergehen mußte. Zuletzt spricht er, sowohl um sich selbst zu heben, als auch um seinen Vorstellungen eine religiöse Beziehung geben zu können, von denjenigen athenischen Göttern, deren Priestertum in seiner Familie erblich war, sowie von dem geheimnisvollen Dienst derselben, welcher in uralter Zeit von Athen aus in den Peloponnes gebracht worden sei. Dies benutzte er dann, um mit dem ganz geistlichen Ausspruche zu schließen, es sei unrecht, daß Staaten, welche auf diese Weise durch die Religion miteinander verbunden seien, sich gegenseitig haßten und bekriegten: und wenn denn unter den Menschen durchaus Krieg sein müsse, so sollte man denselben wenigstens erst so spät als möglich ausbrechen lassen und so schnell als möglich wieder beendigen. Dieser theologische Schluß und der in dem ganzen Vortrag sichtbare Mangel an politischer Einsicht giebt den Redner als einen leeren Kopf und, um uns eines neueren Ausdrucks zu bedienen, als einen hochadeligen Geistlichen zu erkennen, welcher von sich, seinem Stande und seiner Familie auf eine lächerliche Weise eingenommen war und dies auch da nicht verbergen konnte, wo es sich doch am allerwenigsten um seine Person und um religiöse Angelegenheiten handelte.

Wie Kallias durch Dünkel und Stolz der seiner Leitung anvertrauten Sache schadet, so verfehlt Autokles durch Leidenschaftlichkeit und persönlichen Widerwillen seinen Zweck. Dieser zweite Gesandte wird von Xenophon mit dem einzigen Ausdruck geschildert, daß er in Athen für einen sehr verschmitzten Redner gegolten habe. Er war einer von jenen Demagogen, welche es verstanden, die Leidenschaften des athenischen Volkes aufzuregen und zu ihrem Vorteile zu benutzen. Als solchen zeichnet Autokles sich selbst in den Worten, welche Xenophon ihm in den Mund legt. Der Geschichtschreiber will dabei zugleich seine Leser darauf aufmerksam machen, wie schlecht ein Volk beraten sei, dessen Angelegenheiten in der Hand solcher Menschen lägen, weil diese nie ihrer Leidenschaften Herr werden und folglich da, wo es sich um allgemeine Interessen handelt, ihre persönliche Abneigung und die Lust, den Gegner zu kränken, nicht unterdrücken können. Autokles kann sich nämlich, obgleich er doch die Spartaner für den Frieden gewinnen soll, nicht enthalten, dieselben gleich im Anfang seiner Rede wegen ihres Verhaltens gegen ihre Verbündeten auf eine derbe Weise zu tadeln, und ebenso endigt er damit, daß er ihnen in bitteren Worten ihre Treulosigkeit und Herrschsucht vorwirft. Durch dieses Verfahren

erlangte er zwar, wie Xenophon hinzusetzt, den Beifall aller derjenigen unter den Anwesenden, welche gleich ihm leidenschaftlich gegen die Spartaner eingenommen waren, verfehlte aber natürlich ganz und gar den Zweck, um dessentwillen er gesprochen hatte.

Wie Xenophon durch die Vorträge des Kallias und Autokles zeigen wollte, auf welche Weise man bei Staatsverhandlungen sich nicht benehmen dürfe, so diente ihm dagegen der dritte Gesandte, um anschaulich zu machen, worin nach seiner Meinung die Eigenschaften des wahren Staatsmanns und Unterhändlers bestehen. Kallistratos nämlich, von welchem Xenophon nichts weiter sagt, als daß er ein Staatsmann gewesen sei, geht ohne Eitelkeit und Leidenschaftlichkeit gerade auf sein Ziel los und ermüdet weder wie Kallias die Geduld seiner Zuhörer, noch sucht er wie Autokles die Gemüter derselben zu erbittern und aufzuregen. Er bemüht sich im Gegenteil, die aufgeregte Stimmung zu besänftigen, und spricht überhaupt so, daß man deutlich sieht, wie Xenophon in der Rede desselben seine eigenen Lebenserfahrungen und seine eigene Kenntnis der Verhältnisse niederlegte, und wie er uns in dem Kallistratos sein Ideal eines Staatsmanns darstellen wollte.

Dieselbe rein praktische Beziehung, dieselbe Klugheit und Erfahrung, aber auch dieselbe oben hinstreifende Philosophie, welche man in Xenophons größeren Werken als den eigentlichen Charakter dieses Schriftstellers erkennt, leuchten auch aus seinen kleineren Schriften hervor. Die von ihm verfaßte Lebensbeschreibung des Agesilaos ist, wie schon der Titel „Rede auf Agesilaos" ausspricht, nichts als eine Lobrede oder das, was die Franzosen ein éloge nennen, nur in griechischer Art. Sie hat keinen unmittelbaren historischen Wert und ist als ein bloßes Denkmal der Freundschaft anzusehen. In der Schrift, welche „Ökonomikos" oder das „Buch vom Haushalte" betitelt ist, läßt Xenophon seinen Lehrer Sokrates ein förmliches System der Haushaltungskunst im neueren Sinne des Wortes vortragen und zwar auf eine angenehme populäre Art und so, daß dabei bis in die kleinsten Einzelheiten eingegangen wird. Wer sollte daran nicht den ganz praktisch gewordenen, vorzugsweise auf Erwerb und äußeren Lebensgenuß gerichteten Sinn der Menschen in Xenophons Zeit erkennen! Die Aufschrift „Hieron" trägt ein Dialog, in welchem er den syrakusanischen König Hieron I. sich mit dem Dichter Simonides darüber unterhalten läßt, daß das Schicksal eines Herrschers nicht zu beneiden sei: in diesem Werke kommt Xenophon zuletzt wieder auf denselben Gedanken, welcher bereits in der „Cyropädie" entwickelt worden war, der aber dem echt griechischen Geiste stets als ein Grundirrtum des Orients gegolten hatte: es ist die Meinung, daß das Glück eines Staates das Werk desjenigen einzelnen Menschen sein könne, welcher die Regierung

und Verwaltung mit unumschränkter Gewalt leite. Nachdem nämlich Xenophon zuerst die Entbehrungen eines Herrschers in Bezug auf die wichtigsten rein menschlichen Verhältnisse und Freuden nachgewiesen hat, sucht er zu zeigen, wie es demselben möglich sei, vermittelst der in seiner Hand ruhenden Macht ein Wohlthäter seiner Unterthanen und der Schöpfer ihres Glückes zu werden. Übrigens ist dieser letzte Teil des Hieron für die moderne Zeit sehr nützlich, da er recht gute Lehren für Prinzen enthält.

Xenophon hat noch zwei Schriften verfaßt, welche, wie die „Denkwürdigkeiten des Sokrates", eine unmittelbare Beziehung zu seinem Lehrer haben, die Apologie oder „Verteidigung des Sokrates" und das sogenannte „Gastmahl". Die erstere Schrift enthält nicht sowohl eine förmliche Verteidigung jenes Philosophen gegen die Anschuldigungen, wegen deren er zum Tode verurteilt wurde, sondern sie besteht vielmehr nur aus einigen Worten der Liebe und Verehrung, welche der Bosheit und den Verleumdungen seiner Feinde entgegengesetzt werden. Im „Gastmahl" hat Xenophon die Absicht, die Grundsätze seines Lehrers in Bezug auf Freundschaft und Liebe darzulegen. Da auch Plato eine ähnliche Schrift unter demselben Titel geschrieben hat, so ist schon viel darüber gestritten worden, ob und inwiefern das eine dieser beiden Bücher als eine Gegenschrift gegen das andere anzusehen sei, welche erst durch dieses hervorgerufen worden wäre. Zwischen beiden Schriften besteht allerdings ein sehr bestimmter Gegensatz: allein man braucht den Grund davon nicht in einem Verhältnisse der erwähnten Art zu suchen, da der sehr große Unterschied, welcher zwischen beiden Büchern obwaltet, sich viel einfacher aus der ganz entgegengesetzten Natur und Richtung ihrer Verfasser erklärt. Xenophon wandte sich bei seiner Betrachtung über Liebe und Freundschaft bloß an den Verstand und suchte in der Sphäre des gewöhnlichen Lebens jene Art von Behaglichkeit zu entdecken, in welcher nach seiner Meinung das Glück besteht; Plato dagegen, ein mit lebendiger Phantasie und tiefdenkendem Geiste begabter Philosoph, findet die gesuchte Befriedigung im ganzen weiten Reiche der Sinnlichkeit nicht und erhebt sich daher mit seinen Wünschen und Ansichten in höhere Regionen.

Fassen wir alles über Xenophon Gesagte zusammen, so erkennen wir in ihm den echten Sohn seiner Zeit, in dessen Schriften die Hauptseiten des hellenischen Wesens und Lebens, wie dasselbe seit dem peloponnesischen Krieg beschaffen war, sich aufs deutlichste abspiegeln. Die eigentliche Religion, die Begeisterung und das sozusagen unbewußte Leben für die Götter und das Vaterland waren untergegangen und wurden durch Verstandesbildung und praktische Moral ersetzt; die Menschen mußten sich eines bestimmten Zweckes bewußt werden, dieser

konnte aber in nichts anderem bestehen, als in dem Nützlichen und in den Annehmlichkeiten des äußeren Lebens; die Art, wie diesem Zwecke gemäß das Leben einzurichten sei, und wie auf ihn Gottesfurcht, Freundschaft, Vaterlandsliebe, kurz alle höheren Güter zurückbezogen werden können, lehrt Xenophon in den Denkwürdigkeiten des Sokrates theoretisch. In seinen geschichtlichen Werken dagegen, besonders in der „Cyropädie", sucht er ebendasselbe praktisch zu lehren. Darum werden von Xenophon die persischen Einrichtungen, durch welche jede Individualität vernichtet wurde, idealisierend dargestellt und den Griechen als ein Muster vorgeführt, wie man jenen Zweck der äußeren Ruhe und Behaglichkeit mechanisch erreichen könne. Ebenderselbe Gedanke geht durch seine griechische Geschichte hindurch: eine feststehende Ordnung, wenn auch, wie bei den Spartanern, eine militärische, — und berechnende Klugheit, wenn auch, wie ebenfalls bei diesem Volke, eine für die Freiheit anderer Staaten verderbliche, sind allein in den Augen des Verfassers unbedingt lobenswürdig, und die Absicht, diese Dinge zu empfehlen, läßt sich in seiner Erzählung nirgends verkennen.

Xenophons Werke sind der Ausdruck eines Zeitalters, dem die republikanischen Tugenden bereits fehlten, und in welchem der Verstand zum Denken über das Leben gebildet war, das Regieren und Verwalten aber, sowie die Anführung der Heere nicht mehr als eine bloße Ehre und Last angesehen wurde, sondern ein Amt und ein Geschäft geworden war. In einer solchen Zeit kann die Geschichtschreibung nicht eine bloße Darstellung bleiben, sie muß in ein Betrachten und Überdenken des Dargestellten übergehen. Die Erzählung wird ruhig und faßlich, sie nimmt stets auf die Verhältnisse des Lebens Rücksicht, sie unterhält und belehrt, sie regt aber nie ein tieferes Eindringen in die menschliche Natur an.

So sank die Geschichtschreibung durch den veränderten Geist der Zeit von der erhabenen Stellung herab, welche Thukydides ihr gegeben hatte. Xenophon setzte ihr die beschränkte Aufgabe, eine bestimmte politische oder moralische Belehrung zu geben. Dadurch hörte sie auf, eine selbständige geistige Beschäftigung zu sein: sie wurde zu einem der Wissenszweige gemacht, welche je an ihrem Teile zur Vorbildung für das Leben im Staate dienen. Unmittelbar nach Xenophon traten zwei Umstände ein, welche der Geschichtschreibung eine neue Richtung gaben und zugleich ihr Sinken beschleunigten. Einerseits wandelte nämlich der berühmte Lehrer der Redekunst, Isokrates, die Beredsamkeit in eine förmliche Kunst und in eine Schulwissenschaft um und wirkte dadurch auch auf die Geschichtschreibung nachteilig ein; anderseits aber nahmen die Verhältnisse der hellenischen Staaten eine solche Gestalt an, daß aus ihnen jede lebendigere und tiefere Anregung für die Ge-

schichtsbetrachtung und Geschichtschreibung verschwand. Durch das Übergewicht, welches Isokrates der Kunst oder Künstelei der Darstellung über die natürliche Beredsamkeit verschaffte, gewöhnte man sich, den Wert einer Schrift nicht nach ihrem Inhalt, sondern nach ihrer Form zu bemessen und folglich auch bei der Geschichtschreibung den Stil und Ton der Darstellung als die Hauptsache anzusehen. Die Behandlung historischer Gegenstände war daher in der nächsten Zeit für jeden, der sich damit abgab, nur ein Mittel, sich selbst als einen guten Kopf und geschickten Darsteller zu zeigen. Ob dies durch die Wahrheit oder durch den bloßen Schein derselben erreicht würde, war dabei Nebensache. Es wurde also der erste und hauptsächlichste Zweck aller Geschichtschreibung, das Aufbewahren und Überliefern des Geschehenen, der bloßen Form und Darstellung untergeordnet. Dadurch wurde die Geschichte zu einem Zweige der Rhetorik oder der Kunst der Beredsamkeit gemacht und ihrer eigentlichen Bestimmung, dem Leben selbst und seinen höheren Zwecken zu dienen, ganz und gar entzogen: sie ward gleichsam aus dem Lichte des öffentlichen Lebens in das Dunkel des Kabinetts und in die Stille der Studierstube versetzt.

Zu diesem Untergange der echten Geschichtschreibung trugen die Ereignisse selbst nicht wenig bei. Die Geschichte der griechischen Freistaaten bestand von dem Tode des Epaminondas an bis auf Alexander den Großen meistenteils nur aus solchen Ereignissen, welche entweder keinen entscheidenden Einfluß auf das Schicksal der gesamten Nation hatten, oder bloß traurige und von schlechten Menschen geleitete Unternehmungen waren. Ein begeistertes Interesse an diesen Begebenheiten und ihrer Erkenntnis konnte es also nicht sein, was einen Geschichtschreiber zur Darstellung derselben trieb. Überdies hatte auch das Publikum selbst, namentlich aber die beiden wichtigsten Teile desselben, das athenische Volk und der makedonische Hof, keinen Sinn für wahre Geschichtschreibung. Die Athener, welche in Angelegenheiten der Litteratur die höchste entscheidende Macht blieben, waren durch die aufstrebende Schulberedsamkeit verwöhnt worden und in ihren geistigen Genüssen in eine falsche Richtung geraten; der makedonische Hof aber, welcher als Sitz der höchsten politischen Gewalt ebenfalls einen sehr großen Einfluß auf die Litteratur ausübte, konnte seiner politischen Zwecke wegen, nur unpatriotischen und schmeichlerischen Geschichtschreibern Ehre und Belohnung darbieten.

Alle diese Verhältnisse zusammengenommen gaben, unmittelbar nach Xenophons Auftreten, der griechischen Geschichtschreibung den Todesstoß. Die Historiker, welche in der Zeit von Xenophons Blüte an bis auf Alexander den Großen auftraten, standen daher auch noch tiefer unter jenem, als die späteren Tragiker unter Euripides. Diese Geschicht-

schreiber, deren Werke übrigens bis auf einige Bruchstücke insgesamt untergegangen sind, haben deshalb auch ebensowenig für die Erkenntnis des herrschenden Geistes, als für die Wissenschaft der Geschichte einen Wert. Ihre einzige Bedeutung besteht darin, daß einige von ihnen, wie Philistos, Theopompos und Ephoros, später den römischen Geschichtschreibern als Muster und Vorbilder dienten und dadurch auf die Litteratur des römischen Volkes einen Einfluß ausgeübt haben.

5. Philosophie.

Die ersten Anfänge der griechischen Philosophie sind, wie früher gezeigt worden ist, in den religiösen und mythischen Gedichten der Vorzeit zu suchen. Im sechsten Jahrhundert v. Chr. waren drei philosophische Schulen entstanden, oder richtiger, es waren drei erste Versuche gemacht worden, mit der Kraft des Denkens die übersinnlichen Dinge in ihrem Zusammenhange aufzufassen und die Beziehung derselben zur sichtbaren Welt zu erklären. Von diesen Schulen erhielten zwei, die ionische und die eleatische, erst dann Ansehen und Bedeutung, als sie nach Athen verpflanzt wurden, weil dies den Anlaß gab, daß auch die philosophische Wissenschaft der Griechen sich in der Hauptstadt von Griechenland, neben den anderen Künsten und schönen Wissenschaften und in Verbindung mit ihnen, entwickelte. Die dritte Schule oder die pythagoreische Lehre stand mit dem Aufblühen der Künste und Wissenschaften in Athen lange Zeit in keinem unmittelbaren Zusammenhang, erlangte aber nichtsdestoweniger eine große Bedeutung für den Entwickelungsgang der griechischen Kultur. Sie war nämlich einerseits die Quelle, aus welcher zuerst die wissenschaftliche Behandlung der Mathematik hervorging, und andererseits entsprangen aus ihr jene mystischen Schwärmereien, welche als eine unvertilgbare Verirrung einzelner Menschen unter den Griechen ebenso, wie bei anderen Völkern, großen Eingang fanden. Dies ist stets der Fall, wenn die Menschen durch Üppigkeit erschlaffen oder durch Überbildung der Natur untreu werden. Alle drei Schulen haben also einen Einfluß auf die unter den späteren Hellenen herrschenden Ansichten gehabt: allein die pythagoreische übte denselben nur von Zeit zu Zeit in einem bedeutenderen Umfange aus und wirkte auf das Entstehen der in Athen sich entwickelnden Philosophie nicht ein, diese ward dagegen durch die ionische und eleatische Schule recht eigentlich erst hervorgerufen.

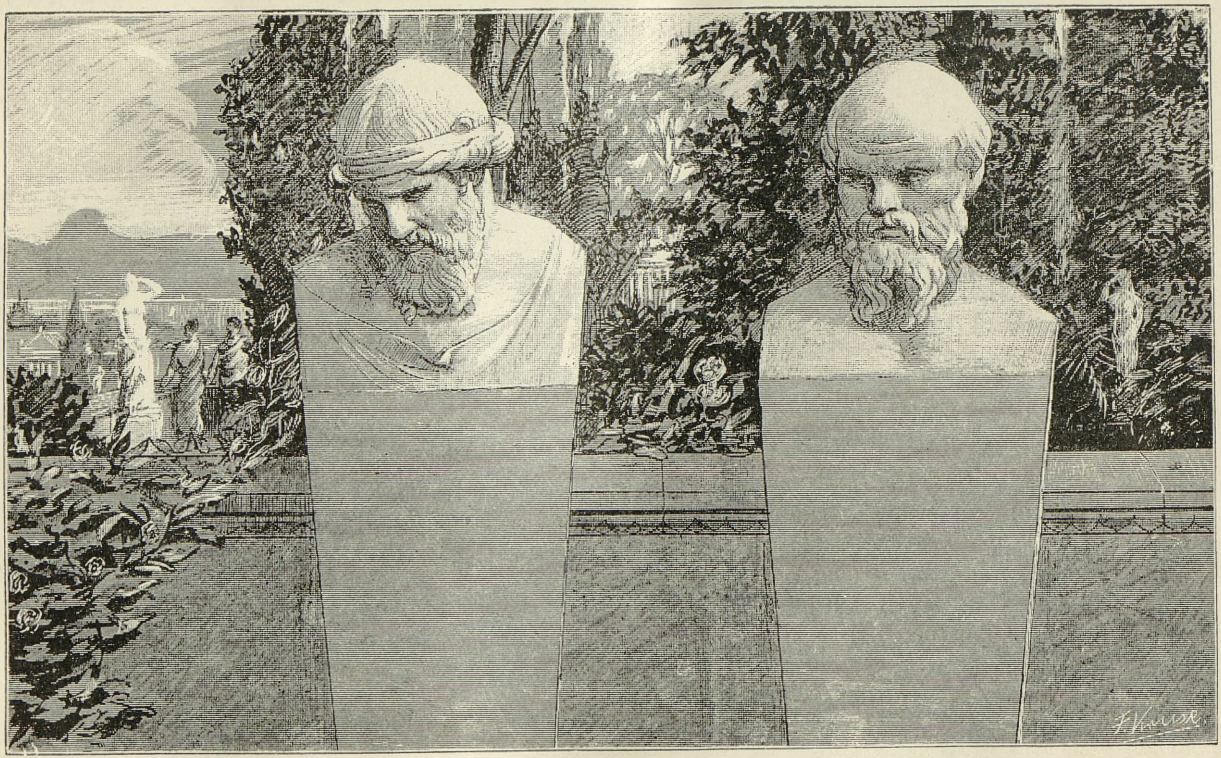
Anaxagoras, welcher der ionischen Schule angehörte, war einer der ersten Philosophen, die in Athen lehrend auftraten und daselbst Einfluß erlangten. Er hatte im Jahre 456 v. Chr. seinen Wohnsitz nach Athen verlegt und war Lehrer und Freund des Perikles und des

Euripides geworden. Zu gleicher Zeit mit ihm waren auch einige der Eleaten nach Athen gekommen und hatten daselbst kurze Zeit gelehrt. Diese Männer verbreiteten also die Ansichten der eleatischen und der ionischen Schule von derjenigen Stadt aus, welche gerade zu ihrer Zeit Mittelpunkt und Hauptstadt des geistigen Lebens der Griechen wurde. Da das, was beide Schulen von Gottheit und Welt lehrten, mit dem griechischen Volksglauben in Widerspruch stand, so untergruben die nach Athen gewanderten Philosophen diesen Glauben und wirkten umgestaltend auf die herrschenden religiösen Ansichten ein, welche man seither nur aus den Dichtern und den Mysterien geschöpft hatte. Deswegen begannen auch in Athen alsbald die Verfolgungen des Staates gegen den Anaxagoras und andere Philosophen. Anaxagoras selbst entging nur durch die Flucht dem Tode. Bald nach ihm wurden die Philosophen Diagoras von Melos, Protagoras von Abdera und Prodikos von Keos als Gottesleugner verfolgt und verurteilt. Der erstere mußte nämlich, weil er mit aller Bestimmtheit das Dasein der Götter leugnete, die Flucht ergreifen; die Athener setzten aber einen Preis auf seinen Kopf und ließen ihm eine Schandsäule errichten. Protagoras wurde aus Athen verbannt, weil er in einem Buche ausgesprochen hatte, er wisse nicht, ob es Götter gebe; zu Athen ließ man seine Schriften öffentlich verbrennen und untersagte bei Strafe den Verkauf und Besitz derselben: das erste in der Geschichte vorkommende Beispiel der Verbrennung und des Verbots von Büchern. Prodikos endlich hatte unter anderm gesagt, der Glaube an die Götter habe keinen andern Grund, als daß die Menschen Erscheinungen in der Natur, welche ihnen vorzugsweise nützlich wären, zu Göttern gemacht hätten: er wurde deshalb als Atheist verurteilt und hingerichtet.

Die neuen Lehren und Lebensansichten, welche durch die Philosophen in Athen und von dieser Stadt aus weiter verbreitet wurden, waren es nicht allein, was der Verpflanzung der Philosophie nach Athen eine so große Wichtigkeit gab. Noch viel einflußreicher war der Umstand, daß die Philosophie kurz vorher eine neue Richtung erhalten hatte und infolge davon unter den Athenern zur Vorbildung für das Staatsleben angewandt wurde. Statt daß die Philosophen der früheren Zeit schwärmend und dichtend die Natur der Dinge zu erforschen gesucht hatten, beschäftigten sich, kurz vor Anaxagoras' Auftreten in Athen, die denkenden Köpfe unter ihnen mit der sogenannten Wissenschaft der Dialektik oder mit dem, was man heutzutage vielleicht angewandte Logik nennen würde. Die Dialektik gab nämlich die Mittel an die Hand, mit Hilfe der erkannten Gesetze des Denkens den Schein von der Wahrheit unterscheiden zu können: sie enthielt die Anweisung, wie man eine jede Sache nach ihrem Begriffe, ihren Gründen und

Verhältnissen philosophisch auffassen, das Für und Wider bei derselben ermitteln und sie von ihren verschiedenen Seiten her verschieden darstellen und behandeln könne. Durch die Dialektik wurde also die Philosophie in eine Art von Kunst umgewandelt, deren man sich bei allen möglichen Bestrebungen bedienen konnte, und durch welche besonders in republikanischen Staaten die philosophische Bildung einen großen Wert für das Wirken im Staate erhalten mußte. Diese Denkkunst gewährte den Männern, welche eine Rolle im Staate spielen wollten, nirgends größere Vorteile, als da, wo das Volk zugleich gebildet war und unter einer demokratischen Verfassung lebte. Sie fand daher auch in Athen die beste Aufnahme. Hier wurde durch die Art, wie man die Dialektik gebrauchte, die Philosophie sozusagen zu einem Teil der Staatswissenschaften gemacht und insbesondere angewandt, um für die öffentliche Rede zu schulen.

Aus der Dialektik, welche bei den Eleatikern sogleich in die größte Spitzfindigkeit ausartete, bildete sich in Unteritalien eine zweite philosophische Kunst, welche den Namen der Sophistik erhielt und ebenfalls sehr bald nach Athen verpflanzt wurde. Die Sophistik war nichts anderes, als die Benutzung der Dialektik zur Befriedigung der Eitelkeit und des Eigennutzes. Sie bestand in der Kunst, alles nach Belieben zu beweisen oder zu widerlegen, oder durch Spitzfindigkeiten und Trugschlüsse den bloßen Schein als Wahrheit und die Wahrheit als Irrtum hinzustellen. Die berühmtesten Männer, welche in dieser Fertigkeit sich auszeichneten und als die größten von allen Sophisten anzusehen sind, waren Gorgias von Leontini in Sizilien, Protagoras von Abdera, Prodikos von Keos, Hippias aus Elis und Thrasymachos von Chalkedon. Sie lebten in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts v. Chr. Einige Sophisten, wie z. B. Protagoras, waren erfinderische Köpfe, denen auch ein ernstes Denken zugeschrieben werden kann: die Mehrzahl derselben aber bestand aus solchen Menschen, welche ein oberflächliches und nur auf den Schein berechnetes Wissen und eine große Fertigkeit im Disputieren sich angeeignet hatten. Diese suchten aus der Thorheit und Beschränktheit der großen Menge so viel Vorteil als möglich zu ziehen und traten gleichsam als philosophische Tausendkünstler und Marktschreier überall auf, wo sie ihre Gewinnsucht und Eitelkeit am besten befriedigen zu können glaubten. Durch diese Sophisten wurde also die Philosophie geradezu zu einem Gewerbe der niedrigsten Art herabgewürdigt: denn sie boten sich allen denen, welche im Staate einen Einfluß erlangen wollten, als Lehrer der Rede- und Disputierkunst an, trugen bei den Wechslertischen in Athen, bei den Festen zu Olympia und überhaupt an jedem Orte, an welchem viele Leute zusammenkamen, ihre Trug-



Plato. Sokrates.

Nach antiken Originalen. Gezeichnet von Franz Kruse.

künste vor, erklärten sich bereit, über alles, was ihnen vorgelegt würde, in jedem beliebigen Sinne, für oder wider, zu reden, und suchten durch Spitzfindigkeiten und Künsteleien jeder Art sich Geld und Beifall zu verschaffen.

Athen war auch für die Sophisten der Ort, wo sie besser, als in irgend einer anderen griechischen Stadt, ihr Wesen treiben konnten. Sie waren für ein Volk, das am Regieren und Rechtsprechen seine größte Freude hatte, eine willkommene Erscheinung und fanden daher in Athen die beste Gelegenheit, sich als Lehrer der neuen Kunst Reichtümer zu erwerben. Dorthin strömte deshalb die größte Zahl von Sophisten zusammen. Sie übten den nachteiligsten Einfluß auf Staatsleben und Litteratur aus; denn die öffentlichen Verhandlungen erhielten durch sie ein ganz sophistisches Gepräge; die Kunst der Beredsamkeit, als deren beste Lehrer sie bald angesehen wurden, erlitt durch sie eine gänzliche Umgestaltung, und selbst in die gesellige Unterhaltung und das Privatleben drang die von ihnen gepredigte Weisheit ein. Dialektik und Sophistik wurden jetzt die Modephilosophie der Athener und galten der großen Mehrzahl derselben als die besten Mittel, sich Scheinbildung, Geld und Einfluß im Staate zu verschaffen.

Der kleinere verständige Teil unter den gebildeteren Kreisen des Volkes erhob sich auf das nachdrücklichste gegen den Unfug des Sophistenwesens, welches so verderblich auf Sitten und Staatsleben einwirkte. Vor allen anderen Männern aber trat gegen sie ein Philosoph in die Schranken, dessen größtes Verdienst in seinem unausgesetzten Kampf gegen die Lüge, die Eitelkeit und die Gewinnsucht seiner Zeitgenossen bestand. Dieser Mann war Sokrates, der Sohn des Bildhauers Sophroniskos und der Hebamme Phänarete. Er war 469 v. Chr. zu Athen geboren und lebte bis zum Jahre 400, wo er als ein Opfer seines Strebens der Verfolgung seiner Gegner unterlag. Sokrates trieb anfangs das Gewerbe seines Vaters, gab dasselbe aber, ungefähr im dreißigsten Jahre seines Alters, auf und lebte seitdem dürftig von seinem kleinen Vermögen. Gleich allen Bürgern des athenischen Staates nahm auch er im männlichen Alter an dessen Kriegen Anteil: so befand er sich bei dem Heere, welches am Anfang des peloponnesischen Krieges Potidäa belagerte, und nahm an den Schlachten bei Delion und Amphipolis teil. Er zeichnete sich dabei nicht allein durch Tapferkeit aus, sondern erweckte auch durch seine körperliche Abhärtung und Ausdauer die Bewunderung seiner Mitbürger. In der Schlacht bei Delion, in welcher die Athener aufs Haupt geschlagen wurden, focht er mit so großer Tapferkeit, daß einer der Anführer später versicherte, die Athener würden den Sieg davon getragen haben, wenn alle ebenso wie Sokrates ihre Schuldigkeit gethan hätten. Selbst noch

auf der Flucht, zu welcher das athenische Heer genötigt ward, zeigte er sich tapfer und rettete durch fortgesetzten Kampf während derselben seine Ehre. Bei dieser Gelegenheit war es, wo Sokrates von Feinden umzingelt sein Leben verloren haben würde, wenn nicht Alkibiades mit einigen andern ihm zu Hilfe geeilt wäre und ihn befreit hätte.

An der Regierung und Verwaltung des Staates nahm Sokrates nicht mehr Anteil, als die Pflicht von den Bürgern forderte; er wollte seinem Vaterlande nicht als Staatsmann, sondern als Volkslehrer und Sittenrichter dienen. So oft er aber bei Gericht oder in der Volksversammlung mitsprechen und mitentscheiden mußte, zeigte er sich als einen Mann, der ohne Rücksicht auf Vorteil oder Gefahr seiner Überzeugung gemäß handelt. Bei dem Gerichte z. B., welches nach der Schlacht bei den Arginusen über die Anführer wegen Verabsäumung der Pflicht gegen die Gebliebenen gehalten wurde, war er, trotz der aufgeregten Stimmung des Volkes und der drohenden Stellung der Demagogen, der einzige von allen damaligen Prytanen, welcher der Verurteilung der Angeklagten sich widersetzte und diesen Widerspruch unbekümmert um alle Drohungen aufrecht erhielt. Unter der Herrschaft der 30 Tyrannen wurde Sokrates nicht verfolgt, während so viele andere Bürger ihr Leben verloren oder in die Verbannung getrieben wurden, ungeachtet er einst einem an ihn ergangenen Befehle der Gewaltherren mit derselben Ruhe, die er der aufgeregten Volksmasse gegenüber bewiesen hatte, den Gehorsam versagte. Er blieb verschont, weil er zu keiner politischen Partei gehörte und keine Rolle im eigentlichen Staatsleben spielen wollte, oder, wie er selbst sich ausdrückte, weil er nie Ehrgeiz besaß, und weil ein fester Mannesmut bei reinem Charakter selbst der Tyrannei eine gewisse Scheu einflößt.

Über Sokrates' Privatverhältnisse sind manche Erdichtungen in Umlauf gekommen. Dies gilt besonders auch von dem, was man von seiner Gattin Xanthippe erzählt. Spätere Schriftsteller des Altertums haben uns über sie allerlei Geschichten überliefert, welche erst nach Sokrates' Tode aufgekommen sind. Nach diesen Erzählungen wäre Xanthippe eine sehr mürrische und zänkische Frau gewesen: die zu Sokrates' Zeit lebenden athenischen Schriftsteller, sowohl die gegen ihn feindlich gesinnten als die ihm befreundeten, berichten jedoch nichts der Art, obgleich sie sonst in betreff seiner Privatverhältnisse vieles in ihren Schriften mitgeteilt haben. Es geht im Gegenteil aus einer Stelle Xenophons, der einer der vertrautesten Schüler und Freunde des Philosophen war, hervor, daß Sokrates seine Gattin als gute Hausfrau und Mutter schätzte. Nur das eine wird von ebendemselben Schriftsteller berichtet, daß Xanthippe neben diesen schönen Eigenschaften den Fehler hatte, launenhaft zu sein, und daß sie deshalb unter anderem

einmal mit einem ihrer Söhne in Zwist geriet. Wahrscheinlich rühren aus diesem Umstande alle jene übertriebenen Berichte und Erzählungen her, infolge deren der Name Xanthippe als eines bösen Weibes sprichwörtlich geworden und in den bekannten Vers unserer ABC-Bücher gekommen ist.

Sokrates hatte alles das, was seine Zeit an Bildungsmitteln darbot, zu seiner Ausbildung benutzt. Er hatte Mathematik, Physik, Grammatik, Musik, Poesie und die verschiedenen Zweige der philosophischen Wissenschaft mit Sorgfalt erlernt; auch die Kunst der Sophisten hatte er, unter Leitung des Prodikos von Keos, studiert. Er hatte außerdem, im Verkehr mit Aspasia und andern ausgezeichneten Frauen die Bildung der Welt und des geselligen Lebens sich anzueignen gesucht: bei allen diesen Bestrebungen verfolgte er jedoch von Anfang an den alleinigen Zweck, selbst weise zu werden, sich selbst zu vervollkommnen, nicht aber, wie die meisten Philosophen seiner Zeit, dann eine Schule zu errichten und den Katheder zu besteigen, oder gar, wie die Sophisten, vermittelst der erlangten Kenntnisse und Fertigkeiten sich Geld zu erwerben. Dieser Zweck seiner Studien unterschied ihn von allen Philosophen, welche zu gleicher Zeit mit ihm lebten, und mußte ihn auf einen anderen Weg führen, als der war, welchen jene betreten hatten.

Sokrates konnte, wegen seines angebornen praktischen und durchaus verständigen Sinnes, sich nicht durch diejenige Art Philosophie befriedigt fühlen, welche von der Entstehung dieser Wissenschaft an bis zu ihrer Ausartung in Dialektik und Sophistik getrieben worden war. Die Bemühungen der griechischen Philosophen waren von Anfang an vorzugsweise auf Erkenntnis der Natur und des Übersinnlichen gerichtet gewesen; einem Manne wie Sokrates mußte aber alles Grübeln über die Natur gehaltlos und unnütz scheinen, sobald sich dasselbe nicht auf Erfahrung und Beobachtung, sondern auf Folgerungen und Schlüsse stützte, und ebenso mußte es ihm abgeschmackt vorkommen, daß man bei dem Nachdenken über die ersten Ursachen der Dinge und über die Gottheit nicht von den sittlichen Anlagen des Menschen und von der Natur des menschlichen Willens ausging. Er erkannte, daß seine Zeitgenossen auf diesem Wege sich durch den Schein des Wissens und der Erkenntnis zu eitler Selbsttäuschung und zu mancherlei Thorheiten hatten verleiten lassen; er sah ein, daß sie durch den dialektischen und sophistischen Mißbrauch der Philosophie daran gewöhnt worden waren, sich über jeden Grundsatz der Moral hinwegzusetzen und jedem natürlichen Rechtsgefühl hohnzusprechen. Was war daher natürlicher, als daß er die Moral und das Studium des Menschen zum Hauptgegenstand seiner philosophischen Forschungen machte, und daß er nicht durch die philosophische Lehre an und für sich selbst, sondern haupt-

sächlich durch die Anwendung derselben aufs Leben zu wirken suchte! Wegen dieser Richtung, welche Sokrates seiner Wirksamkeit gab, sagt Cicero von ihm: er zuerst habe die Philosophie vom Himmel auf die Erde, in die Städte und Wohnungen der Menschen zurückgeleitet, sie in das wirkliche Leben eingeführt und die Menschen angetrieben, ihr eigenes Wesen zum Gegenstand ihres Nachdenkens zu machen, damit sie sich über ihr Thun und Lassen, über das Gute und das Böse und die eigentliche Aufgabe des Lebens Rechenschaft geben könnten. Er selbst erklärte in diesem Sinne den Ausspruch „Erkenne dich selbst!", welcher über dem Eingang in den Tempel zu Delphi als Inschrift angebracht war, für den Inbegriff der wahren Weisheit. Er sprach die Meinung aus, daß das Übersinnliche und die verborgenen Kräfte und Endursachen der Natur dem menschlichen Verstande unerreichbar, den Menschen, wie er sich ausdrückt, von den Göttern geflissentlich verborgen seien, und daß, auch wenn die Erkenntnis derselben möglich wäre, dies doch keinen unmittelbaren Nutzen für das menschliche Leben und seine Zwecke haben würde. Er erklärte daher auch, um den Vorzug des natürlichen Verstandes vor allem Scheinwissen recht nachdrücklich hervorzuheben, im Gegensatz gegen die sophistischen Marktschreier seiner Zeit, von sich selbst, daß er ein Mann sei, der gar nichts wisse, aber gerade deshalb, weil er dieses erkenne und sich eingestehe, weiser sei als alle anderen Menschen.

Mit diesem Worte sprach Sokrates die Notwendigkeit aus, daß man, um zu einem wahren Wissen zu gelangen, gleichsam von vorn anfangen, von den unwahren oder halbwahren Vorstellungen, welche man ohne eigentliches Denken von der Oberfläche der Dinge schöpfe, absehen müsse, und er suchte zugleich der Verwirrung des sittlichen Lebens und dem Treiben der Sophisten dadurch entgegenzuarbeiten, daß er mit Hilfe der gesunden Vernunft und mit reiner Liebe zur Wahrheit dagegen auftrat. Er wollte seinen Zeitgenossen nicht philosophische Ansichten mitteilen, sondern sie zum Denken anregen, die Menschen nicht belehren, sondern bilden, sie nicht kenntnisreich und gelehrt, sondern verständig und tugendhaft machen. Er hielt daher auch keine Schule, sondern er war nur ein Volkslehrer, ein Wahrheitsfreund, welcher unmittelbar auf den Geist und das Herz seiner Zeitgenossen einwirken und die Menschen aller Stände und Berufsthätigkeiten aufklären und veredeln wollte. Mit diesem bestimmten Ziel und Zweck seines Auftretens hängt auch die Art und Weise desselben auf das innigste zusammen, sowohl darin, daß er keine Schule gründete und kein philosophisches System schuf, als auch in betreff seiner Lehrmethode. Sokrates hielt keine Vorträge, sondern unterrichtete fragend, so daß es jedesmal schien, als wenn er selbst erst im Zwiegespräch mit

einem andern die Wahrheit suchen wolle. Er pflegte scherzend zu sagen, daß er in geistiger Weise das Geschäft seiner Mutter, der Hebamme, treibe, denn er stehe anderen Menschen gleichsam als Geburtshelfer bei, damit die verborgene Frucht ihres Verstandes, der Begriff, der Gedanke, an das Licht gebracht werde. Sein Talent in der katechetischen oder fragenden Weise des Unterrichts war so ausgezeichnet, daß man diese Unterrichtsart noch jetzt als die sokratische Lehrmethode bezeichnet. Sokrates selbst hatte sich durch sein unabläßiges und aufrichtiges Streben nach Wahrheit eine gewisse Sicherheit des Urteils errungen, so daß er in allen Dingen sich ganz fest auf sich selbst verlassen konnte. Diese gleichsam instinktartig wirkende Vernunft, welche er sich im steten Kampfe mit der herrschenden Dialektik und Sophistik gebildet hatte, diesen sittlichen Takt, pflegte er sein Dämonion oder seinen Schutzgeist zu nennen, der ihn nie verlasse und ihn warne und abhalte, so oft er etwas Verkehrtes unternehmen wolle oder in Gefahr sei, irre zu gehen.

Obgleich Sokrates keine Schule gründete, so gab es doch eine kleine Zahl von jüngeren Männern, welche mit ihm in fortwährendem Verkehr standen und durch seine Belehrung ihre Bildung oder eine bestimmte Richtung ihres Strebens erhielten. Die hervorragendsten unter diesen Schülern, die er selbst nur als „seine Freunde" bezeichnete, waren: der Geschichtschreiber Xenophon, der berühmte Alkibiades, der Tyrann Kritias, welcher zur Zeit seiner Schreckensherrschaft der Feind seines ehemaligen Lehrers war, der große Philosoph Plato, der sogenannte Sokratiker Äschines, welchem dieser Beiname zum Unterschied von dem gleichnamigen Redner gegeben wurde, ferner Euklides von Megara, Aristippos von Kyrene und Antisthenes von Athen. Über das nähere oder fernere Verhältnis, in welchem Sokrates zu seinen einzelnen Schülern stand, und über die Art, wie er dieselben an sich gezogen hatte, sind uns verschiedene Anekdoten überliefert worden, welche zwar zum größten Teil nicht für wahr gehalten werden können, aber doch insgesamt so beschaffen sind, daß sie sich auf bestimmte Charakterzüge des Wesens dieses praktischen Philosophen und seiner Lehre beziehen und zugleich die in der späteren griechischen Welt vorherrschende Ansicht von der Art, wie er sich gab und wirkte, zu erkennen geben. Die Bekanntschaft Xenophons soll Sokrates auf folgende Weise gemacht haben. Er begegnete dem jungen Mann auf der Straße und ward durch die Schönheit und das anständige Wesen desselben überrascht. Sogleich hielt er ihn an und legte ihm die Frage vor, ob er wisse, wo man Mehl und andere Lebensbedürfnisse kaufe. Als Xenophon mit ja antwortete, fragte Sokrates ihn weiter: „Weißt du aber auch, wo man sich Weisheit und Tugend erwirbt?" Der junge Mensch

stutzte und sah den Fragenden betroffen an. „Wohlan, sagte Sokrates zu ihm, folge mir, ich will es dir zeigen!“ Seit dieser Zeit war Xenophon der treueste Anhänger und Schüler des Philosophen. Zwei andere seiner Schüler, Euklides von Megara und der Athener Antisthenes, welcher in der fast zwei Stunden von der Stadt entfernten Hafenstadt Piräeus wohnte, fühlten sich von Sokrates so sehr angezogen, daß sie, trotz der großen Entlegenheit ihrer Wohnorte, sich so oft als nur möglich zu ihm nach Athen begaben. Als einst bei Gelegenheit eines Kriegszustandes zwischen Athen und Megara den Bürgern der letzteren Stadt der Tod angedroht war, wenn sie sich auf athenischem Gebiete würden betreffen lassen, setzte Euklides dessenungeachtet seine Besuche bei Sokrates fort: er kam oft in Weiberkleidern abends nach Athen und kehrte vor Tagesanbruch wieder in seine wohl eine halbe Tagereise entfernte Vaterstadt zurück. Der junge Äschines, welcher in dürftigen Umständen war, wünschte sehr des Sokrates Schüler zu sein, ließ sich aber dadurch einschüchtern, daß er einige Jünglinge aus den reichsten Familien in dessen Umgebung sah. „Ei wie?“ sagte Sokrates, als er dies gewahr wurde, zu ihm, „schätzest du dich denn so gering? und rechnest du das Geschenk, welches du mir mit dir selbst machst, für gar nichts?“

Nach allem Gesagten kann von einem philosophischen System des Sokrates keine Rede sein, und man dürfte als solches etwa nur die bereits angedeuteten Grundsätze für das sittliche Leben ansehen, welche Sokrates seinen Zeitgenossen vortrug, wiewohl es ihm auch mit diesen nicht um eine dogmatische Lehre oder um ein in sich abgeschlossenes und feststehendes System zu thun war; daß er aber einen deutlichen Begriff von dem engen Zusammenhang wahrer Erkenntnis mit wahrer Sittlichkeit besaß, beweist sein Satz, daß die Tugend ein Wissen sei. Er selbst hat keine Schriften verfaßt, weil er stets nur für seine Zeit und mit bloßer Rücksicht auf das Bedürfnis der mit ihm Lebenden seine Lehren vortrug und also auch keinen Anlaß hatte, diese niederzuschreiben. Drei von seinen Schülern, Äschines, Xenophon und Plato, haben uns die Aussprüche ihres Lehrers schriftlich überliefert, und zwar in der dialogischen oder katechetischen Form, in welcher er selbst seine Lehren vorzutragen gewohnt war. Alle drei stellen aber ihren Lehrer und Meister nur so vor, wie jeder von ihnen ihn aufgefaßt hat, und legen ihm zum Teil ihre eigenen Gedanken in den Mund.

Übrigens waren die Ansichten des Sokrates nicht ganz unabhängig von derjenigen Philosophie, welche vor ihm in Athen gelehrt worden war, da auch das ganze geistige Leben der Menschen ebenso, wie alle äußeren Begebenheiten der Geschichte, mit dem allgemeinen Gange der Dinge verkettet sind. Höchst wahrscheinlich war es die ionische Philo-

sophie, mit welcher des Sokrates Ansichten am nächsten im Zusammenhang standen. Archelaos, des Anaxagoras Schüler, welchen einige Schriftsteller des Altertums geradezu für einen der Lehrer des Sokrates erklären, hatte in Athen neben der Naturphilosophie auch eine philosophische Sittenlehre vorgetragen. Diese scheint von allem, was dem Auftreten des Sokrates vorausging, am meisten Einfluß auf dessen Ansichten und Bestrebungen gehabt zu haben. Doch war des Archelaos Lehre von der des Sokrates verschieden und wurde nicht eigentlich in diese übertragen, sondern rief dieselbe vielmehr nur anregend hervor. Das Verhältnis zwischen beiden ist etwa so anzusehen, wie das des Christentums zu dem alten Testamente. Es hat sich nämlich zwar die sokratische Lehre aus der des Archelaos entwickelt, sie war aber etwas Neues und Selbständiges, welches mit seiner Quelle nur wenig gemein hatte.

Sokrates konnte überhaupt keines von allen den philosophischen Systemen, welche ein Grübler baut und ein anderer wieder zerstört, für das Schiff halten, das den Menschen durch die stürmischen Wogen eines bewegten Lebens tragen soll. Er knüpfte daher auch seine Wirksamkeit ebensowenig an eines der früheren philosophischen Systeme an, als er die politische Religion seines Volkes, die zugleich Staatsreligion war, und deren äußere Formen er achtete und ehrte, zu der seinigen machen konnte. Er sah seine bethörten Zeitgenossen entweder nach bloßem Wissen oder nach äußerem Besitz streben und sich der zur Modephilosophie gewordenen Dialektik bedienen, um das eine oder das andere zu erlangen. Er sah die Dialektik und Sophistik vor allen anderen Wissenschaften geehrt, weil die eiteln Athener durch sie in den Stand gesetzt wurden, selbstsüchtige Zwecke zu erreichen, sich träge mit dem bloßen Schein und Schimmer von Kenntnissen zu brüsten und alle die Wahrheiten zu beseitigen, welche dem unbefangenen Verstand sich gleichsam von selbst aufdrängen, dem ehrgeizigen und habsüchtigen Menschen aber drückend und verhaßt sind. Sokrates verschmähte und haßte solche Zwecke, wie die Mittel, welche zur Erreichung derselben dienten. Selbst weiser zu werden, um die Gründe des Guten und Wahren zu erkennen, und nicht durch den Schein der Lüge geblendet und um den Zweck des Lebens betrogen zu werden, dies war das Ziel und die Triebfeder seines Strebens nach Bildung. Mit den erworbenen Kenntnissen und Erfahrungen aber dem natürlichen Verstande der Menschen zu Hilfe zu kommen, allen denen, welche keine sophistische Bildung besaßen, Vertrauen zu ihrer eigenen Natur und Denkkraft einzuflößen, seine Zeitgenossen auf sittliche Beweggründe und Zwecke aufmerksam zu machen und ihnen die Gehaltlosigkeit der sophistischen Spitzfindigkeiten, sowie das Unnütze aller nicht auf Beobachtung, Erfahrung und richtige Be-

griffsentwickelung gegründeten Forschungen über Natur, Welt und Gottheit darzuthun, dies war das Ziel seines Wirkens, die eigentliche Aufgabe seines Lebens. Sokrates trat seinen teils betrügenden, teils betrogenen Zeitgenossen mit Wahrhaftigkeit und reinem Sinne entgegen, wurde aber dafür von allen denen verfolgt, deren Eitelkeit und Gewinnsucht durch seine Bestrebungen in Gefahr kamen. Er setzte den Verfolgungen seiner Feinde Ruhe, Mäßigung und Standhaftigkeit entgegen und besiegelte zuletzt die Wahrheit, die er gelehrt hatte, mit dem Tode.

Am wohlthätigsten wurde Sokrates' Wirksamkeit dadurch, daß er die Prahlereien und Spitzfindigkeiten der Sophisten, deren Künste ihm nicht fremd waren, am gesunden Menschenverstande scheitern ließ. Dabei kam ihm das große satirische und ironische Talent, welches er besaß, vortrefflich zu statten. Es gelang ihm auch wirklich, dem Unwesen der Sophisten zu steuern. Diese und alle anderen Bestrebungen des Sokrates waren im höchsten Grade nützlich, insofern dieselben verneinend blieben und also nur die Vernichtung der Lüge und Schlechtigkeit bezweckten: ja, auch als bloße Lehre für das Volk waren die von Sokrates vorgetragenen Ansichten insofern passend und gut, als die alte Religion bereits ihr eigentliches Ansehen und ihre Kraft verloren hatte. Allein es knüpften sich andererseits auch große Nachteile an das, was Sokrates wirkte. Seine Philosophie hatte das Schicksal aller moralischen und religiösen Lehren: sie wurde durch seine Schüler aus dem Leben, für welches sie allein bestimmt war, in die Schule zurückgedrängt, in Formen eingekleidet, in Systeme umgewandelt. Dazu kommt, daß keine Philosophie, keine Vernünftelei und keine Moral bei der großen Menge jemals die Religion ersetzen kann. Außerdem ist aber auch die bloße Erkenntnis des Guten, wie lebhaft sie erscheine, für die große Mehrzahl der Menschen, besonders in südlichen Ländern, allzu schwach, um die Leidenschaften niederzuhalten; es müssen dabei durchaus die Phantasie, die Furcht und die Hoffnung mitwirken, damit Leidenschaft gegen Leidenschaft gesetzt und die eine durch die andere im Zaum gehalten werde. Endlich hat jede unter das Volk getragene Philosophie den Nachteil, daß sie die ungebildete Menge zu leerem Grübeln oder zum Gebrauch gedankenloser Schlagworte veranlaßt und das natürliche Gefühl derselben verwirrt, ohne sie doch zugleich in den Stand zu setzen, sich einen festen und leitenden Grundsatz zu bilden. Aus diesen Gründen hatte Aristophanes nicht Unrecht, den edeln und weisen Sokrates zu bekämpfen, weil derselbe den Glauben des griechischen Volkes untergrub und, so sehr er auch die Sophisten bekämpfte, durch seine Bestrebungen bei kleineren und weniger reinen Geistern, als er selbst war, eine neue Sophistik hervorrief.

Unter der Herrschaft der dreißig Tyrannen, welche jeden besseren Bürger mit grausamer Wut verfolgten, hatte Sokrates ungefährdet seine Wirksamkeit fortsetzen können, weil ein Mann, welcher weder einer politischen Partei angehörte, noch überhaupt jemals in den Gang der Staatsangelegenheiten eingreifen wollte, für das Bestehen jener Regierung nicht gefährlich schien. Anders aber war es, als mit der Wiederherstellung der Volksherrschaft das Heer der Sophisten, der heuchlerischen Priester und der selbstsüchtigen Staatsmänner von neuem freien Spielraum erhielt. Für ihre Absichten und Bestrebungen war Sokrates der gefährlichste Feind. Solange der peloponnesische Krieg die Bürgerschaft in ewiger Spannung und Unruhe gehalten hatte, war es ihnen nicht wohl möglich gewesen, das Volk so sehr und so anhaltend gegen Sokrates aufzuregen, daß sie eine gerichtliche Anklage gegen ihn mit der Hoffnung auf Erfolg hätten versuchen können. Nach der Wiederherstellung des Friedens aber war dies viel eher möglich: und Sokrates war seinen Feinden auch im Greisenalter noch so furchtbar, daß dieselben sein nahes Lebensende nicht abwarten konnten. Sie vereinigten sich deshalb zu einer gemeinschaftlichen Verfolgung. Zuerst bereiteten sie durch boshafte Verleumdungen die beabsichtigte Anklage vor. Sie bedienten sich dazu namentlich der allen Bürgern noch in lebendiger Erinnerung stehenden Schreckensherrschaft des grausamen Kritias, eines ehemaligen Schülers des Sokrates, sowie jener bekannten Religionsentweihung des Hermokopidenfrevels, welchen ein anderer dieser Schüler, Alkibiades, einst begangen haben sollte. Zwar hatten beide Männer, von welchen der eine ebenso grundsatzlos war, als der andere, im Verkehr mit Sokrates nur die für ihre ehrgeizigen Pläne nötige rednerische und philosophische Gewandtheit sich zu erwerben gesucht und nach der Erreichung dieses Zweckes ihren Lehrer samt allen seinen Bestrebungen seinem Schicksal überlassen, ja, Kritias war sogar ein entschiedener Feind desselben geworden: allein was wäre bei der Leichtgläubigkeit und Unselbständigkeit, welche dem gemeinen Volke überall und zu allen Zeiten eigen sind, in einem Staate, wie der athenische war, unmöglich gewesen! Man suchte also die Meinung zu verbreiten, daß Alkibiades und Kritias im Verkehr mit Sokrates den irreligiösen und tyrannischen Sinn sich angeeignet hätten, durch welchen sie den Athenern so großen Schaden gebracht hatten. Die Gegner des Sokrates konnten dabei um so mehr auf Erfolg rechnen, da derselbe von dem oft wahrhaft unsinnigen Treiben der Volksversammlung nicht viel hielt und folglich nichts leichter war, als seine Ansichten in betreff der Volksreligion und der Volksherrschaft zu verdächtigen.

Nachdem auf diese Weise alles vorbereitet worden war, traten die Feinde des Sokrates mit einer förmlichen Anklage gegen ihn hervor.

Sie warfen ihm vor, daß er das Dasein der Götter, welche die Stadt verehre, leugne und durch seine Lehren die Jugend verderbe. Sokrates verschmähte bei seiner Verteidigung alle die Mittel, deren Angeklagte in Athen sich gewöhnlich bedienten, um die Gemüter der Richter zu rühren und für sich zu gewinnen; er blieb auch in der Todesgefahr sich selbst getreu und sprach zu seinen Richtern zwar mit Ehrerbietung ihrem öffentlichen Charakter gegenüber, aber auch mit rücksichtsloser Entschiedenheit in betreff der von ihm verteidigten Sache und mit dem Ausdruck eines männlichen Selbstbewußtseins. Er widerlegte seine Ankläger mit der ihm eigentümlichen Gewandtheit und Ironie, so daß er das Ungereimte ihrer Anschuldigungen auf eine allen einleuchtende Weise nachwies und sie selbst lächerlich machte und beschämte. Zu den Richtern aber sprach er mit einer vor atheniſchen Gerichten so seltenen Rücksichtslosigkeit und Entschiedenheit, daß das nur an Schmeicheleien gewöhnte Volk seine Rede einige Male durch Murren unterbrach, und daß hauptsächlich aus diesem Grunde das Schuldig über ihn ausgesprochen wurde. Das atheniſche Prozeßverfahren gewährte in gewissen Fällen einem für schuldig erklärten Bürger das Recht, daß er selbst vor der Feststellung des Strafurteils sich aussprechen konnte, welche von den gewöhnlichen Strafen er seinerseits gegenüber dem Strafantrage des Klägers verdient zu haben glaube. Dieses Recht wurde von dem Angeklagten gewöhnlich benutzt, um die Richter zu einem milden Spruche zu bewegen, und wahrscheinlich hätte auch den Sokrates ein ähnliches Verfahren noch gerettet: er aber, welcher sich selbst nicht für schuldig halten konnte, erklärte im vollen Bewußtsein seines Wertes und ohne Rücksicht auf die Empfindlichkeit seiner Richter, er glaube von seinen Mitbürgern nicht mehr und nicht weniger verdient zu haben, als daß er zum Lohn für seine Bemühungen um das Wohl der Athener das Recht erhalte, auf Kosten des Staates im Prytaneion zu speisen. Die Richter, gereizt durch ein so sicheres und unerschrockenes Auftreten, verurteilten ihn hierauf, den Schierlingsbecher zu trinken, welches die in Athen gebräuchliche Art der Vollziehung der Todesstrafe war. Sokrates hörte den Urteilsspruch mit der Fassung und Ruhe eines wahrhaft weisen Mannes an und erwiderte ihn durch eine kurze Rede, in welcher er seinen Richtern mit edlem Selbstgefühl zeigte, daß es ihm ein Leichtes gewesen wäre, sich mit Hilfe der gewöhnlichen Überredungsmittel zu retten, daß er aber sein ganzes Leben hindurch unwandelbar den Grundsatz befolgt habe, lieber alles mögliche Unrecht zu erleiden, als dasselbe durch Untreue gegen seine Überzeugungen von sich abzuwenden.

Unter den Schriften Platos, des berühmtesten aller seiner Schüler, befindet sich auch eine Verteidigungsrede des Sokrates, welche so ab-

gefaßt ist, als wenn Sokrates dieselbe wirklich vor seinen Richtern gehalten hätte. Dies ist aber erwiesenermaßen nicht der Fall gewesen, sondern Plato hat jene Rede erst nach dem Tode des Sokrates und zu einem anderen Zwecke geschrieben. Plato hat dabei wohl im allgemeinen die Art und Weise, wie Sokrates vor seinen Richtern sprach und sich benahm, wiedergegeben, bei der Abfassung seiner Schrift aber die offenbare Absicht verfolgt, seinen Lehrer durch die Worte, die er ihm in den Mund legte, vor dem gesamten griechischen Volke zu rechtfertigen und zu ehren; Platos Schrift kann also im einzelnen keine sichere Quelle für dasjenige sein, was Sokrates wirklich gesprochen hat.

Das gegen Sokrates erlassene Todesurteil konnte erst dreißig Tage nachher vollzogen werden, weil das Schiff, welches jährlich mit Opfergaben nach Delos gesandt wurde, kurz vor seiner Verurteilung abgesegelt war und erst so spät wieder zurückkam; nach einem alten Gesetze durfte so lange, als dieses Schiff unterwegs war, keine Hinrichtung vorgenommen werden. Sokrates brachte die ihm dadurch vergönnte Frist in der gewohnten Weise mit seinen Schülern zu, welche ihn jeden Tag im Gefängnisse besuchten. Die Ruhe und Standhaftigkeit, durch welche er sein ganzes Leben hindurch sich ausgezeichnet hatte, verließ ihn auch jetzt nicht, und er blieb bis zum letzten Augenblicke seinen Überzeugungen und Grundsätzen getreu. Einer seiner Schüler traf wenige Tage vor der Hinrichtung die nötigen Maßregeln, um ihm zur Flucht zu verhelfen: es scheint fast, als wäre dies den Richtern selbst nicht unwillkommen gewesen; Sokrates weigerte sich aber, von der dargebotenen Gelegenheit, sein Leben zu retten, Gebrauch zu machen, weil er glaubte und lehrte, daß nichts den Menschen berechtige, den Gesetzen des Staates ungehorsam zu sein.

Plato hat von der letzten Unterhaltung des Sokrates mit seinen Schülern Anlaß genommen, in einer besondern Schrift die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele sokratisch zu entwickeln und dabei zugleich den Tod seines Meisters wie ein ergreifendes Drama dargestellt: der nüchternen Geschichte muß die Thatsache genügen, daß Sokrates mit Ruhe und Festigkeit und seinen Überzeugungen getreu den Tod erlitten hat.

Sokrates hatte, wie bemerkt, kein System aufgestellt und keine Sekte gebildet; seine Schüler aber mußten, um seine Lehre wissenschaftlich gestalten zu können, dieselbe notwendigerweise in Systeme und Dogmen umwandeln. Sie drängten also das, was Sokrates für das Leben selbst und den Verkehr bestimmt hatte, in die Schule. Dies war auch ganz dem Geiste der Zeit angemessen; denn in der damaligen griechischen Welt war Verstandesbildung und ein Leben voller Bedürfnisse und Verwickelungen an die Stelle der Einfachheit und des natür-

lichen Gefühls der Vorfahren getreten, in solchen Zeiten aber bedarf der Mensch positiver Ansichten oder mit andern Worten eines Glaubens, welcher nicht die Seele dunkel erregt und belebt, sondern die denkende Kraft befriedigt und auf Begriffen und Vernunftgründen beruht. Weil Sokrates' Lehre auf diese Weise ihrer eigentlichen Bestimmung und der überwiegend verneinenden und kritischen Richtung, welche sie zu Lebzeiten ihres Stifters gehabt hatte, ganz entzogen wurde, so war es auch natürlich, daß ihre Anhänger sich bald in Sekten spalteten. Ja manche Schüler des Sokrates riefen auf diese Weise sogar ebendieselben Bestrebungen von neuem hervor, gegen welche ihr Lehrer und Meister mit so großem Nachdruck aufgetreten war. Es ward nämlich durch einige der Schulen, welche von Anhängern des Sokrates gegründet wurden, die frühere Sophisterei und sittliche Verirrung, wenn auch in veränderter Form, wieder in das athenische Leben zurückgeführt.

Die philosophischen Systeme, welche von Sokrates' Schülern aufgestellt wurden, mußten eine um so größere Bedeutung erlangen, als dem Gange der griechischen Bildung nach gerade damals die Philosophie derjenige Zweig der menschlichen Wissenschaft war, dessen die Zeit bedurfte und den sie forderte. Die nächsten hundert Jahre nach Sokrates' Tod bilden die Zeit, in welcher die Philosophie bei den Griechen mit dem größten Eifer gepflegt wurde. Die Philosophie oder die wissenschaftliche Erkenntnis der Welt, des Menschen und der Gesetze des Zusammenhangs beider mit einer höheren Ordnung der Dinge war der griechischen Nation, schon als sie aus ihrer Kindheit heraustrat, Bedürfnis geworden und blieb seitdem für sie ebenso unentbehrlich, als die Poesie und die Redekunst. Je weiter aber das griechische Volk in seiner Bildung voranschritt, und je mehr es sich von dem Wege der Natur entfernte, um so mehr mußte das Bedürfnis philosophischer Beschäftigung sich steigern. In den Zeiten nach Sokrates forderte überdies der griechische Geist eine zunehmende Herrschaft des Verstandes, es war also auch diejenige Wissenschaft, welche diesen vorzugsweise beschäftigt, vor allen andern zeitgemäß, und deshalb hauptsächlich erlangte damals die Philosophie ihre größte Bedeutung. Es wirkten dabei noch einige besondere Umstände mit. Die Philosophie war nämlich auch eines der Bildungsmittel für das Staatsleben geworden und mußte außerdem den höheren Ständen die Religion ersetzen. Die hellenische Volksreligion war etwas rein Poetisches und Sinnliches, sie ermangelte an und für sich ganz und gar der moralischen Beziehungen und der abstrakten Glaubenslehren; denn sie bestand nur aus Mythen und Zeremonieen, gab dem Menschen in Beziehung auf den Zweck seines Daseins keine Anleitung und gewährte dem Gemüt des Gebildeten keinen Trost und keine Beruhigung in den wechselnden Geschicken des Lebens. Die Philo-

sophie mußte daher einem jeden, welcher über die moralische Bestimmung des Menschen und über sein Verhältnis zu dem Höheren sich aufklären und für die Stürme des Lebens einen festen Halt gewinnen wollte, jene Lücke ausfüllen, welche die Religion ihm nicht ausfüllen konnte. Aus diesem Grunde hatte die Philosophie bei den Griechen, wie bei den Römern, eine viel größere Bedeutung für das Leben, als bei den übrigen Völkern der Geschichte. Es erklärt sich daher auch, warum nach Sokrates' Zeit die Angabe, daß dieser oder jener Mann, welcher im Staate eine Rolle spielte, ein Anhänger der stoischen, der Epikureischen oder irgend einer anderen philosophischen Sekte sei, in der Geschichte beider Nationen ungefähr ebendieselbe Bedeutung hat, wie in manchen Zeiten der neueren christlichen Völker die Frage, ob eine der handelnden Personen protestantisch oder katholisch sei. Die Philosophie hatte endlich bei den Griechen und Römern, zum Unterschiede von neueren Völkern, noch dadurch eine besondere Wichtigkeit, daß sie an und für sich selbst die Lieblingsbeschäftigung der Staatsmänner war. Diese suchten bei ihr nicht nur in den Tagen des Unglücks eine Zuflucht, sondern jeder Staatsmann bediente sich der Philosophie auch in seinen Mußestunden, besonders aber, während er vorübergehend vom Ruder verdrängt war, als des besten Mittels, sich angenehm zu beschäftigen: ja wir wissen sogar, daß man nicht selten bei schwerem häuslichen Unglück einen Philosophen aufsuchte, damit er in derselben Weise Trost spende, wie man dies jetzt von einem Geistlichen erwartet.

Unter den Schülern des Sokrates waren in betreff ihres Einflusses auf Leben und Bildung Xenophon, Aristippos, Antisthenes und Plato die angesehensten. Der erstere rief, sowohl durch die von ihm vorgetragene Popularphilosophie, von welcher bereits die Rede war, als auch namentlich durch den Inhalt und Ton seiner Geschichtswerke, unter den Griechen eine mehr oder weniger von der Klugheit ausgehende Moral ins Leben und gab den Geschäften eine der neueren Staatsverwaltung und Staatsökonomie ähnliche Richtung und Behandlungsweise. Der Einfluß, welchen Aristippos und Antisthenes auf Denkweise und Sitten der Menschen ausübten, erstreckte sich sogar noch über das griechische Volk hinaus bis zu den Römern und bis auf die christliche Zeit. Platos ideale Schöpfungen aber sind für die gesamte civilisierte Welt aller Zeiten bedeutender geworden, als, mit Ausnahme der aristotelischen Philosophie, irgend ein anderes System. Daher beginnen wir mit diesem.

Plato, welcher 429 v. Chr. im Todesjahre des Perikles zu Athen geboren wurde und ebendort im Jahre 348 starb, gehörte einem alten attischen Geschlechte an, das seinen Ursprung bis auf König Kodros zurückleitete. Was in den Werken späterer griechischer Schriftsteller von

der Geschichte seiner Jugend erzählt wird, besteht größtenteils aus sinnbildlichen Dichtungen, in welchen sich das große Wohlgefallen an seiner unvergleichlichen Kunst der Darstellung ausspricht, wie z. B., daß er einst als Knabe schlafend von den Bienen des Hymettosberges mit Honig genährt worden sei. Plato wandte sich anfangs der Poesie zu und verfaßte epische, lyrische und dramatische Gedichte. Im zwanzigsten Jahre seines Lebens wurde er mit Sokrates bekannt und blieb bis zu dessen Tode einer seiner vertrautesten Schüler. Bald nachher machte er Reisen nach Kyrene, Ägypten, Unteritalien und Sizilien. In Athen stiftete er eine philosophische Schule, welche von seinem Lieblingsaufenthaltsorte, der Akademie, ihren Namen erhielt. Dies war eine Anlage vor der Stadt, in deren Nähe Plato einen Garten besaß, und in welcher er vorzugsweise gern mit seinen Schülern zusammenzukommen pflegte.

Von den einzelnen Begebenheiten seines Lebens sind die drei Reisen, welche er nach Unteritalien und Sizilien machte, die wichtigsten, weil sie für die von Plato eingeschlagene Richtung sehr bezeichnend sind und einen großen Einfluß auf seine philosophischen Bestrebungen ausgeübt haben. Die erste dieser Reisen unternahm Plato in der Absicht, die Naturwissenschaft, welche von den damaligen Pythagoreern mit großem Eifer betrieben wurde, zu studieren und zugleich in die Geheimnisse dieser in einen Bund vereinigten Philosophen sich einweihen zu lassen. Das Ordenswesen war damals in den reichen und schwelgerischen griechischen Städten Unteritaliens sehr in Aufnahme gekommen, weil die Verhältnisse dort diejenige Gestalt angenommen hatten, bei welcher überall ähnliche Erscheinungen eintreten. Wo nämlich die Sitten verdorben und die Menschen erschlafft sind, und wo deshalb die Natur durch Künstelei und Üppigkeit, der echte Sinn für das Schöne und Gute aber durch Zierlichkeit und Tändelei verdrängt wird: da legt der Philosoph gern das Gewand des Priesters an, und die Weisheit des Lebens wird zu einem Geheimnis geschlossener Gesellschaften gemacht. In Großgriechenland oder Unteritalien hatte sich eine solche Gesellschaft gebildet, welche ihre philosophischen Lehren gleichsam als eine privilegierte, nur Eingeweihten zugängliche Weisheit ansah und sich zugleich mit mathematischen und physikalischen Wissenschaften beschäftigte. Sie nannte sich die Pythagoreische Gesellschaft, weil ihre Lehren aus den Überbleibseln der Philosophie des Pythagoras hervorgegangen waren, und weil sie selbst in ihrer Richtung den Bestrebungen dieses Mannes und seiner Schüler am nächsten standen. Der wichtigste und angesehenste der damaligen Pythagoreer war Archytas von Tarent, dessen Hauptbedeutung jedoch in mathematischen und physikalischen Studien lag.

In diesen wiederhergestellten Orden der Pythagoreer ließ Plato sich bei seiner ersten Anwesenheit in Unteritalien aufnehmen, und er

blieb seitdem mit den Mitgliedern desselben in einem ununterbrochenen und regen Verkehr. Durch Dion, eines der Bundesglieder, kam er auch mit dem syrakusanischen Herrscher Dionysios I., der ein Schwager Dions war, in Verbindung. An den Hof dieses Fürsten, welcher durch Pracht, durch Beschützung der Wissenschaften und durch eigene poetische Versuche Ruhm unter den Griechen zu erlangen suchte, begab sich Plato. Dion und andere edle Schwärmer, welche dem pythagoreischen Bunde angehörten, hofften mit Hilfe des Dionysios eine neue und bessere Ordnung der Dinge in Sizilien und Unteritalien herbeiführen zu können und brachten den athenischen Philosophen an den Hof von Syrakus, weil sie von seinen Talenten und seiner Persönlichkeit viel für die Verwirklichung ihres Planes erwarteten. Plato erteilte dem Beherrscher von Syrakus ungefähr dieselben Ratschläge, welche Macchiavelli in seiner berühmten Schrift vom Fürsten für denjenigen aufstellt, der sich die Herrschaft von Italien zu erwerben vermögen würde. Wie Macchiavelli einem solchen Herrscher rät, auf den Trümmern der Freiheit eine rein italienische Macht zu gründen und mit derselben die Ausländer zu verjagen, so forderte Plato den älteren Dionysios auf, das ganze seitherige System seiner Politik zu ändern, sich zum König über die Griechen von Unteritalien und Sizilien aufzuwerfen und an ihrer Spitze die Karthager, welche auf dieser letzteren Insel festen Fuß gefaßt hatten, nach Afrika zurückzutreiben. Plato und seine schwärmerischen Freunde sahen also die Karthager ebenso an, wie Macchiavelli die Deutschen und Franzosen; allein ihnen lag vor allen Dingen das griechische Volk am Herzen, während jener vorzugsweise auf das Interesse der Herrscher bedacht war. Nach der Meinung Platos und der übrigen pythagoreischen Schwärmer sollten die griechischen Städte durch Dionysios zwar zu einer Gesamtmacht gegen die Barbaren vereinigt werden, in ihrem Innern aber selbständige Freistaaten bleiben und von einer oligarchischen Partei beherrscht werden, welche aus Pythagoreern bestehe oder doch von diesem Orden abhängig sei. Dieser Plan konnte unmöglich verwirklicht werden, weil der Mann, auf welchen es dabei vorzugsweise ankam, sich von ganz anderen Gedanken leiten ließ, als von gesamt-griechischem Nationalsinn und Begeisterung für höhere Dinge. Dionysios zerfiel sehr bald mit Plato und seinen Freunden und wurde durch die rücksichtslose Freimütigkeit des ersteren zuletzt so sehr erbittert, daß dieser sich genötigt sah, Syrakus eiligst zu verlassen. Der beleidigte Tyrann hatte aber Maßregeln getroffen, um seine Rachgier zu befriedigen, und wußte auf eine schlaue Weise den Philosophen ins Verderben zu stürzen, ohne dadurch seinem eigenen Rufe bei dem griechischem Volke zu schaden. Er hatte nämlich den Kapitän eines spartanischen Schiffes, mit welchem Plato nach Griechenland zurück-

reiste, zu dem Versprechen bewogen, diesen unterwegs entweder in die See zu werfen oder als Sklaven zu verkaufen. Der Eigennutz des Spartaners wählte das letztere, und Plato wurde an Ägineten verkauft, deren Vaterstadt damals gerade in einem Kriege mit Athen begriffen war. Der Philosoph ward indessen von seinen Freunden bald wieder losgekauft. Er kehrte nach Athen zurück, wo er dann seine philosophische Schule gründete.

Nach dem Tode des älteren Dionysios reiste Plato zum zweitenmal nach Sizilien. Dion suchte nämlich den jungen Sohn und Nachfolger jenes Fürsten, Dionysios II., für die Zwecke der Pythagoreer zu gewinnen und rief zu seiner Unterstützung seinen Freund Plato zum zweitenmal nach Syrakus. Dieser kam, und zugleich mit ihm drängten sich viele andere Glieder des Bundes in die Umgebung des syrakusanischen Fürsten, so daß der Hof desselben bald größtenteils aus solchen pythagoreischen Schwärmern bestand. Indessen hatte weder Dionysios noch der kleine Überrest der früheren Hofleute Gefallen an dem Wesen und Treiben der Gesellschaft, und diese konnte sich daher nicht lange am Hofe behaupten. Dionysios war zwar der Beschäftigung mit philosophischen Dingen nicht abgeneigt, fühlte sich aber noch viel mehr von den Freuden des Weines und von tollen Lustbarkeiten angezogen. Er sah Plato im Grunde nur darum gern bei sich und erwies ihm ausgezeichnete Ehren, weil er wünschte, daß man denselben für seinen Freund halte, und daß das athenische Volk, welches in Griechenland den Ton angab, von ihm nicht übel rede. Bald aber war er des pythagoreischen Wesens überdrüssig, und es gelang deshalb den Männern der alten Regierung, an deren Spitze der Geschichtschreiber Philistos stand, die Pythagoreer vom Hofe zu verdrängen. Philistos und seine Partei riefen an deren Stelle den Philosophen Aristippos herbei, welcher im Gegensatz gegen jene die Weltklugheit und den Genuß des Lebens als höchste Weisheit pries. Dion selbst wurde von Dionysios verbannt: Plato blieb zwar noch einige Zeit am Hofe, sah sich aber bald ebenfalls genötigt, denselben zu verlassen, und kehrte nach Athen zurück. Bei seiner Abreise hatte er dem Dionysios das Versprechen geben müssen, wieder zu kommen, sobald Dion aus der Verbannung zurückgerufen werde.

Trotz des Aristippos, des Philistos und ihrer ganzen lustigen Schar brachten die Anhänger Platos es bald wieder dahin, daß dieser von Dionysios eingeladen wurde, nach Syrakus zurückzukommen. Dionysios hatte mit dem athenischen Philosophen, auch nachdem derselbe sich von ihm getrennt hatte, eine freundliche Verbindung und einen ununterbrochenen Briefwechsel unterhalten. Er bestürmte ihn mit den schmeichelhaftesten Einladungen zur Rückkehr, Plato weigerte sich aber lange,

anders als zugleich mit Dion nach Syrakus zurückzukehren. Doch reiste er zuletzt, auch ohne daß dieser zurückgerufen worden wäre, zu Dionysios, weil Archytas und andere Bundesglieder ihn dringend ersucht hatten, der Einladung zu folgen, sowohl um Dions willen, als auch damit der pythagoreische Bund nicht die politischen Vorteile einbüße, welche man von dem Tyrannen erwartete. Dionysios ließ den Philosophen auf einer zu diesem Zwecke nach Athen gesandten Galeere abholen, empfing ihn sehr ehrenvoll und wies ihm in dem Park des fürstlichen Palastes eine Wohnung an, welche er eigens für ihn hatte erbauen und einrichten lassen. Hier lebte jedoch Plato nicht anders als in einer Art Gefangenschaft: denn die Thore des Parks waren mit Wachen besetzt, welche niemand ohne Erlaubnis aus- und einließen. Plato scheiterte bei seinem Versuche, den Tyrannen mit Dion auszusöhnen und zerfiel bald ganz und gar mit demselben. Dionysios suchte sich an dem Philosophen auf eine ähnliche Weise zu rächen, wie einst sein Vater. Er entfernte unter dem Vorwande, daß seine Weiber ein Fest im Parke feiern wollten und hierzu auch Platos Wohnung nötig hätten, diesen aus dem Bereich der Burg, damit derselbe den rohen Scharen seiner Mietstruppen preisgegeben wäre, welche den Philosophen als ihren Feind ansahen. Diese machten einen Anschlag auf sein Leben und würden ihn auch getötet haben, wenn er nicht durch einige in Syrakus wohnende Landsleute einen Wink erhalten hätte. Er schrieb, da die Flucht unmöglich war, einen Brief nach Tarent, wo die Regierung damals ganz in den Händen des pythagoreischen Bundes war. Die Tarentiner schickten sogleich eine eigene Gesandtschaft nach Syrakus, welche bei Dionysios die Entlassung Platos auswirken sollte. Der Tyrann gewährte das Gesuch und gab dem Philosophen die Erlaubnis zur Abreise. Hierauf kehrte dieser in seine Vaterstadt zurück, welche er seitdem nicht wieder verließ.

Platos Bedeutung für die Philosophie als Wissenschaft ist kein Gegenstand einer allgemeinen Weltgeschichte, wohl aber ist es der ungemein große Einfluß, welchen er auf den Geist seiner Zeit und auf die Entwickelung der griechischen Kultur ausgeübt hat. Diese mächtige Wirkung beruhte ebensowohl auf der Form, als auf dem Inhalte seiner Schriften. Ja, es hat sogar nie einen Philosophen gegeben, für dessen Wirksamkeit die erstere eine gleich große Wichtigkeit gehabt hätte. Dieselbe muß daher auch ganz besonders berücksichtigt werden, wenn man das Verhältnis erkennen will, in welchem Platos Schriften zu seiner Zeit und zur Bildung der Menschheit überhaupt stehen: denn vorzüglich durch ihre Form übten diese Schriften den außerordentlichen Einfluß aus, den man ihnen zuschreiben muß. Die feine Welt, welche so gern der Form das Wesen opfert, würde nie dem Plato so willig

gehuldigt haben, wenn derselbe nicht die Kunst der Darstellung meisterhaft verstanden hätte. Welch ganz verschiedenen Eindruck macht der geistvoll-feine aristokratische Sokrates, den Plato in seinen Schriften uns vorführt, im Vergleich mit der Art, in welcher bei Xenophon der halb demokratisch, halb monarchisch auftretende Sokrates erscheint! Wie sehr empfiehlt sich der erstere der vornehmeren Welt durch Ausdruck und Empfindung, durch den Ton des gebildeten Verkehrs und durch die ganze Art seines Benehmens und Verhaltens! Sogar wenn Plato die Sophisten in der derbsten Weise verspottet, wird doch alles auf das strengste in den Grenzen des äußeren Anstandes gehalten.

Die fünf und dreißig noch übrigen Werke, welche Platos Namen tragen, von denen jedoch manche nicht als echt anerkannt werden, sind alle in dialogischer Form abgefaßt. Sie sind Schöpfungen eines Geistes, welcher ebensowohl großes Dichtertalent als angeborenen philosophischen Beruf hatte. Wie bedeutend sie als poetische Erzeugnisse sind, kann man am besten beurteilen, wenn man sie mit denjenigen Dialogen Ciceros vergleicht, welchen dieser ebenfalls einen dichterischen Charakter zu geben versucht hat, z. B. mit der Schrift über die Natur der Götter. Man wird bei dieser Vergleichung leicht erkennen, daß Cicero nichts als ein Redner, Plato aber ein ebenso großer Dichter als Philosoph war. Jeder Dialog Platos hat neben dem philosophischen Zweck noch einen poetischen: jeder ist, abgesehen von seinem philosophischen Inhalt, ein Kunstwerk, eine Art von Drama, in welchem alle einzelnen Personen, Stände und Beschäftigungen, die aufgeführt werden, ebenso wie in einer Komödie oder Tragödie nach dem Leben gezeichnet sind. Nicht Philosophen allein haben deshalb den Plato studiert, sondern auch Dichter, Redner und alle diejenigen, welche der Welt- und Menschenkenntnis bedurften, suchten aus seinen Dialogen Nutzen zu ziehen, und seine Schriften haben den höheren Ständen der gesamten alten Welt denselben Dienst geleistet, welchen Sokrates, als er sich zum Volkslehrer zu machen versuchte, dem gesamten athenischen Volke seiner Zeit leisten wollte. Die mannigfaltigsten Elemente der griechischen Bildung vereinigten sich in Platos Schriften wie in einem Brennpunkte, und das griechische Leben ist uns in seiner edelsten Bethätigung, nach außen wie nach innen, durch ihn überliefert.

Die Hilfsmittel, deren sich Plato bei seinen Studien in Bezug auf die Form seiner Schriften bediente, waren von verschiedener Art. Niemand verdankt er in Hinsicht der Auffassung und Darstellung des Lebens und Treibens der Menschen mehr, als dem großen Komödiendichter Aristophanes, dessen Stücke er sein ganzes Leben hindurch und sogar noch auf dem Totenbette studiert haben soll. Was dieser Mann, welcher ebenso lebendig dargestellt, als tief geschaut hat, dem Plato

sein konnte, wird man aus den früher über ihn gemachten Bemerkungen beurteilen können. Neben des Aristophanes Komödien studierte er vornehmlich die Werke des syrakusanischen Dichters Sophron, welcher kurz vorher die Mimen aus dem Volksleben in die Litteratur eingeführt und in eine besondere Art von Komödie umgewandelt hatte. Plato hatte diese, mit den lebendigsten Farben gemalten Darstellungen des menschlichen Lebens, welche man zu Athen damals noch nicht in ihrer ganzen Vollkommenheit kannte, in Sizilien kennen gelernt. Sie dienten ihm ganz vortrefflich zu dem Zwecke, seinen Lesern neben der Philosophie stets auch das wirkliche Leben dramatisch vorzuführen: denn sie waren sowohl als Gemälde von Sitten, Charakteren, Ständen und Scenen aus dem Leben, als auch durch die Lebendigkeit ihrer Darstellung die besten Muster für solche Dialoge, wie Plato sie verfaßte. Sie boten ihm die passendste Form für die Ironie und den feinen Scherz dar, welche ihm eigentümlich waren, und da sie in einer poetischen Prosa abgefaßt waren, so eignete sich auch ihre Sprache sehr gut für die Zwecke eines dichterischen Geistes. Sophrons Mimen wurden daher, in Verbindung mit des Aristophanes Komödien, die Muster für die Dialoge, in welchen Plato seine Lehren vortrug. Die vollkommene Fähigkeit aber, seine Ideen in glänzenden Bildern darzustellen, oder den hohen Schwung der Phantasie suchte er sich aus den Werken der früheren Dichter und der ionischen Philosophen, denen eine verwandte Seite seines eigenen Geistes entsprach. Was diese Quellen und Muster ihm nicht gaben, erhielt er durch die Weihe seiner Pythagoreer. Damit noch nicht zufrieden, suchte Plato auch im Orient Bilder und Zeichen, durchdrang den Geist der Lehren, auf welchen die dortigen Priesterstaaten und ihre Einrichtungen beruhten, mit freiem und selbständigem Denken und benutzte endlich zu seinen Darstellungen noch die Mysterien seines eigenen Volkes. Er erkannte in den letzteren ein passendes Mittel, den Geist seiner Leser mit Hilfe von Ahnungen, Mythen, bloßen Andeutungen und Träumen dahin zu versetzen, wohin kein Verstand zu dringen vermag, oder wohin wenigstens der große Haufe durch Belehrung nie geführt werden kann. Auf diese Weise machte er von dem religiösen Glauben des griechischen Volkes einen dichterischen Gebrauch und konnte daher, so oft er an die Grenze des Forschens und Wissens gelangte, eine unendliche Aussicht in das Land dichterischer Träume eröffnen: er konnte andeuten, was zu lehren er entweder nicht vermochte oder nicht wagen durfte. Zu seiner Zeit waren diese Schwärmereien unschädlich, weil das äußere Leben sehr aufgeregt war und alle Kräfte in Anspruch nahm; in den späteren Jahrhunderten aber haben dieselben manche Kraft dem Leben entzogen und nicht wenige Menschen über den Zweck ihres Daseins getäuscht.

Außer allen den angegebenen Hilfsmitteln der Darstellung hatte er auch die ganze Dialektik und Sophistik seiner Zeit sich so völlig zu eigen gemacht, daß man sogar sagen kann, er habe, obgleich ein Feind der Sophisten, doch selbst ihre Kunst gelehrt und dadurch in gewisser Weise sogar einen schädlichen Einfluß ausgeübt. In einigen seiner Dialoge nämlich, z. B. im Theätet, im Protagoras und Gorgias, hat er die dialektischen und sophistischen Erfindungen der damaligen Griechenwelt so vollständig zusammengetragen, daß diese Schriften geradezu als eine Anweisung zu jenen verfänglichen Schlußfolgerungen und Wendungen dienen konnten, welche vor Gericht und in der Staatsverwaltung gebräuchlich geworden waren.

In allen seinen Dialogen hat Plato den Charakter und das Leben des Sokrates benutzt, um seine eigenen Lehren anschaulich zu machen. Er hat, und zwar bei aller Verschiedenheit im einzelnen, doch im ganzen und in der Handlung selbst immer auf eine und dieselbe Weise die Geistesüberlegenheit, Ruhe, Zufriedenheit und Bescheidenheit dieses Weisen der Verblendung, Vielwisserei, Unstetigkeit, Unzufriedenheit und Anmaßung seiner sophistischen Zeitgenossen gegenübergestellt. Von allen den Lehren, welche Plato durch den Mund des Sokrates ausspricht, haben keine eine größere Bedeutung für die Erkenntnis der griechischen Kultur und des Verhältnisses, in welchem Plato zu dieser hellenischen Volksbildung steht, als diejenigen, welche sich auf das Wesen der menschlichen Natur und die Staatseinrichtungen beziehen. In betreff dieser Lehren und Ansichten aber sind drei seiner Schriften die wichtigsten, nämlich der „Politikos" oder der Staatsmann, die „Politie" oder der Staat und die Schrift über die Gesetze.

Plato hielt die Thorheiten seiner Zeit und die Vorurteile der Menge für unheilbar und wollte sich deshalb auf ihre Besserung gar nicht einlassen. Er stellte daher in seinen politisch-philosophischen Schriften das Bild eines rein idealen Staates mit aristokratischen Formen auf, während Xenophon einen wirklichen oligarchisch verwalteten Staat im Auge hatte, Aristoteles aber einen monarchischen, in welchem die Freiheit in Wissenschaft und Kunst die Stelle der politischen vertritt. Plato giebt in der Politik das Ideal einer Ordnung und Unterordnung der einzelnen Fähigkeiten des Menschen und entwirft demselben gemäß das Bild eines Staates, welcher nach diesem Ideal des menschlichen Wesens eingerichtet ist. Dabei wird von Nationalität und von allem andern Positiven oder Gegebenen ganz und gar abgesehen: und Plato erklärt in betreff seiner Staatseinrichtung, ebenso wie Rousseau in betreff des Erziehungsideales, welches er in seinem „Emil" mitteilt, daß es unsinnig sein würde, einen Teil seiner Ideen der Wirklichkeit anpassen zu wollen, wenn man nicht alles zusammen aus-

zuführen im stande sei. Beide Männer sprechen zugleich aus, der eine, daß seine Staatseinrichtung, der andere, daß seine Erziehungsweise eine Unmöglichkeit bleiben werde, wenn nicht dermaleinst ein von den Fehlern der früheren Generationen ganz und gar freies Geschlecht irgendwo auf der Erde erscheine. Wendet man dagegen ein, daß demnach der Mensch und der Staat beider Philosophen bloße Hirngespinnste seien, so ist dies insofern wahr, als jedes philosophische Moralsystem ein Hirngespinnst ist, weil der größte Teil der Vorschriften desselben weder jemals ausgeführt wird, noch, so lange die menschliche Natur bleibt wie sie ist, jemals ausgeführt werden kann. Übrigens fällt in Platos Schrift vom Staate, ebenso wie in Rousseaus „Emil", manches Sonderbare darum mehr auf, weil beide Männer ihr Ideal, um es recht anschaulich zu machen, darstellten, als wäre es in die Wirklichkeit des Lebens umgesetzt. In der Schrift über die Gesetze dagegen sucht Plato das Bild eines idealen griechischen Staates zu entwerfen, welches auf wirklich gegebenen Elementen, nämlich auf den Stämmen der griechischen Nation und ihren Nationalangelegenheiten beruht, und er geht dabei fast in zu kleinliche Einzelheiten ein.

Um die drei Werke, in welchen Plato seine idealen Ansichten vom Staate niedergelegt hat, einzeln zu betrachten, so ist der sogenannte „Politikos" gewissermaßen eine Vorarbeit zu der „Politie". Die Schrift geht von einem Gedanken aus, von welchem Plato ebenso verfolgt wird, wie Rousseau: von der Grille eines Naturzustandes, der niemals und nirgends bestanden hat. Er glaubt, daß es einst besser um das menschliche Geschlecht gestanden habe, und daß die Rückkehr zu diesem verlorenen Glück oder zu dem, was Rousseau den Naturzustand nennt, das letzte Ziel aller Staatseinrichtungen sein müsse. Eine solche Vorstellung war den Lehren des Orients, der Mysterien und des pythagoreischen Bundes ganz angemessen, und zum Teil hatte er sie auch aus diesen Quellen geschöpft. Allein Plato war ein Athener und achtete die menschliche Freiheit; er war also auch weit davon entfernt, eine unveränderlich sich gleichbleibende Ordnung, wie der Orient sie liebte, auf diese Idee gründen zu wollen, er erklärte vielmehr selbst, daß das ewig Feste und Gleiche bei körperlichen Wesen eine Unmöglichkeit sei, weil es ihrer Natur und ihrem Begriffe widerstreite. Plato hat sich folgende Vorstellung über den Urzustand der Menschheit gebildet und dieselbe im „Politikos" ausgesprochen. In der Urwelt lenkte allein der Gottheit heiliger, ewig gleicher Wille das menschliche Geschlecht; es gab keinen Wechsel und keine Veränderung. Die Menschen bedurften also damals auch der Verfassungen und der Gesetze nicht. Als aber der Naturzustand schwand, fing die Welt an, ihren eigenen Gang zu gehen. Eine Zeitlang blieb zwar noch das göttliche Gesetz, durch welches bis

dahin alles geleitet worden war, in der Erinnerung der Wesen zurück, bald aber wurde dasselbe ganz vergessen. Unordnung und Verwirrung traten ein, und alle Wesen empfanden aufs lebhafteste das Bedürfnis eines bestimmten Gesetzes und einer leitenden Gewalt; Tiere und Menschen sehnten sich nach Schützern und Hirten. Die Menschen insbesondere fühlten das Bedürfnis nach einem Manne, der allen den Geschäften und Gewerben, welche durch den neuen Zustand der menschlichen Gesellschaft nötig geworden waren, leitend vorstehen und das Amt, welches einst die Gottheit selbst geübt hatte, übernehmen könne. Dieser Mann ist der echte und vollkommene oder, wie Plato ihn nennt, der eigentlich königliche Staatsmann.

Der Philosoph zeigt nun, daß die Staatskunst ihrer Natur nach nur von wenigen verstanden werden könne, daß sie also, damit überhaupt eine gute Regierung möglich werde, in Gesetze gefaßt und auf diese Weise denen, welche die meiste Fähigkeit des Regierens besitzen, übertragen werden müsse. Er sucht hierauf den Charakter und das Walten des wahren Staatsmannes anschaulich zu machen und erklärt aus diesem Grunde zuerst das Verhältnis aller verschiedenen Kräfte und Thätigkeiten zur Idee des menschlichen Lebens überhaupt und dann das Verhältnis der Regierungsformen, der monarchischen, aristokratischen und demokratischen, zu der idealen Verfassung, an deren Spitze er den königlichen Staatsmann stellen will. Von diesen Erklärungen geht er zur Darstellung des Wesens jener drei verschiedenen Verfassungen und der Entartung einer jeden von ihnen über. Wenn in der Aristokratie, heißt es, das Gesetz und die Sitte, d. h. das, was im Laufe der Zeit sich als das Erhaltende einer gewissen Staatsform bewährt hat, von den Regierenden vollkommen geschützt wird, so ist die Staatsform eine echte Aristokratie; wenn nicht, so ist sie eine entartete Aristokratie oder eine Oligarchie. Ebenso in der Monarchie: hält der Regierende Gesetz und Recht aufrecht, ohne etwas dazu oder davon zu thun, so ist er ein Monarch; beugt er dagegen das Recht und Gesetz unter seinen eigenen Willen, so ist er ein Despot. Die dritte Verfassungsform oder die Demokratie beachtet Plato weniger, weil er, wie seine pythagoreischen Brüder, derselben stets abgeneigt war und es beinahe für unmöglich hielt, daß die Menge je Gesetz und Recht unverbrüchlich bewahre.

In Rücksicht auf das Wesen des wahren Staatsmanns zeigt Plato, daß in jeder Verfassung zwei waltende Tugenden nötig sind, wenn das Wesentliche bestehen, oder mit andern Worten, wenn Gesetz und Recht erhalten werden sollen. Diese Tugenden sind Festigkeit und Mäßigung. Dieselben streiten oft scheinbar miteinander, und nur der seltene Mann, welcher den wahren Herrschergeist besitzt, trägt sie unzertrennlich

vereinigt in seinem Innern. Die wahre Mäßigung lehrt denselben das Rechte und Gute schützen und sichern, die Festigkeit aber setzt ihn in den Stand, alles, was die Ordnung stört, abzuhalten und auszustoßen. Wie die wahre oder königliche Sinnesart auf zwei sich scheinbar widersprechenden Tugenden beruht, so bedient sie sich zur Erreichung ihres Zweckes auch zweier verschiedenen Mittel, eines göttlichen und eines menschlichen. Jenes besteht in der Religion, in Zeremonien und in mäßigem Aberglauben, dieses in Strafen und Belohnungen.

Nach allem dem, was Plato im „Politikos" lehrt, ist also die vollkommene Regierung eines Staates die Kunst, Strenges und Mildes, Festes und Weiches, Starkes und Schwaches richtig miteinander zu verbinden. Die Eigenschaft, vermöge deren es möglich wird, diese richtige Verteilung zu machen und das nötige Maß zu halten, oder mit einem Worte die Gerechtigkeit, ist dasjenige, worin das Wesen des wahren oder königlichen Staatsmannes besteht. Von jenem Begriff der eigentlichen Aufgabe einer jeden Regierung ausgehend, entwirft dann Plato in seiner größeren Schrift, welche „Politie" oder der Staat betitelt ist, das Bild eines völlig folgerichtig gedachten idealen Staates und des diesem entsprechenden wahren und echten Menschen. Von der wirklichen Herstellung eines solchen Staates kann ebensowenig die Rede sein, als von der Verwirklichung aller andern Ideale: und Plato selbst erklärt seine Idee für unausführbar, solange die Menschen so bleiben, wie sie einmal sind; denn die Einrichtung eines wirklichen Staates hängt von Nationaleigentümlichkeiten, Zeitverhältnissen, Landesbeschaffenheit und von anderen Umständen ab, welche bei einem Ideal nicht in Betrachtung kommen. Ja, Platos Muster eines menschlichen Staates ist, gleich den idealen Darstellungen aller anderen Verhältnisse, so weit von der Wirklichkeit entfernt, daß der Ausdruck platonische Republik noch jetzt zur Bezeichnung einer in das Reich der Träume gehörenden Ordnung der Dinge gebraucht wird. Sein Bild eines vollkommenen Staates soll dazu dienen, den wahren Begriff von der eben erwähnten Gerechtigkeit und den Charakter des echten Staatsmannes aufzufinden, weil die Betrachtung eines solchen Staates notwendigerweise zu dieser Erkenntnis führen muß.

Er beginnt seine Darstellung des idealen Staates damit, daß er sagt, derselbe sei das Abbild eines ganz vollkommenen Menschen. Der Staat ist nämlich nach seiner Vorstellung gleich dem Menschen eine innige Verbindung verschiedener Fähigkeiten und Anlagen, sowohl niederer als höherer. Die einzelnen Teile der Gesellschaft entsprechen den Leidenschaften, den Begierden, den Sinnen, den geistigen Fähigkeiten unserer eigenen individuellen Natur. Wie dem Einzelnen alle körperlichen und geistigen Anlagen zur Erfüllung seiner menschlichen

Bestimmung durchaus notwendig sind, und wie die Leidenschaften und Begierden, vorausgesetzt, daß eine jede an ihrem Platze bleibe und in Schranken gehalten werde, ebenso nützlich sind, als die Vernunft und die Phantasie, so sind auch die verschiedenen Naturen der Menschen zum Zwecke des Staates je an ihrer Stelle gleich nützlich und brauchbar. In der Unterscheidung dieser Anlagen aber und in der Verweisung der gemeinen Natur an den niederen, sowie der edleren an den höheren Ort besteht die erste Bedingung eines vollkommenen Staates.

Eine jede Gesellschaft, fährt Plato fort, muß zunächst ihrer Sicherheit und Dauer gewiß sein, und da diese Hauptbedingung ihres Bestehens fortwährend von innen und außen gefährdet werden kann, so müssen die zum Schutze bestimmten Glieder des Staates die verständigsten und kräftigsten sein. Diese Schützer und Regierer bilden also das erste Organ eines wohleingerichteten gesellschaftlichen Ganzen, oder mit anderen Worten, sie sind das, was beim Menschen Kopf und Herz ist. Dabei denkt er aber nicht an eine Aristokratie der Geburt oder an eine Kasteneinrichtung; denn er sagt ausdrücklich: in der Regel werde zwar ein edler Stamm edle Früchte hervorbringen, sehr häufig sei aber der Fall, daß derselbe ausarte; deshalb müsse bei der Auswahl der Regierenden und Schützenden immer nur auf die Früchte, nicht auf den Stamm Rücksicht genommen werden. Durch eine solche Aristokratie der Talente und edleren Naturen fällt der Unterschied der Stände in dem Platonischen Staate von selbst hinweg. Die Ungleichheit des Besitzes dagegen wird, weil sie nur auf der Ungleichheit des Genusses beruhen kann, dadurch fern gehalten, daß man diesen verbannt, weil ohne den Reiz des Genusses niemand nach großem Gut streben wird. Enthaltsamkeit kann aber nicht durch ein Verbot des Genusses hervorgerufen werden, sondern nur dadurch, daß man die Begierde in ihrem Entstehen zurückdrängt und den Sinnen ein anderes Ziel, als den Genuß, vorzeichnet. Die einzig sicheren Mittel zu beiden sind die Religion und die Erziehung. Durch jene wird in allen Bürgern das Bewußtsein erhalten, daß der Mensch einer höheren Ordnung der Dinge, als die sinnliche Welt ist, angehört. Durch eine wahrhaft gute Erziehung aber wird die ganze Zahl von kleinen moralischen und polizeilichen Anordnungen, wie alle älteren griechischen Verfassungen sie enthielten, durchaus überflüssig gemacht, weil ein gut erzogenes Geschlecht im einzelnen das Rechte immer selbst findet, ein schlecht erzogenes aber selbst die besten Verordnungen solonischer und drakonischer Sittenstrenge unbefolgt läßt.

Aller Erziehung und Religion ungeachtet wird jedoch immer noch keine völlige Gleichheit der Menschen stattfinden; denn durch das Bestehen von Familien und von Eigentum wird dieselbe immer wieder

aufgehoben. Deshalb müssen auch diese beiden Verhältnisse ganz und gar beseitigt werden. Plato führt also in seinem idealen Staate Weiber- und Gütergemeinschaft ein und will männliche und weibliche Geschäfte ohne Unterschied von beiden Geschlechtern verrichtet haben. Auf den ersten Blick wird man hierbei den Philosophen vermissen oder einen bloßen Scherz zu vernehmen glauben; allein diese auffallende Forderung hat, wie der Schriftsteller selbst andeutet, einen besonderen Sinn. Plato will uns damit durch eine Art von Satire auf die schwachen Seiten aller unserer Einrichtungen aufmerksam machen, die Quelle der einzelnen Verkehrtheiten andeuten und auf die Ursachen hinweisen, warum auch in den am besten eingerichteten Staaten Unordnungen nicht vermieden werden können.

Verfassung, Ordnung und Gesetz, fährt er fort, können aber den Staat nicht erhalten, wenn nicht die Leiter desselben das lebendige Bild des Gesetzes sind, oder, wie er selbst sich ausdrückt, ein Staat ist nur dann glücklich, wenn die Philosophen ihn regieren. Da der Begriff Philosoph ebenso vieldeutig ist, als unter den Christen der Ausdruck die Frommen, so erklärt sich Plato in bestimmten Worten darüber, was er unter einem Philosophen verstehe. Ein Philosoph ist nach ihm ein Mann, welcher wahrhaftig und aus Grundsatz mäßig, freigebig, tapfer, großherzig und sanftmütig ist und mit Festigkeit über die Haltung des Gesetzes wacht. Einem solchen Regenten stellt er sodann die Staatsmänner seiner Zeit vergleichend gegenüber und geißelt bei dieser Gelegenheit die Sophistereien, welche nur auf Wortstreit und Eigennutz abzweckten und doch in die Gerichte und in den Verkehr des Lebens eingedrungen waren. Er spottet der öffentlichen Reden voll glatter Worte und Sätze, in denen eins aus dem andern künstlich abgeleitet werde, nichts aber sich von selbst und aus der Natur der vorgetragenen Sache ergebe. Recht grell zeichnet er dann weiter den Kontrast des Lebens einer edlen Seele, welche im Bewußtsein ihres eigenen Wertes in ihrer Kraft sich über die Erde und ihre Genüsse erhebt, mit der Gemeinheit eines Lebens ohne höheren Genuß und ohne wahre Wissenschaft. Dazu bedient er sich einer veranschaulichenden Dichtung: er stellt die reine Seele, welche sich über die körperlichen Triebe erhebt, als ein im Lichte der Freiheit lebendes Wesen dar, dessen Arme nie eine Fessel getragen haben, und das stets mit sicherem Auge die Sonne schaute; den sinnlichen Menschen dagegen, welcher nur der Befriedigung seiner Begierde nachrennt und von seinen Leidenschaften abhängig ist, vergleicht er mit einem Gefangenen, welcher jahrelang an die Bande und das Dunkel des Kerkers gewöhnt worden ist, und dessen Erkenntnis daher zu der des edleren besseren Menschen sich wie der Widerschein zum Licht oder wie der bloße Schatten zu seinem Körper verhält.

Plato verlangt ferner von den Leitern seines Staates, daß sie nicht bloß dem betrachtenden oder wissenschaftlichen, sondern auch dem thätigen Leben angehören sollen, weil sie nur in diesem Falle fähig sind, die Wissenschaften zugleich als praktische und als reine Erkenntnisse, d. h. sowohl in ihrem Verhältnis zum täglichen Leben, als auch in ihrer höheren Beziehung zum inneren Wesen des Menschen, zu betrachten und für andere darzustellen.

Auf diese Weise zeichnet er in dem größeren Teile seiner Schrift das Ideal eines Staates und das diesem entsprechende Ideal des Menschen: denn der letztere ist das vollkommene Abbild eines solchen als die edelste Aristokratie dargestellten Staates, insofern er seine Kräfte, Fähigkeiten und Anlagen in dieselbe Verfassung gebracht hat, welche Plato dem Staate giebt. In dem übrigen Teile seiner Schrift deutet er an, warum kein wirklicher Staat jenem Ideal jemals entsprechen könne. Diese Unmöglichkeit beruht nicht etwa darauf, daß man die sonderbaren Einrichtungen, welche der Schriftsteller, nur um einen Zusammenhang in seine Darstellung zu bringen, vorgeführt hat, nirgends annehmen wird, sondern darauf, daß nach der Natur unseres Wesens jede wahre Aristokratie zuerst in eine falsche, dann in die Demokratie und endlich in Despotie umschlagen muß. Den Gang solcher Entartung stellt Plato ausführlicher dar. Der erste Schritt dazu ist das Mißverstehen jener Anordnung, nach welcher die Besten den Staat leiten sollen, indem man nämlich unter diesen die durch ihre Abstammung Ausgezeichneten meint. Dadurch verirren sich die Menschen eines Staates zum Kastenwesen oder zu einer diesem ähnlichen Einrichtung. Bei dieser Gelegenheit zeichnet Plato mit leicht erkennbaren Zügen den spartanischen Staat und weist deutlich nach, wie weit die gepriesene Verfassung desselben hinter dem Ideal eines Staates zurückbleibe. Nachdem er sodann den Übergang der aristokratischen Regierung in die Oligarchie mit Lehensrechten angedeutet hat, zeigt er, daß die letztere stets gewaltsam in eine Demokratie würde umgewandelt werden, weil das Volk zuletzt des Druckes müde sein werde. Die auf diese Weise entstandene Volksherrschaft kann aber nicht so beschaffen sein, wie die rechte, vernunftgemäße Demokratie beschaffen sein muß, weil aus der Sklaverei niemals die wahre Freiheit hervorgehen kann.

Bei der Betrachtung der Demokratie wird ebenso das Wesen des athenischen Staates gelegentlich geschildert, wie zuvor der Charakter des spartanischen Staates dargestellt worden war. Er nennt die Demokratie spöttelnd die schönste aller Verfassungen, weil sie einem bunten Kleide, in welches alle möglichen Blumen eingewirkt seien, zu vergleichen sei: sie sei, sagt er, eine Verfassung, in der alle möglichen Sitten und Charaktere nebeneinander beständen. Die nur auf das Äußere achtende

große Menge pflegt, wie er hinzufügt, über die demokratische Verfassung gerade ebenso zu urteilen, wie Weiber und Kinder über ein recht buntes Gewand, welches ihnen wegen seiner Buntheit als das schönste Kleid erscheine. So wenig er übrigens auch die Demokratie von ihrer vorteilhaften Seite schildert, so leuchtet aus seiner Darstellung doch auf eine recht anschauliche Weise hervor, welche große Mannigfaltigkeit des Lebens, welche Bewegung, Unabhängigkeit und Ungebundenheit der athenische Staat in sich hegte. Hierauf giebt er die Art und Weise an, wie eine Demokratie allmählich in Despotie ausarte. So lockend nämlich, sagt er, eine solche Verfassung für jeden sein muß, der das menschliche Leben nur nach seiner äußeren Erscheinung auffaßt, so ist sie doch im höchsten Grade verderblich; denn die Sinnlichkeit, welche in einem ungebundenen demokratischen Staate weder durch Gesetz noch durch Sitte gezügelt ist, wird jeder Obrigkeit zum Trotz bald allein herrschen. Jeden besseren Genuß, jedes edlere Gefühl, jeden über das gemeine Leben hinausgehenden Gedanken wird die große Menge verachten und verspotten. Dies wird um so leichter und schneller geschehen, je schneller sich in einem so regen Lebensverkehr, wie der eines gebildeten Volkes mit demokratischer Verfassung ist, eine Sophistik bildet, welche alles Ernste und Tüchtige lächerlich zu machen versteht. Die Verhöhnung des Edleren und Höheren wird dann als Bildung, die Zügellosigkeit als Freiheit, die Liederlichkeit als Genialität, die Schamlosigkeit als männlicher Sinn dargestellt, kurz jede Thorheit und Schlechtigkeit mit großer Geschicklichkeit gerechtfertigt werden. Wenn die Demokratie bis zu diesem Grade entartet ist, so hört alle Ordnung auf, die Bestechlichkeit wird allgemein herrschend, der eine übt gegen den andern Gewalt aus, und dies stürzt ein Volk mitten aus der höchsten Freiheit in die ärgste Knechtschaft und Sklaverei. Die Menge der Armen wird käuflich sein und deshalb das Dienstvolk eines Einzelnen werden, der nach Alleinherrschaft strebt: und dieser muß, wenn er zu seinem Ziele gelangt ist, die errungene Macht durch dieselben Gewaltmittel zu behaupten suchen, durch welche er sie sich verschafft hat.

Bei der Schilderung des Tyrannen verweilt Plato etwas länger. Er bietet an dieser Stelle seine ganze Beredsamkeit auf, um seinen Abscheu vor willkürlicher Alleinherrschaft auszudrücken. Er schließt sich hierin dem Äschylos, Herodot und Thukydides an und zeigt denselben Eifer gegen willkürliche Regierung, welcher alle großen Männer der früheren besseren Zeiten beseelte, als noch Begeisterung für wahre Freiheit und Scheu vor den Gesetzen und vor allem, was heilig, recht und gut ist, in der freien Athener Herzen lebten. Er malt den Tyrannen und sein Leben mit so glühenden Farben, daß alle ausgezeichneten Griechen der späteren Zeit, sowie alle Gebildeten des römischen

Volkes an dieser Stelle ihren Abscheu gegen gesetzlose Gewalt genährt haben, und daß auch die neuere Welt ihren Haß gegen Tyrannei und Willkür aus dieser Quelle schöpfte, seit jener Zeit, wo unter den Italienern, in den Tagen des Wiederauflebens der antiken Studien, mit der Liebe zu Kunst und Wissenschaft auch die Liebe zur Freiheit wieder allgemein herrschend wurde. „Nicht einmal seinen Zweck, ein Herrscher zu sein, erreicht der Tyrann!" ruft Plato aus. „Nein, mag es auch äußerlich anders zu sein scheinen, der wirkliche Tyrann ist ein Sklave der elendesten Schmeichler und niedrigsten Knechte, sowie er selbst ein Schmeichler der verworfensten Menschen ist! Auch seine Begierden werden nimmer gestillt, die meisten derselben bleiben ewig ungesättigt. Sein Herz wird stets verwaist, stets mit Furcht erfüllt, stets von Schmerzen und Schrecken gepeinigt sein. Von Tag zu Tag muß er immer mehr das werden, was er von Anfang an war, — beneidet und gehaßt, argwöhnisch, der Freunde entbehrend, ungerecht, allem Göttlichen feind und dagegen ein Schützer und Pfleger alles dessen, was schlecht ist. So ist er selbst der unglücklichste von allen. Der Staat aber, welcher von einem Despoten regiert wird, gleicht der Seele dieses Despoten und seiner Knechte und Schergen."

Nach der Schilderung des Tyrannen stellt Plato die Eigenschaften der andern Leiter des Staates zusammen, um sie mit der wahrhaft königlichen Natur, welche in der eigentlichen, idealischen Aristokratie herrscht, zu vergleichen. Die letztere, sagt er, sucht allein von allen in der Erkenntnis und in dem Bemühen, ihr gemäß das Leben zu ordnen, Glück und Ruhm; die übrigen dagegen werden nur von Ehrfurcht oder Habgier getrieben und gehen deshalb auf verschiedenen Wegen irre. Er selbst weiß es wohl und spricht es aus, daß die von ihm gezeichnete königliche Natur eine bloß idealische ist, und daß das, was allein wahres Glück verleiht, nämlich die vollständige Entfernung von aller Selbstsucht, nirgends gefunden werden kann.

Im letzten der zehn Bücher, aus welchen die Schrift über den Staat besteht, entwickelt Plato das Wesen der menschlichen Seele, als des sich selbst erkennenden und begreifenden Teiles unserer Natur. Er weist dabei den Unterschied zwischen Schein und Erscheinung nach und zeigt die Schwierigkeit, von dem ersteren zur Erkenntnis der Wirklichkeit, vom Eingebildeten zum Wahren, vom Endlichen zum Unendlichen und Ewigen zu dringen. Hiermit ist er an der Grenze menschlicher Erkenntnis angelangt und geht deshalb, wie er in diesem Falle zu thun pflegt, zur Dichtung und Mythe über. Obgleich er selbst dabei die poetische Schönheit, Größe und Trefflichkeit sorgfältig von der philosophischen unterscheidet, so hat er doch durch diese, wie durch ähnliche Stellen seiner Werke allen denen, welche in späteren Zeiten

sich für seine Ideen begeisterten, ein weites Feld edler Schwärmerei geöffnet.

Wie die „Politie" den idealen Staat und Menschen darstellen soll, so wird in der Schrift über die Gesetze das Ideal einer griechischen Verfassung gegeben, die von allen den Gebrechen frei sein würde, welche Plato in diesem Buche sowohl der spartanischen als der athenischen Verfassung vorwirft. Es ist nicht nötig, die Art, wie er in dieser Schrift seinen Plan ausführt, näher anzugeben, weil in dem Obigen seine politischen Ideen hinreichend angedeutet sind.

Platos Schüler erhielten die Lehranstalt, welche er selbst gegründet hatte, und bildeten eine philosophische Sekte oder Schule, die nach jenem Orte, der sie zuerst vereinigt hatte, den Namen der Akademie führte. Später traten in den Ansichten und in der Richtung dieser Philosophen nacheinander gewisse Änderungen ein, welche den Anlaß gaben, daß man bei der Geschichte der Entwickelung der Schule Platos von einer älteren, mittleren und neueren Akademie spricht. Der unmittelbare Nachfolger des Stifters und das Haupt der älteren Akademie war Speusippos, ein Schwestersohn Platos, welcher im Jahre 399 v. Chr. starb. Dieser Mann erteilte schon förmlichen Unterricht für Geld und folgte also dem Beispiel der Sophisten, welche ihrer Gewinnsucht wegen von Sokrates und Plato so heftig angegriffen und verspottet worden waren. Speusippos hatte für die Bildung der griechischen Weltleute und Staatsmänner in doppelter Hinsicht Wichtigkeit: er machte aus der akademischen Schule eine Lehranstalt für Redner und Staatsleiter und brachte den Pythagoreismus in eine innigere Verbindung mit platonischer Philosophie. Er kaufte, wie es heißt, für schweres Geld die Geheimnisse des Isokrates, des größten unter den griechischen Lehrern der Beredsamkeit. Wenn dies wahr ist, so darf man von Speusippos rhetorischen Lehren und Übungen nicht viel halten; denn jene Geheimnisse bestanden gewiß nur aus bloßen Kunstgriffen und aus den Regeln, wie man, auch ohne von Natur und Gottes Gnaden Redner zu sein, auf bloß mechanische Weise eine gewisse Schönheit des Ausdrucks erlangen, Klang und Rundung in die Rede bringen könne; sie sind also etwa mit den Anweisungen zu vergleichen, durch welche man ohne eigenes poetisches Talent Verse machen lernt. Neben der rhetorischen Seite der Bestrebungen Speusipps, durch welche er auf den Staat selbst unmittelbar einwirkte, ist auch seine pythagoreische Richtung von Wichtigkeit, weil er durch diese auf die Weltleute einen großen Einfluß ausübte. Speusippos stand mit dem großen pythagoreisch-aristokratischen Bund in Sizilien in einer noch engeren Verbindung, als Plato gestanden hatte; er hatte noch weit mehr die Lehren und den Ton des Ordens angenommen und war deshalb den höheren

Ständen Athens, welche bei der Erschlaffung ihrer Nerven Nahrung für ihre Phantasie suchten, ein viel willkommenerer Lehrer, als sein Meister Plato gewesen. Auch machte er einen Unterschied zwischen den bloß für Eingeweihte bestimmten und den auch für Uneingeweihte zugänglichen Wahrheiten oder, wie die Alten dies ausdrückten, zwischen esoterischen und exoterischen Lehren, und dies mußte ihm ebenfalls bei den vornehmen Leuten seiner Zeit großen Beifall verschaffen. Speusippos trat also als Lehrer der Philosophie für die Aristokratie und gebildete Welt seiner Vaterstadt auf. Er machte dabei so viel Glück, daß selbst Damen seiner Richtung folgten und sich auf Unkosten ihres guten Rufes in die süßen Schwärmereien seiner platonisch-pythagoreischen Philosophie vertieften.

Schon der erste Nachfolger Platos also gab der sokratisch-platonischen Philosophie eine veränderte Richtung, obgleich er, nach dem übereinstimmenden Zeugnisse des Altertums, den Lehren seines Meisters, mit Ausnahme der soeben erwähnten Beziehungen, durchaus getreu blieb. Er hob denjenigen Teil der platonischen Philosophie hervor, welcher mit dem Pythagoreismus zusammenhing, beschäftigte sich also vorzugsweise mit den Ideen vom Staate und trug über die bestehende Ordnung der Dinge und über das Verhältnis der Einzelnen zu derselben Lehren vor, welche eine entschieden pythagoreische Färbung hatten. Sein Nachfolger in der Leitung der Akademie, Xenokrates, welcher bis 314 v. Chr. lebte und ebenfalls im ganzen die reine platonische Philosophie beibehielt, folgte der von Speusippos gegebenen Richtung. Er sah also ebenwie sein Vorgänger die Bedürfnisse des Staatslebens als den Hauptgegenstand der Lehrunterweisungen der Akademie an, und diese wurde daher unter ihm ganz und gar eine Bildungsschule für die reicheren, zur Leitung der Staaten berufenen Klassen des griechischen Volkes. Welch großen und ausgedehnten Einfluß sie dadurch erhielt, kann man leicht daraus ermessen, daß seit Platos Zeit die bedeutendsten Männer der hellenischen Welt sich in Athen zusammenfanden, wo sie vorzugsweise gern in der Akademie sich einzufinden pflegten. Unter Xenokrates' Leitung scheint der Ruf der Akademie als einer Bildungsschule für Staatsmänner noch mehr gestiegen zu sein, weil Alexander der Große sich eine wissenschaftliche Anweisung zur Regierungskunst von Xenokrates erbeten haben soll. Das Ansehen der Akademie und ihres Vorstehers Xenokrates war damals so groß, daß ebenderselbe makedonische König diesem einst die Summe von fünfzig Talenten (216 000 *M*) als Geschenk zugesandt haben soll, welche jedoch Xenokrates, aus Rücksicht auf die demokratische Eifersucht des athenischen Volkes, abgelehnt habe.

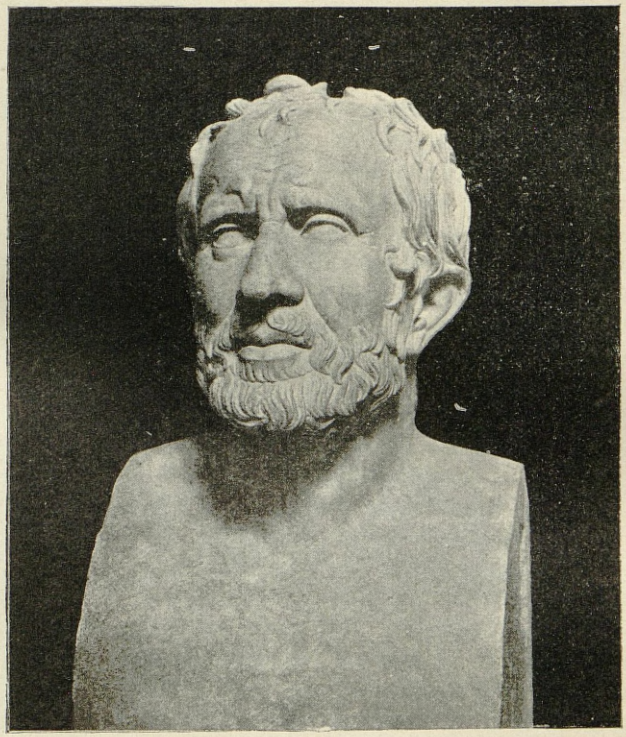
Die auf Xenokrates folgenden Häupter der älteren Akademie waren

Polemo, Krates von Tarsus und Krantor. Auch diese Männer, von welchen nur der erste und letzte uns durch Berichte aus dem Altertum etwas näher bekannt geworden sind, blieben der Philosophie Platos und der von ihren Vorgängern eingeschlagenen Richtung treu. Dies geht aus allem dem hervor, was von Polemo und Krantor uns überliefert wird. Der erstere schrieb ein Werk, in welchem er lehrte, daß der Natur gemäß leben die höchste Seligkeit sei, d. h. er predigte das, worin bei den spätern Griechen, wie bei den Römern, die Lebensweisheit des gebildeten Mannes bestand, der, soweit es die Umstände erlaubten, allerdings nach moralischen Grundsätzen handelte, sonst aber seinen persönlichen Interessen oder der Stimme seiner eigenen Natur folgte. Krantor schrieb ein Buch über die Trauer. Auch dies steht in Beziehung zu dem Hauptzweck der Akademie, denn Krantor wurde zur schriftlichen Behandlung dieses Gegenstandes nur durch den Umstand bewogen, daß alle philosophischen Sekten des späteren Altertums den künftigen Staatsmann für den Fall eines schnellen Glückswechsels wappnen zu müssen glaubten, weil der Staatsmann mehr als jeder andere Mensch den Launen des Schicksals preisgegeben war. Krantor war der letzte Vorsteher der älteren Akademie. Sein Nachfolger, Arkesilaos, welcher um 318 v. Chr. geboren war und bis zum Jahre 241 v. Chr. lebte, schlug eine ganz neue Richtung ein und wurde dadurch der Stifter der mittleren Akademie. Von dieser kann jedoch erst später die Rede sein, weil sie ganz dem folgenden Zeitraum angehört.

Neben der platonischen Philosophie wurden von zwei Männern, welche ebenfalls Schüler des Sokrates gewesen waren, zwei andere, ganz und gar verschiedene Lebensansichten aufgestellt, welche zwei entgegengesetzten philosophischen Sekten oder Richtungen als Grundlage dienten. Die beiden Männer waren Antisthenes von Athen und Aristippos von Kyrene. Beide waren neben Xenophon diejenigen Schüler des Sokrates, welche die Lehren ihres Meisters unmittelbar auf das Leben selbst anwandten, während Plato und die übrigen Sokratiker vorzugsweise die wissenschaftliche Erkenntnis an und für sich selbst und die Beziehung derselben zum Staate ins Auge faßten. Jene beiden Männer würden daher schon aus diesem Grunde für die Geschichte des griechischen Altertums eine ebenso große Wichtigkeit haben, als Xenophon; ihre Bedeutung ist aber noch viel größer dadurch geworden, daß ihre Einwirkung auf den Geist und die Sitten der Menschen sich noch viel weiter erstreckt hat, als Xenophons Einfluß, und daß in ihrem Auftreten eine Erscheinung zu erkennen ist, welche in der Geschichte der Menschheit sich unter gewissen Umständen immer wiederholt. Obgleich Xenophon, Antisthenes und Aristippos, einer wie der andere die rein praktischen Seiten des Menschen ins Auge faßten, die philosophische

Erkenntnis für die Zwecke des Lebens zu verwerten suchten und also im allgemeinen ein und dasselbe Endziel sich gesteckt hatten: so schlugen sie doch bei dieser Bestrebung sehr verschiedene Wege ein und gelangten zu ganz entgegengesetzten Resultaten. Xenophon wollte das alte griechische Wesen so umwandeln, daß eine Moral der Klugheit ins Leben, eine der modernen Empfindsamkeit und Höflichkeit ähnliche Sitte in den Umgang und eine der Verwaltungsweise unserer Zeit zu vergleichende Art, die Geschäfte zu führen, in Staat und Haus gebracht werden sollte. Aristippos dagegen predigte die Philosophie des Genusses, durch welche die üppige und elegante Lebensweise der Reichen und Vornehmen in ein förmliches System gebracht wurde. Er gab dieser Klasse der Gesellschaft, welche ohne eine gewisse Art von Geistesbildung nicht bestehen kann, eine Kunst und Wissenschaft des Genusses, verfeinerte dadurch diesen und lehrte die vornehme Welt mit Verachtung auf die Armseligen herabsehen, denen das Schicksal jeden Genuß versagt hat, oder welche wenigstens die ihnen zugänglichen Genüsse nicht durch einen geistigen Zusatz zu würzen verstehen. Des Antisthenes Philosophie endlich war dasselbe für die niederen Klassen, was die Lehre Aristipps für die höheren war. Er brachte nämlich das, woran sich das Selbstgefühl des gebildeten Teils der Armen und Niederen zu halten pflegt, in ein System und predigte die Philosophie des Entbehrens. Er lehrte die des äußeren Besitzes Ermangelnden, daß das Glück des Armen in dem Selbstbewußtsein und der Unabhängigkeit seines inneren Wesens bestehe, und daß nur die Erkenntnis der Erbärmlichkeit und Hohlheit, welche der Geistesbildung der oberen Klassen eigen ist, den Niedern und Armen gegen die Demütigung schütze, seine Ehre von seiner eigenen Erniedrigung zu erwarten. Er suchte endlich den gedrückten unteren Ständen zu zeigen, daß jeder, der sich vom Glanze nicht blenden, von den Brosamen vom Tische der Reichen nicht anlocken, von ihrer falschen Höflichkeit nicht gewinnen lasse, überall und in jeder Lage ein freier Mann sei.

Aristippos, der Stifter der Philosophie des Genusses, stammte aus einer der vornehmsten und reichsten Familien des Staates von Kyrene, dessen Bürger wegen ihrer Schwelgerei und Prachtliebe berühmt waren. Es ist daher sehr erklärlich, daß Aristipp, der Richtung gemäß, die er schon in früher Jugend eingeschlagen, dazu kam, den Genuß zum Gegenstand und Ziel seiner philosophischen Lehre zu machen. In der so sehr gebildeten Hauptstadt der griechischen Welt und im Verkehr mit Sokrates suchte er zu dieser Lebensansicht noch die Genüsse und Vorzüge der wissenschaftlichen Bildung und des feineren Verkehrs zu erwerben. Die Verbindung des geistigen Raffinements mit jener üppigen Richtung bildet das eigentliche Wesen der Lehre Aristipps, welche nach der Vater-



Zeno.

Nach der antiken Büste im National-Museum zu Neapel.

stadt des Stifters die kyrenäische genannt ward. Sie wurde etwa 80 Jahre nach ihm durch Epikur in einigen Beziehungen umgestaltet, und erhielt davon den Namen der Epikureischen Philosophie.

Antisthenes, der Vertreter der entgegengesetzten philosophischen Anschauungsweise, war sehr arm und gehörte der unteren Klasse der athetheniſchen Bürgerschaft an. Dieser Umstand und der schroffe Gegensatz, welchen bei eintretender moralischer Entartung und bei der mit ihr verbundenen schärferen Sonderung der Stände die Reichen überall gegen die Ärmeren geltend zu machen pflegten, brachten ihn zu derjenigen Lebensansicht, durch deren philosophische Begründung er seinen Namen für alle Zeiten berühmt gemacht hat. Das eigentliche Wesen dieser Grundansicht des Lebens besteht in der Opposition des natürlichen Zustandes gegen den unnatürlichen, in dem Bewußtsein des hoch über dem äußeren Glanze stehenden inneren Wertes und in dem Stolze wahrhafter Unabhängigkeit gegenüber dem Übermut jener Vornehmen und Reichen, welche auf ihren Reichtum und andere äußere Vorzüge pochen, dabei aber selbst die Sklaven ihrer Verhältnisse und Genüsse sind. Eine Anekdote, die man von Antisthenes erzählt, bezeichnet dieses stolze Gefühl, von welchem der Stifter der cynischen Philosophie sich leiten ließ, auf eine treffende Weise. Antisthenes pflegte nämlich noch ärmlicher gekleidet zu sein, als seine Vermögensverhältnisse ihm gestattet hätten, und namentlich soll er sich auf seinen durchlöcherten Mantel etwas zu gute gethan haben. „Antisthenes", sagte daher eines Tages Sokrates zu ihm, „die Eitelkeit blickt aus den Löchern deines Mantels hervor."

Die Lehre des Antisthenes führt den Namen der cynischen Philosophie, entweder weil ihr Stifter in einer der Akademie ähnlichen Anlage bei Athen, der Kynosarges genannt, vorzugsweise zu unterrichten pflegte, oder weil man später, als die Cyniker die Anwendung des Grundsatzes der Entbehrung bis zur Mißachtung jeder Sitte und jeder Rücksicht des Anstandes übertrieben, ihnen zum Spott jenen Namen beilegte; dieser kann auch von einem griechischen Worte abgeleitet werden, welches soviel als hündisch bedeutet. Wahrscheinlich ist das erstere der eigentliche Grund der Benennung gewesen, die zweite Ableitung aber nur eine spöttelnde Erklärung, welche man erst später diesem Worte gab. Auch die cynische Philosophie wurde etwa ein Menschenalter nach ihrer Entstehung umgestaltet und verlor dadurch ihren früheren Namen. Sie wurde seitdem die stoische Philosophie genannt, weil Zeno, der Reformator der cynischen Philosophie, in der früher schon erwähnten Stoa oder „bunten Halle" zu Athen zu lehren pflegte.

Die Schriften des Antisthenes und Aristippos sind bis auf äußerst wenige Überreste untergegangen; dagegen aber haben sich die Spuren

ihrer Lehren weit dauerhafter als durch geschriebene Worte in den Sitten der folgenden Zeiten und in den Werken vieler anderen Schriftsteller erhalten. Beide Männer übten noch lange nach ihrem Tode eine so mächtige Wirkung aus, daß ihr Einfluß sich in der Geschichte des römischen Volkes und im Leben der Großen desselben fast noch augenfälliger zeigt, als in Griechenland und unter den Griechen selbst.

Der philosophische Gehalt der Lehren beider Männer und ihr Wert oder Unwert für die Philosophie als Wissenschaft ist für die rein historische Betrachtung gleichgültig; bei dieser gilt es nur um die Wirkung, welche von der cynischen und ihrem Gegensatze, der kyrenäischen Philosophie, auf die unter den Menschen bestehenden Lebensformen und leitenden Grundsätze ausgeübt wurde. In dieser Beziehung aber gehören dieselben in Wahrheit zu den wichtigsten philosophischen Lehren der Menschheit, denn sie bestehen aus Ansichten, welche in der Tiefe der menschlichen Natur wurzeln und daher in allen Zeitaltern und allen Landstrichen unter gewissen Umständen in neuen Formen immer wieder hervorsprossen und neu aufblühen. Voller Lebensgenuß auf der einen und der Heroismus des Entbehrens auf der anderen Seite, oder mit andern Worten die Ergreifung des Geistes der Zeit und der aus ihr hervorgegangenen Schwelgerei und Bildung einerseits und das Zurückgehen auf den bedürfnisarmen Naturzustand andererseits: dies sind die beiden Gegensätze, welche in allen Zeiten großer Entartung nebeneinander als höchste Aufgabe des Lebens, als höchstes Ziel menschlichen Strebens, als höchstes Gut dargestellt werden. In solchen Zeiten wird nämlich einesteils die herrschende Sittenlosigkeit und die Verfeinerung des geselligen Lebens in ein System gebracht und als höchste Weisheit gelehrt, anderenteils aber ruft die Entartung und Verkünstelung als Opposition auch die Theorie von der Bedürfnislosigkeit und vom Naturzustande des Menschen hervor.

Diese nebeneinander erscheinenden Gegensätze, welche beide sich in übertriebener Weise geltend zu machen streben, lassen sich durch die ganze Geschichte der Menschheit hindurch verfolgen. So zeigt uns z. B. die Geschichte des Orients, wie in Indien von den strengeren Klassen der Brahmanen, neben der herrschenden Üppigkeit die Lehre von der Selbstverleugnung gelehrt und ausgeübt wird. Derselbe Gegensatz findet sich, wie bereits früher gezeigt wurde, in der lyrischen Dichtkunst der kleinasiatischen Griechen, als dieses Volk sich schnell zum Wohlstand erhoben hatte und durch denselben zur Schwelgerei fortgerissen worden war. Von den Liedern, welche damals unter den Hellenen Kleinasiens gedichtet wurden, fordert die eine Hälfte zum vollen Genuß des Lebens auf, die andere dagegen predigt die Nichtigkeit aller sinnlichen Genüsse und die Seligkeit betrachtender Ruhe.

Ebendasselbe Schauspiel bietet uns die Geschichte der Römer in den letzten Zeiten ihrer Republik und unter ihren Kaisern dar: die große Mehrzahl der Römer, welche damals der Üppigkeit huldigte und unerhörte Frevel beging, verband mit ihren Schwelgereien und Greuelthaten eine gewisse Philosophie, während zu gleicher Zeit die wenigen Edlen und Besseren sich durch den strengen Grundsatz der Entbehrung und inneren Unabhängigkeit gegen die allgemeine Schlechtigkeit zu stählen suchten. Später entstand im römischen Reich ebenso das christliche Mönchswesen mitten im Jammer der Christenverfolgungen, der Sittenlosigkeit des herrschenden Heidentums und der Roheit der einbrechenden Barbarenvölker. Das Anachoreten- oder Eremitenwesen blühte am meisten, als die Welt geistig und sittlich so sehr entartet war, daß jede menschliche Bildung in der rasch zunehmenden Verwilderung zu verlöschen schien. Es hatte daher auch die große anfängliche Strenge des Mönchtums, sowie das rasche Gedeihen desselben unstreitig hauptsächlich darin seinen Grund, daß das Klosterwesen schon bei seinem Entstehen eine entschiedene und wirksame Opposition gegen die Richtung der Zeit bildete. Ebenso erhielt auch die Religion Mohammeds, als durch die Üppigkeit der Höfe der Kalifen die Seele des Volkes vergiftet worden war, ihre Derwische und Fakire. Ferner, als in den Zeiten der Merowinger das Volk der Franken in schauderhafte Roheit und ihre Herrscher in tiefe Lasterhaftigkeit versunken waren, fand bei demselben die strenge Zucht der britischen Mönche als ein den Besseren willkommenes Heilmittel überall eine gute Aufnahme. Dieselbe Erscheinung läßt sich auch durch die späteren Jahrhunderte der Geschichte bis in die neuere Zeit hinein verfolgen. In den Zeiten des Mittelalters, als Roheit und Raubsucht den Charakter des Lebens bildeten und das Mönchtum schon längst ausgeartet war, als die Ritterschaft der Schwelgerei und Prachtliebe nachhing, ein großer Teil der Geistlichkeit aber und die Tempelherren in Verworfenheit gesunken waren, und als dieses Leben der Ritter und Priester sogar in Gesängen verherrlicht wurde, entstanden die Bettelorden und die Kartäuser, deren Leben und Lehre jenem Treiben ganz und gar entgegengesetzt war und ebendeshalb in weiten Kreisen Beifall fand. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert gingen aus ebendenselben niederländischen Städten, in welchen damals der Wohlstand Sittenverderbnis und Übermut erzeugt hatte, fromme Büßersekten, wie die Beguinen und Begharden, hervor und wurden in jenem Lande so freudig aufgenommen, daß fast kein Ort zu finden war, der nicht eine Anzahl derselben unter seinen Bürgern gezählt hätte. In ebendemselben Lande wirkten nachher, mitten in der herrschenden Üppigkeit, Thomas a Kempis und andere Männer, welche ein ernstes Leben der Frömmigkeit und Betrachtung

predigten. In England entwickelten sich unter der Herrschaft der üppigen Stuarts die auf Enthaltsamkeit dringenden Lehren der Quäker und Independenten, in Frankreich unter Ludwig XIV. und der Regentschaft die strenge Schule der Jansenisten. Bald nachher faßten in Frankreich, unter der weichlichen und sittenlosen Regierung Ludwigs XV., die Lebensansichten der Kyrenäiker und Cyniker nebeneinander Wurzel: jene durch Voltaires, Diderots und Helvetius' Theorieen, diese durch Rousseaus Lehre von einem Naturzustand und einem rein moralischen Leben repräsentiert.

So bieten also die Ansichten, die den Lehren des Aristipp und des Antisthenes zu Grunde liegen, eine Erscheinung dar, welche für die innere und äußere Geschichte des ganzen Menschengeschlechtes von der größten Bedeutung ist. In Beziehung auf das Altertum insbesondere möchten einige Bemerkungen über beide Lehren die Wichtigkeit derselben näher andeuten. Aristippos wandte die von Sokrates gegebene Anregung auf das feinere Leben und seine Genüsse an. Nach seiner Lehre bestand die wahre Philosophie in der Kunst, die sinnlichen und die geistigen Genüsse weise miteinander zu verbinden. Im Grunde ist eine solche Philosophie eher ein Ton, ein Takt, eine Weise des Lebens zu nennen, als ein System oder eine eigentliche Lehre. Aristippos selbst hatte es darin bis zu einer bewunderungswürdigen Vollkommenheit gebracht und besaß im ausgezeichnetsten Grade das Talent, abwechselnd alle feineren und gröberen Genüsse mit Maß und Anstand zu genießen, ohne daß seine Gesundheit Schaden litt, oder der Würde und äußeren Stellung eines Mannes von feiner Bildung etwas vergeben wurde. Seine Lehre vom weisesten Lebensgenuß oder die Kunst, geistige und körperliche Genüsse zweckmäßig und auf anständige Weise miteinander zu verbinden, fand in der griechischen Welt großen Beifall: sie wurde namentlich auch an den Höfen der aus Alexanders des Großen Eroberungen hervorgegangenen griechischen Reiche bereitwilligst aufgenommen. Welche Lehre hätte aber auch für die feine Welt und für die Höfe dieser Reiche passender sein können, als eine Philosophie, mit welcher man zugleich die Wissenschaften und Künste beschützen und betreiben, allen Vergnügungen nachjagen und der aus Luxus gegründeten Industrie freien Spielraum gewähren konnte!

Schon zu Lebzeiten des Stifters breitete sich diese Lebensphilosophie sehr aus, und Aristipps Persönlichkeit trug nicht wenig zu dieser Verbreitung bei, da er Takt und Feinheit im Benehmen, Würde und Anstand der Haltung und namentlich auch in ausgezeichnetem Maße Dialektik und Beredsamkeit besaß. Er spielte, wie bereits früher in der Geschichte Platos erwähnt wurde, am Hofe von Syrakus eine wichtige Rolle, und das Beispiel des jüngeren Dionysios, welcher seiner

Philosophie sein Ohr lieh, zeigt am besten, wie gefährlich eine solche Lehre allen denen werden kann, welche stärkere Leidenschaften haben, als der Philosoph von Kyrene selbst gehabt zu haben scheint. Besonders großes Glück machte die kyrenäische Philosophie in der Vaterstadt ihres Stifters und bei den reichen Handelsherren der Insel Ägina, unter welchen Aristippos zuerst lehrend auftrat. Seine Philosophie mußte von allen Reichen und Vornehmen um so begieriger aufgenommen werden, da ein zugleich so durchgebildeter Philosoph und so feiner Weltmann, wie Aristippos war, sie vortrug, und da er sie dialektisch und rednerisch ebenso gut zu beweisen und zu verteidigen verstand, als Plato die seinige. In Kyrene gewann diese Lehre namentlich noch dadurch vielen Boden, daß Aristipps schöne Tochter Arete, welche von ihrem Vater mit der größten Sorgfalt erzogen worden war, eine Schule stiftete und die kyrenäische Philosophie öffentlich vortrug.

Nach Aristipps und seiner Tochter Tod artete die kyrenäische Philosophie bald bis zur Verwerfung jeder Moral aus, und der Umstand, daß die späteren Nachfolger Aristipps, besonders Theodoros von Kyrene, auch die Religion angriffen, hatte zur Folge, daß man sich nicht gern mehr öffentlich zu dieser Lehre bekannte. Um das Jahr 300 v. Chr. ward denn von Epikur eine Philosophie gelehrt, die von demselben Grundsatz ausging, wie die Lehre Aristipps, und durch welche die entartete kyrenäische Philosophie in einer neueren und besseren Form wiederhergestellt wurde. Diese Lehre gehört jedoch erst dem folgenden Zeitraum der griechischen Geschichte an.

Wie Aristipps Philosophie mit den Verhältnissen seiner Geburt, mit seiner Erziehung und mit dem Reichtum und Luxus seiner Vaterstadt Kyrene zusammenhing, so ist auch des Antisthenes Lehre neben dem oben angegebenen allgemeinen Grunde von seiner Herkunft und seinen Vermögensumständen herzuleiten. Antisthenes war von geringen Eltern geboren, besaß nicht einmal das volle athenische Bürgerrecht und wohnte im Piräeus, der Hafenstadt, wo das Schiffervolk und die ärmeren Bürger lebten: ganz diesen Verhältnissen entsprechend wandte er sich mit seiner Philosophie ebenso den niederen Ständen zu, wie Aristipp mit der seinigen den höheren. Er verzweifelte an der Möglichkeit, die höhere Klasse der Gesellschaft zu bessern, er entsagte also dem Bestreben seines Lehrers Sokrates, welcher eine für alle Stände passende Moral gelehrt hatte, und richtete sein Augenmerk bloß auf den rohesten, aber auch noch unverdorbenen oder wenigstens noch nicht völlig erschlafften Teil der Nation. Er ließ sich daher auch nicht, wie fast alle damaligen Philosophen, für seinen Unterricht bezahlen. Ein entschiedener Feind der höheren Stände und des weiblichen Ge-

schlechts, goß er über beide den bittersten Spott aus. Auch trug er seine Lehre im Kynosarges vor, einem Stadtteil, wo in einer daselbst befindlichen öffentlichen Ringschule diejenigen Jünglinge zusammenzukommen pflegten, welche an den Leibesübungen der freien Bürgersöhne keinen Anteil nehmen konnten. Alle diese Umstände waren keineswegs geeignet, der Lehre des Antisthenes großes Ansehen zu verschaffen. Aber er selbst hatte es auch darauf gar nicht abgesehen. Er wollte offenbar, wie die Stifter vieler Mönchsorden und wie Rousseau, durch Beispiel und Lehre zeigen, daß der Mensch nur wenig bedarf, um glücklich zu sein, und daß der Zustand, auf welchen die Völker durch fortschreitende Betriebsamkeit sich hinaufschrauben, etwas Widernatürliches sei. Er wollte keine Schule stiften, sondern nur eine kleine Zahl von Männern bilden, welche gleich ihm der Weichlichkeit Hohn sprächen und nach strengen Grundsätzen lebten. Daß seine Lehre jemals allgemein angenommen werde, hoffte er gewiß selbst nicht; denn hätte er dies erwartet, so würde er sie wohl in einer andern Art und Weise der Welt vorgetragen haben.

Es liegt dieser Philosophie der große Gedanke zu Grunde, daß die Seele dessen, der sich selbst besiegt, mitten in einer Welt von Thoren allein weise, mitten unter Sklaven allein frei ist, und daß der wahrhaft Weise keiner Bücher und Systeme, sondern nur der Natur und der Selbsterkenntnis bedarf. Die edelsten Weisen und Regenten des Altertums haben diesen Gedanken als den erhabensten bewundert, den der menschliche Geist zu fassen im stande sei. Die christliche Kirche hat denselben sogar geheiligt, und es haben sich auf ihn die Ordensinstitute der Dominikaner, Kapuziner und Franziskaner gegründet. Es hat sich aber immer gezeigt, daß die Ausführung und richtige Anwendung dieses Grundsatzes, ebenso wie die Sätze der kyrenäischen Lehre, eine eigentliche Anlage und einen Takt voraussetzt, welche nur selten gefunden werden. Antisthenes selbst, sowie die zwei ausgezeichnetsten Anhänger seiner Lehre, Diogenes und Krates, besaßen diesen Takt und dieses Talent: sie lebten, wie sie lehrten, und die beiden letzteren brachten daher auch die neue Lehre für eine kurze Zeit zu großem Ansehen. Solche Männer waren und sind aber nur seltene Ausnahmen, und es ging mit der cynischen Philosophie, wie es mit allen übermäßig strengen und den Grundbedingungen der menschlichen Gesellschaft widerstreitenden Lehren und Sekten gegangen ist: sie selbst veränderte bald ihr Wesen und ward durch eine rasche Entartung zu einer bloßen Maske für Schmutz und Gemeinheit. Ganz auf dieselbe Weise sind die selbstquälerischen Frommen und Weisen des Orients zu Gauklern geworden, und die Fakire und Derwische werden wegen der gleichen Entartung von ihren eigenen Glaubensgenossen schon längst nur als

unverschämte Bettler angesehen. Ebenso hatte auch das Mönchtum schon hundert Jahre nach seiner Entstehung, das Institut der Bettelorden aber noch früher seine Natur geändert und die begeisterten Frommen des Mittelalters, wie die des neueren Englands und Frankreichs, arteten bald und häufig in Fanatiker oder in Heuchler aus. Der Cynismus selbst sank nicht lange nach dem Tode seines Stifters so tief, daß sein Name seitdem zur Bezeichnung einer Gemeinheit, welche jedem Anstande und jeder Scham entsagt hat, gebräuchlich geworden ist.

Die ausgezeichnetsten und berühmtesten Anhänger der Lehre des Antisthenes waren Diogenes von Sinope und Krates von Theben, von welchen jener ein Schüler des Stifters, dieser aber ein Schüler von jenem war. Diogenes, welcher 414 v. Chr. in der paphlagonischen Griechenstadt Sinope geboren wurde und im Jahre 324 starb, ist durch seine höchst sonderbare Erscheinung so berühmt geworden, daß die Geschichte dieses Philosophen durch Anekdoten vielleicht mehr als die irgend eines anderen Mannes des Altertums popularisiert und entstellt worden ist. Er kam schon in früher Jugend nach Athen und wurde daselbst einer der eifrigsten Schüler des Antisthenes. Später lebte und lehrte er zu Korinth. Den Grundsätzen der cynischen Lehre gemäß bestrebte er sich, so wenige Bedürfnisse als nur möglich zu haben. Darauf beziehen sich manche jener Erzählungen, von welchen man nicht bestimmen kann, was an ihnen wahr oder unwahr ist. Seine Wohnung soll, während er in Korinth lebte, ein Faß gewesen sein, wobei man jedoch nicht an unsere Fässer, sondern an die großen thönernen Weinbehälter der Alten denken muß. Sein ganzes Hausgerät soll in einer Schale bestanden haben, mit welcher er sich das Wasser zum Trinken aus dem Brunnen schöpfte. Auf einer Reise nach Sizilien fiel er in die Hände von Seeräubern, welche ihn als Sklaven verkauften. Ein Korinther erhandelte ihn auf dem Sklavenmarkte und machte ihn zum Aufseher seines Hauses und zum Erzieher seiner Kinder. In dieser Lage blieb er bis zu seinem Tode.

Die späteren Griechen haben dem Diogenes allerlei witzige Äußerungen zugeschrieben. So wird z. B. ein Ausspruch von ihm berichtet, der offenbar nur eine Übertragung des oben mitgeteilten Tadels ist, welchen Sokrates über Antisthenes ausgesprochen haben soll. Als nämlich Diogenes einst bei den olympischen Spielen einige junge Leute aus Rhodus in prachtvoller Kleidung auftreten sah, rief er aus: „Nichts als Stolz!“ Gleich nachher sagte er beim Anblick einiger nachlässig gekleideter Spartaner: „Ebenfalls nichts als Stolz, nur ein Stolz anderer Art!“ Als ihn jemand nach seiner Rückkehr von Olympia fragte, ob viele Menschen dort gewesen wären, antwortete er: „Viele Zu-

schauer, aber nur wenige Menschen!" Eines Tages soll er um die Mittagsstunde mit einer brennenden Laterne auf dem Marktplatz von Athen umhergegangen sein. „Was machst du denn?" fragte man ihn. „Ich suche einen Menschen!" war seine Antwort.

Durch solche und viele andere Aussprüche und Anekdoten wurde das Andenken eines Mannes verewigt, welcher allerdings einzig in seiner Art und darum für seine Zeitgenossen wie für die Nachwelt eine unbegreifliche Erscheinung war: denn was hätte den Hellenen jener Zeit sonderbarer vorkommen können, als ein Philosoph, der aus der Philosophie nicht, wie alle übrigen Lehrer der Weltweisheit, ein Handwerk, ein Geschäft machte und nicht, wie alle seine Zeitgenossen, vornehm, sondern gering sein wollte! Da er dreist genug war, alle Wissenschaften, Künste und Erfindungen eines an geistige Unterhaltung und mannigfaltige Bequemlichkeiten gewöhnten Zeitalters, sowie alle damaligen Schulweisen zu verspotten, so ist es nicht zu verwundern, daß die geistreichste Nation der Welt die schärfste Lauge ihres Witzes über ihn selbst ausgegossen hat, und daß aus diesem Grunde seine Sonderbarkeiten bis ins Wunderlichste entstellt worden sind. Ob zu diesen Übertreibungen und Erdichtungen auch dasjenige gehört, was von seiner Zusammenkunft mit Alexander dem Großen erzählt wird, ist nicht zu ermitteln. Unbezweifelt gewiß ist das eine, daß Alexander ihn bewundert hat. Diese Bewunderung macht, gegenüber dem Spott der Griechen, die den König umgaben, dem makedonischen Helden und seiner Einsicht in das menschliche Wesen mehr Ehre, als irgend einer seiner glänzendsten Siege. Übrigens giebt seine Zusammenkunft mit Diogenes auch den sichersten Beweis, daß dieser doch nicht der lächerliche Sonderling und halbe Narr war, der er nach einigen jener vielen über ihn umlaufenden Anekdoten gewesen sein müßte: denn daß Alexander ihm dann die Ehre des Besuchs und einer achtungsvollen Antwort nicht erwiesen haben würde, darf man einem Schüler des Aristoteles wohl zutrauen. Alexander ließ sich nämlich bei Gelegenheit der griechischen Nationalversammlung, die er bald nach seiner Thronbesteigung in Korinth hielt, zu Diogenes führen, welcher vor den Mauern der Stadt wohnte. Er fand den Philosophen vor seinem Fasse liegen, um sich zu sonnen. Der König unterhielt sich lange mit ihm und fragte zuletzt, ob er ihm irgend einen Gefallen erweisen könne. „O ja", war des Philosophen Antwort, „sei so gut und gehe mir ein wenig aus der Sonne." Alexanders Gefolge, welches nur Schmeicheleien zu reden und zu hören gewohnt war, wurde aufs höchste gegen Diogenes aufgebracht, weil derselbe so formlos eine dargebotene Gunst des Königs zurückzuweisen wagte; Alexander aber erkannte die Größe eines Mannes, welcher seinerseits ebenso die Welt zu entbehren im stande war, wie

andererseits der König selbst die Kraft in sich fühlte, sie erobern und besitzen zu können. Er verwies seiner Umgebung ihren Unwillen mit dem berühmten Ausspruch: „Er hat Recht, und wahrlich, wenn ich nicht Alexander wäre, so möchte ich Diogenes sein!"

Des Diogenes Schüler, Krates von Theben, dessen treffliche Gattin Hipparchia ebenfalls die cynische Philosophie lehrte, war der edelste und in seinem Wirken segensreichste von allen Bekennern dieser Lehre. Auch genoß er in Athen allgemeine Achtung; eine Schule wollte und konnte er jedoch nicht stiften, weil Menschen, wie Krates und seine Gattin in der Welt immer sehr selten sind, eine Lehre, wie die der Cyniker aber von der Unmittelbarkeit des Lebens durchaus nicht getrennt werden kann. Nach seinem Tode artete die cynische Philosophie sehr schnell und in hohem Grade aus. Schon die Männer, welche unmittelbar nach diesem edlen Philosophen als Lehrer der cynischen Weisheit auftraten, überschritten die Grenzen des Wohlanstandes und der Schicklichkeit und machten ihre eigene Unverschämtheit zum Eckstein der cynischen Lehre. Die Beschreibungen dieser unwürdigen Cyniker, welche in den Schriften des Altertums sich finden, passen vollkommen auf die ausgearteten Bettelmönche des vierzehnten Jahrhunderts, die im Grunde eine Art christlicher Cyniker waren.

6. Redekunst und Staatswissenschaft.

Der Zeitraum vom peloponnesischen Krieg bis auf Alexanders des Großen Thronbesteigung ist die Blütezeit der griechischen Redekunst, welche damals alle zur Staatsverwaltung nötigen Wissenschaften in sich begriff. Sie war unter den Griechen ebenso, wie die Poesie, eine Naturgabe und läßt sich deshalb schon in Homers Gedichten, dem ältesten der überlieferten griechischen Schriftwerke, als ein angeborener Charakterzug dieser Nation erkennen. Die Art und Weise derselben war allerdings nach Zeitaltern, Stämmen und Verfassungen sehr verschieden, und man mußte z. B. ganz andere Mittel gebrauchen, um auf die ernsten und erfahrenen Greise des spartanischen Senats zu wirken, als wenn es darauf ankam, das bewegliche und leichtsinnige athenische Volk zu irgend einem Entschlusse zu bestimmen. Indessen war die hellenische Beredsamkeit ungeachtet solcher Unterschiede doch stets nicht eine erlernte Kunst, sondern eine natürliche Eingebung, ein angeborenes Talent, das sich in natürlicher Freiheit aussprach, bis sie im fünften Jahrhundert v. Chr. wissenschaftlich ausgebildet zu werden begann. Daß sie erst damals zu einer eigentlichen Kunst gemacht wurde und erst nach dem Beginne der Entartung des griechischen Geistes ihre

höchste Vollendung erhielt, hat einen ganz natürlichen Grund, welcher sich aus der nachfolgenden Darstellung ihres Entwickelungsganges ergeben wird.

Die Beredsamkeit hatte bei den Griechen eine so große Bedeutung, daß sie in dieser Hinsicht mit der Redekunst keines einzigen späteren Volkes zu vergleichen ist. Der Grund davon liegt teils in jener natürlichen Anlage des griechischen Volkes, teils aber auch in einem besonderen Umstande anderer Art. Die Beredsamkeit ist von Freiheit und Öffentlichkeit des Lebens unzertrennlich: deshalb findet sie sich überall, wo diese bestehen. Sie kommt dann in ihrer kunstlosen Gestalt selbst bei solchen Völkern vor, welche entweder noch gar keine oder nur eine geringe Kultur besitzen. Wir finden sie daher ebensowohl bei den nordamerikanischen Wilden und den alten Germanen, als bei den Hellenen des Homerischen Zeitalters. Sie ist aber bei einem solchen Zustande der Kultur immer nur ein freier Erguß der natürlichen Bewegung des Geistes und Herzens. Wie sehr jedoch das griechische Volk schon in seiner frühesten Zeit durch diese natürliche Beredsamkeit sich vor anderen Völkern auszeichnete, geht daraus hervor, daß von den späteren Lehrern der Redekunst, obgleich dieselben auf das Kunstgerechte im Vortrage den größten Wert legten, gerade die in Homers Gedichten vorkommenden Reden als Muster angesehen und benutzt wurden. Die Beredsamkeit blieb auch bei fortschreitender Kultur noch lange Zeit unbeengt von allen Regeln und Theorieen, weil die Lage der Dinge in den griechischen Staaten so beschaffen war, daß alles stets mehr durch die Sache selbst und ihren natürlichen Ausdruck, als durch irgendwelche bewußte Redekunst entschieden wurde.

In diesem Zustande blieb die hellenische Beredsamkeit bis etwa in die Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr. Damals wurden die Verhältnisse der Staaten im Innern und Äußern verwickelter, die Bildung ward allgemeiner, das Wissen mannigfaltiger und die Dialektik und Sophistik fanden überall Eingang; deshalb erforderte seitdem auch die öffentliche Rede von einem jeden eine gewisse philosophische Bildung, sowie staatswissenschaftliche Studien und einen Takt, welcher nicht mehr bloß durch Lebenserfahrung erworben werden konnte. Von dieser Zeit an wurde es daher auch immer seltener, daß jemand in der Volksversammlung oder vor Gericht redend auftrat und einen Rat erteilte, wenn er sich nicht den Staatsgeschäften ausdrücklich gewidmet und für dieselben wissenschaftlich ausgebildet hatte. Damals entstand daher zuerst eine eigentliche Kunst der Rede und eine Art von Staatswissenschaft. Der erste Staatsmann, mit welchem dieses bemerkbar zu werden begann, war Themistokles; doch legte man zu seiner Zeit noch nicht auf die Form, sondern nur auf den Gehalt der Rede Wert, und die

Beredsamkeit war daher immer noch nicht eine nach Regeln erlernte Kunst. Erst von Perikles' Zeit an wurde sie dies.

Der erste Mann, welcher in Athen eine Schule der Redekunst hielt und die Beredsamkeit nach Regeln lehrte, war Antiphon, ein jüngerer Zeitgenosse des Perikles. Er war 479 v. Chr. geboren und gehörte zu jenen Verschworenen, welche mitten im peloponnesischen Krieg zu Athen gewaltsam eine oligarchische Regierung aufrichteten. Er wurde nach dem Sturze der schändlichen Oligarchen wegen Verräterei verurteilt und starb in der Verbannung. Dieser Mann war auch der erste Athener, der gegen Bezahlung für Beklagte und für Volksführer Reden verfertigte, welche dann von diesen auswendig gelernt und vorgetragen wurden. Er legte also, mit anderen Worten gesagt, eine Redefabrik in Athen an. Vorher soll er in Korinth eine Bude mit der Inschrift: „Hier werden Unglückliche getröstet" aufgeschlagen haben, und er wäre also anfangs ein bloßer Marktschreier gewesen, welcher philosophischen Trost feilbot. Wegen aller dieser Umstände würde Antiphon kaum der Erwähnung wert sein, wenn er nicht dadurch eine große Wichtigkeit erlangt hätte, daß er zuerst eine Schule der Beredsamkeit in Athen eröffnete, und daß er folglich das, was seither bloß Talent gewesen war, in eine Kunst umwandelte oder als eine Kunst behandelte. Er stellte schulmäßige Redeübungen an, schrieb Anweisungen zur Redekunst und versetzte also die Beredsamkeit, welche seither als etwas bloß Öffentliches mit dem Staate und seinen Angelegenheiten unzertrennlich verbunden gewesen war, aus der Unmittelbarkeit des Lebens in die Schule. Endlich hat er auch dadurch eine Bedeutung gewonnen, daß Thukydides, Alkibiades und der Redner Lysias seinen Unterricht genossen. Es haben sich unter seinem Namen einige Reden erhalten, diese sind aber wahrscheinlich insgesamt unecht.

Während Antiphon zu Athen die Beredsamkeit in eine Schulwissenschaft umschuf, ward in Sizilien die Philosophie auf dieselbe angewendet. Zwei Männer, Korax und Tisias, schrieben daselbst Anweisungen zur Redekunst: und auch die Sophisten, welche gerade damals anfingen, ihr Wesen zu treiben, warfen sich auf die Redekunst und machten dadurch, daß sie dieselbe mit ihren philosophischen Fertigkeiten in Verbindung brachten, großes Glück. Die Sophisten wandten sich nach Athen, wo die zügellose Volksherrschaft ihnen das weiteste Feld öffnete, und wo überdies Antiphon durch seine ganz schulmäßige Redekunst der Wortkünstelei den Weg schon gebahnt hatte. Bald wurden die Verhandlungen vor Gericht und im Volke nach sophistischer Methode geführt und dieses Unwesen drang selbst in den Verkehr des geselligen Lebens ein, so daß schlechterdings jeder Gebildete sich mit der Sophistik und der auf ihr beruhenden Art von Beredsamkeit vertraut machen

mußte. Alles strömte, um die neue Weisheit zu erlernen, zu Gorgias, Protagoras und andern Sophisten, welche dadurch Gelegenheit erhielten, sich Reichtum zu erwerben. Die Revolution, welche auf diese Weise durch die Sophisten in der Redekunst herbeigeführt wurde, trat jedoch nicht sogleich hervor, denn es war noch zu viel gesunder Sinn und Geschmack vorhanden und einige verständigere Männer, namentlich Sokrates, kämpften nicht ohne Erfolg gegen die einbrechende Verirrung. Dadurch ward die umgestaltende Einwirkung der Sophistik auf die Redekunst noch eine Zeitlang gehemmt, und so kam es, daß mitten in der Zeit, in welcher die sophistischen Fertigkeiten und Künsteleien unter den Athenern förmlich Mode wurden, auch noch einige Redner auftraten, die ganz frei von dieser Meinung waren.

Unter diesen Männern war Andokides der ausgezeichnetste. Andokides, welcher 468 v. Chr. geboren war, wurde in den Prozeß des Alkibiades wegen der Entweihung der Mysterien und jenes an den Hermessäulen verübten Frevels verwickelt und entging dabei nur mit Mühe der Todesstrafe. Er wurde später dreimal genötigt, Athen zu verlassen, und starb in der Verbannung (400 v. Chr.). Dieser Mann übte noch ganz die ungekünstelte Beredsamkeit der älteren Zeit. Nirgends erscheint er in den Reden, welche sich von ihm erhalten haben, als Redekünstler, sondern überall als ein Geschäftsmann, der immer gleich auf die Sache selbst losgeht, sich von allem Gesuchten in der Sprache frei hält und von Pathos, Sophistik und allgemeinen philosophischen Sätzen nichts wissen will.

Neben diesem und einigen anderen Männern von ähnlicher Art schlugen die übrigen Staatsmänner den Weg ein, auf welchen Antiphon und die Sophisten die Redekunst geführt hatten. Auch die Schüler des Sokrates förderten diese Richtung durch die populäre Philosophie, die sie vortrugen, und durch die neue Art von Sophistik, welche sie und ihr Meister hervorgerufen hatten. Die für diese Entwickelung der künstlichen Beredsamkeit einflußreichsten Männer waren Euripides, Theodoros und Lysias. Euripides trat zwar nie vor Gericht oder in der Volksversammlung auf, er hatte aber die ganze rednerische Bildung seiner Zeit sich angeeignet und wandte sie allenthalben in seinen Tragödien auf das wirksamste an. Da seine Stücke in Griechenland mit dem größten Beifall aufgenommen wurden und der Dialog derselben allgemein als Muster der feineren Konversation angesehen ward, so trug er viel dazu bei, daß die Sophistik in alle Teile des griechischen Lebens eindrang und daß durch die ihm eigentümlichen Künsteleien die neue Richtung der Beredsamkeit nicht wenig gefördert wurde. Theodoros von Byzanz trat zwar ebensowenig wie Euripides öffentlich auf, wirkte aber doch gleichfalls sehr bedeutend auf die Redekunst ein,

und zwar namentlich dadurch, daß er die erste systematische Darstellung der neuen Art von Beredsamkeit schrieb.

Der bedeutendste von den drei genannten Männern ist unstreitig Lysias. Er war der Sohn eines Syrakusaners, wurde aber zu Athen geboren (459 v. Chr.). Im fünfzehnten Jahre seines Lebens wanderte er nach Thurii in Unteritalien aus, von wo er erst zwei und dreißig Jahre später nach Athen zurückkehrte. Während dieser langen Zeit bildete er sich unter der Leitung des Tisias und anderer Männer theoretisch und praktisch zum Redner aus, und er hatte gerade in Thurii die beste Gelegenheit dazu, weil damals in Unteritalien und Sizilien die Redekunst in voller Blüte stand. In Athen genoß er hierauf den Unterricht des Antiphon und des Sokrates. Die Philosophie des letzteren faßte er ebenso auf, wie Xenophon, d. h. er machte das Reelle und Praktische zum Ziel seiner Bestrebungen. Er wurde zwar zum Bürger von Athen gemacht, es war aber dabei ein Fehler in der Form begangen worden, und Lysias kam deshalb nie zum vollen Genusse des Bürgerrechts, er konnte also auch als eigentlicher Staatsmann nicht auftreten. Auf diese Weise von einer unmittelbaren Wirksamkeit im Staate ausgeschlossen, beschäftigte er sich mit der Verfertigung von Reden für andere, oder, wie wir das nennen würden, er errichtete ein ein advokatisches Konsultationskabinett. Er verfaßte mehrere hundert Reden, von welchen noch 34 übrig sind. Unter der Herrschaft der dreißig Tyrannen mußte er Athen verlassen, schloß sich an Thrasybul an und trug nicht wenig zur Vertreibung jener Gewalthaber bei. Nicht lange nachher starb er.

Da Lysias fast nur durch Schriften wirkte, so war bei ihm die Redekunst eine mehr wissenschaftliche, zum Leben nicht in unmittelbarer Beziehung stehende Beschäftigung. Seine Thätigkeit blieb zwar der Hauptrichtung angemessen, welche die Redekunst eingeschlagen hatte; aber er hielt sich doch, wie Andokides, von den Künsteleien Antiphons und der Sophisten ganz und gar frei und bahnte durch sein Beispiel der atheniſchen Beredsamkeit den Weg zu der Vollendung, welche sie später durch Demosthenes und Äschines erhielt. Seine Sprache ist einfach, natürlich und gedrängt, von allem gesuchten Pathos und theatralischen Pompe frei; er sucht nur durch die Darstellung der Sache selbst zu wirken, und auch wo er das Gemüt seiner Zuhörer bewegen und rühren will, nimmt er nie sophistische Künste und gesuchte Ausdrücke zu Hilfe.

Unmittelbar nach Lysias erhielt die Beredsamkeit eine viel größere Bedeutung, als sie vorher gehabt hatte; denn es trat jetzt die Zeit ein, in welcher die Redekunst zugleich mit der Philosophie der wichtigste und unentbehrlichste Teil der höheren Bildung wurde. Alle Verhält-

nisse dieser Zeit waren der Entwickelung der Redekunst sehr günstig, und es ist daher nicht zu verwundern, daß sie damals zu ihrer höchsten Blüte gelangte. Solange Dichtkunst und Geschichte blühten, blieb die Beredsamkeit unvollkommen, weil sie noch keine Kunst, sondern bloß Natur war: in demselben Grade aber, in welchem die Natur selbst mehr aus dem Leben schwand und alle Verhältnisse verwickelter wurden, mußte die Beredsamkeit zugleich an Bedeutung gewinnen und kunstmäßiger werden. Die Dichtkunst erlag dem prosaischen Geiste der Zeit und der verfeinerten Bildung, die bessere Geschichtschreibung mußte untergehen, weil aus dem Leben die Wahrheit schwand; dagegen gewannen diejenigen geistigen Beschäftigungen, welche, wie die Philosophie und die Redekunst, auf die bloße Erfahrung und Beobachtung fest und sicher gegründet und durch gereiftes Nachdenken entwickelt werden können. Für sie war aus der früheren Zeit noch genug Wärme und innere Bewegung vorhanden, der erweiterte Kreis der Kenntnisse und die größere Verwickelung der äußeren Zustände vermehrten die Erfahrung, das überwiegende Verstandesleben gab den Begriffen und ihrer wissenschaftlichen Fassung dieselbe Bedeutung, welche vorher nur die Dinge selbst gehabt hatten. Das Künstliche und Schwierige endlich, welches in alle Lebensverhältnisse eindrang, machte die praktische Ausbildung des Verstandes und die Gewandtheit für alle die, welche handelnd auftraten, zu unentbehrlichen Eigenschaften. Unter diesen Umständen mußte, im vierten Jahrhundert v. Chr., die Philosophie und die Redekunst vor allen anderen geistigen Beschäftigungen emporblühen; jene ward durch Aristoteles, diese durch Demosthenes zu ihrer höchsten Vollendung gebracht.

Außer dem Geiste der Zeit im allgemeinen förderten damals noch einige besondere Umstände die Entwickelung der Beredsamkeit. Die zwei Menschenalter, welche vom Ende des peloponnesischen Krieges bis zur Schlacht bei Chäronea verflossen, waren ganz eigentlich eine Zeit der Diplomatie. Die Entscheidungen wurden meist weniger auf dem Schlachtfelde, als in den Zusammenkünften der Abgeordneten oder an den Höfen von Persien, Thessalien, Makedonien gegeben; das Übergewicht über andere Staaten konnte also nicht mehr allein durch Überlegenheit in den Waffen erlangt und festgehalten werden, sondern man bedurfte dazu wenigstens ebensosehr der Gewandtheit im Unterhandeln und Täuschen, und die leitenden Männer der Staaten hatten mehr im Kabinett, im diplomatischen Verkehr mit fremden Gesandten oder regierenden Fürsten, als in der Volksversammlung und im Senate zu wirken. Für eine solche Thätigkeit war die sophistische, gekünstelte Beredsamkeit, nicht bloß als Bildungsmittel, sondern auch als erlernte Fertigkeit, die beste und unentbehrlichste Eigenschaft, welche ein Staats-

mann besitzen konnte. Überdies war nach und nach alles das, was der Beruf des Staatsmanns erheischte, in den Bereich der Redekunst hineingezogen worden, so daß im vierten Jahrhundert v. Chr. der Name Redner, neben seiner wörtlichen Bedeutung, zugleich einen Mann bezeichnet, welcher alle Zweige des Staatswesens theoretisch und praktisch studiert hat. Der Redner jener Zeit war also nicht mehr bloß der Leiter des versammelten Volkes oder seines Ausschusses, sondern er war Staatsmann im weitesten Sinne des Wortes; er mußte finanzielle und administrative Kenntnisse besitzen, alle politischen Verhältnisse genau kennen, das Gleichgewicht der Staaten künstlich zu erhalten wissen und im Kabinett ebenso gewandt sein, wie in der gesellschaftlichen Unterhaltung und auf der Rednerbühne.

Außerdem aber übte auch die Philosophie durch die Richtung, welche Sokrates und seine Schüler ihr gaben, einen mächtigen Einfluß auf die Förderung der Redekunst aus. Seit Sokrates suchten die Philosophen vorzugsweise das Wesen des Menschen und die Verhältnisse des Lebens zu erkennen und von den verschiedensten Seiten aufzufassen; welche Vorteile mußte dies einer Kunst gewähren, die es zugleich mit der Vernunft und den Leidenschaften der Menschen zu thun hat!

Auch die Entwickelung, welche die Schauspielkunst genommen, trug nicht wenig dazu bei, daß die Redekunst im vierten Jahrhundert v. Chr. ihre höchste Vollendung erreichte. Die Schauspielkunst stand damals in voller Blüte, sie genoß zu keiner anderen Zeit eine größere Achtung und wurde in Griechenland nie von ausgezeichneteren Männern ausgeübt, als gerade damals. Dies mußte aber auf die Redekunst um so bedeutender einwirken, als das Mimische oder der Ausdruck durch Gebärden im Orient und im südlichen Europa von jeher eine große Rolle spielte, und als der Sinn für Deklamation und für Musik der Sprache zu allen Zeiten dort viel reger war, als im Norden.

Den eigentlichen Übergang von den Rednern der vorhergehenden Zeit zu der Vollendung, welche die Redekunst in den Zeiten Philipps II. von Makedonien erreichte, bildet Isokrates, ein wichtiger Mann in der Geschichte der griechischen Geistesbildung. Isokrates war 436 v. Chr. zu Athen geboren und lebte bis zum Jahre 338, wo er im Schmerz über die auf dem Schlachtfeld von Chäronea untergegangene griechische Freiheit, wie — wenig glaubhaft — erzählt wird, sich selbst den Tod gab. Er war ein Schüler der Sophisten Prodikos und Gorgias. Wegen seiner schwachen Stimme und seiner angeborenen Schüchternheit wagte er nicht öffentlich als Redner aufzutreten. Er verfaßte statt dessen schriftliche Reden und eröffnete eine Schule zur Bildung von Rednern. Von den 21 Reden des Isokrates, welche auf unsere Zeit gekommen sind, ist der sogenannte „Panegyrikus“ sein ausgezeich-

netstes Werk und galt bei dem ganzen späteren Altertum für eines der Hauptwerke der griechischen Litteratur. Diese Schrift, an welcher Isokrates nicht weniger als zehn oder gar fünfzehn Jahre gearbeitet haben soll, ist eine Lobrede auf die Stadt Athen und hatte zugleich den Zweck, die Griechen zum Kampfe gegen die Perser zu ermuntern.

Isokrates vollendete durch eigenen unmittelbaren Unterricht, sowie durch die Aufstellung von neuen Regeln und Mustern die schulmäßige Ausbildung der Beredsamkeit. Dadurch gewann er große Bedeutung nicht bloß für die Redekunst, sondern auch für die Bildung des menschlichen Geschlechts überhaupt; denn die Redner der nächsten Zeit, alle späteren Geschichtschreiber des griechischen Volkes, die meisten übrigen prosaischen Schriftsteller desselben, sowie Cicero und die anderen Redner der Römer bildeten ihren Vortrag nach Isokrates' Vorschriften und Mustern. Die mächtige Wirkung, welche dieser Redelehrer und Schriftsteller auf seine Landsleute ausübte, beruhte darauf, daß sein Vortrag ganz und gar auf das feine Ohr eines Atheners berechnet war; auch auf spätere Zeiten und auf andere Nationen wirkte er, wie die meisten neueren italienischen Schriftsteller, durch den Rhythmus und die Musik der Sprache. Nie hat irgend ein Schriftsteller besser, als er, alles, was hierzu gehört, zu berechnen verstanden. Der kunstreiche Bau der Perioden, die mit der sorgfältigsten Rücksicht auf den Wohllaut gemachte Anordnung der Wörter und Sätze, die sich bis auf die einzelnen Silben erstreckende Harmonie aller Teile, die durchgehende Herstellung eines Zeitmaßes und rhythmisch abgemessenen Klanges, ohne daß die Rede dabei im mindesten zur poetischen ward, — dies sind die Hauptvorzüge, wegen deren Isokrates der Gegenstand der Bewunderung und Nachahmung des Altertums geworden ist. Ungeachtet aller dieser Vortrefflichkeiten aber ist selbst das schönste Werk des Isokrates einer Statue zu vergleichen, welche nicht durch Begeisterung geschaffen, sondern mit berechnendem Nachdenken und sorgfältigem Fleiße gearbeitet ist. Man gewahrt in allen seinen Schriften, ebenso wie etwa in den französischen Lobreden der neueren Zeiten, überall nur die Absichtlichkeit der Kunst, es fehlt jedes wahre Leben, jeder wirkliche Gehalt, und das Gemüt des Lesers wird niemals tief ergriffen: denn er hatte bei keiner seiner Reden den Zweck, irgend etwas im Leben selbst auszurichten, sondern er wollte nur für sich und seine Schule Bewunderung erregen, sein eigenes Herz und Gemüt hatte daher an der Bewegung, welche er mit Worten auszudrücken suchte, nur einen sehr geringen Anteil. Die Staatsmänner, welche, wie Demosthenes und Cicero, in Isokrates den vollendeten Meister des Stils erkannten, konnten ihn recht gut bis zu einem gewissen Grade zu ihrem Muster und Vorbild wählen, ohne doch in jenen Fehler zu verfallen, weil sie öffentlich auf-

traten, durch das Leben selbst zum Reden getrieben wurden und mit ihren Werken unmittelbar in dasselbe einzugreifen beabsichtigten.

Übrigens hatte Isokrates doch das Verdienst, daß er den Sinn seiner Schüler auf das wirkliche Leben richtete. Die gewöhnlichen damaligen Lehrer der Beredsamkeit verstrickten die jungen Leute in die Netze ihrer sophistischen Kunststücke; sie beschäftigten ihren Geist mit unnützen Beweisführungen über abstrakte philosophische Sätze und hielten sie zur rednerischen Behandlung solcher an sich gleichgültigen Gegenstände an, welche keinen anderen Wert besaßen, als daß sie die Menge überraschten und Gelegenheit gaben, vor derselben mit elenden Kunstfertigkeiten zu prahlen. Isokrates trat durch Lehre und Beispiel nachdrücklich gegen dieses Unwesen auf und wies seine Schüler auf die wirkliche Welt und das thätige Leben als das eigentliche Ziel ihrer Bildung hin. Die berühmtesten Schüler des Isokrates waren die Redner Isäos, Lykurg, Hyperides und Demosthenes, die Geschichtschreiber Ephoros, Theopompos und Philistos und der Feldherr Timotheos, Konons Sohn.

Die Zeit, in welcher er am thätigsten wirkte, war für die Ausbreitung der kunstgerechten, schulmäßigen Beredsamkeit die allergünstigste. Nach dem peloponnesischen Kriege, bei dessen Ende das kräftigste Mannesalter dieses Redelehrers begann, trat in der großen Bewegung des athenischen Volkes gleichsam eine Pause ein, welche bis zu Philipps Zeit fortdauerte; die politische Bedeutung des athenischen Volkes war gesunken, und die erschütternden Stürme jenes langwierigen Kampfes hatten die Kraft desselben gelähmt. Diese Zeit der Ruhe war also ganz geeignet, in Athen die Beredsamkeit, welche seither immer in der unmittelbarsten Beziehung zum Staatsleben gestanden hatte, in die Schule zurückzudrängen und ihre Ausbildung nach Regeln zu befördern. Gerade als dies durch Isokrates geschah, ging jene lange Pause zu Ende, und es traten Umstände ein, durch welche die Redekunst in das öffentliche Leben zurückgerufen wurde und den weitesten Schauplatz der Thätigkeit fand. Die Thebaner konnten, wie wir gesehen, nach dem Tode des Epaminondas das Übergewicht, das sie errungen, nicht behaupten, Philipp von Makedonien bedrohte mit seiner unaufhörlich wachsenden Macht die Freiheit der hellenischen Staaten auf eine immer bedenklichere Weise, Sparta war erschöpft und sah teilnahmlos den Fortschritten Philipps zu; Athen dagegen, welches vorzugsweise das Ziel der Angriffe des makedonischen Königs war, erlangte im Kriege mit ihm sein früheres Bewußtsein wieder — es ward noch einmal, wie einst zur Zeit der Perserkriege, die vorkämpfende und leitende Macht von Griechenland und erhielt, wie damals, durch die Verhältnisse selbst die glänzende Aufgabe, an der Spitze der hellenischen Nation den neuen Feind seiner Unabhängigkeit zu bekämpfen. So begann, gegen das

Ende von Isokrates' Leben, die frühere politische Bewegung und Regsamkeit des athenischen Volkes von neuem, und die unterdessen kunstgerecht ausgebildete Beredsamkeit wurde sogleich in dieselbe hineingezogen. Sie kehrte damals gleichsam aus der Einsamkeit und aus dem Dunkel der Schule in das lebendige Treiben der Volksversammlung und auf den offenen Marktplatz zurück, in welchem die tote Bildsäule des Isokrates bald zu einer lebendigen Gestalt wurde. Ja, die Redekunst erlangte jetzt durch die Rolle, welche der Diplomatie in dieser Zeit zufiel, sogar eine noch viel größere Bedeutung, als sie je zuvor gehabt hatte. Sie wurde damals durch die ganze Lage der Dinge zugleich ihrer Vollendung rasch entgegengeführt. Philipp von Makedonien erreichte alle seine Zwecke hauptsächlich durch die Kunst der Unterhandlung, und seine militärischen Unternehmungen dienten ihm im Grunde weniger, um sich eine größere Macht zu erwerben, als um das Erworbene zu sichern und zu behaupten. Seine Gegner mußten ihn also auch auf die gleiche Weise bekämpfen, und der griechische Staatsmann bedurfte daher von jetzt an der größten Gewandtheit im Unterhandeln, Reden und Schreiben, sowie einer möglichst vollkommenen Einsicht in die Verhältnisse der Staaten und Völker. Dadurch wurde der Geist des Staatsredners erweitert und zugleich seinem Talente ein größeres Feld der Thätigkeit eröffnet. Bei allen griechischen Völkerschaften fühlte man jetzt das Bedürfnis der eigentlichen Staatswissenschaft, und es drängte sich daher alles zu der Redekunst, die durch Isokrates zum Angelpunkt aller Staatsweisheit gemacht worden war. Athen, welches Mittelpunkt des geistigen Lebens der Nation war und schon längst als die eigentliche Bildungsschule derselben angesehen wurde, ward auf diese Weise mehr als jemals der Sitz der politischen Weisheit des gesamten hellenischen Volkes. Ganz Griechenland holte jetzt seine Staatsweisheit von Athen, und auch Philipp scheute keine Kosten, um Männer, die sich in Athen gebildet hatten, in seine Dienste zu ziehen.

Von den vielen Männern, welche damals die gesamte Staatswissenschaft in sich vereinigten und sie unter dem Namen Redner in Ausübung brachten, sind Isäos, Demosthenes, Äschines, Lykurg, Hyperides und Dinarchos die berühmtesten. Sie gehören mit Antiphon, Andokides, Lysias und Isokrates in den „Kanon der Redekunst" oder in das Verzeichnis der ausgezeichnetsten griechischen Redner, welches im dritten Jahrhundert v. Chr. von griechischen Gelehrten zu Alexandria aufgestellt worden ist. Diese zehn Redner waren insgesamt Athener, mit alleiniger Ausnahme des Dinarchos, welcher zu Korinth geboren war, und des Isäos, von dem es ungewiß ist, ob Athen oder Chalkis auf Euböa seine Vaterstadt war: aber auch diese beiden Männer lebten und wirkten in Athen.

Isäos, dessen Geburts- wie Todesjahr unbekannt ist, war ein Schüler des Lysias und des Isokrates und einer der Lehrer des Demosthenes. Er war nicht Staatsmann, sondern leitete, wie Isokrates, eine Rednerschule und verfaßte, wie Lysias, Reden für andere. Die Redeübungen, welche er durch seine Schüler anstellen ließ, waren alle auf das Praktische und die wirklichen Verhältnisse des Lebens gerichtet und unterschieden sich dadurch sehr und zu ihrem Vorteil von dem, was seither in den meisten Rednerschulen und zum Teil sogar noch in der des Isokrates gebräuchlich gewesen war. Selbst dieser hatte nämlich noch Gegenstände, wie das Lob der Helena und anderer mythischen Personen in einzelnen Reden behandelt und von seinen Schülern behandeln lassen, und die Sophisten hatten, um recht prahlen zu können, sogar die kleinlichsten Dinge mit pomphaften Worten besprochen und besprechen gelehrt; Isäos dagegen wandte sich ganz allein den Verhältnissen des öffentlichen Lebens zu. Darin besteht seine eigentliche Bedeutung. Die elf von ihm noch übrigen Reden, welche insgesamt Gerichtsreden sind, haben mit Lysias' Reden eine gewisse Ruhe und Würde gemein, stehen denselben aber darin nach, daß ihr Verfasser zugleich auch nach Glätte und künstlicher Zierlichkeit strebte.

Drei Männer sind es dann, welche nach Isäos die Kunst der Beredsamkeit auf ihren höchsten Gipfel erhoben: Demosthenes, Äschines und Hyperides. Von ihnen ist Demosthenes der erste Redner, nicht nur der Griechen, sondern des ganzen Altertums überhaupt gewesen. Seine Größe gründete sich zwar zum Teil darauf, daß er alles dasjenige sich aneignete, was unmittelbar vor ihm für die Entwickelung der Redekunst gethan worden war; der Hauptsache nach aber war, was diesen Mann so hoch erhob, angeborenes Genie und Charaktergröße. Dies geht schon aus seiner Bildungsgeschichte hervor, der wir deshalb hier einen Platz einräumen müssen.

Demosthenes war 385 v. Chr. in einem kleinen attischen Orte geboren und gab, wie im Zusammenhang der späteren politischen Geschichte erzählt werden wird, sich im dreiundsechzigsten Jahre seines Lebens selbst den Tod. Er war von Natur schwächlich und kränklich, und man erzählt vielerlei von der Art, wie er durch die größten Anstrengungen die Hindernisse, welche seine körperlichen Mängel ihm bei seiner Laufbahn in den Weg legten, zu besiegen gesucht habe. Seine schwache Stimme stärkte er, wie es heißt, dadurch, daß er öfters am Meeresufer das Tosen der Wellen mit seiner Stimme zu überwältigen sich bemühte; das Stottern soll er sich mit Hilfe von Kieseln abgewöhnt haben, indem er diese in den Mund nahm und trotz dieses Hemmnisses alle Arten von Lauten deutlich zu sprechen suchte; um endlich seine von Natur schwache Brust zu stärken, soll er öfters steile Anhöhen

hinaufgegangen sein und dabei mit lauter Stimme Reden hergesagt haben. Philosophische Bildung erwarb er sich bei Plato und Isokrates, wo er zugleich der Sprache Meister ward. Den Isäos aber, wird erzählt, nahm er in sein Haus auf und übte sich vier Jahre hindurch unter dessen Leitung. Was er diesem Manne verdankte, bestand nicht etwa in dem Ergebnis bloßer schulmäßiger Übungen, sondern in einer Aneignung der ganzen Richtung des Isäos, die sich auf das Praktische und auf die Verhältnisse des Lebens und ihre rechtswissenschaftliche Beleuchtung bezog.

Demosthenes erfreute sich auf diese Weise eines so vortrefflichen mündlichen Unterrichts, wie er kaum je einem andern Redner geboten ward. Dazu kam noch, daß seine Jugend und sein erstes Mannesalter in eine Zeit fiel, in welcher gerade die Redekunst wieder als eigentlich praktische Wissenschaft zu blühen begann und die Volksversammlung wie die Gerichte wahre Schulen der Beredsamkeit wurden. Nicht zufrieden mit alle diesem suchte Demosthenes sich auch durch Bücher zu belehren: er verschaffte sich namentlich die Werke ausgezeichneter Redner, um sie sorgfältig zu studieren, und schrieb, wenn anders diese Nachricht zuverlässig ist, des Thukydides Geschichtswerk nicht weniger als achtmal ab. Endlich benutzte Demosthenes zu seiner Ausbildung auch die Schauspielkunst, welche zu seiner Zeit in der höchsten Blüte stand. Schon früh ließ er sich von Satyros und Neoptolemos, welche nächst Aristodemos die ersten Schauspieler ihrer Zeit waren, Unterricht geben. Trotz seiner großen Bemühungen, sich Anstand, Gewandtheit und richtiges Maß in der Haltung des Körpers und im Gebärdenspiel anzueignen, blieb Demosthenes doch anfangs darin weit zurück. Ein dritter berühmter Schauspieler, Andronikos, welcher seine ersten öffentlichen Reden mitangehört hatte, machte ihn auf diesen Mangel aufmerksam und half ihm durch belehrende Unterweisung denselben beseitigen. Erst dann gelang es endlich dem Demosthenes, alles Äußeren im Vortrag oder dessen, was man die Aktion nennt, vollkommen Meister zu werden. Er erkannte seitdem die große Wichtigkeit dieses Teiles der Redekunst so entschieden an, daß man folgende Äußerung von ihm erzählt. Als er eines Tages gefragt wurde, was für den Redner die Hauptsache sei, antwortete er: Die Aktion. Was aber nach dieser? Die Aktion. Und was ist denn das Dritte? Die Aktion.

Es haben sich 61 Reden des Demosthenes erhalten, von welchen ein Teil vor dem Rat und der Volksversammlung, die übrigen aber vor verschiedenen Gerichtshöfen gehalten worden sind. Zwölf derselben beziehen sich auf das Verhältnis der Athener zu dem makedonischen Könige Philipp II. Das eigentliche Meisterwerk des Demosthenes ist die Rede, welche er zu seiner Rechtfertigung hielt, als der Rat be-

schlossen hatte, daß ihm zum Lohn für seine Verdienste von Staats wegen ein goldener Ehrenkranz gegeben werden solle und sein politischer Gegner Äschines diesen Beschluß angegriffen hatte. Demosthenes trug mit jener Rede den Sieg über seinen Gegner davon.

Das Altertum und die neuere Zeit haben mit einstimmigem Preise die unübertroffene Meisterschaft des Demosthenes anerkannt; seine glänzende Beredsamkeit an und für sich selbst ist es aber nicht allein was seine Wirksamkeit für die Staats- und Kulturgeschichte der Hellenen so wichtig machte, sondern das Verhältnis, in welchem er zu seiner Zeit stand, und seine Thätigkeit als Staatsmann überhaupt. Er war freilich, wie Hyperides und andere Redner, durch sein Talent fast ebenso mächtig, als Philipp von Makedonien durch sein Heer; aber dies beruhte nicht bloß auf seiner großen natürlichen Anlage zur Beredsamkeit und auf der vollkommenen Entwickelung derselben, sondern auch darauf, daß er die ganze Bildung des griechischen Volkes in sich vereinigte, daß er die Aufgaben, die seine Zeit ihm und seinem Volk stellte, richtig erkannte und sich mit ehrlicher und mannhafter Überzeugung die rechte Stellung zu denselben zu geben wußte. Außerdem ist aber hierbei namentlich noch der Umstand zu beachten, daß in seinen Tagen die Wirksamkeit eines Staatsredners ausgedehnter und mannigfaltiger war, als zu irgend einer andern Zeit der Geschichte. Die Redekunst war damals sozusagen der Brennpunkt des gesamten griechischen Lebens. Der Redner war nicht nur ein Staatsmann nach allen möglichen Beziehungen dieses Wortes, sondern er vertrat auch die Stelle des eigentlichen Volkslehrers und des Dichters. Was einige wenige Menschenalter vorher die Tragödie und noch früher die lyrische Dichtkunst geleistet hatten, das mußte jetzt der Staatsredner leisten: er war das Organ alles dessen, was die Zeit bewegte, der lebendige Mittelpunkt aller ihrer Bestrebungen, die Quelle, aus welcher das Volk jede Belehrung schöpfte, die ihm Bedürfnis geworden war. Sogar die Unterweisung in der praktischen Moral suchte man in den Staatsreden; ja, selbst in betreff der Vorstellungen, welche an die Stelle der alten Religion getreten waren, bildeten diese jetzt die eigentliche Seele des griechischen Lebens.

Die vielfachen Beziehungen, in welchen auf diese Weise Demosthenes zu seiner Zeit stand, können nicht durch bloße Schilderung der einzelnen Seiten und Charakterzüge seiner Wirksamkeit zur Anschauung gebracht werden. Sein staatsmännisches Leben, seine Stellung und sein Wirken kann man nur aus seinen hinterlassenen Schriften und im Zusammenhang mit der Geschichte selbst erkennen. Vermittelst einer einzelnen, stückweise mitgeteilten Rede aber einige Hauptpunkte anschaulich zu machen, würde hier zu vielen Raum erfordern. Es können daher nur einige Hauptzüge andeutungsweise vorgeführt werden.

Demosthenes besaß jene Mannigfaltigkeit von Kenntnissen, Erfahrungen und Fähigkeiten, welche die zuvor hervorgehobene Bedeutung der öffentlichen Beredsamkeit von jedem Staatsmann forderte. Er war tief in den Geist und in die Verhältnisse der Zeit eingedrungen und wußte, indem er sich zugleich mit den Idealen der großen Vergangenheit seines Volkes erfüllte, seine Stellung zu demselben so richtig zu bestimmen, daß er manchmal, wie z. B. beim letzten Zuge Philipps nach Griechenland, recht eigentlich die gesamte Macht des athenischen Staates in seiner Person vereinigte. Ebendeshalb sind auch seine Werke ein Spiegel des ganzen öffentlichen Lebens seiner Zeit, sowie sie andererseits die große Verschiedenheit zeigen, welche zwischen seiner durchaus praktischen Bildung und Thätigkeit und der bloßen Schulweisheit des Isokrates, der Advokatenberedsamkeit des Isäos und der nur mittelbaren Wirksamkeit des Lysias bestand.

Leben und Bewegung in den Vortrag zu bringen, hat nie ein Redner in so hohem Grade verstanden, als er. Er versetzt durch die Art der Darstellung seine Zuhörer stets mitten in die Ereignisse, auf welche seine Worte sich beziehen. Er entwickelt seinen Mitbürgern nicht allein die Politik und Geschichte ihrer Zeit aufs klarste, sondern er belehrt sie zugleich auch, warum alles geschehen sei, und zwar auf eine so bündige, lichtvolle und eindringliche Weise, als wenn er jeden seiner Zuhörer zum Staatsmanne hätte bilden wollen. Dabei belegt er alles mit Urkunden aus dem athenischen Archiv, und bewunderungswürdig ist die Kunst, mit welcher er diese Aktenstücke gleichsam als lebendige Zeugen auftreten läßt und sie zu gleicher Zeit benutzt, um Wechsel in die Scene zu bringen. Wenn er längere Zeit bei der Darstellung und Auseinandersetzung der Verhältnisse verweilt hat, dann hält er plötzlich inne und ruft dem Staatsschreiber das kurze Wort „jetzt lies!" zu. Dieser tritt vor, um das Aktenstück mitzuteilen, und so wird den Zuhörern durch eine neue Scene Erholung gewährt, dem Redner selbst aber die Möglichkeit gegeben, Athem zu schöpfen, seine Kräfte zu sammeln. Auf diese und manche andere Weise wechselt er den Ton und die Art der Darstellung, so daß die Zuhörer beständig gefesselt bleiben und nie ermüdet werden. Er giebt seinem Vortrage eine komische oder sarkastische Wendung, durch welche die Zuhörer zugleich unterhalten und aufgeklärt werden, bleibt aber nie lange in diesem Tone, sondern wendet sich in tiefem Ernst an seine Zuhörer, um dem Volke entweder Staatsgrundsätze einzuschärfen, die es vergessen hat, oder ihm die Verhältnisse auf eine lichtvolle Weise vorzulegen, so daß seine Zuhörer in alle Beziehungen der verwickelten Diplomatie ihrer Zeit eingeweiht werden. Nicht selten gerät er in eine tragische, leidenschaftliche schwungvolle Bewegung und führt dann die Athener gleichsam

aus der Prosa ihrer Volksversammlung und ihrer Gerichte vor jene Bühne, auf welcher die Meisterstücke ihrer Poesie und ihrer unvergleichlichen Schauspielkunst sie in eine ganz andere Welt zu versetzen pflegten, als die des alltäglichen Geschäftslebens war. Noch häufiger wandelt er seinen Vortrag in Fragen um, welche er an seinen Gegner oder an die Zuhörer richtet und in ihrem Namen beantwortet: auf diese Weise versteht er es, mit einer unnachahmlichen Geschicklichkeit die Anwesenden aus stummen Zuhörern zu mitredenden und mithandelnden Personen zu machen und fast eine förmliche theatralische Scene zu schaffen, in welcher er bald mit dem Volke, bald mit seinen Gegnern, bald mit beiden zugleich spielt. Ebenso lebendig und natürlich ist er bei jeder anderen Wendung, welche er seinem Vortrag zu geben für gut findet. Er weiß mit durchaus ungekünsteltem Pathos und mit wahrhaft seelenvollem Feuer die Herzen seiner Zuhörer zu bewegen und zu erschüttern. Er versteht es, die erschlafften Athener mit neuem Patriotismus zu erfüllen, indem er, mitten in der Darstellung der Begebenheiten des Augenblicks und mitten in der Entwickelung dessen, was die gesunde Staatsweisheit fordert, seine Zuhörer plötzlich anredet, ihnen zeigt, daß sie allein die Stützen und Vorkämpfer der hellenischen Freiheit seien, sie an die Großthaten ihrer Väter erinnert und so den alten athenischen Geist in ihnen erweckt.

Sehr auffallend ist nach unsern Sitten und Begriffen die große Derbheit, zu welcher er mitunter herabsinkt, und die man nur mit dem, was in den Komödien der älteren Zeit vorkam, vergleichen kann. Er wird dann so heftig und ergießt sich in einen solchen Strom von Schmähungen, daß seine Worte manchmal sogar noch unter dem stehen, was die komische Bühne zu Athen sich erlaubte. Diese für uns höchst anstößigen Derbheiten haben ihren Grund in den unter den Griechen herrschenden Begriffen von äußerem Anstand und ihrer Gewöhnung an volle und schrankenlose Redefreiheit. Sie zeigen uns aber auch, wie sehr man in der athenischen Republik der Natur und der Leidenschaft freien Lauf lassen durfte, um wieviel leichter man aber deshalb dort auch einen Staatszweck auf geradem Wege erreichen konnte, als dies in den Staaten der neueren Zeit geschehen kann, in welchen stets so viele äußere Rücksichten zu wahren sind.

Der furchtbare Gegner des Demosthenes, Äschines, wurde allgemein als der größte griechische Redner nach ihm anerkannt. In Armut und Niedrigkeit geboren, widmete er sich, wie es heißt, zuerst der Schauspielkunst und diente dann als Schreiber bei einigen Staatsmännern um Geld. Dieser Laufbahn verdankte er, nächst seinem angeborenen Talente, einen Teil von dem, worauf seine Größe als Redner beruhte. Über seine eigentliche Bildungsgeschichte sind die Angaben aus dem

Altertum verschieden: nach der einen hätte er gar keinen Unterricht in der Beredsamkeit genossen und für sich allein seinen Weg gemacht, nach der anderen aber wären Isokrates und Plato seine Lehrer gewesen. Äschines nahm erst in vorgerückterem Lebensalter an den Staatsgeschäften Anteil. Er wurde das Haupt der makedonischen Partei in Athen und der Nebenbuhler und Gegner des Demosthenes. Als er den oben erwähnten Vorschlag, daß dem Demosthenes ein goldener Kranz gegeben werden solle, angegriffen hatte und dabei seinem Gegner unterlegen war, verfiel er in die Geldstrafe, welche zu Athen über jeden verhängt ward, der bei einer Anklage nicht wenigstens den fünften Teil der Stimmen für sich hatte. Da er die gesetzliche Buße nicht bezahlen wollte und bei der weit über seinen ursprünglichen Anlaß hinausreichenden Bedeutung des Prozesses durch seine Niederlage moralisch vernichtet war, so mußte er seine Vaterstadt verlassen (330 v. Chr.). Er begab sich nach Rhodus, wo er eine Rednerschule gegründet haben soll, und von da später nach Samos. Hier starb er, nicht lange nach seiner Ankunft, im fünfundsiebzigsten Jahre seines Alters (317 v. Chr.).

Wir besitzen nur drei seiner Reden, von welchen die gegen des Demosthenes Ehrenkranz gehaltene, ebenso wie die Rede seines Gegners, vom ganzen Altertum als ein Meisterstück der Beredsamkeit angesehen wurde. Wer, wie Äschines, einem Demosthenes gegenüberstehen und ihm den Rang streitig machen konnte, war gewiß kein gewöhnlicher Redner. Auch hat ihm das einstimmige Zeugnis des Altertums den nächsten Platz nach Demosthenes eingeräumt, und seine Schriften rechtfertigen in gewissem Sinne die Ehre, welche ihm dadurch erwiesen worden ist. Jeder von beiden Männern hatte übrigens seine besonderen Eigentümlichkeiten, durch welche er sich als Redner und Staatsmann von dem anderen unterschied. Äschines zeigt in seinen Reden weder des Demosthenes Heftigkeit, Kühnheit und dramatisches Leben, noch jenen Reichtum an Wendungen und philosophischen Sätzen, die wir in den Reden seines Gegners bewundern. Dagegen zeigen die Werke beider Männer, daß der eine wie der andere die Komödie ihrer Zeit benutzten, um aus ihr, als dem Bilde des Privatlebens ihrer Vaterstadt, die lebendige Darstellung bestimmter Charaktere, Sitten und Leidenschaften und ganz besonders die Invektive oder den bitteren Ausfall auf den Gegner zu entlehnen. Beide sind sich ferner ihres persönlichen Vorzugs und Talents sehr wohl bewußt und handeln danach. Demosthenes ist nicht, wie Äschines, Meister in Charakterschilderungen, er sucht diese daher auch zu vermeiden, weil er wohl weiß, daß sie unter seiner Hand zu Karikaturen werden; Äschines dagegen hascht nicht nach Witz, weil er wahrscheinlich selbst fühlte, daß ihm derselbe, so oft er ihn

versuchte, stets mißglückte, während Demosthenes ebenso witzig als scharfsinnig ist und sich deswegen im Erzählen und Darstellen, im Apostrophieren oder Anreden des Gegners, in Invektiven und anderen Bitterkeiten gefällt.

Äschines hat seine Zeit von einer ganz anderen Seite her aufgefaßt und ganz anders angesehen, als Demosthenes. Man braucht ihn daher auch nicht für so schlecht zu halten, als sein Gegner ihn hinstellt, und nicht mit Bestimmtheit anzunehmen, daß er von Philipp bestochen worden sei, zumal da die historischen Zeugnisse darüber wenigstens keine volle Gewißheit geben. Er konnte, schon weil er von der Lage der Dinge und vom Geiste der Zeit anders urteilte als Demosthenes, sich veranlaßt fühlen, einen andern Weg einzuschlagen, als dieser, und seinen Mitbürgern ein freundlicheres Verhältnis zu Makedonien anzuraten. Wie es sich aber auch damit verhalten mag, so beruhte seine Politik jedenfalls auf der bloßen Klugheit, und dies setzte ihn als Redner in großen Nachteil gegen Demosthenes; denn eine solche Ansicht konnte unmöglich, gleich dem Streben des Demosthenes, von edlem Feuer für die Wahrheit und von dem Ausdruck des Heroismus begleitet sein, weil er bei seiner Politik von einem kalten Begriff, wo nicht von Rücksichten gemeinen Vorteils, ausging, Demosthenes aber die Sache und die Gesinnung der guten alten Zeit vertrat.

Äschines ist sich, wie Demosthenes, der ganzen Bedeutung bewußt, welche ein Redner in seinen Tagen hatte: er fühlt, welche wichtige Rolle er in der gebildeten Welt einnimmt, welches Publikum um ihn versammelt ist, welche Wirkung von ihm ausgeht, und was er namentlich als Vertreter und Lehrer der Staatsweisheit, der Regierungskunst und der den öffentlichen Sitten schuldigen Rücksicht zu leisten vermag. Die Sittenschilderungen, welche er in seinen Reden giebt, sind deshalb zugleich sehr bezeichnend für den herrschenden Geist seiner Zeit. Sie enthüllen auf eine grausenerregende Weise die moralische Entartung der damaligen Griechen und rechtfertigen ebenso sehr die von ihm geforderte strenge Handhabung der Sittengesetze, wie sie anderseits uns unwillkürlich zur Bewunderung des Demosthenes hinreißen, der, wenn auch nur auf kurze Zeit, in einem solchen Volke große Gesinnungen und edlen Patriotismus zu erwecken im stande war. Äschines, obgleich er selbst nicht moralisch rein war, sieht doch als Staatsmann die Notwendigkeit der Sittenzucht ein und sucht deshalb in seinen Mitbürgern auf jede Weise die Überzeugung zu beleben, daß ohne dieselbe keine republikanische Verfassung bestehen könne. Auf diesen unbestreitbaren, in Athen nur zu sehr verkannten Grundsatz stützt er seine ganze Ansicht von dem Wesen der Demokratie, welches er ebenso richtig aufgefaßt hat, als er anderseits die Monarchie und Aristokratie schief beurteilt.

Er hat nämlich, gleich allen andern Staatsrednern jener Zeit, das Wesen des Staates durchdacht und sich über dasselbe ein System gebildet, kennt aber nur drei Arten von Verfassungen. Die Monarchie ist nach seiner Theorie diejenige Verfassung, in welcher ein Einzelner willkürlich herrscht, die Aristokratie, die er nur in ihrer oligarchischen Form auffaßt, erklärt er für diejenige Form der Verwaltung, in welcher eine kleine Zahl von Bürgern die Regierung an sich gerissen hat, die Demokratie aber besteht nach seiner Ansicht darin, daß die gesamte Masse des Volkes regiert. Jede dieser drei Verfassungsarten hat, nach der Entwickelung, welche er dieser seiner Darstellung giebt, eine verschiedene Quelle für ihre Gesetze: in der Monarchie und Oligarchie waltet nur der veränderliche Wille einzelner Menschen, in der Demokratie aber giebt es ein fest bestimmtes Grundgesetz, und auf dieses muß daher auch, wenn nicht alles im ewigen Wechsel untergehen soll, streng gehalten werden. Wegen dieser verschiedenen Grundlage der herrschenden Gewalt beruht nach seiner Ansicht in den Demokratieen alles ebenso ganz und gar auf Gesetzen, wie in den beiden anderen Arten von Staaten auf Mißtrauen und bewaffneter Macht, und es muß deshalb in den ersteren mit größter Strenge dafür Sorge getragen werden, daß jeder, der die Gesetze verletzt, sogleich seine Strafe erhält. „Nur so lange" ruft er dem athenischen Volke zu, „wird daher eure Macht dauern, als eure trefflichen Gesetze bestehen und das Band, das euch umschlingt und zusammenhält, nicht durch sittenlose Menschen zerrissen wird!"

Die übrigen Redner der letzten Zeit der griechischen Selbständigkeit lassen sich, ihrem Charakter und Streben nach, nicht so wie Äschines und Demosthenes schildern, weil sich von ihren Reden teils gar keine, teils nur geringe Überreste erhalten haben. Keiner unter allen ist berüchtigter, als Demades, und keiner als Staatsmann ausgezeichneter, als Lykurg. Demades aus Athen war von niedriger Herkunft und zeichnete sich während seines ganzen Lebens durch Grundsatzlosigkeit und Unsittlichkeit aus. In der Schlacht bei Chäronea geriet er in makedonische Gefangenschaft, König Philipp aber, für welchen er in Athen thätig gewesen war, schenkte ihm die Freiheit. Nach dem Tode Philipps ward er ein Schmeichler Alexanders des Großen und seines Statthalters Antipater und veranlaßte, in Verbindung mit einem andern elenden Menschen, den Tod des Hyperides und Demosthenes. Er selbst wurde nachher von Kassander, dem Sohne Antipaters, ums Leben gebracht. Von seinen Reden ist keine auf unsere Zeiten gekommen.

Lykurgos, von dessen Reden sich nur eine einzige erhalten hat, war um das Jahr 408 v. Chr. zu Athen geboren und beschloß sein

Leben in einem Alter von mehr als achtzig Jahren. Er hatte den Unterricht des Plato und Isokrates genossen und war in Verbindung mit Demosthenes und Hyperides einer der Hauptgegner Philipps von Makedonien. In der noch übrigen Rede dieses Mannes, welche zu den vortrefflichsten Werken der antiken Redekunst gehört, weht der Geist des Demosthenes, obgleich man ihr auch ansieht, daß Lykurg dasjenige mühsam und ängstlich erarbeitete, was Demosthenes mit genialer Kraft leicht hinwarf. Auch die Heftigkeit des letzteren spricht sich in Lykurgs Rede aus, nur streift dieser noch näher an das Theatralische, als Demosthenes, und er geht hierin über die Grenze der wahren Redekunst hinaus. Dies läßt sich namentlich aus der öfteren Einmischung und Anführung langer Dichterstellen schließen, welche zum Teil der vorgetragenen Sache allzu fremd sind, und die er natürlich doch mit der Gestikulation begleiten mußte, an welche die Athener gewöhnt waren. Was ihn indessen, sowohl als Redner, wie als Staatsmann und Menschen, am meisten auszeichnet, ist seine große sittliche Strenge. Durch sein ganzes Werk hindurch erkennt man die Würde eines Mannes, welcher einem Mann der alten großen Zeit Athens, dem Aristides, an die Seite gestellt zu werden verdient. Schmähungen, beißender Spott, überhaupt alle Arten von demagogischen Hilfsmitteln finden sich nirgends, aber überall die furchtbare Strenge, welche den Namen Lykurgs zum Schrecken aller Staatsverbrecher und aller Räuber des Staatsvermögens machte. Diese rücksichtslose, jedoch von aller demagogischen Gemeinheit freie Verfolgung derer, welche dem athenischen Volke durch Schlechtigkeit oder Unfähigkeit Verderben brachten, spricht sich namentlich in dem schönen Bruchstück einer Rede aus, durch welche Lykurg die Athener bewog, den elenden Lysikles, der bei Chäronea ihr Heer angeführt und durch seinen Unverstand ins Verderben gestürzt hatte, zum Tode zu verurteilen. „Tausend athenische Bürger", ruft Lykurg aus, „sind in der Schlacht gefallen, zweitausend zu Gefangenen gemacht worden, der Feind hat zur Schmach unserer Stadt ein Siegeszeichen errichtet und ganz Griechenland unter sein Joch gebeugt. Das alles ist geschehen, weil du dich zum Feldherrn aufgeworfen hattest und das Heer anführtest; und du wagst es, noch zu leben? wagst noch ferner der Sonne Licht zu schauen? wagst unter uns in der Volksversammlung zu erscheinen? Du, der du ein Denkmal der Schande und Schmach deines Vaterlandes geworden bist?"

Ein Mann von solcher Strenge, sollte man denken, hätte als Staatsmann im damaligen Athen nicht aufkommen, daselbst keine Rolle spielen können. Aber die Athener sahen ein, daß Lykurg der einzige Mann sei, dessen Leben seinen Worten entspreche, sie vertrauten daher seinen Händen die Polizei und die Finanzen ihres Staates an und

dankten ihm für seine treffliche Verwaltung mehrere Male durch öffentliche Ehren, die sie ihm zuerkannten. Er war fünfzehn Jahre lang Schatzmeister oder, nach unserer Weise zu reden, Finanzminister der Republik. Während seiner Verwaltung hatte er 14 000 oder nach einer andern Nachricht gar 18 900 Talente (81 Millionen ℳ) zu verrechnen, ließ viele Schiffe bauen und eine Menge kostspieliger öffentlicher Arbeiten ausführen, verbesserte das Zollwesen und handhabte mit großer Strenge die Polizei. Die dankbaren Athener ehrten sein Andenken auch noch im Tode, sie ließen ihm eine eherne Statue errichten und gewährten seinem ältesten Sohne die Auszeichnung, auf Staatskosten im Prytaneion zu speisen.

Hyperides, ein Schüler des Plato und Isokrates, war lange Zeit der Freund des Demosthenes, klagte ihn aber zuletzt der Bestechlichkeit an und wirkte mit zu seiner Verbannung. Er selbst wurde 322 v. Chr., auf Betreiben des elenden Demades, durch den makedonischen Statthalter Antipater hingerichtet. Von seinen Reden ist eine in neuester Zeit (1847) aufgefunden worden, und lange Zeit glaubte man, daß eine der unter Demosthenes' Namen überlieferten Reden dem Hyperides angehöre. Schon dieser Umstand zeigt, daß dieser dem größten Redner des Altertums an Talent, Bildung und Einsicht nahe gestanden haben muß, weil es sonst nicht möglich gewesen wäre, daß eine große Zahl von Kennern und Gelehrten sich eine solche Verwechselung zu schulden kommen ließ.

Nach Demosthenes, Äschines, Lykurg und Hyperides sank die Redekunst von ihrer Höhe herab und verlor die große Bedeutung, welche sie zur Zeit dieser Männer gehabt hatte. Sie wurde bei dem gänzlichen Untergang der Freiheit und der alten Sitten Griechenlands so ganz und gar umgewandelt, daß man sie von jetzt an nur als das mit Flitterstaat ausgeschmückte Schattenbild ihrer früheren Gestalt ansehen konnte. Dieses Sinken begann schon mit Dinarchos, einem Korinther von Geburt, der aber in Athen erzogen wurde und wirkte, und der nach dem Tode des Demosthenes und Hyperides zu Ansehen gelangte. Obgleich derselbe noch den zehn großen attischen Rednern zugezählt wird, so ist doch in seinen Werken schon die Entartung der Redekunst zu erkennen. Er machte aus dem Verfertigen von Reden ein Gewerbe, und die wenigen Reden, welche sich von ihm erhalten haben, sind zwar von dem erkünstelten Schmucke der späteren Zeit noch frei, verraten aber schon eine gewisse Magerkeit. Seit Dinarchs Zeit wurde die Redekunst oder Staatswissenschaft eng mit der Philosophie verbunden und in den Schulen fast aller philosophischen Sekten gelehrt.



Ruinen des Apollotempel zu Phigalia.

Nach einer Original-Photographie.

7. Kurze Andeutung über die Kunst.

Die Zeit vom Beginn der Perserkriege an bis auf Alexander den Großen war auch die Blütezeit der bildenden und zeichnenden Künste unter dem griechischen Volke. Diese bildeten zu allen Zeiten eine der Hauptseiten des griechischen Wesens und beruhten, wie die Poesie und die Beredsamkeit, auf einem angebornen Sinne der Nation, der sich schon in den ältesten Dokumenten, wie in den Homerischen Gesängen, aufs unzweideutigste ausspricht. Sie wurde als etwas allen Stämmen der Nation Eigentümliches überall gepflegt, wo Griechen ihre Hütten aufgeschlagen hatten, und läßt sich ebenso bis in die fernste Zeit des hellenischen Altertums hinauf verfolgen. Die Geschichte ihrer Entwickelung bildet einen Teil der griechischen Kulturgeschichte, jedoch nur insofern, als die Kunst eine der Haupterscheinungen ist, in welchen das Leben und die Kraft dieses Volkes sich bethätigte; der ästhetische Charakter der griechischen Kunstweise aber und der Vorzug ihrer Gebilde vor denen anderer Völker sind ebensowenig ein Gegenstand der allgemeinen Geschichte, als das Verhältnis der poetischen und litterarischen Schöpfungen des hellenischen Geistes zu der Idee des Schönen oder zu den Forderungen der Wissenschaft es sind.

In den Zeiten, welche den Perserkriegen vorausgingen, hatte die Entwickelung der griechischen Kunst denselben Weg genommen, auf welchem Poesie, Philosophie und Staatseinrichtungen sich ausgebildet hatten. Die Kunst hatte zuerst bei den Doriern des Peloponnes und der Insel Sizilien einen Aufschwung genommen und war alsdann vorzugsweise in Großgriechenland, Kleinasien und den Inseln des Ägeischen Meeres aufgeblüht. Am Ende jener Zeit hatte sie mit dem zunehmenden Wohlstande der vielen griechischen Handelsplätze sich noch weiter ausgebreitet. Zu gleicher Zeit war sie in einzelnen Gegenden dadurch gefördert worden, daß manche der damaligen Tyrannen, wie Polykrates von Samos und andere, ihre Herrschaft teilweise auf die Pflege der Kunst und auf deren Begünstigung durch Errichtung großer Bauwerke zu stützen suchten. Zuletzt waren Samos und Ägina die Hauptsitze der Kunst geworden. Auf der letzteren Insel wurde 1811 eine Anzahl Bildwerke gefunden, welche um die Zeit des ersten Perserkrieges verfertigt worden zu sein scheinen. Diese *äginetischen Kunstwerke*, die sich jetzt in München befinden, liefern, in Verbindung mit andern an verschiedenen Orten seither entdeckten Resten, den Beweis, daß die griechische Kunst bereits bei dem dorischen Stamme eine glänzende Periode hatte, ehe sie in Athen und von Athen aus ihre höchste Blüte erlangte.

Der große gemeinsame Kampf gegen die Perser, welcher das Nationalgefühl in so hohem Grade stärkte und alle im hellenischen Volke sich regenden Kräfte belebte, hatte auch auf die raschere Entwickelung der Kunst einen mächtigen Einfluß. Doch ward sie nicht bloß durch diesen Kampf an und für sich selbst gehoben und gefördert, sondern namentlich auch dadurch, daß in diesem Kampfe Athen zu Macht und Ansehen gelangte. Diese Stadt wurde jetzt der Mittelpunkt aller geistigen Bestrebungen des griechischen Volkes, und die Kunst erhielt in derselben ebenso, wie die Poesie und die Philosophie, ihren auserkorenen Sitz. Ihre höchste Blüte erreichte sie zu Perikles' Zeit und durch sein Verdienst; denn die schönen Künste bedürfen zu ihrem Aufschwung der Unterstützung einflußreicher und gebildeter Männer. Alle auf den äußeren Nutzen berechneten Künste, von dem Mahlen des Getreides an bis hinauf zu den sinnreich ausgedachten Spinnmaschinen und Dampfschiffen der neuesten Zeit, finden überall, wo Betriebsamkeit ist, im Volke selbst und sogar beim großen Haufen gemeiner Seelen Anerkennung und Unterstützung; die schönen Künste aber können nur durch die Aufmunterung solcher gebildeten Männer gedeihen, welche entweder herrschende Fürsten oder Leiter von Republiken oder Häupter großer, angesehener Familien sind. Sie müssen dem Künstler die Muße und die Aufmunterung gewähren, deren er zur Bethätigung einer Kraft bedarf, die mehr als jede andere der Freiheit von äußerem Drang benötigt ist. Daher sehen wir die Kunst ebenso im Perikleischen Zeitalter, wie nachher unter Alexander dem Großen und seinen Nachfolgern, bei den Römern unter Augustus und Titus, in der neueren Zeit aber durch die Mediceer gedeihen und blühen. Doch findet für die hellenische Kunst zwischen dem Zeitalter des Perikles und dem des großen makedonischen Königs und seiner Nachfolger der Unterschied statt, daß dieselbe in dem ersteren ihre höchste Vollendung, in dem zweiten ihre größte Ausdehnung und vielseitigste Pflege erhielt.

Die ausgezeichnetsten Künstler, welche zu Perikles' Zeit in Athen lebten, und die Hauptwerke der Baukunst, welche damals in dieser Stadt erbaut wurden, sind früher genannt worden. Von den Bauwerken, welche zu jener Zeit in anderen griechischen Städten errichtet wurden, sind die berühmtesten: der große Tempel des Zeus zu Olympia, von einem elischen Künstler um das Jahr 436 v. Chr. erbaut; der Apollotempel zu Phigalia in Arkadien, welchen Iktinos von Athen, wahrscheinlich zu ebenderselben Zeit, erbaute; der um das Jahr 423 v. Chr. aufgeführte Heratempel zu Argos, das Werk eines weniger bekannten Baumeisters, und der durch seine außerordentlich großartigen Verhältnisse ausgezeichnete Tempel des olympischen Zeus zu Agrigent in Sizilien, welcher der letzten Hälfte des fünften Jahr-



Statue der Nike des Paionios.

Nach einer Original-Photographie.



Statue der Nike des Paionios.

Rekonstruktion von Otto Rühm, nach Angaben von Georg Treu, Direktor des Kgl. Skulpturenmuseums in Dresden.
Nach einer Original-Photographie.

hunderts vor unserer Zeitrechnung angehört. Die ersten Bildhauer dieser Zeit waren, außer Phidias, die beiden Schüler desselben, Agorakritos von Paros und Alkamenes von Athen, Polyklet von Argos oder Sikyon und Myron aus dem kleinen böotischen Städtchen Eleutherä.

In der nächstfolgenden Zeit, vom peloponnesischen Kriege an bis auf Alexander den Großen, waren die ausgezeichnetsten Bildhauer Skopas von Paros, Praxiteles von Athen, Euphranor von Korinth, welcher aber in Athen lebte, und Lysippos von Sikyon. Von den Hauptwerken dieser und der kurz zuvor genannten Bildhauer sind bereits früher die Pallasstatuen des Phidias und die entweder von ihm selbst oder doch unter seiner Leitung gearbeiteten sogenannten Elginischen Marmorwerke vom Parthenon zu Athen angeführt worden. Hinzuzufügen ist noch die kolossale Statue des Zeus im Tempel von Olympia, eine seiner berühmtesten Arbeiten: und in allerneuester Zeit liefern die Ausgrabungen zu Olympia die kostbarsten Reste der Kunstwerke des Alkamenes und eines aus einer thrakischen Stadt gebürtigen Künstlers Paionios. Von Polyklets Werken bewunderte das Altertum am meisten seine Hera, unter Myrons Arbeiten ward vorzüglich eine Kuh gepriesen und diese in vielen epigrammatischen Gedichten gefeiert. Dem Skopas haben einige neuere Kunstkenner die berühmte Gruppe der Niobe, welche sich jetzt in Florenz befindet, zugeschrieben, während andere dieselbe für ein Werk des Praxiteles erklären. Euphranor, welcher noch unter Alexander dem Großen lebte und den Übergang zur folgenden Zeit bildete, war zugleich ein ausgezeichneter Maler und Bildhauer. Auch Lysippos gehörte schon der Zeit Alexanders an. Dieser Künstler wurde von dem makedonischen Könige allen anderen damaligen Bildhauern vorgezogen; Alexander wollte sein Bild nur von ihm fertigen lassen. Auch verstand von allen damaligen Künstlern Lysippos allein, Alexanders Augen in Stein und Erz treu wiederzugeben, er allein vermochte, wie gerühmt wurde, die dem Könige eigentümliche Neigung des Hauptes gegen die eine Schulter, sowie das aufwärts Gerichtete seines Blickes darzustellen, ohne daß dem Bilde durch Verdrehung des Nackens geschadet oder über dem Ausdruck des Weichen und fast weiblich Freundlichen das ebenfalls in Alexanders Zügen liegende Männliche und Löwenartige außer acht gelassen wurde.

Die Malerei fand ihre höchste Blüte fast zu gleicher Zeit mit der Bildhauerkunst. Ihre Hauptsitze waren Athen, Sikyon und die ionischen Städte. Der erste Maler von besonders großem Ruhm war Polygnotos, auf Thasos geboren, aber in Athen eingebürgert, ein Zeitgenosse und Freund Cimons. Seine Hauptwerke waren ein Teil der Wandgemälde in der bunten Halle zu Athen und die in einer Halle

zu Delphi gemalten Bilder, welche Scenen aus dem trojanischen Kriege darstellten. Der berühmteste Maler der nächsten Zeit war Zeuxis aus Heraklea, welcher um das Jahr 400 v. Chr. lebte, und von dessen Werken bereits oben eines angeführt worden ist. Sein Zeitgenosse Parrhasios aus Ephesus war gleich berühmt und malte hauptsächlich für das athenische Volk. Pamphilos aus Amphipolis lebte in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts v. Chr. und war einer der letzten Künstler der alten Sikyonischen Malerschule. Welcher großen Gunst zu seiner Zeit die Malerei sich erfreute, kann man daraus ermessen, daß Pamphilos ein Talent — 4200 ℳ — für seinen Unterricht erhielt. Sein Schüler, Apelles von Kolophon, war einer der größten Maler des Altertums. Er verband die Theorie mit der Praxis, die kunstreiche Darstellung mit Philosophie der Kunst. Alexander der Große, der sich nur von ihm malen ließ, zeichnete ihn so sehr aus, daß oft die angesehensten Personen seiner Umgebung demselben nachstehen mußten. Sein berühmtestes Werk war das Bildnis des großen Königs: es stellte diesen als Göttersohn mit dem Blitze in der Hand dar, und zwar so großartig und vortrefflich, daß man zu sagen pflegte, Alexander, Philipps Sohn, sei unbesieglich, Alexander, Apelles' Werk, unnachahmlich.

Neben diesen Männern werden uns, besonders aus der Zeit Alexanders und seiner Nachfolger, noch eine Menge anderer Maler und Bildhauer genannt. Unter ihnen kamen auch Malerinnen vor, welche zu ihrer Zeit berühmt waren; denn je gebildeter die griechische Welt geworden war, um so mehr nahmen, wie dies immer zu geschehen pflegt auch Frauen an den geistigen Angelegenheiten der Nation Anteil. Aus diesem Grunde gab es damals ebensowohl viele Frauen, welche sich in die Platonische Philosophie oder gar in die Lehre der Kyrenäiker vertieft hatten und es im geistreichen Wettkampf über philosophische Dinge mit jedem Manne aufnahmen, wie anderseits auch nicht wenige Malerinnen sich unter ihren der Kunst und dem Kunstgerede huldigenden Zeitgenossen ein gewisses Ansehen verschafften. Jene Zeit war überhaupt, sowohl ihrem Geiste als ihren äußeren Verhältnissen nach, ganz gemacht, um den bildenden und zeichnenden Künsten, sowie der Schauspiel- und Tanzkunst eine größere Aufmunterung und Belohnung zu gewähren, als ihnen bis dahin unter den Griechen zu teil geworden war. Freilich war es zugleich auch eine Zeit, in welcher, wegen der herrschenden Weichlichkeit und Genußsucht, der rechte Sinn für Kunst und wahre Poesie nicht mehr aufkommen konnte, und in der deshalb auch vollendete Schöpfungen der Kunst immer seltener werden. Die neu entstandenen monarchischen Verhältnisse erhöhten die Nachfrage nach Kunstwerken und das Bedürfnis künstlerischen Schmuckes und reizten alle diejenigen, welche Talent für dieselben besaßen, durch die Aussicht auf reichen

Lohn. Die fürstlichen Höfe, deren Zahl in der nächsten Zeit noch mehr zunahm, bedurften für ihre prachtvollen Feste der Kunst, sowie einer großen Zahl der verschiedenartigsten Künstler. Die Kunst war deswegen auch in allen größeren gewerbtreibenden Städten, wie Athen, Korinth, Syrakus, Rhodus, ein Teil der Industrie, ein förmliches Geschäft und Gewerbe geworden. Unter diesen Städten hatte Athen, welches auch zur makedonischen Zeit der Mittelpunkt der Litteratur war und blieb, in allen Angelegenheiten der Kunst den Vorrang, und diejenigen Künstler, welche in Athen geboren waren oder wenigstens daselbst ihre Bildung empfangen hatten, waren die gesuchtesten in allen Ländern hellenischer Zunge.

Die Baukunst änderte damals ihren Charakter: sie ward teils vorzugsweise zur Bequemlichkeit und Verschönerung des Privatlebens angewendet, teils mußte sie in ihren öffentlichen Werken den persönlichen Zwecken der Herrscher dienen, während sie früher, als eigentliche höhere Kunst, gewissermaßen nur für die Religion und für die Gesamtheit, den Staat, vorhanden gewesen war. Wie weit in den vorhergehenden Zeiten die Privatbaukunst hinter der öffentlichen zurückstand, und wie sehr sich dies schon um die Mitte des vierten Jahrhunderts v. Chr. in das Entgegengesetzte umgeändert hatte, kann man am besten aus jenen Worten des Demosthenes erkennen, welche oben mitgeteilt sind. Das berühmteste und gepriesenste griechische Bauwerk der ganzen Zeit von Perikles an bis auf Alexander den Großen war das Mausoleum in Halikarnassos, ein viereckiges, rings mit einer Säulenhalle umgebenes Gebäude von 129 m im Umfang, auf welchem sich eine Pyramide mit einem marmornen Viergespann befand. Für die rein historische Beziehung der Kunst aber, oder für das Verhältnis derselben zu den übrigen Haupterscheinungen im Leben, ist in betreff dieses Werkes nur das eine wichtig und interessant, daß dasselbe von Künstlern gebaut wurde, welche der athenischen Schule angehörten, und daß also auch dieses berühmteste Werk jener Zeit die Bedeutung dieser Stadt zu erkennen giebt. Sowie schon bei der Aufführung dieses Gebäudes nicht das reine Schöne und das wahrhaft künstlerisch Große das Ziel war, nach welchem man strebte, so trat auch in den andern Werken jener Zeit und noch mehr in denen der nachfolgenden das Prächtige, Ungeheure und Staunenerregende überall hervor. Selbst ein so hoher Geist, wie Alexander der Große, vermochte sich hierin nicht über seine Zeitgenossen zu erheben.

IX. Die Zeit Alexanders des Großen.

1. Charakter und Bildung Alexanders.

Alexander der Große wurde wahrscheinlich im Jahre 356 v. Chr. geboren. Alle Umstände vereinigten sich, um ihn zu einem der größten Könige zu machen, deren die Geschichte erwähnt. Er war von der Natur mit allen wahrhaft königlichen Anlagen ausgestattet worden; die Verhältnisse, unter denen er seine Jugendzeit verbrachte, waren so beschaffen, daß diese Anlagen alle entwickelt wurden; die Welt aber bedurfte eines Mannes, der sie aus den republikanischen Formen des Lebens in die monarchischen hinüberführe: und als Alexander den Thron bestieg, hatte sein Vater ihm so vorgearbeitet, daß es ihm leicht war, das auszuführen, was Philipp selbst sich zum Zweck seines Lebens gemacht hatte, was aber nur ein Mann wie Alexander durchführen konnte. Die staunende Mit- und Nachwelt hat, wie dies bei allen großen Männern zu geschehen pflegt, Alexanders Geschichte durch manche Übertreibungen ausgeschmückt; denn der gewöhnliche Sinn der Menschen vermag das wahrhaft Große an und für sich selbst nicht zu begreifen, er faßt daher bloß einzelne äußere Seiten desselben ins Auge und verwechselt es mit dem Wunderbaren, oder bringt es wenigstens mit diesem in Verbindung. So hat man später gefabelt, daß Philipp II. die Nachricht von der Geburt seines Sohnes Alexander zugleich mit zwei anderen erfreulichen Nachrichten erhalten habe. So sind ferner allerhand Zeichen und Wunder mit der Stunde, in welcher Alexander geboren wurde, in Verbindung gebracht worden, und man hat es namentlich bedeutungsvoll gefunden, daß in der Nacht seiner Geburt das heiligste und berühmteste griechische Heiligtum in Asien, der Artemistempel zu Ephesus, niederbrannte. Auch von Alexanders Jugendzeit werden allerlei Anekdoten erzählt, welche alle die Bewunderung der griechischen Mit- und Nachwelt bezeugen, obgleich die Unwahrheit der meisten dieser Erzählungen von selbst in die Augen springt.

Sein Wesen und Charakter können, wie die jedes anderen großen Mannes, nicht durch bloße Schilderung und noch viel weniger durch einzelne Anekdoten und Erzählungen anschaulich gemacht, sondern nur aus dem Verlauf seiner Unternehmungen selbst und aus ihrem Verhältnisse zu der früheren und nachfolgenden Zeit erkannt werden. Von dem, was seiner Thronbesteigung vorausging, ist seine Bildungsgeschichte das Wichtigste. Er besaß alle großen Eigenschaften seines Vaters und war dabei von den meisten Fehlern desselben frei. Er hatte Philipps unternehmenden Geist und einen noch viel umfassenderen Verstand, seine Natur unterschied sich aber von der seines Vaters besonders durch einen angeborenen edleren, auf das Ideale gerichteten Sinn und durch einen, sein ganzes Wesen durchdringenden poetischen Zug. Er übertraf seinen Vater außerdem auch in Einfachheit, Mäßigkeit und Selbstbeherrschung.

Alexander hatte das Glück, eine vorzügliche Bildung zu erhalten. In seinem dreizehnten Jahre wurde der größte Philosoph, welcher jemals gelebt hat, Aristoteles, sein Lehrer, und außer diesem Manne hatte auch ein edler mütterlicher Anverwandter, der der Gesinnung wie der Geburt nach fürstliche Leonidas, an seiner Erziehung Anteil. Unglücklicherweise erhielten aber auch zwei schlechte Menschen einen Einfluß auf den jungen Königssohn, der elende Schmeichler Lysimachos, ein Akarnane von Geburt, und der ebenso elende Sophist Kallisthenes, welchen Aristoteles, sein Vetter, als derselbe sich von Alexander trennte, schwach genug war, dem jungen Könige an seine Stelle zu empfehlen. Diese beiden Männer schädigten das Edle und Treffliche in Alexanders Wesen. Lysimachos gab namentlich dem poetischen Sinne Alexanders eine gefährliche Richtung; denn er war es, der den jungen Mann auf die Idee brachte, sich den Haupthelden Homers zum Muster zu nehmen und so sich selbst als einen zweiten Achilleus, seinen Jugendfreund Hephästion aber als seinen Patroklos anzusehen. Wenn man aber einmal das Poetische mit dem Leben selbst verbindet und in diesem unmittelbar zu verwirklichen sucht, dann wird häufig das Phantastische dem Verständigen vorgezogen und der Mensch gerät in Gefahr, sich von dem Mäßigen und Möglichen in das Übermenschliche und Ungeheure zu verirren. Kallisthenes war einer jener rhetorischen Geschichtschreiber, welche die Geschichte als ein Mittel für ihre eiteln Bestrebungen und als ein Werkzeug für ihre Sophistereien und Redekünsteleien ansehen: er besaß überdies von Haus aus weder etwas Edleres in seiner Natur, noch eigentlichen Sinn für die höheren Zwecke des Lebens. Er wurde, sobald er in Alexanders Nähe gekommen war, ein bloßer Höfling, war aber nicht im stande, auf dieser schlüpfrigen Bahn sich zu behaupten: auf Alexanders asiatischem Feld-

zuge wurde er dann in eine Verschwörungsgeschichte verwickelt und starb, wie es scheint, in Gefangenschaft. So ward schon früh durch schlechte Menschen die gute Natur des einzigen Mannes beeinträchtigt, der die Welt hätte retten und glücklich machen können, wenn anders das Schicksal es wollte, daß das bleibende Glück in der Welt von Reichen und Mächtigen ausgehe. Den Trost giebt aber die Geschichte allen Armen und Gedrückten, daß die Gottheit häufiger durch das, was dem Menschen klein scheint, als durch das, was er für groß hält, Umwälzungen herbeiführt. Durch einen Hirten, durch eines Zimmermanns Sohn, durch arme Fischer, durch verfolgte Missionäre heilte sie die Wunden, welche der Stolz der Pharaonen, die Üppigkeit der vornehmen römischen Welt, der grausame Druck der späteren Kaiser von Rom und die Barbarei der Riesensöhne des Nordens der Menschheit geschlagen hatte.

2. Erste Zeit der Regierung Alexanders.

Im zwanzigsten Jahre seines Lebens (am 14. November 336) erbte Alexander eine große, aber noch nicht fest gegründete Macht, und es mußte sich gleich beim Beginne seiner Regierung entscheiden, ob er im stande sei, des Vaters Reich zu erhalten, oder ob dasselbe sich wieder in seine einzelnen Bestandteile auflösen werde. Das Heer war vollständig beisammen, und ein Teil desselben war schon nach Asien aufgebrochen: ausgezeichnete Feldherren, wie Antipater, Parmenio, Ptolemäos, Nearch und Philotas, der Jugendgespiele Alexanders, standen an der Spitze der Truppen: der junge König hatte also gleich anfangs eine Aufgabe zu lösen, welche nicht mehr beiseite gelegt werden konnte, und deren Lösung doch das Größte von allem war, was bis dahin jemals griechische Männer erstrebt hatten. Durch Philipps Ermordung schien außerdem der Thron selbst erschüttert worden zu sein: denn eine Partei unter den Großen ging mit dem Gedanken um, dem rechtmäßigen Erben die Nachfolge streitig zu machen, die unterworfenen wilden Völkerschaften im Norden bedrohten das Reich mit ihren Räubereien und in Griechenland hatte Philipps Tod die alten Hoffnungen von neuem erregt. Die Athener hatten sogar wegen der Ermordung Philipps ein Freudenfest veranstaltet und dem Mörder einen Ehrenkranz zuerkannt; sie rüsteten sich zum Kriege und auch andere hellenische Staaten hatten feindselige Beschlüsse gefaßt.

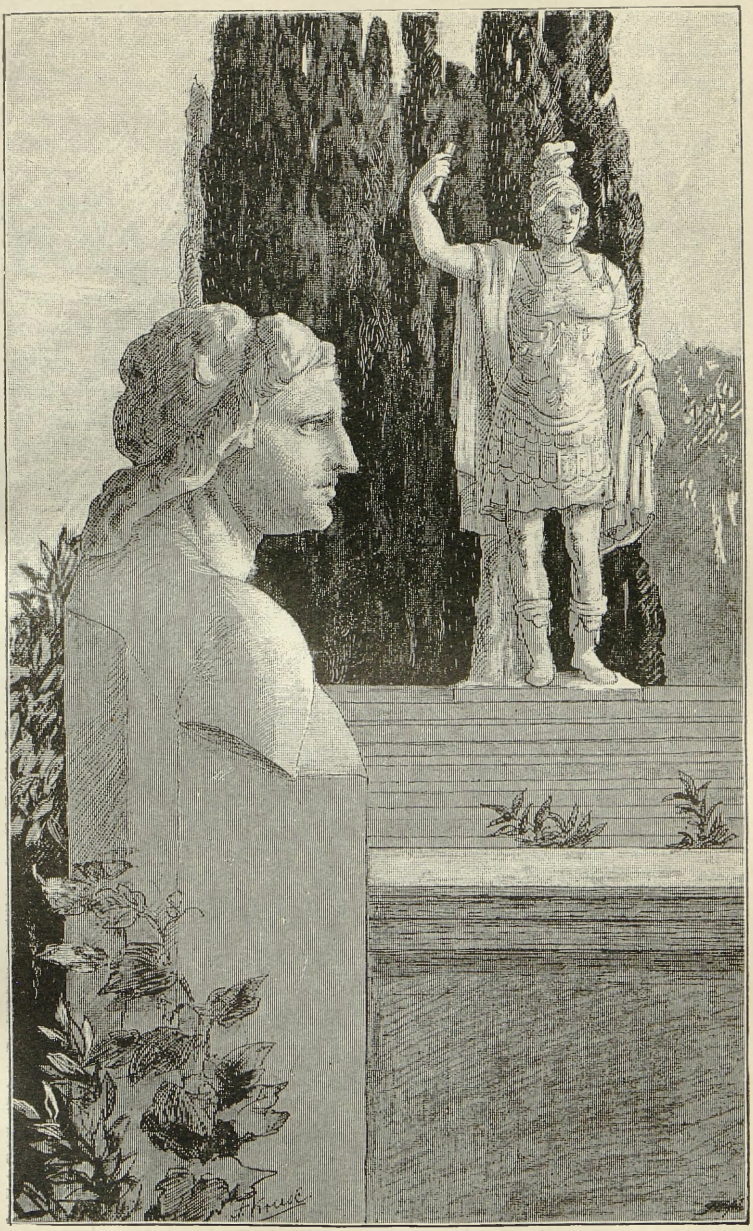
Die Bewegungen der Griechen und die Räubereien der thrakischen und illyrischen Völkerschaften waren ein Glück für den jungen König: sie gaben ihm gleich anfangs Gelegenheit, seine kriegerischen Eigenschaften in einem so glänzenden Lichte zu zeigen, daß die Hoffnungen,

die man sich in den ihm feindlichen Kreisen gemacht hatte, in der Geburt erstickt wurden. Die Truppen beteten Alexander als einen jungen Mann an, der ihnen das Bild des Homerischen Achilles vergegenwärtigte; den Adel und das Volk der Makedonier gewann er sogleich ganz für sich, weil er die bisherigen Steuern aufhob und den Makedoniern den Ehrenrang im Heere anwies; die Thessaler erkannten ihn ebenfalls als das leitende Oberhaupt ihrer Aristokratieen mit allen Rechten seines Vaters an. Unmittelbar nach seiner Thronbesteigung ließ er alle diejenigen hinrichten, welche an der Ermordung Philipps näheren oder entfernteren Anteil genommen hatten. Zu gleicher Zeit räumte er auch den Amyntas, Perdikkas' III. Sohn, und alle anderen Verwandten, welche ihm hätten gefährlich werden können, aus dem Wege: eine Grausamkeit, die von allen Geschichtschreibern Alexanders so kaltblütig erzählt wird, als wenn es ein ganz gewöhnliches Ereignis gewesen wäre. Auch die schreckliche Olympias befleckte den Thron ihres Sohnes mit Blut, um ihre rachgierige Wut zu befriedigen; sie ließ Kleopatra, Philipps zweite Gemahlin, mit ihrem kleinen Kinde umbringen. In Kleinasien hatte Attalos, der Oheim von Alexanders Stiefmutter, welcher nicht mit einem jüngeren Generale desselben Namens zu verwechseln ist, den Plan gemacht, sich mit Hilfe der ihm anvertrauten Heeresmacht zum Herrscher aufzuwerfen: allein Parmenio, welcher neben ihm die vorausgeschickten Truppen kommandierte, blieb dem jungen Könige treu, und Attalos büßte seinen Hochverrat bald mit dem Tode.

Um die Bewegungen unter den Griechen zu unterdrücken, erschien Alexander bald nach seiner Thronbesteigung mit einem auserlesenen Teil seines Heeres in Böotien, noch ehe die Feinde Zeit gehabt hatten, sich gehörig zu rüsten. Die Raschheit und unerschütterliche Festigkeit, mit welcher der junge König den drohenden Gefahren entgegentrat, verbreitete Furcht und Schrecken unter seinen Gegnern. Theben unterwarf sich ihm sogleich: auch die Athener wurden wegen der Nähe des makedonischen Heeres für ihre Selbständigkeit besorgt, sie schickten daher Gesandte an den König, um seinen Zorn zu besänftigen, und gewährten ihm sogar noch größere Auszeichnungen, als sie seinem Vater zuerkannt hatten. Alexander verzieh ihnen und den Thebanern. Er beschied hierauf die Gesandten Athens und der peloponnesischen Staaten nach Korinth, wo er, wie einst sein Vater, einen Kongreß der griechischen Staaten zu halten beschlossen hatte. Hier wurde die seinem Vater erteilte Würde eines Oberfeldherrn auf ihn übertragen. Nur die Spartaner hatten seine Einladung zurückgewiesen, sie hatten ihm mit einem Stolze, der in früherer Zeit wohl für sie gepaßt hätte, antworten lassen, daß sie gewohnt wären, selbst anzuführen, nicht aber anderen zu folgen.

Alexander beachtete ihre Weigerung nicht, weil sie sich ruhig verhielten. Ebenso übersah er es zunächst auch bei den Athenern und Thebanern, als sie, die ihn kaum erst mit Ehren und Schmeicheleien überhäuft hatten, gleich nach seiner Entfernung aus Griechenland wiederum Anstalten zu Feindseligkeiten machten. Auf der Rückkehr nach Makedonien besuchte er, wie eine Sage erzählt, das Orakel zu Delphi und erhielt von der Pythia oder Oberpriesterin einen oft angeführten Orakelspruch. Er verlangte, heißt es, eine Weissagung über den Ausgang des persischen Feldzuges, den er vorhatte, und riß die Pythia, als sie sich weigerte, diese zu geben, mit Gewalt in das Innere des Tempels. „Mein Sohn, du bist unwiderstehlich!" rief die Pythia aus. „Wohlan", sagte Alexander, „ich nehme dieses Wort als Weissagung an und bedarf keines anderen Spruches."

Kaum war Alexander wieder nach Makedonien zurückgekehrt, als er die Nachricht erhielt, daß die meisten der von Philipp unterworfenen thrakischen und illyrischen Völkerschaften sich erhoben und ihre früheren Raubzüge erneuert hätten. Er zog sogleich (im Frühling 335 v. Chr.) gegen sie. Mit Truppen und Generalen, wie Philipp sie gebildet hatte, war der Kampf gegen solche Völker nicht schwer. Alexander unterwarf bald alle Gegenden bis zur Donau. Nicht damit zufrieden, ging er auch über die Donau, auf deren linker Seite damals das große und tapfere Volk der Geten sich angesiedelt hatte: er wollte aber, wie Cäsar, als dieser über den Rhein ging, hier keine Eroberungen machen, sondern nur sich zeigen und das streitlustige Volk durch sein Erscheinen in Schrecken setzen. Damals kamen auch Gesandte einer Völkerschaft zu ihm, von welcher die Griechen seither noch nie Kenntnis erhalten hatten, und welche späterhin eine Rolle spielen sollte: es war ein kleiner Teil des keltischen oder gallischen Völkerstammes, welcher beim Beginn der sicheren Geschichte in Frankreich, Belgien, Britannien, der Schweiz und Oberitalien wohnte und von den letzteren Ländern aus öfters räuberische Züge nach dem übrigen Italien und gegen die mittlere Donau hin machte. Eine solche keltische Völkerschaft hatte sich auf einem dieser Züge in einer Gegend von Ungarn oder Serbien angesiedelt und schickte, als die Nachricht von Alexanders siegreichem Marsche bis jenseit der Donau zu ihr gedrungen war, eine Gesandtschaft an den König, um ihn, wie es heißt, um seine Freundschaft zu bitten. Die Anekdotenjäger unter den griechischen und römischen Schriftstellern berichten, diese keltischen Gesandten hätten dem Könige auf seine Frage, was ihr Volk fürchte, die prahlerische Antwort gegeben: „Nichts, als daß etwa der Himmel einstürzen möchte." Alexander besiegte auf seinem Rückmarsch den Rest der aufständischen Völkerschaften und zwang alle, den Makedoniern zu huldigen und von ferneren Raubzügen abzustehen.



Alexander der Große.

Herme und Standbild. Original im Louvre zu Paris. Gezeichnet von Fr. Kruse.

Während der König so im Norden seines Reiches thätig war, verbreitete sich in Griechenland das Gerücht, er sei im Kampfe mit den Geten gefallen, und die Athener und Thebaner ließen sich in übereiltem Unabhängigkeitsdrang von ihren Rednern verleiten, das Joch der Makedonier abzuschütteln. Theben hatte, wie erwähnt, nach der Schlacht bei Chäronea eine makedonische Besatzung in seine Burg aufnehmen müssen und besaß also in Wahrheit nur noch einen Schatten von Selbständigkeit; auch für die Freiheit des athenischen Staates war es ein Zügel, daß in der Kadmea zu Theben eine makedonische Besatzung lag. Es ist daher nicht zu verwundern, daß beide Staaten den Ermahnungen des Demosthenes, Lykurg, Dinarchos und anderer Redner Folge leisteten, als diese ihre Mitbürger aufforderten, den Augenblick zu benutzen. Auch waren die Umstände für den Versuch einer Wiederherstellung der Unabhängigkeit der griechischen Republiken scheinbar günstig: allein es fehlte den Griechen jener Zeit zu sehr an Gemeinsinn, als daß (was für Alexander wirklich bedenklich gewesen sein würde) eine Vereinigung aller ihrer Staaten hätte zu stande gebracht werden können. Selbst in Athen begnügte man sich, als der Aufstand in Theben zum Ausbruch gekommen war, durch Volksbeschlüsse seine Teilnahme auszusprechen und den Thebanern Beistand zuzusagen, anstatt ihnen rasch wirkliche Hilfe zu leisten.

Die Thebaner erhoben sich plötzlich, überfielen diejenigen makedonischen Soldaten, welche sich gerade außerhalb der Kadmea befanden, töteten zwei der Oberbefehlshaber, schlossen den dritten mit den übrigen Besatzungstruppen in der Festung ein und errichteten rund um den Burgfelsen ein doppeltes Pfahlwerk. Hierauf schickten sie Gesandte an einige peloponnesische Staaten, um dieselben zum Beistande aufzufordern. Diese Staaten gingen auf das Gesuch der Thebaner ein, sie rüsteten sogleich, und es dauerte nicht lange, so stand ein Corps von arkadischen Soldtruppen auf dem Isthmus. Da erschien ganz unerwartet Alexander mit einem Heere von 30 000 Mann zu Fuß und 3—4000 Reitern vor Theben. Er hatte die Nachricht von der neuen Bewegung in Griechenland mitten in den illyrischen Gebirgen erhalten, war mit seinen Truppen sogleich nach Thessalien geeilt und hierauf ebenso schnell von da nach Theben gezogen. Er hatte so starke Eilmärsche gemacht, daß die Thebaner erst, als er nur noch wenige Meilen von ihrer Stadt entfernt war, sein Herannahen erfuhren und anfangs nicht anders meinten, als daß nur Antipater, welchen der König als Statthalter in Makedonien zurückgelassen hatte, mit seinen Truppen gegen sie heranrücke. In dieser Meinung wiesen sie sogar jeden Gedanken der Aussöhnung zurück, als Alexander unter den Mauern ihrer Stadt ein Lager aufschlug, um sie durch den Anblick

seines Heeres einzuschüchtern und zur freiwilligen Unterwerfung zu bewegen: er wünschte, um seinen Perserzug so bald als möglich beginnen zu können, daß der Kampf vermieden und alles gütlich beigelegt werde.

Sein plötzliches Erscheinen hatte den Erfolg, daß die peloponnesischen Hilfstruppen sogleich am Isthmus nach Hause umkehrten, und daß auch die Athener den Beschluß faßten, ihr Heer noch nicht abzuschicken. Dessenungeachtet wiesen die Thebaner die Aufforderung Alexanders zurück, der ihnen einen Vergleich anbot und nichts als die Auslieferung der Hauptanstifter des Aufstandes verlangte. Es kam hierauf zu blutigen Kämpfen, in welchen die Thebaner mit verzweifeltem Mute fochten und den Makedoniern empfindliche Verluste beibrachten, zuletzt aber doch deren Waffen erlagen. Alexander drang in die Stadt ein, von deren Bewohnern ein großer Teil durch die Makedonier niedergemetzelt wurde. Schrecklich war das Los, welches der König am folgenden Tage über das unglückliche Theben verhängte; doch geht aus allen Nachrichten hervor, daß die grausame Bestrafung der Thebaner weniger ihm, als ihren feindlichen Nachbarn zuzumessen ist. Er überließ denjenigen griechischen Staaten, welche am Kampfe gegen Theben teil genommen hatten, die Entscheidung über das Schicksal der Stadt. Auf diese Weise erhielt die Stadt Theben die Platäer, Orchomenier, Thespier und Phoker zu Richtern, also lauter Völkerschaften, welche von alter Zeit her ihre Todfeinde und von Rache gegen sie erfüllt waren, weil sie selbst früher so viel von den Thebanern zu leiden gehabt hatten. Ihr Spruch lautete dahin, daß die Stadt dem Erdboden gleich gemacht und alle ihre Bürger samt Weibern und Kindern in die Sklaverei verkauft werden sollten, mit alleiniger Ausnahme der Priester und Priesterinnen und der Gastfreunde des makedonischen Königs. Alexander, welcher auch noch die Nachkommen und die Wohnung des großen thebanischen Dichters Pindar von dieser Strafe ausnahm, befahl in seinem Zorne und weil es ihm in der That nötig erschien, den Hellenen ein abschreckendes Beispiel zu geben, den schrecklichen Spruch seiner ganzen Strenge nach auszuführen. Die Stadt ward also völlig zerstört und ihre Bewohner insgesamt zu Sklaven gemacht: die Zahl der letzteren wird auf 30 000 angegeben.

Durch das Verfahren gegen Theben hatte er den griechischen Staaten gezeigt, daß sie ihrer Existenz nur so lange gewiß seien, als sie sich ganz und gar der makedonischen Politik anschlössen, daß aber die geringste Widersetzlichkeit ihnen Verderben bringen werde. Er bereute indes sehr bald die allzu große Grausamkeit, mit welcher er dies die Thebaner hatte fühlen lassen und ergriff nachher begierig jede Gelegenheit, seine Reue wegen des übereilten Befehls zu erkennen zu

geben. Schon gleich nach der Ausführung desselben schenkte er einer Anzahl von Thebanern die Freiheit, und so oft später auf seinem asiatischen Feldzuge Thebaner, die entweder beim Perserkönig Dienste genommen hatten oder als Gesandte an denselben geschickt worden waren, in seine Hände fielen, entließ er dieselben aus Mitleid mit dem Schicksal des unglücklichen Volkes und aus Rücksicht auf die Stimmung der übrigen Griechen, während er andere Hellenen, die in ähnlicher Lage getroffen wurden, als Landesverräter bestrafte. Am meisten kam seine rasch verwandelte Stimmung den Athenern zu statten. Diese hatten, gleich nachdem die Nachricht vom Falle Thebens nach ihrer Stadt gekommen war, eine Gesandtschaft an Alexander abgeschickt, um seinen gerechten Zorn über ihren Treubruch zu beschwichtigen. Der König benutzte diese Gelegenheit, um seine Grausamkeit gegen Theben gutzumachen und den Griechen seine Milde zu beweisen. Er nahm die athenischen Gesandten, unter welchen sich auch der elende, aber gewandte und im makedonischen Lager beliebte Redner Demades befand, huldvoll auf, verzieh den Athenern, daß sie den thebanischen Flüchtlingen eine Zuflucht gewährt hatten, und forderte von ihnen bloß die Auslieferung des Demosthenes, Lykurgos, der Demagogen Charidemos und Ephialtes und einiger anderen Männer, welche das Volk zum Abfall von Makedonien beredet hatten. Auf Bitten der Athener nahm er nachher auch diese Forderung zurück und verlangte bloß, daß Ephialtes und Charidemos, von welchen der letztere eigentlich nicht einmal Athener war, verbannt würden. Beide verließen die Stadt; der letztere, welcher früher schon in Kleinasien und Thrakien so mancherlei Rollen gespielt hatte, begab sich an den Hof des persischen Königs.

3. Makedonien und Persien bei Beginn des Krieges zwischen beiden Reichen.

Nachdem Alexander in der kurzen Zeit eines Jahres seine Herrschaft sowohl im Norden als im Süden befestigt hatte, kehrte er im Herbst 335 v. Chr. aus seinem Lager bei Theben nach Makedonien zurück, um den Winter hindurch die nötigen Vorkehrungen zum persischen Feldzug zu treffen, den er mit dem Beginn des Frühlings zu eröffnen gedachte. Die Verwaltung seines Erbreichs während seiner Abwesenheit übergab er nicht seiner grausamen und rachgierigen Mutter, obgleich diese noch immer einen allzugroßen Einfluß behielt, sondern dem alten, erfahrenen Freunde seines Vaters, Antipater. Diesem tüchtigen Feldherrn und Staatsmann übertrug er die Leitung der make-

donischen Angelegenheiten mit unbeschränkter Vollmacht: derselbe sollte aber außerdem auch die unzuverlässigen griechischen Staaten bewachen und für die fortwährende Ergänzung der Truppen des Königs Sorge tragen. Er ließ ihm beim Abmarsch nach Asien den vierten Teil des verfügbaren Heeres zurück. In betreff der Griechen hatte Antipater den Auftrag, nicht bloß alle ihre Bewegungen zu beobachten, sondern auch die Volksherrschaft und den von derselben unzertrennlichen Geist der Unruhe so viel wie möglich unter ihnen zu erhalten, namentlich aber dem Peloponnes durch teils gezwungene, teils freiwillige Werbungen seine besten Kräfte zu entziehen. Das Recht oder den Vorwand zu diesen Werbungen scheint Alexander von dem Titel eines Oberfeldherrn der Griechen, den er zu Korinth erhalten hatte, abgeleitet zu haben. Aus Sparta und Athen zog er freiwillig niemals Truppen; allein das erstere wurde, als es wenige Jahre nach seinem Abmarsch die Waffen zu erheben wagte, von Antipater völlig zu Boden geschlagen, und das letztere wußte der König selbst und sein Reichsverweser durch Freundlichkeit und Schmeicheleien von einem solchen Versuche abzuhalten.

Die Gesamtzahl aller Truppen, welche Alexander für seinen asiatischen Krieg nach und nach aus Makedonien und Griechenland zog, wird auf 150 000 Mann angeschlagen: dasjenige Heer aber, mit welchem er nach Kleinasien übersetzte und den Feldzug eröffnete, belief sich nur auf 30 000 Mann zu Fuß und 4500 Reiter. Dieses Heer war den Truppen, welche Persien ihm entgegenstellen konnte, offenbar völlig gewachsen; denn es ersetzte das, was ihm an Zahl abging, vollkommen durch die Tapferkeit, Erfahrung und Kriegszucht der Soldaten und durch die Tüchtigkeit der Führer. Es bildete ein geschlossenes Ganze und vereinigte alle Waffengattungen in sich. Die Makedonier in demselben fochten als Nation und mit dem vollen Bewußtsein des Ruhmes, welcher nicht bloß für ihren Oberanführer, sondern auch für sie selbst und ihre Nachkommen errungen wurde. Und auch die griechischen Truppen des Heeres waren von einem nationalen Geiste beseelt, sie zogen mit der Erinnerung an die Siegesthaten ihrer Vorfahren, mit dem Gedanken, Rache an den Persern für deren frühere Züge zu üben, und mit dem erhebenden Gefühle der Überlegenheit griechischer Waffen und griechischer Freiheit über die sklavischen Horden barbarischer Völker in den Kampf. Die übrigen Bestandteile des Heeres hatten wenigstens ebenso, wie die griechischen und makedonischen Truppen, ihre nationale Bewaffnung und Streitart beibehalten und wurden daher doch nicht bloß von einem ihnen fremden Geist und Herrscherwillen mitfortgerissen, sondern sie fühlten sich auch wegen des Vorteils, welchen die ihnen eigentümliche Kampfweise dem Heere

gewährte, als nützliche Glieder des Ganzen. Die Päonier und andere thrakische Völkerschaften bildeten die leichte Reiterei des Heeres und dienten ungefähr zu demselben Zweck, zu welchem in den Kriegen neuerer Zeit Kosaken, Husaren, Panduren und ähnliche Truppen gedient haben. Gleich diesen Völkern waren sie auf den einzelnen Zügen überall gegenwärtig, umschwärmten den Feind beständig und sammelten Nachrichten für den Feldherrn ein. Die Triballer, Odrysen und einige illyrische Völkerschaften bildeten ein leichtes Fußvolk, welches aber immer noch so beschaffen war, daß es in Linie mitverwendet werden konnte. Dagegen zog Alexander einige leichte Truppen zu Fuß, die wir mit den Kroaten und ähnlichen Völkern neuerer Zeit vergleichen können, aus denselben Gebirgen Illyriens und Thrakiens, welche noch bis zum heutigen Tag die trefflichsten leichten Truppen liefern. Sie bestanden teils aus Bogenschützen, teils aus den von Attalos befehligten agrianischen Jägern. Die letzteren, welche anfangs nur 1000 Mann stark waren, nachher aber bedeutend vermehrt wurden, zeichneten sich auf Alexanders Kriegszügen vor allen andern thrakischen und illyrischen Stämmen aus: es gab fast kein Gefecht, in welchem sie nicht eine Rolle spielten.

Die hellenischen Truppen des Heeres, deren Zahl anfangs nicht mehr als 7000 betrug, bildeten, wie die makedonische Phalanx, ein schwerbewaffnetes Fußvolk. Sie machten auf gleichen Rang mit den Makedoniern Anspruch. Außerdem hatte schon Philipp sechshundert junge hellenische Männer von guter Familie in eine Reiterschar vereinigt, welche der makedonischen und thessalischen Garde des Heeres in Bewaffnung und Übung wenig nachstand: und Alexander vermehrte ihre Zahl bedeutend. Die ritterliche Mannschaft des thessalischen Volkes leistete dem makedonischen König auf seinen Kriegszügen die besten Dienste, und er wußte ihre Habsucht, welche sich auf den Wunsch, zu genießen und zu glänzen, gründete, vortrefflich zu benutzen. Der thessalische Adel bildete eine berittene Garde, welche ebenso tüchtig war, als die der Makedonier: sie zeichnete sich stets sehr aus, und Alexander trug immer Sorge, daß allen, die zu diesem Corps gehörten, Gelegenheit gegeben wurde, sich zu bereichern, namentlich wenn sie, wie andere Freiwillige, nach Hause entlassen sein wollten. Er hielt sie dann nicht zurück, sondern gab ihnen außer dem Anteil an der Beute ein großes Geldgeschenk und ließ sie auf seine Kosten nach Europa überschiffen. So schenkte er ihnen z. B., als er von Persepolis nach Ekbatana zog, bei ihrer Entlassung 2000 Talente (gegen 9 000 000 ℳ). Diese Großmut bewog damals sehr viele von ihnen, sich aufs neue anwerben zu lassen; die Reichtümer derer aber, welche nach Hause zurückkehrten, reizten andere, im makedonischen Heere Dienste zu nehmen.

Der makedonische Teil des Heeres behielt die Einrichtung und Stellung, welche Philipp ihm gegeben hatte. Alexander fügte jedoch eine neue Truppengattung hinzu, die seine eigene Erfindung war und welche den Namen Dimachen, d. h. die zwiefach, zu Pferd und zu Fuß Kämpfenden, erhielt. Er fand nämlich seine schwere makedonische und thessalische Reiterei oft zu unbehilflich, die berittene Mannschaft der Odrysen, Triballer und anderer rohen Stämme aber gegen die an den Kampf zu Pferd von jeher gewöhnten Reitervölker des Orients zu leicht; er bildete daher das aus Makedoniern bestehende Corps der Dimachen, welche, wie die Dragoner neuerer Zeit, zugleich für den Kampf zu Pferd und zu Fuß eingeübt wurden. Sie waren leichter als das makedonische Fußvolk und schwerer als die leichte Reiterei bewaffnet, hatten aber nicht, wie die makedonische Ritterschaft, gepanzerte Pferde, welche mit Brustharnischen und Platten bedeckt waren.

Während so sein Heer der persischen Kriegsmacht völlig gewachsen war, befanden sich dagegen seine Finanzen in einem sehr traurigen Zustande. Sein Vater hatte ihm eine Staatskasse von nicht mehr als 60 Talenten (gegen 261 000 ℳ) hinterlassen. Er hatte deswegen Schulden machen müssen, um Heer und Flotte vollständig auszurüsten, und der Zug nach Asien war für ihn, wie für seinen Vater, gewissermaßen eine Notwendigkeit geworden, weil er nur auf diese Weise sein Heer erhalten und den Finanzen seines Staates aufhelfen konnte. Ungeachtet seiner ärmlichen Geldverhältnisse aber ging er so weit, daß er, als er über den Hellespont setzte, gleichsam alle Brücken hinter sich abbrach: er erließ nämlich den Makedoniern für die Zukunft alle Steuern unter der Bedingung, unter welcher im Mittelalter auch die christliche Ritterschaft stets von Abgaben frei war, d. h. er legte ihnen bloß die Verpflichtung auf, ihm Heeresfolge zu leisten. Ja, er verteilte vor seinem Abmarsch sogar alles, was ihm von Waldungen, Gütern und andern Domänen gehörte, an die Anführer der Truppen. „Was bleibt denn dir übrig, o König?“ fragte ihn sein General Perdikkas. „Die Hoffnung!“ antwortete Alexander. Von allen Freunden und Generalen des Königs war nur Perdikkas nebst sehr wenigen anderen edel genug, das angebotene Geschenk auszuschlagen und sich jede Belohnung vor dem Siege zu verbitten. „Laß uns, die Genossen deiner Thaten, sagte er zum König, auch die Hoffnung mit dir teilen!“ Weil auf diese Weise sogar die Mittel zur Verwaltung Makedoniens fehlten, so mußte Alexander auf seinem asiatischen Feldzuge von Zeit zu Zeit große Geldsummen an seinen Reichsverweser Antipater schicken, der ja überdies ein nicht unbedeutendes Heer zu unterhalten hatte. Ehe der König sich in Marsch setzte, feierte er noch mit großen Kosten das neuntägige makedonische Nationalfest der Musen und ließ sein

ganzes Heer an demselben teilnehmen. So begann er den Feldzug: mit keinen andern Mitteln, als denjenigen, welche sein Geist und die Tüchtigkeit seines Heeres ihm darboten; aber er war wie sein Vater überzeugt, daß Kleinasien leicht zu erobern sei, und daß der Besitz dieses Landes ihm alsdann die zur Unterwerfung des übrigen persischen Reiches nötigen Hilfsmittel liefern würde.

Dies war die Lage Alexanders bei der Eröffnung des Feldzugs. Der persische König dagegen besaß zwar dem äußeren Scheine nach Reichtum und Macht in Überfluß, der Wirklichkeit nach war aber sein großes Reich ein morsches Gebäude, welches jeden Augenblick einzustürzen drohte. Schon als Agesilaos mit seinem Heere in Asien eindrang, wäre das persische Reich gewiß in Trümmer zerfallen, wenn nicht die Verhältnisse Griechenlands, die den spartanischen König zur Rückkehr nach Europa zwangen, es noch einmal gerettet hätten. Auch der mächtige Einfluß, welchen die Zwietracht der Griechen unmittelbar nachher dem Perserkönig verschaffte, konnte sein Reich nicht vor dem Untergange retten. Dieses war bis auf seine Grundlagen selbst erschüttert.

Artaxerxes II., Memnon, bis zu dessen letzten Jahren die persische Geschichte früher erzählt worden ist, hinterließ nicht weniger als hundertundachtzehn Söhne, welche alle einigen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten ausübten, obgleich nur drei derselben, Darius, Ariaspes und Ochos, von Frauen geboren waren, die den Titel Königin führten. Der älteste jener drei Prinzen, Darius, war von Artaxerxes zuletzt zum Mitregenten angenommen worden; er war aber wegen eines Weibes bald mit seinem Vater in Zwist geraten und hatte in Verbindung mit Tiribazus einen Anschlag auf dessen Leben gemacht. Die Verschwörung war entdeckt worden, und Darius, Tiribazus und andere hatten ihren Hochverrat mit dem Leben gebüßt. Jetzt suchte Ochos, der jüngere der beiden noch übrigen Prinzen des ersten Ranges, mit Verdrängung seines Bruders Ariaspes sich den Thron zu verschaffen. Ochos war ein leidenschaftlicher, tyrannischer Mann und weder bei seinem Vater, noch bei den übrigen Gliedern der königlichen Familie wohl gelitten. Artaxerxes zog ihm nicht bloß den Ariaspes, sondern auch einen nicht ebenbürtigen Sohn, Arsames, vor und ging mit dem Gedanken um, einen von diesen beiden zu seinem Nachfolger zu ernennen. Dagegen half sich Ochos durch einen doppelten Brudermord. Er ließ den Arsames durch einen seiner Freunde geradezu aus dem Wege räumen; den Ariaspes aber wußte er durch allerhand Vorspiegelungen über des Vaters Absichten so sehr zu täuschen, daß derselbe zuletzt ganz irre wurde und in der gewissen Überzeugung, das Schicksal des Darius sei auch gegen ihn beschlossen, sich selbst das Leben nahm, um einem schmäh-

lichen Ende zuvorzukommen. Der Tod der beiden Lieblingssöhne brach dem 94jährigen Vater das Herz, und Ochos bestieg nun den Thron (362 v. Chr.).

Ochos, welcher als König den Namen Artaxerxes III. annahm, verheimlichte des Vaters Tod so lange, bis er seine übrigen Brüder und fast alle anderen Angehörigen des königlichen Hauses aus dem Wege geräumt hatte. Er ließ sich während seiner ganzen Regierung von seinem Günstling Bagoas, einem schlechten, aber sehr unternehmenden Manne, leiten. Da durch die kurz vor seiner Thronbesteigung unterdrückte Empörung der Satrapen von Vorderasien die Finanzen des Reiches zu Grunde gerichtet worden waren, so beschloß Ochos, wahrscheinlich auf Anraten des Bagoas, zur Wiederherstellung derselben einen Nationalkriegszug zu veranstalten. Noch war nämlich Ägypten nicht wieder unterworfen, und die persischen Vasallen, welche in den phönikischen Städten herrschten, hatten sich an den König oder Usurpator jenes Landes angeschlossen. Ochos stellte sich selbst an die Spitze der ganzen Reichsmacht, welche aus 330 000 Mann Landtruppen und aus einer Flotte von 300 Kriegs- und 500 Transportschiffen bestand. Ungeachtet dieser großen Macht siegte er nur durch seine griechischen Hilfstruppen und durch Verrat und Unverstand seiner Feinde. Als er gegen Sidon zog, verriet der feige Fürst dieser Stadt, Tennes, und was noch wichtiger war, der Anführer der griechischen Söldner, der Rhodier Mentor, diejenigen, deren Beschützung ihnen anvertraut worden war. Die tapferen Sidonier hatten früher alle ihre Schiffe verbrannt, um sich selbst die Flucht unmöglich zu machen und alle Bürger zum tapfersten Widerstande zu nötigen: als aber Tennes einen Teil ihres Heeres nebst den 100 angesehensten Männern der Stadt dem Perserkönig in die Hände gespielt hatte und hierauf Mentor den Feinden die Thore öffnete, waren sie rettungslos verloren. Sie zogen jedoch einen ruhmvollen Untergang der persischen Sklaverei vor, steckten ihre Stadt selbst in Brand und stürzten sich mit ihren Weibern und Kindern in die Flammen: nicht weniger als 40 000 Menschen sollen damals umgekommen sein. Doch wurde die Stadt bald wieder aufgebaut, und zwei Jahrzehnte später war sie schon wieder bevölkert und blühend wie vorher; Tennes erhielt den Lohn, welcher allen Verrätern gebührt: Ochos ließ ihn, gleich nachdem er von seiner Treulosigkeit Nutzen gezogen hatte, umbringen. Mentor aber, der als tüchtiger General dem König noch ferner nützlich sein konnte, erhielt ein Kommando im Heere und leistete den Persern in der folgenden Zeit wichtige Dienste.

Ochos zog hierauf nach Ägypten. Der damalige Beherrscher dieses Landes, Nektanebus, welcher ein Heer von 80 000 Ägyptern und an-

deren Afrikanern und von nicht weniger als 20 000 hellenischen Söldnern aufgestellt hatte, wäre den Persern ganz gewiß überlegen gewesen; allein er benahm sich im Kampfe noch viel unverständiger als der persische König und stürzte sich dadurch selbst ins Verderben. Auf seinen früheren Feldzügen hatte er sich von zwei tüchtigen griechischen Anführern, dem Athener Diophantos und dem Spartaner Lamios, leiten lassen, glaubte aber jetzt selbst im stande zu sein, seine Sache zu führen. Infolgedavon wurde er besiegt und mußte froh sein, durch die Flucht in das Innere von Afrika sein Leben retten zu können. Ägypten wurde wieder unterworfen, und Ochos wütete gegen die Bewohner desselben aufs grausamste: er ließ die Mauern der Hauptstädte des Landes niederreißen und beraubte Götter und Menschen auf eine so rücksichtslose Weise, daß er mit großen Schätzen von Gold und Silber zu den Lüsten und Ausschweifungen seiner Residenz zurückkehren konnte. Mentor wurde zum Oberstatthalter der Seeprovinzen ernannt und machte sich in dieser Stellung besonders dadurch nützlich, daß er die Werbung griechischer Söldner gut zu leiten verstand und von Zeit zu Zeit Abteilungen derselben nach Oberasien schickte; Bagoas aber erhielt die Oberaufsicht über alle Satrapieen im Innern des Reiches. Beide teilten sich jetzt in die Leitung der Regierung.

Bagoas erhielt durch seine Verbindung mit Mentor und durch die Truppen, welche dieser ihm schickte, eine so mächtige Stellung, daß er zuletzt sogar dem Könige selbst furchtbar wurde. Als ihm daher die Rolle eines allmächtigen Ministers bei einem grausamen und treulosen König bedenklich zu werden anfing, beschloß er, durch dessen Ermordung seinem eigenen Sturze vorzubeugen. Er entledigte sich (339 v. Chr.) des Königs durch Gift und erhob dessen jüngsten Sohn Arses auf den Thron: zu gleicher Zeit ließ er fast alle Prinzen des königlichen Hauses ermorden. Drei Jahre lang fügte sich der junge König in die Vormundschaft des Bagoas; als er aber endlich darauf zu denken schien, sich von diesem Joche zu befreien und den Tod seiner Anverwandten zu rächen, kam ihm Bagoas zuvor und ließ ihn und zugleich fast die ganze übrige königliche Familie umbringen.

Unter den wenigen Gliedern des königlichen Hauses, welche Bagoas am Leben ließ, schien ihm ein fast ganz vergessener Urenkel des Darius II. und Großneffe des Artaxerxes III. das passendste Werkzeug zu seinen Zwecken. Er zog denselben daher aus der Verborgenheit hervor und machte ihn zum König. Dies war der unglückliche, eines besseren Schicksals würdige Darius III., Kodomannus, welcher von Alexander dem Großen besiegt ward, und mit dessen Sturz das Achämenidenreich ein Ende nahm. Auch ihn wollte Bagoas, bald nachdem er ihn auf den Thron erhoben hatte, ermorden, weil Darius sich

seinem Willen nicht fügte: allein der König kam dem ruchlosen Minister zuvor und zwang ihn, den Giftbecher selbst zu leeren, den er dem König bereitet hatte. Darius, welcher von 337 v. Chr. an herrschte, wird zwar wegen seiner persönlichen Tapferkeit gerühmt, es fehlte ihm aber an den eigentlichen Talenten eines Herrschers und Feldherrn. Überdies hatte er zu der Zeit, als Alexander gegen ihn zog, sich kaum erst auf dem Thron befestigt und noch keine Gelegenheit gehabt, sein großes Reich und die Hilfsmittel, die es ihm bieten konnte, kennen zu lernen. Auch war es sehr schwer, wenn nicht unmöglich, Ordnung und Festigkeit in die Leitung dieses Reiches zu bringen, die Provinzen länger zu einem Ganzen verbunden zu halten und ein Heer aufzustellen, das den Waffen der Makedonier einigermaßen gewachsen gewesen wäre. Die Provinzen Vorderasiens wurden von Alexander so leicht unterworfen, daß es fast scheint, als wenn es den Bewohnern derselben erwünscht gewesen wäre, statt der persischen Satrapen, durch welche sie gepeinigt und gedrückt wurden, die Beamten eines Königs zu erhalten, der ihnen ihre alten Rechte und Freiheiten wiederzugeben versprach: erst im tiefen Innern von Asien erfuhr Alexander Widerstand von seiten der Landeseingeborenen. Die oberste Leitung des Reiches selbst aber war so beschaffen, daß ein Mann von Einsicht und Charakter im persischen Staatsrat unmöglich dauernden Einfluß gewinnen konnte: und das Heer endlich, welches man den Makedoniern entgegenschickte, verdient, wenn man die griechischen Soldtruppen in demselben ausnimmt, kaum diesen Namen, so viel persönliche Tapferkeit auch einzelne der persischen Magnaten zeigen mochten.

Der einzige Mann, welcher das persische Reich vielleicht hätte retten können, war Memnon von Rhodus, der Bruder des schon erwähnten Mentor. Dieser war ebenso wie sein Bruder als ganz junger Mensch nach Asien gegangen, um daselbst durch Kriegsdienste sein Glück zu machen. Der persische Satrap Artabazus hatte seine Schwester geheiratet und beiden Brüdern gute Stellen verschafft; als derselbe aber bei einem Empörungsversuch scheiterte, mußten beide die Flucht ergreifen. Memnon rettete sich mit Artabazus zum König Philipp von Makedonien, Mentor entrann nach Ägypten. Der letztere wurde nachher an der Spitze griechischer Söldner den Sidoniern zu Hilfe gesandt, verriet dieselben aber an den Perserkönig. Er erhielt hierauf am Hofe des letzteren einen allmächtigen Einfluß und benutzte dies, um seinem Bruder und seinem Schwager ihre Begnadigung und die Erlaubnis zur Rückkehr auszuwirken. Die beiden Brüder warben nachher für den Perserkönig hellenische Soldtruppen und waren eifrig bemüht, die nötigen Vorkehrungen zur Abwehr der vom Westen her drohenden Gefahr zu treffen. Namentlich leistete Memnon, welcher nach dem kurze

Zeit später erfolgten Tode seines Bruders an dessen Stelle Statthalter in Kleinasien wurde, den Persern die wichtigsten Dienste. Er besaß militärische Einsicht und Erfahrung, hatte von Jugend auf griechische Söldner geführt, verstand vortrefflich, dieselben an sich zu ziehen, und kannte von seinem Aufenthalt in Makedonien her auch alle Verhältnisse dieses Reiches. Er erhielt also die Leitung der persischen Rüstungen gegen Alexander und entwarf für den bevorstehenden Feldzug einen Plan, der den Makedoniern vielleicht Verderben gebracht hätte, wenn es nur möglich gewesen wäre, daß ein tüchtiger Mann am persischen Hofe bleibenden Einfluß hätte üben können. Memnon verlangte, daß man sich mit Alexander in kein Treffen einlasse, sondern sich vor dessen Heere beständig zurückziehe, dabei überall das Land verwüste, den Makedoniern jeden Schritt erschwere und sie in das Innere des Reiches locke. Dieser Plan war sehr verständig, wurde aber von den stolzen persischen Satrapen, welche das kleinasiatische Heer befehligten, und in deren Kriegsrat Memnon nur eine Stimme hatte, mit Hohn zurückgewiesen. Erst als jene ihren Stolz durch die schimpfliche Niederlage am Granikos gebüßt hatten, übertrug Darius dem erfahrenen und einsichtsvollen Griechen den Oberbefehl. Memnon entwarf nun, wie sich später zeigen wird, einen neuen Plan, welcher für die Makedonier ebenfalls sehr gefährlich war; zum Glück für diese aber wurde Memnon bald nachher durch den Tod vom Schauplatz abgerufen.

4. Der persische Feldzug Alexanders bis zur Schlacht am Granikos.

Mit dem Anbruch des Frühlings 334 v. Chr. hatte Alexander den Marsch nach Asien angetreten und war ohne die mindeste Schwierigkeit über den Hellespont gegangen. Beim Übergang über diese Meerenge, sowie unmittelbar nachher, als er zu den Ruinen von Troja kam, benutzte er, seiner eigenen poetischen Natur folgend, die Gefühle und Erinnerungen eines griechischen Heeres meisterhaft zur Förderung seines Unternehmens. Er suchte nämlich seinen Kriegszug in den Augen seiner Truppen und seiner Nation an alles das anzuknüpfen, was durch Homer und Herodot schon aufs lebendigste vor Augen stand, an die Götter und Heroen Griechenlands, an den göttlichen Achilleus, der sein eigenes Vorbild war, und an Troja, das poetische Vorbild einer barbarischen Macht, wie sie jetzt, nur in vervielfachtem Umfange, das wirkliche Perserreich darstellte. Wenige Männer der Geschichte haben es so wie er verstanden, große Thaten mit kleinen äußeren Mitteln zu vollbringen und die in der Lage der Dinge selbst oder in dem Geiste der Nation liegenden Hilfsmittel zu benutzen. In einer Zeit, in welcher

auf dauernde Begeisterung für eine Sache nicht mehr zu rechnen war, wußte er Begeisterung für seine Person zu erwecken, fast alle ausgezeichneten Talente Griechenlands für sein Unternehmen zu interessieren, die Bestrebungen der damaligen Künstler und Philosophen der hellenischen Nation auf seinen Kriegszug hinzulenken, die nationalen Ideen mit demselben in Verbindung zu bringen und zugleich neue Ansichten und eine erweiterte Erkenntnis durch seine Thaten hervorzurufen.

Von diesem Standpunkte aus ist auch dasjenige zu beurteilen, was Alexander that, als er auf seinem Marsche an die Meerenge des Hellespont gekommen war. Auf dem Grabe des Protesilaos, welches auf der europäischen Seite des Hellespont lag, brachte er diesem Helden, dem ersten, der nach den alten Liedern im Kampfe mit Troja gefallen war, ein Opfer dar, weil jetzt die Griechen unter Alexanders Führung im Begriff waren, noch einmal gegen Asien zu ziehen und gleichsam Rache für die einst durch trojanische Waffen getöteten Landsleute zu nehmen. Mitten im Hellespont, der einst des Xerxes Brücke nicht geduldet hatte, spendete Alexander aus goldener Schale dem Meergott Poseidon ein Trankopfer, weil derselbe einst, noch vor dem Kriege gegen Troja, seine Fluten über das Gebiet dieser Stadt gesendet hatte. Beim Anfahren an der asiatischen Küste schleuderte Alexander einen Speer in den Boden desjenigen Weltteils, welcher jetzt durch griechische Waffen bezwungen werden sollte. Er selbst sprang dann zuerst von allen ans Land und ließ an der Stelle, wo dies geschehen war, einen Altar errichten. Von der Küste des Hellespont richtete er seinen Marsch zunächst nach der Stelle, auf welcher einst Troja gestanden hatte. Hier brachte er an den Grabhügeln der bei der Belagerung dieser Stadt gefallenen griechischen Helden, vor allem aber an denen des Achilleus und seines Freundes Patroklos, glänzende Opfer dar und ließ zu Ehren dieser Heroen Spiele und Wettkämpfe halten. Er selbst verherrlichte dabei durch Bekränzung des Grabhügels und durch Opferspenden den Achilleus, sein Freund Hephästion den Patroklos. Wie mußte dies alles den Enthusiasmus eines griechischen Heeres anfeuern, welches überdies für Kriegsruhm begeistert war, von einem jugendlichen Helden geführt ward, und in welchem der ritterliche Adel des makedonischen Landes die vornehmste Rolle spielte! Und wie sehr hatte Memnon Recht, den persischen Anführern, welche weiter landeinwärts ihre Truppen vereinigt hatten, den Kampf mit einem solchen Heere zu widerraten, zumal da das ihrige den Makedoniern bis dahin auch an Zahl nur wenig überlegen war!

Dieses persische Heer nämlich, welches gegen die Makedonier heranzog, bestand zwar aus 100 000 Mann, allein 60 000 derselben waren

nichts als bloße Milizen, die mehr schadeten als nützten, weil sie alle Bewegungen erschwerten und die Erhaltung der Ordnung unmöglich machten. Selbst die übrigen 40 000 waren ganz seltsam zusammengesetzt: die Reiterei bildete eine gleich große Zahl mit dem Fußvolk, und von einem System der Bewaffnung, einem Ineinandergreifen der einzelnen Heeresteile und Waffengattungen oder von einer gleichförmigen Bewegung war keine Rede. Jeder Satrap führte die Truppen der von ihm verwalteten Provinz; aber keiner derselben war eigentlicher Oberbefehlshaber. Dieses Heer stellte sich, als Alexander den Boden von Kleinasien betreten hatte, an dem kleinen Flusse Granikos auf, welcher von Süden her in das Marmara-Meer fließt. Hier wollte man, ungeachtet aller Vorstellungen Memnons, die Makedonier erwarten, um ihnen durch einen Sieg in offener Feldschlacht das weitere Vordringen unmöglich zu machen. Alexander rückte den Feinden entgegen und beschloß sogleich anzugreifen. Einige seiner Generale, namentlich Parmenio, gaben ihm den Rat, sich auf dem linken Ufer des Granikos zu lagern und nicht im Angesicht des Feindes über den Fluß zu gehen; Alexander aber, welcher die Beschaffenheit des persischen Heeres kannte und die sehr verkehrte Aufstellung desselben gewahrte, beschloß die Fehler der Feinde sogleich zu benutzen und wies Parmenios Bedenken mit dem Ausruf zurück, der in der That den Kern der Sache traf: „Der große Hellespont würde sich ja schämen müssen, wenn ich mich vor einem kleinen Flüßchen fürchtete.“ Ein Feind, der den Feldzug so schlecht eröffnete, war auch in der Schlacht nicht zu fürchten.

So kam es Ende Mai oder Anfang Juni 334 v. Chr. am Granikos zur Schlacht. Die Makedonier setzten im Angesichte des persischen Heeres über den Fluß und griffen die auf dem jenseitigen Ufer stehenden Feinde an. Der König, welcher Tapferkeit, Stärke, Gewandtheit, kurz alle ritterlichen Eigenschaften eines Helden der Homerischen Zeit oder des Zeitalters der Kreuzzüge besaß, nahm, wie bei allen anderen Gelegenheiten, persönlich Anteil am Gefechte. Wir dürfen ihm deswegen nicht den naheliegenden Vorwurf machen, daß er dadurch das Schicksal seines Reiches und der Welt unnötigerweise aufs Spiel gesetzt habe: er kannte seine Makedonier und das griechische Volk und wußte, welchen Eindruck bei ihnen eine achilleische Tapferkeit hervorbrachte. Allerdings geriet er in jener Schlacht durch seine persönliche Teilnahme am Kampfe in Lebensgefahr: er hatte einen persischen Anführer, von dem er an der Schulter verwundet worden war, mit seinem Speer tot zu Boden gestreckt, als des Gefallenen Bruder Rösaces und der Satrap Spithridates auf ihn losſprengten: der erstere, welcher mit einem Schwerthiebe seinen Helm zerschmetterte, wurde zwar sogleich von dem Könige durchbohrt, der letztere aber zückte von hinten seinen

Säbel über das entblößte Haupt Alexanders und würde ihn sicher getötet haben, wenn nicht in demselben Augenblick Klitos, einer der makedonischen Generale, den Arm des Persers, der zum Schlage ausholte, abgehauen hätte. Die Perser erlitten eine gänzliche Niederlage, sie ergriffen, ohne das in einiger Entfernung aufgestellte griechische Söldnerfußvolk zur Unterstützung heranzuziehen, insgesamt die Flucht und zerstreuten sich so, daß ihr Heer ganz und gar verschwand. Die Zahl ihrer Toten belief sich nach der einen Angabe auf 1000, nach der andern auf 2500 Mann. Nachdem der persische Teil des Heeres besiegt war, wandte sich Alexander gegen die hellenischen Söldner, welche der Unverstand der feindlichen Führer zu müßigen Zuschauern des Kampfes gemacht hatte. Auch sie wurden nach einem kurzen, aber sehr heftigen Kampf, in welchem dem König ein Pferd unter dem Leibe getötet ward, geschlagen und insgesamt entweder zusammengehauen oder gefangen genommen. Der Verlust der Makedonier war überaus gering: sie sollen in der ganzen Schlacht nur 115 Mann eingebüßt haben.

Der König ließ die Gefallenen seines Heeres auf eine ehrenvolle Weise bestatten und befahl, für ihre Angehörigen in der Heimat Sorge zu tragen. Die in Gefangenschaft geratenen griechischen Söldner dagegen bestrafte er als Landesverräter, weil sie in einem durch die griechischen Staaten auf einem gemeinsamen Landtage beschlossenen Kriege auf seiten der Feinde gegen ihr Vaterland gefochten hätten: sie wurden gefesselt nach Makedonien geschleppt und dort zu öffentlicher Fronarbeit gezwungen. Nur den Thebanern unter ihnen gewährte Alexander aus Mitleid mit dem Lose, das er ihrer Stadt bereitet, Verzeihung: es scheint, daß er gerecht genug war, anzuerkennen, daß es den Thebanern am ersten nachgesehen werden könne, wenn sie in den Reihen seiner Feinde standen. Aus der reichen Beute, welche er in dem persischen Lager fand, ließ er durch Lysippos eine Ehrenstatue für jeden der fünfundzwanzig makedonischen Ritter, die in der Schlacht geblieben waren, gießen und in einer Stadt Makedoniens aufstellen. Nach Athen schickte er dreihundert persische Rüstungen, damit sie daselbst in dem Tempel der Athene niedergelegt würden, und zwar mit folgender Aufschrift: „Alexander, Philipps Sohn, und die Griechen, mit Ausnahme der Spartaner, weihen dies aus der von den persischen Barbaren errungenen Beute der Göttin."

5. Von der Schlacht am Granikos bis zur Besetzung von Cilicien.

Das ganze westliche Kleinasien bis zum Taurusgebirge hin war der Preis des am Granikos erfochtenen Sieges. Schon diese Eroberung an und für sich allein würde ein Reich gebildet haben, das bei

guter Verwaltung mit den glänzendsten Reichen der neueren Zeit zu vergleichen gewesen sein würde. Die am Hellespont gelegene Provinz wurde ohne das mindeste Widerstreben der Einwohner besetzt und Kalas, der Oberanführer der thessalischen Reiterei, zu ihrem Statthalter ernannt. Alexander selbst schlug mit der Hauptmacht den Weg nach Süden ein: denn da nur die Griechen im feindlichen Heere und dabei eine Verbindung Griechenlands mit Persien ihm gefährlich sein konnten, so mußte jetzt sein Hauptstreben darauf gerichtet sein, daß er sich der gesamten Küstenlinie Kleinasiens bemächtige und so Perser und Griechen voneinander trenne. Er marschierte deshalb zunächst gegen Sardes, die Hauptstadt von Lydien, welche eine für unüberwindlich gehaltene Citadelle hatte. Noch ehe er bei derselben angelangt war, kam Mithrines, der Befehlshaber der dortigen persischen Besatzung, ihm entgegen, um die Burg freiwillig ihm zu übergeben. Alexander stellte die alten Rechte und Freiheiten des lydischen Volkes wieder her und setzte Asander, den Bruder Parmenios, als Statthalter des Landes ein. Später, zur Zeit seiner Rückkehr aus Ägypten, rief er diesen wieder ab und ernannte den General Menander an dessen Stelle.

In Ephesus, einer der Hauptstädte von Jonien, verjagte das Volk bei der Annäherung des makedonischen Heeres die persisch-gesinnte Partei und nahm Alexander und seine Truppen als Landsleute und Befreier mit Entzücken auf. Der König hob hier, wie in allen griechischen oder halbgriechischen Städten Kleinasiens die Oligarchie auf und stellte die frühere Volksherrschaft wieder her. Er hatte dazu einen doppelten Grund: einmal gewann er dadurch überall die Masse des Volkes für sich, und dann war dies das beste Mittel, die Macht Memnons zu brechen, welcher nach der Schlacht am Granikos vom Großherrn zum Oberanführer zu Wasser und zu Land ernannt worden war und als solcher sich mit allen Fürsten und Oligarchen der griechischen Städte in Verbindung gesetzt hatte. Übrigens war diese Einführung der Demokratie durch Alexander nur eine Wiederherstellung der alten Formen der Verwaltung; der Wirklichkeit nach wurden die Städte in größere und wirksamere Abhängigkeit gebracht, als unter der persischen Herrschaft. Denn Alexander errichtete, wiewohl er anfangs dabei sehr vorsichtig zu Werke ging, überall eine leitende Militär- und Civilgewalt, welche nicht, wie die der persischen Satrapen, nur den Schein der Herrschaft hatte, sondern eine sehr wirksame Autorität besaß. Es kam durch die von ihm eingesetzte Verwaltung eine neue Seele und eine neue Bewegung in das halb erstorbene Nationalleben dieser asiatischen Griechen.

Die nächste wichtige Stadt auf seinem Wege, Milet, dessen Kommandant auf die Hilfe der persischen Flotte rechnete, konnte nur durch

Gewalt genommen werden. Sie wurde belagert und mit Sturm erobert. So waren alle von Griechen bewohnten Gegenden Kleinasiens, mit Ausnahme von Karien und Lykien, binnen wenigen Monaten in Alexanders Gewalt gekommen. In Karien bediente sich der makedonische König der inneren Unruhen auf eine sehr geschickte Weise zu seinen Zwecken. Ada, die Witwe des Idrieus, welcher 350 v. Chr. seiner Schwägerin Artemisia II. in der Regierung des Landes nachgefolgt war, hatte einige Jahre vor Alexanders Ankunft der Herrschaft wieder entsagen müssen, weil ihr Bruder Pixodaros die Waffen gegen sie erhoben hatte. Doch behauptete sie sich in der Festung Alinde. Als Pixodaros gestorben war (335 v. Chr.), bemächtigte sich ein vornehmer Perser, welcher die Tochter desselben geheiratet hatte, der Herrschaft. Die ausgeschlossene rechtmäßige Erbin, Ada, sah deshalb mit Freuden Alexander gegen ihr Land heranrücken und harrte in Alinde auf ihn, wie auf einen Befreier. In der That nahm Alexander sich ihrer an und gewann dadurch sogleich die Karier für sich, welche ohnehin nur mit Unwillen einen Perser an der Spitze ihrer Regierung sahen und noch von der Zeit des Mausolos her das persische System der Erpressung und Mißhandlung in lebendigem Andenken hatten. Das ganze Land wurde ohne Schwierigkeit besetzt; nur Halikarnassos, wohin sich Memnon zurückgezogen hatte, leistete einen längeren Widerstand, den der Rhodier geschickt leitete, und fiel erst nach einer hartnäckigen Gegenwehr in die Hände der Makedonier. Alexander übergab die Herrschaft von Karien der rechtmäßigen Fürstin des Landes, welche ihrem neuen Gebieter dadurch huldigte, daß sie ihn an Sohnes Statt annahm und zu ihrem Erben erklärte.

Alexander, der sich jetzt (im Herbst 334 v. Chr.) im Besitze der gesamten Küste des Ägeischen Meeres befand, glaubte den zu Lande erworbenen Ruhm und Besitz nicht einem ungewissen Seegefechte aussetzen zu dürfen und entließ daher seine Flotte, welche den Kampf mit der fast dreimal stärkeren Seemacht des Feindes doch nicht wagen konnte und dabei zu ihrem Unterhalte große Summen erforderte. Der König überließ dadurch freilich die Herrschaft des Meeres seinem Feinde und gab durch diesen kühnen Entschluß für den Augenblick seine Verbindung mit der Heimat preis: er zählte aber darauf, sich allmählich vom Lande aus aller noch nicht besetzten Hafenorte des persischen Reiches zu bemächtigen und so seinerseits den Persern den Zusammenhang mit ihrer Flotte und mit Griechenland abzuschneiden. Das Schicksal war übrigens dem makedonischen Könige sehr günstig und that offenbar selbst das Beste für ihn; denn der gewandte und kriegserfahrene Memnon, welchen Darius bald nach der Schlacht am Granikos zum Oberbefehlshaber ernannt hatte, und der dem Kriege leicht eine für Alex-

ander sehr gefährliche Wendung hätte geben können, verschwand bald vom Schauplatze. Er hielt noch einige Punkte der kleinasiatischen Küste besetzt, bemächtigte sich außerdem der Inseln Chios und Lesbos, und da die meisten Staaten Griechenlands nur auf eine Gelegenheit warteten, ihrer Eifersucht gegen die neue makedonische Macht die Zügel schießen zu lassen: so bereitete sich auf diese Weise im Rücken Alexanders eine gefährliche Gegenoperation vor und seine Lage fing an, bedenklich zu werden. Da starb unerwarteterweise Memnon an einer Krankheit, und mit ihm wurde die Seele aller persischen Unternehmungen, der einzige, der einen folgerichtigen Plan zu fassen und folgerichtig durchzuführen der Mann gewesen wäre, hinweggerafft.

Alexander setzte von Karien aus seinen Marsch weiter fort. Das Land Lykien, schon eine der Landschaften des südlichen Teils von Kleinasien, bot ihm keine Hindernisse dar, weil er der Bevölkerung Beibehaltung ihrer alten Freiheiten und Rechte zugestand und sogar gegen benachbarte räuberische Stämme ihnen kräftige Hilfe leistete. Er ließ den Lykiern ihre gewohnte Einrichtung und Verwaltung und begnügte sich damit, daß sie ihn als ihren Oberherrn anerkannten. Den weiteren Marsch von der östlichen Grenze Lykiens an in das Land Pamphylien hinein hat das Altertum den kühnsten Unternehmungen Alexanders zugezählt; offenbar setzte aber der jugendliche König auf demselben sein Heer aus Ungeduld einer ganz unnötigen Gefahr aus. Ein Teil desselben mußte nämlich einen langen und beschwerlichen Marsch durch das Gebirge machen, mit dem andern zog er selbst längs der Küste hin, welche an einer Stelle eine Tagreise weit bei Südwind vom Wasser bedeckt zu werden pflegte. Allein Alexander verließ sein Glück nicht: er fand die schmale Straße gangbar und passierte die gefährliche Stelle ohne Verluste.

Von Pamphylien wandte Alexander sich nordwärts nach dem Inneren von Kleinasien. Er drang durch die rauhen, von wilden Stämmen bewohnten pisidischen Gebirge und eröffnete so einen neuen Verbindungsweg zwischen der Seeküste und dem Lande Phrygien: ein Unternehmen, in welchem sich sein großer Geist, wie der Charakter der griechischen Wissenschaft seiner Zeit nicht verkennen läßt. Hierauf ging der Marsch quer durch Kleinasien bis an den Fuß der Gebirge, welche den Süden von Paphlagonien und Bithynien durchziehen. In der Stadt Gordion vereinigte die von dem König geführte Armee sich mit den Truppen, welche Parmenio von Sardes aus herbeiführte, sowie mit den aus Makedonien und Griechenland angekommenen Verstärkungen. Hier, in der Residenz der ehemaligen phrygischen Könige, befand sich ein weithin berühmter uralter Wagen, dessen Joch mit einem künstlichen Knoten befestigt war, an welchem man weder Anfang

noch Ende sehen konnte. Es ging die Sage, daß, wer diesen Knoten würde lösen können, vom Geschick zum Beherrscher von Asien auserkoren sei. Alexander beschloß davon Nutzen zu ziehen und löste den Knoten, indem er ihn mit dem Schwerte zerhieb.

Von Gordion richtete er im Frühling des Jahres 333 v. Chr. seinen Marsch wieder südwärts und zog über das Taurusgebirge nach dem Küstenlande Cilicien, wo er das von Darius selbst geführte persische Reichsheer zu treffen hoffte. Der Perserkönig hatte auf die Nachricht von dem Tode Memnons mit seinen Großen eine Beratung gehalten, welcher auch der aus Athen entflohene Söldnerhäuptling Charidemos beiwohnte. Die ganze Versammlung war der Meinung, daß ein Reichsheer unter des Königs Anführung gegen Alexander ausziehen und den Feinden eine Schlacht liefern sollte. Nur Charidemos warnte den König, alles auf einen einzigen Wurf zu setzen: er beleidigte aber dabei die persische Nation durch die Verachtung, welche er gegen ihre kriegerischen Eigenschaften und Anstalten aussprach, auf eine so grobe Weise, daß Darius sich genötigt sah, ihn der gerechten Erbitterung seiner Großen zu opfern. Charidemos wurde auf Befehl des Königs aus der Versammlung weggebracht und erwürgt. Hierauf ward beschlossen, daß die gesamte Reichsmacht aufgeboten und vom Könige selbst den Feinden entgegengeführt werden sollte.

Dieses Heer war im Anzuge, als Alexander sich dem furchtbaren Gebirgspasse näherte, welcher die Provinzen Paphlagonien und Kappadokien mit dem Küstenlande Cilicien verband, und der im Altertume den Namen der Cilicischen Thore führte. Durch die Feigheit der Truppen, welchen die Verteidigung dieses Passes übertragen war, gelangten die Makedonier ohne Schwertstreich nach Cilicien. Die persischen Posten warteten nicht einmal einen Angriff der Feinde ab, sondern verließen eine durch Natur und Kunst auf das trefflichste befestigte Stellung, ohne einen Widerstand auch nur zu versuchen. In Tarsus, der Hauptstadt von Cilicien, welche er ohne allen Verlust erreichte, zog sich Alexander durch Unvorsichtigkeit eine gefährliche Krankheit zu. Er badete sich an einem schwülen Sommertage in dem Flusse Kydnos, welcher jetzt Karasu heißt, stürzte sich aber zu schnell in das kalte Wasser und sank bewußtlos unter. Man zog ihn zwar glücklich aus dem Flusse heraus, aber eine schwere Krankheit war die Folge der erlittenen starken Erkältung. Die Ärzte verzweifelten an der Rettung des Königs und das Heer geriet in Schrecken, weil man der Hauptmacht der Feinde nahe war und also eines entscheidenden Kampfes in kurzem gewärtig sein mußte. Nur ein einziger Arzt, der Akarnane Philippos, hoffte den König retten zu können; aber das von ihm vorgeschlagene Mittel war eine Kur auf Tod und Leben. Alexander



Die Alexanderschlacht bei Issos.

Mosaik aus Pompeji im Museum zu Neapel.

unterwarf sich derselben. Noch ehe er den von Philippos bereiteten Trank zu sich genommen hatte, erhielt er ein Schreiben seines alten Generals Parmenio, welcher ihn vor diesem Arzte warnte und die Anzeige machte, daß er erfahren habe, derselbe sei durch persisches Gold bewogen worden, den Alexander zu vergiften. Dieser glaubte jedoch der Treue seines Arztes gewiß zu sein, er nahm also auf Parmenios Warnung keine Rücksicht, sondern beschloß vielmehr diese Gelegenheit zu benutzen, um den Angeklagten durch einen recht sichtbaren Beweis seines Vertrauens noch fester an sich zu fesseln. Er gab dem Arzte den Brief und trank, während derselbe ihn las, die von Philippos bereitete Arznei. Zum Glück für den Arzt hatte das angewandte Mittel den gewünschten Erfolg: nach einer heftigen Krisis stand der König vom Krankenlager auf.

6. Die Schlacht bei Issos.

Nach der Wiederherstellung seiner Gesundheit unterwarf Alexander die einzelnen Teile von Cilicien, schreckte und züchtigte die im Gebirge wohnenden räuberischen Völkerschaften. Er verweilte sogar einige Tage in der Stadt Soli, um ein Fest zu feiern, und behielt doch noch Zeit, die Unentschlossenheit der Perser, deren Hauptmacht in den benachbarten Gegenden Syriens stand, zu seinem Vorteile zu benutzen. Darius war mit dem Reichsheere, das er mittlerweile gesammelt, und das aus 600 000 Mann bestanden haben soll, im äußersten Norden von Syrien angekommen und hatte, als Alexander von Soli ausrückte, einige Tagereisen ostwärts von der Grenze Ciliciens sein Lager aufgeschlagen. Hier war er lange im Zweifel, ob er seinen Feind in den weiten Ebenen des inneren Syriens erwarten oder ihm nach Cilicien entgegen ziehen sollte. Endlich, als Alexander selbst bereits an der Meeresküste bis zur Grenze von Cilicien und Syrien vorgegangen war, faßte Darius in seiner Verblendung den Beschluß, durch einen Seitenpaß des Amanusgebirges seinem Gegner in den Rücken zu marschieren und den Makedoniern in der engen Küstenebene zwischen den Ausläufern des Amanusgebirges und dem Meere eine Schlacht anzubieten. In dieser Schlacht, welche im November des Jahres 333 v. Chr. bei dem Städtchen Issos, in der Nähe der aus Cilicien nach Syrien führenden Pässe, der sogenannten Syrischen Thore, geliefert ward, wurde das persische Heer gänzlich geschlagen.

Von dem ungeheuren Heere, welches Darius in dieser Schlacht den Makedoniern entgegenführte, waren bloß die griechischen Soldtruppen, deren Zahl 30 000 betrug, sowie die Reiterei militärisch eingeübt und ordentlich bewaffnet. Nur der Kampf mit den ersteren war

für die Makedonier schwierig, die anderen zahllosen Scharen des persischen Heeres ergriffen bald die Flucht, als die Makedonier mit der Entschlossenheit geübter Soldaten auf sie eindrangen. Die griechischen Söldner waren auch der einzige Teil des persischen Heeres, der sich in guter Ordnung aus der Schlacht zurückzog. Zwölftausend derselben schlugen sich durch und entkamen über die benachbarten Berge. Sie zogen nach der phönikischen Seestadt Tripolis und bestiegen dort die Schiffe, auf welchen sie von Lesbos nach Syrien gebracht worden waren. Auf der See trennten sie sich. Ihrer 8000 fuhren nach dem Peloponnes und traten in die Dienste der Spartaner, welche damals eine kleine Flotte nach der Insel Kreta geschickt hatten. Die übrigen segelten nach Ägypten, um sich dieses Landes zu bemächtigen, weil die persischen Besatzungstruppen desselben nach Asien gezogen und bei Issos geblieben waren. Bald hatten sie die Hauptstadt Memphis und einen Teil von Unter-Ägypten erobert: als sie sich aber einer zu großen Sicherheit überließen und, um zu plündern, in kleine Scharen auflösten, gelang es dem Statthalter des Landes, sie insgesamt zu erschlagen.

Sowie dieser Rückzug der hellenischen Mietstruppen den Beweis gab, daß ein tapferer Widerstand nicht ganz aussichtslos gewesen sein würde, so zeigte dagegen die gänzliche Auflösung des übrigen Heeres die Unmöglichkeit, mit eigentlich persischen Truppen die Herrschaft gegen einen Alexander zu behaupten. Mehr als 100 000 Mann wurden in der Schlacht oder auf der Flucht von den Makedoniern erschlagen, die übrigen flohen zerstreut nach ihrer Heimat. Der Sieg war ein so vollständiger, daß Parmenio unmittelbar nach der Schlacht nach Damaskus abgesandt werden konnte, um daselbst die persische Kriegskasse, die ganze Hofhaltung des Königs, sowie seine und seiner Großen Schätze wegzunehmen, und daß der makedonische General weder auf dem Wege dahin angegriffen wurde, noch bei dem Eindringen in die Stadt, die doch eine der wichtigsten im Reiche war, irgend welchen Widerstand erfuhr.

Unter den Gefangenen befanden sich die Mutter, die Gemahlin und zwei Töchter des persischen Königs. Dieser selbst war, als die Schlacht eine unglückliche Wendung nahm, mit Zurücklassung seines kostbaren Wagens, seines Mantels, Schildes und Bogens zu Pferde entflohen. Alexander schickte, sobald er die Gefangennehmung der königlichen Frauen erfuhr, einen Boten an sie, um sie wegen des Schicksals des Darius, den sie als tot oder gefangen beweinten, zu beruhigen und ihnen anzeigen zu lassen, daß er ihnen die ihrem Range gebührende Behandlung angedeihen lassen werde. Im schneidenden Gegensatz gegen die Art, wie seither alle orientalischen Sieger, ja selbst die griechischen Völkerschaften gegen gefangene fürstliche Personen sich

benommen hatten, behandelte Alexander die persischen Prinzessinnen nicht allein mit schonender Milde, sondern auch mit einer gewissen ritterlichen Ehrerbietung. Dieses edle Benehmen des makedonischen Königs steht durch das einstimmige Zeugnis der griechischen Geschichtschreiber über allem Zweifel: die Sage hat dasselbe aber durch erdichtete Anekdoten den Freunden rührender und romanhafter Geschichten interessanter zu machen gesucht. Nach diesen Erzählungen soll Alexander noch am Tage der Schlacht sich in Begleitung seines Freundes Hephästion in das Zelt der Fürstinnen begeben, und als die Mutter des Königs Darius den Hephästion als den König anredete, diese zufällige Verwechselung benutzt haben, um auf eine edle Weise zugleich sein inniges Verhältnis zu Hephästion und seine freundliche Milde gegen die unglücklichen Frauen zu erkennen zu geben. Die Königin Mutter hatte sich durch die hohe Gestalt Hephästions verleiten lassen, diesen für den Alexander zu halten und sich nach persischer Sitte vor ihm auf den Boden geworfen: als sie aus Hephästions Zurücktreten ihren Irrtum erkannte und nun Besorgnis verriet, der König möchte zürnen, beruhigte Alexander sie mit dem freundlichen Worte: „Du hast nicht geirrt, denn auch dieser ist Alexander."

Ebenso mild, wie gegen die Familie des unglücklichen Perserkönigs verfuhr Alexander gegen die Gesandten der Athener, Spartaner und Thebaner, welche an den Darius abgeschickt worden waren, und die nun zu Damaskus in makedonische Gefangenschaft gerieten. Die beiden Thebaner unter ihnen entließ er sogleich; den athenischen Gesandten, welcher ein Sohn des berühmten Feldherrn Iphikrates war, behielt er zwar bei sich, behandelte ihn aber aus Achtung gegen seinen Vater und um die Athener durch Nachsicht zu gewinnen, nicht als Gefangenen, sondern als einen zu seinem Gefolge gehörenden Mann; der Gesandte der Spartaner endlich wurde eine Zeitlang als Gefangener angesehen, späterhin aber doch in seine Heimat entlassen. Übrigens war der Sieg bei Issos auch für die Lage der Dinge in Griechenland ganz zur rechten Zeit erfolgt. Die beiden Satrapen nämlich, welche nach Memnons Tode an die Spitze der persischen Flotte gestellt worden waren, hatten kurz vorher eine enge Verbindung mit Sparta geschlossen und auch das athenische Volk, sowie die in Athen lebenden thebanischen Flüchtlinge in ihr Interesse gezogen. Schon war infolgedavon die erwähnte Gesandtschaft an Darius abgegangen und der spartanische König Agis II. fing an, einen Kriegszug gegen Antipater zu rüsten, als die Nachricht von der Schlacht bei Issos nach Griechenland kam und die Pläne der dortigen Gegner Alexanders mit einemmale vereitelte. Auch der Seekrieg im Ägeischen Meere hörte jetzt von selbst auf. Die phönikischen Städte und Fürsten, welche sich dem Sieger

unterwarfen, riefen ihre Schiffe zurück und stellten sie ihrem neuen Gebieter zur Verfügung; selbst die Stadt Tyros, welche allein von ihnen die Unterwerfung verweigerte, mußte doch ihre Schiffe zurückziehen, weil sie dieselben für ihre eigene Verteidigung nötig hatte; die persischen Vasallen auf Cypern endlich ergaben sich ebenfalls dem makedonischen Könige und überließen ihm ihre Schiffe. Der Rest der persischen Flotte konnte unter diesen Umständen keine Besorgnis mehr einflößen: der Seekrieg hörte infolge des Sieges bei Issos von selbst auf.

7. Unterwerfung von Phönikien und Palästina.

Von der Ostgrenze Syriens her, bis wohin er in unaufhaltsamer Flucht geeilt war, sandte Darius an Alexander ein Schreiben, in welchem er denselben um die Freilassung seiner Familie ersuchte und ihm zugleich Friedensunterhandlungen anbot. Alexander lehnte den Friedensantrag ab und erklärte in seinem Antwortschreiben dem Perserkönige geradezu, daß er sich als den Herrn von Asien ansehe und von seiten des Darius eine unbedingte Unterwerfung verlange. Er überließ hierauf den persischen König einstweilen sich selbst und zog mit dem Heere nach Phönikien, um dieses Land, sowie Palästina und Ägypten zu unterwerfen und so sich vollends in den Besitz aller Küstenländer des Mittelländischen Meeres zu setzen, ehe er in das Innere des persischen Reiches eindringe. Die Phöniker ergaben sich dem makedonischen König freiwillig, mit Ausnahme der Bewohner von Tyros, welche neutral bleiben wollten und deswegen den Makedoniern ihre Stadt verschlossen. Dieses Widerstreben und die Hartnäckigkeit, mit welcher die Tyrier dem König unmittelbar nach einem so glänzenden und entscheidenden Sieg gegen das gesamte persische Reichsheer den Eintritt in ihre Stadt versagten, muß uns in Verwunderung setzen, da Alexander gegen die Einwohner aller besiegten Länder große Milde bewies, den kleinasiatischen Griechen sogar ihre Volksherrschaft wiedergegeben und selbst in der cilicischen Stadt Soli, welche noch nach ihrer Besetzung persische Gesinnung verriet, die Demokratie wiederhergestellt hatte. Man muß daraus notwendig schließen, daß die tyrische Republik wichtige Beweggründe hatte, der persischen Oberherrschaft so lange als möglich getreu zu bleiben: wahrscheinlich waren es vorteilhafte Handelsverbindungen mit dem inneren Persien, dem persischen Meerbusen und dem Lande Armenien, welche die Tyrier fester an Persien knüpften, als die übrigen phönikischen Städte: und Erinnerungen an frühere Tage, wo die Stadt den mächtigsten assyrischen und babylonischen Herrschern Trotz geboten hatte, mochten zu dem verhängnisvollen Entschlusse das ihrige beitragen.

Alexander durfte eine so wichtige Stadt nicht unbesiegt in seinem Rücken lassen. Er beschloß also, das durchzusetzen, was die assyrischen und babylonischen Könige nicht hatten ausrichten können. Er erreichte es durch unerschütterliche Energie und durch die Mittel griechischer Wissenschaft. Der neuere und wichtigere Teil von Tyros lag seit der Belagerung der Stadt durch Salmanassar auf einer kleinen Insel, welche durch eine etwa 1000 Schritt breite Meerenge vom festen Lande geschieden war. Diese Meerenge, welche jetzt in eine Landzunge umgewandelt ist, war schon zu Alexanders Zeit zum Teil versandet; es wurde daher im makedonischen Kriegsrat beschlossen, durch die Kunst dasjenige zu vollenden, was die Natur angefangen hatte, und vermittelst eines Dammes einen Angriff zu Lande möglich zu machen. Das ganze Heer und die Bewohner der benachbarten Landschaften, die man zusammentrieb, mußten an der Aufführung dieses Dammes arbeiten; Alexander selbst legte Hand an und ermutigte durch Beispiel und Belohnungen die Soldaten. Maschinen, welche auf dem Ende des Dammes errichtet wurden und beständig Steine, Balken und Pfeile auf die Belagerten schleuderten, schützten die Arbeiter gegen die Tyrier, die von ihren Mauern und Schiffen aus die Annäherung des Dammes an die Stadt zu hindern und die Wirkung der makedonischen Maschinen durch sinnreiche Erfindungen zu vereiteln suchten. Man mußte bald die Hoffnung aufgeben, Tyros von dem Damme aus zu erstürmen, und rüstete daher Schiffe aus, um die Feinde zugleich auf ihrem eigentlichen Elemente, der See, anzugreifen. Alexander umstellte die Stadt rundum mit seinen Schiffen: die Tyrier aber, deren Mauern auf der Seeseite weniger stark waren, als gegen den Damm hin, wußten auch der neuen drohenden Gefahr zu begegnen. Sie errichteten zehn Fuß von der alten Mauer entfernt eine neue und füllten den Raum zwischen beiden mit Schutt und Steinen aus. Darauf brachte Alexander neue Maschinen auf seine Schiffe und zerstörte einen Teil der Mauer. Die Tyrier boten dagegen die ganze Kraft ihrer Maschinen auf, nötigten durch die vielen aus denselben geschleuderten Geschosse die Makedonier zum Rückzug und bauten dann die Mauer von neuem auf.

Als endlich der Damm bis an die Stadt selbst vorgerückt war, ließ der König auf demselben hohe Türme errichten, von welchen seine Truppen vermittelst Fallbrücken auf die Zinnen der Stadtmauern zu dringen suchten. Die Tyrier machten darauf neue, sinnreiche Erfindungen, um dieses abzuwehren und die feindliche Kriegsbaukunst durch die ihrige zu lähmen. Sie schmiedeten lange Stangen mit vielen Widerhaken und rissen mit denselben die auf den Türmen Stehenden herunter. Sie machten große Harpunen und Sicheln, welche zum gleichen Zweck unter die Feinde geschleudert und durch Seile und Maschinen

zurückgezogen wurden. Sie warfen große Netze aus, durch welche die Makedonier von den Angriffstürmen herabgerissen oder wenigstens in Verwirrung gebracht wurden. Sie streuten durch Maschinen über die Feinde glühenden Sand aus, der zwischen den Fugen der Rüstungen eindringend eine Höllenqual verursachte. Sie warfen glühende Kugeln von Eisen in dichtem Hagel auf die Makedonier: kurz, sie boten so sehr alle ihre Kräfte und Erfahrungen auf, daß sie nach allen Berichten offenbar reicher an Gegenerfindungen waren, als die Belagerer an Erfindungen. Sie verdienen unsere Bewunderung um so mehr, je weniger sie irgend einen Entsatz oder einen glücklichen Ausgang des Kampfes erwarten konnten. Sieben Monate lang hielten so die Bewohner einer einzigen Stadt das ganze makedonische Heer auf, sie thaten es an Geschicklichkeit und Heldenmut den Belagerern gleich, zeigten der Welt, daß ein Widerstand gegen das makedonische Heer und seinen Führer möglich war, und beschämten ihren eigenen Oberherrn, den König eines ungeheuren Reiches, welcher während der langen Dauer des Kampfes kein Heer zusammenzubringen und keine Mittel zu finden wußte, um einen Entsatz auch nur versuchen zu lassen.

Allein nach sieben Monaten unablässigen Ringens vermochte Alexander zu einem allgemeinen Sturm von allen Seiten her zu gelangen, und dieser führte zum Ziele: nach einem letzten blutigen Kampfe wurde die Stadt von den Makedoniern erobert (im Juni 332 v. Chr.). Von den Einwohnern hatte sich gleich anfangs ein Teil geflüchtet und nur diejenigen, welche zur Verteidigung beitragen konnten, 22 000 an der Zahl, waren zurückgeblieben. Diese wurden, so viele noch von ihnen am Leben waren, fast insgesamt in die Sklaverei verkauft. Weil eine so große Zahl der Bevölkerung zu Schiffe entflohen war, so ist es begreiflich, daß Tyros bald von neuem erstehen konnte und kurze Zeit nach ihrer Erstürmung doch wieder zu einiger Blüte gelangte.

Die Berge und Pässe des benachbarten Festlandes hatte Alexander während der Belagerung von Tyros besetzt. Alle Festungen von Phönikien und Palästina öffneten ihm freiwillig ihre Thore, mit Ausnahme von Gaza an der ägyptisch-syrischen Grenze, welches erst nach einer zweimonatlichen Belagerung und einem nicht minder heroischen Widerstande, als die Tyrier ihn geleistet, genommen wurde. Auch die Israeliten unterwarfen sich ihm von freien Stücken. Daß Alexander damals nach Jerusalem gezogen sei und in dem dortigen Jehovahtempel ein Opfer dargebracht habe, ist eine Erdichtung späterer jüdischer Schriftsteller; von den glaubwürdigen Berichterstattern weiß kein einziger etwas davon, und es ist deshalb als gewiß zu betrachten, daß er den Boden der Stadt Jerusalem nie betreten hat. Während er nun die zwischen Tyros und Ägypten gelegenen Gegenden sich unterwarf, soll

er einen zweiten Friedensantrag von Darius erhalten haben. An dieses Anerbieten hat man einen jener interessanten Aussprüche angeknüpft, deren so viele von Alexander berichtet werden, ohne daß man ermitteln kann, was an denselben wahr oder erdichtet ist. Darius bot dem makedonischen König, wie es heißt, den Besitz aller diesseit des Euphrat gelegenen Länder, sowie die Hand einer seiner Töchter und eine große Summe als Lösegeld für die gefangenen Frauen der königlichen Familie. Parmenio, welcher vielleicht damit die Gesinnung vieler der makedonischen Führer aus Philipps Zeit aussprach, war der Meinung, man solle auf diese Anerbietungen eingehen und, wenn er Alexander wäre, so würde er den Antrag des persischen Königs annehmen. Alexander wies aber die von ihm entwickelten Gründe mit der Erklärung zurück: „Auch ich würde es thun, wenn ich Parmenio wäre."

8. Der ägyptische Feldzug.

In Ägypten hatte der persische Statthalter Mazakes die lange Zeit während welcher Alexander vor Tyros und vor Gaza aufgehalten worden war, nicht so benutzt, wie er sie hätte benutzen können. Allein die Umstände selbst hatten ihn zum Teil dabei gehindert. Mazakes, welcher eigentlich bloß Unterstatthalter war, hatte nur wenig persisches Kriegsvolk, weil der Oberstatthalter des Landes mit dem größten Teil der Truppen, welche in Ägypten zu liegen pflegten, sich vor der Schlacht bei Issos an das persische Reichsheer angeschlossen hatte. Außerdem waren die Ägypter mit der persischen Herrschaft sehr unzufrieden, griechische Söldner aber anzuwerben, schien seit dem Angriffe, den diese Söldner kurz zuvor auf das Land gemacht hatten, bedenklich. Mazakes machte daher nicht einmal einen Versuch, sich den Makedoniern zu widersetzen, sondern nahm dieselben, als sie zu Ende des Jahres 332 v. Chr. in Ägypten ankamen, freundlich auf. Alle Städte des Landes öffneten dem makedonischen König ihre Thore. Dieser wollte keine Zeit verlieren und drang nicht weiter als bis Memphis im Lande vor. Ober-Ägypten mußte notwendigerweise dem, was Unter-Ägypten that, folgen. Es bedurfte daher für Alexander nur noch der Besetzung der Oase des Ammoniums, um den ganzen Handel der oberhalb Ägyptens gelegenen Nilländer und somit diese selbst von sich abhängig zu machen. Ehe er nach dieser Oase zog, suchte er an der Seeküste Ägyptens eine Stelle, an welcher er für dieses reiche und fruchtbare Land, das von jetzt an mit der übrigen Welt in nähere Verbindung kommen und für sie eine hervorragende Wichtigkeit erhalten sollte, eine neue Hauptstadt erbauen könnte. Er fand die richtige Stelle mit dem ihm eigenen

Scharfblick und legte den Grund zu der nach ihm benannten Stadt Alexandria, welche das schönste Denkmal seiner Größe geblieben ist, für die Bildung des menschlichen Geschlechts bald nach des Königs Tod die größte Bedeutung erlangte und die in der späteren Litteratur überall hervorleuchtende Verbindung ägyptischer und griechischer Weisheit veranlaßte.

Darauf zog er mit einem auserlesenen Teile seines Heeres an der Seeküste hin bis zur Westgrenze Ägyptens und von da landeinwärts durch die Wüste nach der Oase Siwah. Es war nicht allein deren Bedeutung für den Handel und für die politische Stellung der Nilländer, was den makedonischen König zu diesem Marsche bewog, sondern auch die Wirkung, welche ein solcher Zug auf Griechen und Makedonier ausüben mußte. Alexander legte nämlich bei seinen Unternehmungen den größten Wert auf Vorzeichen, Orakel und Wunder und machte aus denselben ein sehr wirksames Mittel, die Herzen abergläubischer Bevölkerungen an sich zu fesseln. In der Oase stand ein uralter, durch seine Orakel weithin berühmter Tempel desjenigen ägyptischen Gottes, welchen die Griechen Zeus Ammon, die Ägypter Amun-Ra nannten. Weil Alexander später als Beherrscher von Asien das Zeremoniell seines Hofes nach orientalischen Begriffen und Gewohnheiten einrichten wollte, so bediente er sich des Ammonischen Orakels, um dies vorzubereiten. Er ließ sich von dem Oberpriester für einen Sohn des Gottes erklären. Die alten Generale seines Vaters, welche anfangs darüber bloß spöttelten, sprachen nachher, als er die erwähnte Anwendung davon machte, laut ihre Mißbilligung aus. Hellenen und Makedonier nahmen sonderbarerweise ihrem großen König dasjenige übel, was ihnen in Herodots Erzählung, daß die delphische Priesterin gezweifelt habe, ob der Gesetzgeber Lykurg ein Gott oder ein Mensch sei, nicht im mindesten anstößig war, und was sie selbst bald nach Alexanders Tode sich von den elendesten ägyptischen Königen gern gefallen ließen, welche sich in ihren Verordnungen und auf den öffentlichen Denkmälern Götter nannten, wie die altägyptischen Pharaonen es gethan. Alexander bediente sich der göttlichen Abstammung, die er seitdem, wo es ihm paßte, in Anspruch nahm, nur als eines Mittels der Regierungsweisheit, vermittelst dessen er die Orientalen sich leichter unterwürfig erhalten konnte. Erst später, als auch dieser große Mann dem Übermaße des Glückes erlegen war, mißbrauchte er den Titel eines Halbgottes und gefiel sich in dem leeren Pomp einer scheinbar übernatürlichen Größe. Er selbst glaubte an eine unsichtbare höhere Ordnung der Dinge und legte demgemäß auch einen Wert auf Vorzeichen und Orakelsprüche. Noch öfters aber machte er denselben Gebrauch vom Aberglauben, welchen Xenophon, der nicht im mindesten

an solche Dinge glaubte, an der Spitze der Zehntausend mit so vielem Erfolge von demselben gemacht hatte. Deshalb ließ er den Seher Aristander auf allen seinen Zügen eine große Rolle spielen; deshalb hatte er aus dem Athenetempel von Troja einen heiligen Schild mitgenommen, dessen er sich in seinen Schlachten und Kämpfen bediente, um im Augenblick der Not das Heer dadurch begeistern und alle Anstrengungen desselben auf einen Punkt richten zu können. Aus ebendemselben Grunde ließ er sich den Sohn des Zeus Ammon nennen: er suchte dabei die griechische Idee von Halbgöttern mit der Gewohnheit der Orientalen, alles Große und Mächtige mit dem Übersinnlichen und Göttlichen zu vermischen, in Verbindung zu bringen.

Von der Oase des Amun kehrte Alexander auf einem andern Wege nach Memphis zurück. Hier ordnete er die Angelegenheiten Ägyptens und richtete die Verwaltung des Landes ein. Er that dies mit bewunderungswürdiger Einsicht und ganz in der Weise, wie es für seine Herrschaft, für die Ägypter selbst und für die im Lande angesiedelten Griechen am besten war. Er trennte die bürgerliche Verwaltung, das Kriegswesen und die Finanzen voneinander. Die alte Einteilung des Landes in Distrikte oder Nomen ließ er bestehen, behielt die eingebornen Vorsteher oder Nomarchen derselben bei und bestellte zwei Ägypter als oberste Leiter der ganzen bürgerlichen Verwaltung. Die im Lande zurückbleibende makedonische Kriegsmacht dagegen übergab er zweien seiner Generale. Die Steuern ließ er in der altägyptischen Weise durch die Nomarchen distriktweise erheben; an die Spitze des ganzen Finanzwesens aber setzte er einen in Ägypten angesiedelten Griechen, Kleomenes, als Oberintendanten, an welchen die Nomarchen die erhobenen Abgaben entrichten mußten. Diese Anordnungen waren vortrefflich und entsprachen so sehr dem ganzen Charakter des Landes und seiner Einwohner, daß später die Römer, als sie Ägypten sich unterwarfen, seinem Beispiele folgten und in ähnlicher Weise die Verwaltung dieser Provinz ihres Reiches einrichteten. Nur in der Wahl des Kleomenes war Alexander sehr unglücklich.

Dieser erlaubte sich zum Besten der Kasse seines Gebieters sowie zu seiner eigenen Bereicherung die ärgsten Erpressungen. Er konnte dies gerade deshalb um so leichter thun, weil die Nomarchen Eingeborene waren; denn wären diese Griechen oder Makedonier gewesen, so hätten sie sich schwerlich solche Bedrückungen, wie Kleomenes sie ausübte, gefallen lassen. Gerade dasjenige also, was für die Ägypter eine Wohlthat war, und was nach Alexanders Meinung ihnen eine bessere Verwaltung sichern sollte, ward durch die Wahl des Kleomenes eine Quelle des Unglücks für sie. Dieser benutzte alles, was nur irgend dazu zu gebrauchen war, um Erpressungen zu machen. Er erklärte

z. B. einmal den Priestern eines Distrikts, in welchem die Krokodile als heilige Tiere verehrt wurden, daß er auf diese Jagd machen lassen wolle, weil schon einige Male Leute aus seinem Gefolge von denselben gefressen worden wären. Die Priester schossen, um ihre göttlichen Tiere zu retten, große Summen Geldes zusammen, und für diese nahm Kleomenes bereitwilligst die angedrohte Maßregel zurück, mit der es ihm natürlich von Anfang an nicht Ernst gewesen war. Ein andermal kaufte er alles Getreide des Landes auf und gab es dann an die Einwohner zu einem vielfach höheren Preise ab, den er beliebig hatte bestimmen können, da kein Getreide von außen her bezogen werden konnte. Selbst aus der Anlage der Stadt Alexandria machte er ein Mittel zu einträglichen Erpressungen. Um diese Stadt schnell emporzubringen, hatte Alexander befohlen, daß alle Schiffe und Kaufleute des drei Meilen von Alexandria entfernten Hafens von Kanopus nach der ersteren Stadt gebracht werden sollten. Die Kanopiten boten, noch ehe die Erbauung von Alexandria vollendet war, dem Kleomenes Geld an, um sich dieser Gewaltmaßregel zu entziehen. Kleomenes nahm das Geld: als aber die Anlage von Alexandria beendigt war, verlangte er unter allerlei Vorwänden noch eine so ungeheure Summe, daß die Einwohner von Kanopus dieselbe nicht bezahlen konnten und also doch nach jener Stadt sich übersiedeln lassen mußten. Der König, dessen Gunst Kleomenes sich zu erhalten wußte, war schwach genug, diesem habgierigen Statthalter die Mißhandlung eines ganzen Landes zu verzeihen; nach Alexanders Tode aber erhielt derselbe die verdiente Strafe dennoch: der makedonische General Ptolemäos, welcher in Ägypten sich zum Herrscher aufwarf, ließ ihn ermorden und hatte dadurch den doppelten Vorteil, daß er sowohl den bedeutenden Ertrag der Erpressungen desselben erhielt, als auch alle Ägypter durch die Hinwegräumung ihres Peinigers für sich gewann.

Durch die Besetzung von Ägypten hatte Alexander die Eroberung der westlichen Küstenländer des persischen Reiches vollendet. Er war jetzt im Besitze der reichsten Gegenden und aller der Länder, von welchen Europa damals mit den Erzeugnissen des Ostens versorgt wurde. Mit um so größerer Zuversicht konnte er also jetzt den Marsch in das Innere von Asien antreten, um den unglücklichen persischen König aufzusuchen, welcher unterdessen noch einmal die ganze streitbare Macht seines Reiches, soweit er es noch beherrschte, aufgeboten hatte. Ehe Alexander Ägypten verließ, trafen aus Europa neue Verstärkungen bei ihm ein, an welchen es ihm von jetzt an nie mehr fehlte, da er Geld genug hatte, um die Habsucht griechischer Söldner befriedigen zu können. Im Frühling des Jahres 331 v. Chr. brach er mit seinem Heere von Memphis auf und zog über Phönikien und Syrien nach dem Euphrat.

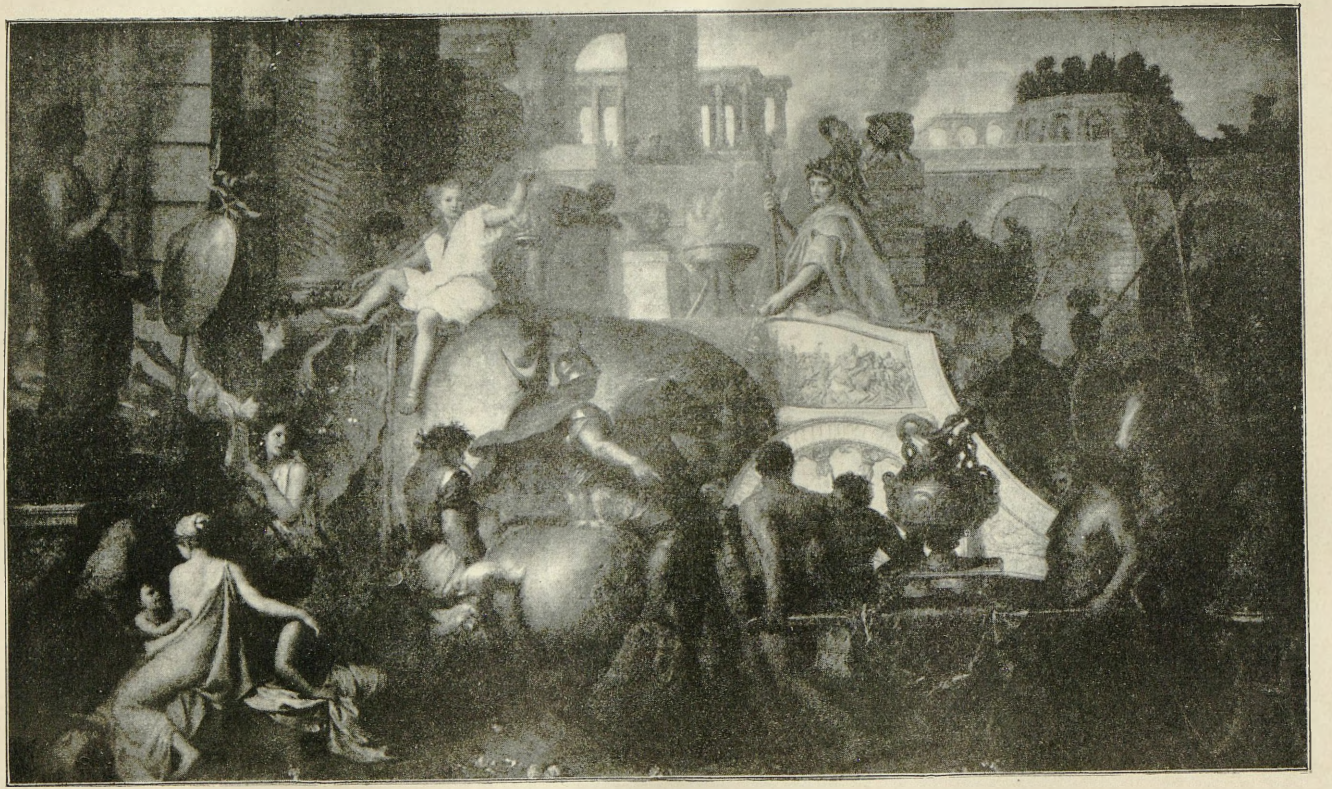
9. Von der Besetzung Ägyptens an bis zur Eroberung des eigentlichen Persiens.

Will man die Erzählungen von Alexanders Kriegszug in das Innere des persischen Reiches begreifen, so muß man an die Züge eines Cortez und Pizarro gegen Mexiko und Peru oder an die Kriege der Engländer in Ostindien denken. Hier wie dort fliehen ganze Massen von bewaffneten, aber aller Seelenstärke und jeder Art von Kriegswissenschaft ermangelnden Völkerschaften vor einer kleinen Zahl geübter, mutiger, an sichere Ordnung gewöhnter Streiter, obgleich es sich für jene um die Verteidigung des heimischen Bodens handelt. Die eigentlichen Pläne des persischen Hofes und wieweit solche Pläne überhaupt bestanden haben — dies zu ermitteln, ist freilich nicht möglich, da die Werke aller gleichzeitigen Geschichtschreiber untergegangen sind und wir von persischer Seite gar keine Darstellung haben; was für Pläne Darius aber auch gehabt haben mag, ihre Ausführung war in jedem Falle höchst elend. Ein persisches Corps war unter Mazäos nach Thapsakos am Euphrat, wo die gewöhnliche Straße über diesen Fluß führte, geschickt worden, um den Makedoniern den Übergang zu wehren und hatte daselbst die Brücke zum Teil abgebrochen; dennoch ergriff Mazäos bei der Annäherung des makedonischen Heeres die Flucht, ehe er auch nur einen Versuch gemacht hatte, dasselbe aufzuhalten. Ein anderer persischer General sollte den Makedoniern den Übergang über den Tigris streitig machen; während aber diese an einer sehr gefährlichen Stelle, an welcher sie leicht hätten aufgehalten werden können, über den Fluß setzten, beschäftigte sich der Perser mit der Verwüstung des Landes in der Nähe des Tigris, um dem Feinde die Mittel zum Lebensunterhalt zu entziehen.

König Darius, welcher während des phönikischen und ägyptischen Feldzuges der Makedonier aufs neue ein ungeheures Heer gesammelt hatte, hoffte seinen Gegner in die nordwestlich von Syrien gelegene Wüste zu locken, in welcher, gegen 300 Jahre später, der Römer Crassus mit seinen Truppen umkam. Alexander ließ sich aber nicht wie dieser täuschen. Er zog durch die heutigen Länder Diarbekr und Mossul, am Tigris hinab bis in die Nähe des Großen Zab, wo am Fuße der kurdischen Gebirge eine weite Ebene sich ausbreitet. Hier traf er auf das Heer des Darius, der seinem Feinde sogleich die Schlacht anbot, welche dieser selbst sehnlich wünschte. Man schätzt, ob mit gutem Grunde, mag dahinstehen, die Zahl der Truppen, welche Darius hier dem höchstens 50 000 Mann starken Heere Alexanders entgegenstellte, auf eine Million. Trotz dieser großen Überzahl der Feinde war aber Alexander schon im voraus des Sieges so gewiß, daß er Parmenios

Rat, die Feinde bei Nacht und durch einen plötzlichen Überfall anzugreifen, verschmähte, weil er dadurch sich selbst der halben Ehre des Kampfes würde beraubt haben, oder weil er jenen ungeheuren Massen gegenüber bei einem nächtlichen Kampfe seiner eigenen Truppen nicht hätte Meister bleiben können. In diesem sicheren Gefühle überließ sich Alexander in der Nacht vor der Schlacht bis in den Morgen hinein einem ruhigen Schlummer. Wohl konnte er aber auch des Sieges gewiß sein, wenn die Berichte der alten Schriftsteller über das persische Heer der Wahrheit gemäß sind; denn dieses bestand nach jenen Schilderungen aus einem so bunt gemischten Haufen von meist ungeordneten Scharen, daß an regelmäßige Bewegungen und an eine pünktliche Ausführung der Befehle, worauf doch im Kriege alles ankommt, durchaus nicht zu denken war.

Im Anfange des Oktobers 331 v. Chr. wurde in der Nähe der assyrischen Orte Arbela und Gaugamela die entscheidende Schlacht geliefert. Die Makedonier erfochten mit einem Verluste von höchstens 500 Mann den Sieg, das persische Heer löste sich, wie bei Issos, gänzlich auf und verlor im Kampfe und auf der Flucht fast 100 000 Mann. Eine unermeßliche Beute, unter derselben des Darius Wagen, Schild und Bogen fielen in Alexanders Hände. Der persische König floh mit einem kleinen Teile seines Heeres, den er eiligst zusammenraffte, nach Ekbatana, der Hauptstadt von Medien, während die persischen Generale Ariobarzanes und Mazäos mit den übrigen Trümmern des Heeres sich nach Babylon und dem eigentlichen Persien retteten. Alexander überließ den persischen König seinem Schicksale und eilte, den Süden der persischen Monarchie in Besitz zu nehmen. Er zog gegen Babylon, wo Mazäos, am Widerstande verzweifelnd, ihm sogleich die Thore öffnete. Den Babyloniern versprach er gleich nach seiner Ankunft, ihrer Stadt den alten Glanz und den einheimischen Kultus wiederzuverschaffen, befahl, die einst von den Persern zerstörten Tempel wieder aufzubauen, forderte die Chaldäer zur Wiederherstellung ihres alten Gottesdienstes auf und schmeichelte ihnen und dem Volke dadurch, daß er selbst ihrem Hauptgotte ein Opfer darbrachte. Während er in Babylon verweilte, war der makedonische General Philoxenos, welchen der König vom Schlachtfelde von Arbela aus nach dem eigentlichen Persien abgesandt hatte, glücklich bis nach Susa vorgedrungen. Auch diese Stadt hatte sich freiwillig ergeben und mit ihr war ein barer Schatz von mindestens 40 000 Talenten (an 174 Millionen ℳ) nebst einer großen Menge von Kostbarkeiten in die Hände der Makedonier gefallen. Unter der dort gemachten Beute befanden sich auch die Statuen der von den Athenern gefeierten Tyrannenmörder Harmodios und Aristogiton, welche Xerxes einst von seinem Zuge nach



Alexanders Einzug in Babylon.

Nach einem Gemälde von Ch. Lebrun im Louvre zu Paris.

Griechenland mitgebracht hatte. Alexander schickte dieselben nach Athen zurück, weil er jede Gelegenheit benutzte, um sich die Herzen des auf den Ruhm seiner Vorfahren nicht wenig eingebildeten athenischen Volkes zu gewinnen.

Nachdem er kurze Zeit in Babylon gerastet hatte, brach er nach Susa auf. Unterwegs langte aus Europa eine Verstärkung von 6600 Makedoniern, 5000 Peloponnesiern und 4100 Thrakern bei ihm an. Von Susa aus eilte er, das eigentliche Persien zu besetzen. Auf diesem Zuge fand er nur in den zwischen Susa und Persepolis sich erhebenden Gebirgen Widerstand, und auch dieser war von keiner Bedeutung. Die rohen Bergvölker, welche ihm den Durchgang durch ihr Land zu erschweren suchten, die Uxier, wurden durch ein erlesenes Corps unter Alexanders persönlicher Führung umgangen und leicht zurückgejagt; ebenso ward das Corps des Ariobarzanes teils niedergemetzelt, teils zersprengt. Die Makedonier besetzten hierauf die alten persischen Hauptstädte Pasargadä und Persepolis ohne die mindeste Schwierigkeit.

10. Aufstand in Griechenland unter König Agis II. von Sparta.

Um dieselbe Zeit aber, als Alexander sich des eigentlichen Persiens bemächtigte, und während er von dort aus den fliehenden König Darius verfolgte, erregten ihm die Spartaner einen Krieg in Griechenland, der gefährlich gewesen sein würde, wenn er nicht mit einer großen, sonst mehr seinem Vater als ihm eigenen politischen Klugheit die Athener von den Spartanern getrennt gehalten und dadurch die Verbreitung der ausbrechenden Feuersbrunst gehemmt hätte. Er hatte gleich seinen ersten Sieg in Asien benutzt, um der Eitelkeit des athenischen Volkes zu schmeicheln, und dann zu demselben Zweck sich des Umstandes bedient, daß in Syrien ein von den Athenern an den Perserkönig abgeschickter Gesandter in seine Gewalt geriet. Als nachher, auf seinem Marsch von Ägypten nach dem Euphrat, in Tyros eine Gesandtschaft des athenischen Volkes zu ihm kam, um ihm zu seinen Siegen Glück zu wünschen, empfing er dieselbe sehr gnädig und gab auf ihre Bitten die in der Schlacht am Granikos gefangenen Athener frei: er vervollständigte den günstigen Eindruck, den dies machen mußte, durch feine Artigkeiten, wie die Zusendung der erbeuteten Standbilder ihrer Freiheitshelden Harmodios und Aristogiton, die wir soeben erwähnt haben. Sein Zweck ward so völlig erreicht, daß selbst Demosthenes keinen Versuch gemacht zu haben scheint, die Athener zur Teilnahme an dem bald nachher ausbrechenden Kriege der Spartaner gegen Antipater zu bewegen.

Der spartanische Staat hatte damals in Agis II. einen sehr unternehmenden Mann an seiner Spitze. Dieser trachtete schon seit einiger Zeit danach, eine allgemeine Erhebung der griechischen Nation gegen die makedonische Oberherrschaft zu stande zu bringen. Um sich die Ausführung seines Vorhabens zu erleichtern, hatte er von den griechischen Söldnern, welche aus der Schlacht bei Issos entkommen waren, 8000 Mann an sich gezogen und zugleich in Thrakien einen Aufstand gegen die Makedonier erregt. Die Nachricht von Alexanders Sieg bei Arbela trieb ihn und andere Griechen, eine letzte und äußerste Kraftanstrenguug zu machen, ehe das persische Reich ganz vernichtet würde. Zu diesem Ende sammelte Agis ein bedeutendes Heer und bewog fast den ganzen Peloponnes zur Ergreifung der Waffen. Auch in andere Teile Griechenlands verbreitete sich die durch den spartanischen König hervorgerufene Aufregung, so daß, wenn es diesem gelungen wäre, dem Heere des makedonischen Reichsverwesers Antipater eine Niederlage beizubringen, wahrscheinlich ganz Griechenland sich gegen die makedonische Herrschaft erhoben haben würde. Wäre nicht Athen durch Alexanders kluges Benehmen in Ruhe gehalten worden, so würde Antipater vielleicht gleich anfangs auch noch mit andern als bloß den peloponnesischen Staaten zu kämpfen gehabt haben.

Agis hatte ein Heer von 20 000 Mann zu Fuß und 2000 Reitern zusammengebracht und begann den Krieg damit, daß er das arkadische Megalopolis belagerte, das, zugleich mit Pellene in Achaja, allein von allen peloponnesischen Städten am Aufstande nicht teilnahm. Antipater seinerseits hatte auf die erste Nachricht vom Ausbruch des Krieges so schnell als möglich die thrakischen Angelegenheiten durch einen Vergleich in Ordnung gebracht und eilte hierauf mit 40 000 Mann in den Peloponnes. Er kam zur rechten Zeit bei der Stadt Megalopolis an, welche ihrem Falle bereits nahe war. Da sowohl er als Agis eine schnelle Entscheidung wünschten, so kam es gleich nach seinem Erscheinen hier zu einer blutigen Schlacht (im August 330 v. Chr.). Beide Teile kämpften mit großer Erbitterung, so daß von den Makedoniern 3500, von den Peloponnesiern mehr als 5000 geblieben sein sollen. Antipater siegte zwar, mußte aber seinen Sieg viel theurer bezahlen, als Alexander die in Asien errungenen, wie man aus einer Vergleichung der von diesem am Granikos und in den anderen Schlachten erlittenen Verluste mit der Zahl der bei Megalopolis gefallenen Makedonier ersieht. Agis selbst starb den Tod eines Helden. Als er schwer verwundet aus dem Gefecht getragen wurde, entließ er seine Begleiter und befahl ihnen, sich dem Vaterlande zu erhalten. Er selbst beschloß, auf eine seiner Vaterstadt und des königlichen Namens würdige Weise zu sterben. Er ließ sich seine Rüstung wieder anlegen, kämpfte, da er

nicht mehr aufstehen konnte, mit dem einen Knie auf die Erde gestemmt, gegen die herandringenden Feinde und starb erst, nachdem er mehrere derselben getötet hatte. Agis' Heldentod und die große Zahl seiner zugleich mit ihm gefallenen Landsleute beweist, daß, während die Athener ihren Kriegsdienst schon längst gemieteten Fremden überließen, den Spartanern noch die kriegerische Tugend der alten Zeit geblieben war, obgleich die angestammten Sitten auch bei ihnen sich schon aufgelöst hatten und ihre politischen und polizeilichen Einrichtungen dem Einflusse der Zeit gewichen waren.

Infolge dieser Schlacht bei Megalopolis war Spartas Macht so gut wie vernichtet. Antipater begnügte sich, die Spartaner unschädlich gemacht zu haben, und verfolgte seinen Sieg nicht weiter. Er fürchtete teils Alexanders Eifersucht, teils den Wiederausbruch der Bewegungen in Thrakien; überdies war sein Heer nur mit Mühe zusammengebracht worden und konnte deswegen nicht lange zusammengehalten werden. Als ihn daher Agis' Bruder und Nachfolger, Eudamidas I., um Frieden bitten ließ, that er nichts weiter, als daß er die Spartaner zu einer demütigenden Gesandtschaft an Alexander nötigte. Dieser gewährte ihnen hierauf Verzeihung und befahl ihnen nur die Bezahlung von 120 Talenten (510 000 *M*) als Entschädigung für die Bewohner von Megalopolis. So endigte dieser Krieg, den ein Witzwort Alexanders den großen Entscheidungen in Asien gegenüber als einen Mäusekrieg, eine Myomachie, bezeichnet haben soll.

11. Von der Besetzung des eigentlichen Persiens bis zur Eroberung von Baktrien und Sogdiana.

Alexander beschloß im Anfang des Jahres 330 v. Chr. von Persepolis aus nach Ekbatana, dem Sommeraufenthalt der Perserkönige, aufzubrechen, um durch die Besetzung aller Haupt- und Residenzstädte des persischen Reiches den Sturz der herrschenden Familie zu vollenden. Er that damit zugleich dem ganzen Orient die Eroberung dieses Reiches, die er selbst nur einen Wechsel der Dynastie nannte, auf eine feierliche Weise kund. In Persepolis und Pasargadä, wo er vier Monate verweilte, fielen so große Schätze in seine Hände, daß die späteren Geschichtschreiber berichten, es seien 3000 Kamele und eine noch viel größere Zahl von Maultieren nötig gewesen, um diese Reichtümer fortzubringen. In Persepolis soll Alexander beschlossen haben für die Frevel des Xerxes, welcher einst die Tempel Griechenlands und die Stadt Athen zerstört hatte, dadurch Rache zu nehmen, daß er die Königsburg der Perser niederbrennen ließ; es wird uns sogar eine Anekdote über-

liefert, nach welcher eine berühmte griechische Tänzerin, Thaïs, bei einem festlichen Mahle in dem vom Weine erhitzten Sieger diesen Gedanken angeregt und selbst den ersten Feuerbrand in den Palast geschleudert hätte. Daß auf diese Weise der Brand nicht veranlaßt wurde, darf man unbedingt als gewiß annehmen: wie es sich aber in Wirklichkeit mit der Entstehung desselben verhalten habe, ist nicht ins klare zu bringen. Die meisten Geschichtschreiber setzen hinzu, daß der König die That sogleich bereut und den Brand zu löschen befohlen habe. Jedenfalls kann der Palast nicht ganz niedergebrannt sein, weil er größtenteils aus soliden Steinmassen erbaut war.

Nachdem Alexander die Verwaltung der zuletzt eroberten Provinzen des Reiches geordnet hatte, zog er nach Ekbatana, dem heutigen Hamadan, wohin sich Darius von dem Schlachtfelde bei Arbela geflüchtet hatte. Alexander hatte gehört, daß einige streitbare Völker im Norden des Reiches dem Perserkönig Hilfe geschickt hätten, und daß dieser entschlossen sei, seinem Feinde noch einmal ein Treffen anzubieten. Er eilte daher, so bald als möglich nach Ekbatana zu kommen, traf aber den Darius nicht mehr daselbst an. Dieser war, nachdem er vergebens auf jene Hilfe gewartet, bereits durch die sogenannten Kaspischen Pforten, einen in den südlichen Grenzgebirgen von Masanderan gelegenen Paß, in die Provinz Parthien entflohen. Der makedonische König traf zu Ekbatana schnell die nötigen Verfügungen über die Verwaltung von Medien und folgte dann in Eilmärschen dem Feinde nach. Er fand jenen Paß nicht von den Persern besetzt, obgleich derselbe leicht zu verteidigen gewesen wäre: ebensowenig versuchten die Feinde ihn weiter östlich in den Gebirgen, durch welche er ziehen mußte, aufzuhalten.

Als er nur noch wenige Tagereisen hinter dem fliehenden Darius zurück war, erfuhr er durch Überläufer die traurige Lage, in welche dieser durch die ihn begleitenden persischen Großen versetzt worden war. Einige Große seines Gefolges, an deren Spitze Bessos, der Statthalter der Provinz Baktrien oder des jetzigen Landes Balk, stand, hatten sich verschworen und der Person ihres Königs bemächtigt, um denselben nach dem schwer zugänglichen Baktrien zu schleppen, dort entweder in seinem Namen oder selbständig den Krieg fortzusetzen oder im schlimmsten Falle sich durch seine Auslieferung einen vorteilhaften Frieden zu erkaufen. Sie eilten mit dem gefangenen Könige und dem größten Teile des Heeres davon und suchten vor dem nachsetzenden Alexander Baktrien zu erreichen; dieser dagegen bot, als er ihre Absicht erfahren hatte, alles auf, um sie einzuholen. Den größten Teil seiner Truppen ließ er zurück: mit den übrigen setzte er in unbegreiflich schnellen Eilmärschen den fliehenden Verrätern nach. Als

er ihnen endlich nahe gekommen war, verzweifelten sie an der Möglichkeit, den Gefangenen weiter mit sich fortzuschleppen: sie brachten ihm daher eine tödliche Wunde bei und ließen ihn in diesem Zustande zurück, weil sie hofften, daß dadurch der nachsetzende Feind so lange würde aufgehalten werden, bis sie ihm den Vorsprung abgewonnen haben würden. Auf diese Weise gelang es ihnen wirklich, der Gefangenschaft zu entgehen. Alexander erreichte den unglücklichen König wenige Augenblicke nach seinem Ende. Die auf Erregung des Gemüts bedachten späteren hellenischen Geschichtschreiber haben diese Gelegenheit benutzt, um aus dem Ende des letzten persischen Königs aus dem Hause der Achämeniden, an sich schon einem Ereignis von ergreifendem Charakter, eine rührende Scene zu machen: nach ihren Erzählungen wären nämlich einige Makedonier, welche ihrem König vorausgeeilt waren, zu dem sterbenden Darius gekommen; dieser habe sie um einen Trunk für seine lechzende Zunge gebeten, und als einer von ihnen dem unglücklichen Könige etwas Wasser gebracht hatte, habe derselbe ihm dafür mit den Worten gedankt: „Es ist mein größter Schmerz, daß ich dir deine Wohlthat nicht vergelten kann; aber der großmütige Alexander wird dies statt meiner thun; ich reiche ihm durch dich meine Hand." Nach diesen Worten verschied Darius (im Juli 330 v. Chr.). Als wenige Augenblicke nachher Alexander hinzukam, bedeckte er tief bewegt die königliche Leiche mit seinem Mantel. Er sandte dieselbe nach Persepolis, damit sie dort in den Königsgräbern beigesetzt werde.

Nach dem Kriegs- und Völkerrecht, welches seit uralter Zeit im Orient besteht, wird der Eroberer eines Landes von dem Augenblick an, wo sein Gegner gestorben ist, als rechtmäßiger König betrachtet. Nicht mehr bloß der That, sondern auch den Rechtsbegriffen der von ihm unterworfenen Völker nach war daher Alexander jetzt der Herr im persischen Reiche. Er nahm deshalb damals auch einen Teil des persischen Königsschmuckes an, warf sich als rechtmäßiger Nachfolger des Darius sogleich zu dessen Rächer auf und suchte durch die Bestrafung der Königsmörder seinen Sieg zu vollenden. Die verschworenen Satrapen waren nach der Ermordung ihres Königs in ihre verschiedenen Statthalterschaften geflohen, welche alle im Nordosten des persischen Reiches lagen. Ihre Verfolgung begann Alexander damit, daß er die im Südosten des Kaspischen Meeres gelegenen Länder Hyrkanien und Parthien oder das jetzige Masanderan, Dahistan und Khorassan unterwarf, in welche sich ein Teil der Mörder mit ihren Mietstruppen gezogen hatte. Diese ergaben sich bald freiwillig dem Sieger und erhielten Verzeihung. Dann marschierte er nach der Provinz Aria, welche dem östlichen Teile des heutigen Khorassan entspricht. Auch der Satrap dieses Landes, Satibarzanes, unterwarf sich, sobald das make-

donische Heer den Boden seiner Provinz betrat. Durch ihn erfuhr man, daß Bessos in Baktrien den königlichen Titel und den Namen Artaxerxes angenommen habe, und daß er von den benachbarten skythischen Horden Hilfe erwarte, um sich dann gegen die Makedonier in Bewegung zu setzen. Der Eroberer eilte daher nach Baktrien, erhielt aber unterwegs die Nachricht, daß Satibarzanes in seinem Rücken sich empört habe, und wurde dadurch zur Rückkehr genötigt.

Dies veranlaßte den makedonischen König zu einer Änderung des von ihm entworfenen Planes. Er beschloß, von einer anderen Seite her in Baktrien einzudringen. Zuerst wandte er sich gegen Satibarzanes, der bei seiner Ankunft nach Baktrien entfloh, und eroberte schnell dessen Statthalterschaft. Hierauf zog er noch weiter südlich in das Land Sedschestan oder das alte Drangiana, welches die Satrapie des Barzaentes, eines der Mörder des Darius, bildete. Auch dieser ergriff bei seinem Herannahen die Flucht, und das Land wurde ohne Schwierigkeit unterworfen. Im äußersten Süden von Drangiana kam Alexander zu dem Volk der Ariaspen, welches zum Unterschied von den anderen Orientalen eine Staatsverwaltung in der Weise der Griechen eingerichtet hatte und auch durch sein geordnetes Leben und seine Sitten an hellenische Zustände erinnerte. Deshalb gewährte er ihnen dieselbe Achtung und Rücksicht, welche er den griechischen Völkerschaften in der Heimat erwiesen hatte, behandelte sie als ein freies Volk, ließ ihnen ihre alte Verfassung und verlangte nichts weiter von ihnen, als das Bekenntnis ihrer Abhängigkeit von seiner Herrschaft.

Im Lande Drangiana zeigte sich zum erstenmale Unzufriedenheit unter dem Heere: eine Unzufriedenheit, welche hauptsächlich daher rührte, daß Alexander jetzt anfing, sich nicht mehr bloß als Eroberer des persischen Reiches, sondern als wirklichen König desselben anzusehen und der veränderten Lage der Dinge gemäß sowohl in der den Orientalen eigentümlichen Art als König aufzutreten, wie auch seine neuen Unterthanen nicht mehr als bloße Unterworfene zu behandeln. Er überließ zwar den Makedoniern noch immer die Finanzen und die Militärgewalt in den einzelnen Teilen des Reiches, wählte aber die Civilstatthalter der Provinzen und andere Beamte ebensowohl aus den persischen Großen als aus jenen. Außerdem erschien er bei feierlichen Gelegenheiten in persischer Königstracht, nahm sich der ehemaligen königlichen Familie an und behandelte die in sein Gefolge aufgenommenen Perser ebenso wie die Makedonier. Über alles dies murrten die letzteren, weil sie allein ernten und sich den Besiegten gegenüber vollkommen als Gebieter geltend machen wollten. Ihre Unzufriedenheit wurde dadurch noch vermehrt, daß Alexander ihnen keine Rast gönnte, sondern sie zwang, dem Fluge seines Ehrgeizes oder seiner großen Ent-

würfe ohne Unterbrechung zu folgen. Es hatte daher den König um jene Zeit schon einmal große Mühe gekostet, seine Truppen zum Weitermarsche zu bewegen. Die Stimmung wurde bald nachher so bedenklich, daß Antipater, als er davon Kenntnis erhielt, insgeheim mit dem ätolischen Volke ein Bündnis schloß, um sich für alle Ereignisse sicherzustellen und nötigenfalls Gewalt gegen Gewalt setzen zu können.

Diese Unzufriedenheit im Heere hatte eine Verschwörung mehrerer Offiziere zur Folge, welche dem König während seines Aufenthaltes in der Hauptstadt von Drangiana verraten wurde. Einige Makedonier von untergeordnetem Range, die sich in Alexanders Gefolge befanden, wollten, wie es hieß, ihn ums Leben bringen und sollten durch höherstehende Personen, welche sich ihrer als Werkzeuge bedienten, dazu bewogen worden sein. Der König ließ sogleich eine Anzahl Offiziere festnehmen; unter ihnen befand sich auch sein Jugendgespiele Philotas, Parmenios Sohn. Der Vater dieses noch jungen Mannes, einer der ältesten und verdientesten Generale Philipps und zugleich mit Antipater der angesehenste aller Makedonier, war schon längere Zeit mit Alexander gespannt. Er hatte in der Schlacht bei Arbela, wie Alexander glaubte, seine Schuldigkeit nicht ganz gethan und war daher in Medien zurückgelassen worden. Philotas, ein hochfahrender Mann, dessen Stolz dadurch verletzt wurde, spielte seitdem den Gekränkten: er sprach ruhmredig von sich und seinem Vater und äußerte sich dagegen verächtlich über Alexander. Bei der erwähnten Verschwörung hatte er sich dadurch verdächtig gemacht, daß eine Anzeige von derselben zuerst ihm hinterbracht wurde, damit er die Sache dem Könige melde, und daß er dies, ungeachtet einer nochmaligen Mahnung, unterlassen hatte. Ob er selbst aber an der Verschwörung Anteil hatte, ist nicht mit Bestimmtheit zu entscheiden. Alexander rief das makedonische Heer zusammen, um über ihn und die anderen Angeklagten nach altmakedonischer Sitte Recht sprechen zu lassen. Dem Philotas gab er schuld, daß derselbe hochverräterische Pläne entworfen und ihm, seinem Könige, nach dem Leben getrachtet habe. Philotas verteidigte sich gegen diesen Vorwurf ohne Erfolg; das makedonische Heer verurteilte ihn zugleich mit den übrigen Angeklagten zum Tode. Um von Philotas ein Geständnis zu erlangen, durch welches auch Parmenio in die Schuld seines Sohnes hätte verwickelt werden können, ließ Alexander ihn foltern und erlangte auf diese Weise das, was er wünschte. Hierauf ward er nebst den übrigen Verurteilten, nach der bei den Makedoniern üblichen Art der Vollziehung der Todesstrafe, von dem Heere zu Tode gesteinigt.

Welche Zweifel man auch über des Philotas' Schuld hegen kann, so muß man doch jedenfalls zugestehen, daß Alexander sich nicht gegen

ihn vergangen hat. Philotas war durch Zeugen überführt, die rechtlichen Formen waren bei seiner Anklage und Verurteilung nicht verletzt worden, und wenn das gegen ihn erlassene Urteil ungerecht war, so ist deshalb nicht Alexander anzuklagen, sondern das makedonische Heer, welches dasselbe ausgesprochen hat. Anders verhält es sich mit dem Verfahren gegen Parmenio. Da Alexander diesen öffentlich in die Schuld verwickelt hatte, so war zu befürchten, daß Parmenio dadurch, sowie durch die Hinrichtung seines Sohnes zum Äußersten getrieben werden würde. Alexander mußte aber dann das Schlimmste erwarten, da Parmenio bei dem Heere in hoher Achtung stand und überdies, als Kriegsbefehlshaber in Medien, sich bei seiner Empörung der nach der Hauptstadt dieses Landes gebrachten königlichen Schätze bedienen konnte: er beschloß deshalb, ihn hinterlistigerweise umbringen zu lassen. Ein thrakischer Fürst im Heere und zwei griechische Hauptleute übernahmen die Ausführung. Sie eilten nach Ekbatana, kamen noch vor der Nachricht von Philotas' Hinrichtung daselbst an und mordeten den greisen General, der sie, nichts ahnend, vor sich gelassen hatte. Der König, ein Grieche nach Bildung und Erziehung und Herrscher eines freien Volkes, ließ also einen verdienten General auf ebendieselbe Weise, wie der türkische Sultan gegen gefährliche Paschas zu verfahren pflegt, d. h. ungehört und durch ausgeschickte Meuchelmörder aus dem Wege räumen. Wie groß übrigens die Unzufriedenheit der makedonischen Generale damals war, kann man daraus entnehmen, daß bei Gelegenheit von Philotas' Prozeß mehrere derselben, Polemon, Amyntas, Attalos und Simmias verdächtig wurden. Diese Männer, von welchen der erstere einen Teil der Reiterei führte, die drei andern Generale der Phalanx waren, wurden ebenfalls vor dem Heere angeklagt, von diesem jedoch freigesprochen. Alexander erkannte den Spruch des Heeres an und verfolgte jene Generale nicht weiter. Wenn er auf diese Weise das alte makedonische Recht ebenso, wie sein Vater, achtete und aufrecht hielt, so wirft dagegen sein Verfahren gegen Parmenio einen dunklen Schatten auf seinen Charakter und beweist eine Änderung in seiner Gesinnung und Handlungsweise, welche von jener Zeit allmählich sichtbar zu werden anfing.

Von Drangiana wandte Alexander sich nordöstlich. Er zog zuerst an dem Flusse Hilmend hinauf und dann durch das heutige Kandahar und Kabul an den Fuß des rauhen und hohen Alpengebirges, welches der indische Kaukasus oder Hindukusch, in seiner westlichen Fortsetzung aber der Paropamisus heißt und das Land Baktrien oder Balk südlich begrenzt. Auf diesem Wege gelangte er zuerst in das nördliche Afghanistan oder das Land der Arachosier und sodann in das der Paropamisaden, des ersten indischen Volkes, mit welchem er in Be-

rührung kam. Beide Völker unterwarfen sich ihm sogleich. In dem Lande der Paropamisaden verweilte Alexander einige Zeit, um das Ende der strengen Winterkälte abzuwarten und dann über den Hindukusch nach Baktrien zu ziehen. Noch ehe der Winter zu Ende gegangen war, trat er seinen Marsch an. Er durchzog jenes breite und schwer gangbare Gebirge auf dem Wege, der über Bamian und den Paß Dundan Schikan führt. Unter den größten Schwierigkeiten marschierte er durch schneebedeckte, öde Berggegenden, in welchen die Soldaten sich nicht anders als von geschlachtetem Zugvieh und von Wurzeln nähren konnten und noch dazu schwer von der Kälte zu leiden hatten. Dieser Übergang über den Hindukusch war ein schwierigeres Unternehmen als der Zug Hannibals über die Alpen oder der so viel gepriesene Marsch Napoleons über den Großen St. Bernhard. Das makedonische Heer verdient unsere höchste Bewunderung: denn es vollbrachte ohne Karten und ohne den Vorteil der unzähligen Erfindungen neuerer Zeit in noch höheren Gegenden, als die der europäischen Alpenpässe sind, alles dasjenige, was die größten Feldherren unserer Tage mit ganz anderen Mitteln in den Alpen ausgeführt und als die sicherste Grundlage eines unsterblichen Ruhmes angesehen haben.

Bessos hatte sich darauf verlassen, daß die Schwierigkeiten dieses Weges, welche er durch Verwüstungen und durch Entfernung alles dessen, was zum Lebensunterhalte eines Heeres dienen konnte, noch vermehrt hatte, das makedonische Heer abhalten würde, in seine Provinz einzudringen. Als er sich in dieser Hoffnung getäuscht sah, floh er über den Oxus oder Amu-Fluß nach Sogdiana oder in das Land, welches in seiner westlichen Hälfte aus dem heutigen Bochara, im Osten aber aus dem innerhalb unersteiglicher Berge gelegenen Lande Chokand bestand. Baktrien wurde von den Makedoniern ohne die mindeste Schwierigkeit besetzt (Frühjahr 329 v. Chr.) So bald als möglich eilte Alexander dem fliehenden Bessos nach, setzte auf einer schnell verfertigten Notbrücke über den Amu-Fluß und drang auf Marakanda oder Samarkand, die Hauptstadt von Sogdiana, los. Unterwegs erhielt er die willkommene Nachricht, daß Spitamenes, der Satrap von Sogdiana, sich der Person des Bessos bemächtigt habe und bereit sei, denselben den Makedoniern auszuliefern. Alexander ließ seinen General Ptolemäos vorausziehen, um sich des Königsmörders zu versichern. Dies gelang, und Bessos wurde auf Alexanders Befehl gefesselt dem ganzen Heere gezeigt und hierauf dem persischen Prinzen Oxyathres, der sich nach seines Bruders Darius Tode dem neuen Herrn von Asien unterworfen hatte, übergeben, damit ihm derselbe nach persischer Sitte Ohren und Nase abschneide und ihn dann ans Kreuz schlage.

Spitamenes hatte gehofft, durch Auslieferung seines Freundes den Sieger vom weiteren Vordringen abzuhalten: Alexander aber begnügte sich nicht mit der Bestrafung des Königsmörders und Thronräubers, sondern drang unaufhaltsam vorwärts. Ganz Sogdiana wurde nach und nach unterworfen, und Spitamenes suchte vergebens den Makedoniern den Besitz dieses Landes wieder streitig zu machen: er wurde nach mehrmaligen Versuchen in die benachbarte Wüste verjagt, wo er endlich entweder durch seine eigene Gemahlin oder durch einen der dortigen räuberischen Stämme sein Leben verlor. Alexander drang bis zum Sihun- oder Sir-Flusse, dem Jaxartes der Alten, vor, welcher die Nordgrenze Sogdianas bildete, und jenseit dessen das Gebiet der skythischen Raubvölker begann. Er verweilte im ganzen zwei Jahre in Sogdiana und Baktrien, teils weil diese Länder vortrefflich gelegen waren, um von ihnen aus das eroberte Reich zu verwalten, und um das benachbarte Indien, wohin Alexander einen Zug zu unternehmen beschlossen hatte, auszukundschaften, teils aber auch, weil dieser wichtige Landstrich wegen der Unzugänglichkeit seiner Gebirge, wegen des unruhigen Geistes seiner Bewohner und wegen der Nähe der wilden Raubhorden, welche die im Westen und Norden gelegenen Wüsten bewohnten, ohne großen Zeitaufwand nicht völlig unterworfen werden konnte.

Auf dem ganzen Zuge von den Gegenden südlich vom Kaspischen Meere an bis zur nördlichen Grenze Sogdianas zeigt sich Alexanders großer Geist in allem dem, was er zur Verbindung der einzelnen Teile des Reiches, zur Behauptung ihres Besitzes und zur Begründung einer neuen Civilisation Asiens that. Er hatte schon früher einen sicheren Weg von Susa nach Persepolis eröffnet, während die persischen Könige die Sicherheit der Reisenden und ihrer eigenen Beamten und Truppen stets von den im Besitze der Pässe befindlichen Bergvölkern durch eine Art Tribut hatten erkaufen müssen. Er hatte in den Gebirgen südlich vom Kaspischen Meere diese wilden und streitbaren Völker, welche der Herrschaft der Perser immer getrotzt hatten, unterworfen, diese Unterwerfung zu einer sicheren und dauernden gemacht und eine Straße durch ihr Land gebahnt; ebenso schuf er jetzt, auf seinem Eroberungszuge vom Kaspischen Meere bis nach Sogdiana, neue und sichere Verbindungen zwischen dem Osten und Westen, dem Norden und Süden des inneren Asiens. In jenen nordöstlich von Iran gelegenen Landstrichen, in welchen von jeher wenig Einheit und gegenseitige Verbindung stattgefunden hat und zu allen Zeiten umherziehende Horden ein ungeheures Gebiet einnahmen, gelang dem großen makedonischen Könige, was keinem der früheren Beherrscher des persischen Reiches je gelungen war. Die Einrichtungen und Städtegründungen aber, welche er da-

selbst machte, zeigen auf das einleuchtendste, wie richtig sein Blick, wie umfassend sein Geist und wie wohl berechnet seine Schritte selbst in dem Augenblicke waren, als seine Ruhmbegierde ihn zu weit zu führen schien.

Sein Zug von Hyrkanien oder Masanderan bis zum Lande der Agriaspen am Zareh-See in Sedschestan sicherte die Verwaltung im ganzen Lande Khorassan, sowie über Herat hinaus bis Sedschestan, und eröffnete eine bequeme Verbindung zwischen Herat und dem Kaspischen Meer. Zu diesem Zwecke siedelte er an verschiedenen Punkten diejenigen Griechen an, welche in Darius' Heer gedient hatten und legte dadurch den Grund zu einer wiederauflebenden Civilisation. In der Gegend, wo jetzt Herat liegt und die Straßen vom See Zareh, von Balk, von Indien und von Sedschestan sich kreuzen, gründete er die besonders in militärischer Hinsicht wichtige „Alexanderstadt", welche den Namen des Arischen Alexandria führte. Ein zweiter militärischer Punkt war Alexandria in Arachosien, welches am Ausgang der von Kelat im nordöstlichen Beludschistan und vom unteren Indusflusse her führenden Straße lag und vielleicht dem heutigen Kandahar entspricht. Eine dritte militärische Anlage endlich war die Stadt Alexandria am Kaukasus, deren Lage nicht mit Sicherheit zu bestimmen ist, welche aber einerseits die Straße nach Indien, andererseits die Pässe des Hindukusch sicherte. Einige Gelehrte halten diese Stadt für das heutige Kandahar, andere verlegen sie mit mehr Wahrscheinlichkeit weiter nördlich in die Gegend zwischen Kabul und Bamian. In Sogdiana und Baktrien, wo Alexander gleichfalls mehrere neue Städte gründete, war das am Jaxartes oder Sihun-Flusse erbaute Alexandria der nördlichste Punkt, bis zu welchem die Makedonier auf ihrem asiatischen Zuge gelangten. Man nannte es deswegen später Alexandria Eschate, d. h. die am Ende der Welt gelegene Alexanderstadt. Sie war in einer fruchtbaren Gegend angelegt, nicht weit von der Grenze der Steppen und Wüsten, in welchem von jeher rohe Horden hausten. Die Stadt bildete also den Grenzpunkt gegen das Land der Unkultur und erschwerte den Zugang aus demselben zu den Thälern des oberen Jaxartes, in welchen die Städte Chokand, Khodschend, Taschkend und Tunkat von jeher für die Geschichte des mittleren Asiens eine hohe Wichtigkeit hatten. Hier, wie anderwärts, wollte er die Civilisation in seinem Reiche schützen und gegen die Barbarei der Nomadenvölker eine feste Grenze ziehen. Überhaupt belebte er in den Ländern Sogdiana und Baktrien, diesen Ursitzen der Kultur von Mittelasien, die Civilisation von neuem und legte daselbst durch seine Städteanlagen und die vielen Tausende angesiedelter Griechen den Grund zu einer ganz neuen Bildung. Diese Länder, welche bis auf unsere

Tage Sitze des Handels, der Wissenschaft und der Künste geblieben sind, und deren Karawanen den Norden und Westen mit indischen Produkten versorgen, erhielten durch Alexander von neuem die größte Wichtigkeit für die Kultur von Asien, und die Spuren der von ihm dort geschaffenen Bildung finden sich, wenn auch durch den überwuchernden phantastischen Geist des Orients zum Teil unkenntlich gemacht, überall in der neueren Litteratur von Persien und Indien. Auch lebt bei den Bewohnern dieser Länder noch das Andenken an den großen Eroberer Alexander oder, wie er in ihrer Sprache heißt, Iskender.

12. Alexander als Beherrscher des Persischen Reiches.

Bis zum Frühling des Jahres 327 v. Chr., wo er seinen indischen Feldzug antrat, verweilte der König in Sogdiana und Baktrien, mit der Befestigung des Besitzes dieser Länder, der Unterdrückung ausbrechender Empörungen und der Verjagung einfallender skythischer Steppenvölker beschäftigt. Während seines dortigen Aufenthalts änderte sich Alexanders Charakter nach und nach auf eine Weise, durch welche sogar dieser große, an Geist und Herz so vortreffliche Mann zum Beweise dient, daß es der menschlichen Natur schwer wird, auf der schwindelnden Höhe des Glückes den Gleichmut wahrer Größe unerschüttert zu bewahren.*) In derselben Zeit steigerte sich auch die Unzufriedenheit der makedonischen Generale mit ihrem großen Führer, dessen Politik sie nicht verstanden, und dem sie ein Verfahren verargten, durch welches er gerade seine Befähigung zur Gründung und Beherrschung eines Weltreiches bewies. Die meisten Geschichtschreiber haben mit Unrecht diese Unzufriedenheit als eine Folge der im moralischen Charakter Alexanders eingetretenen Änderung hingestellt und sich dazu durch einige Ereignisse, welche damals am Hofe des Königs stattfanden, bestimmen lassen; es müssen daher diese Vorfälle angeführt werden, weil es die Beurteilung des größten Monarchen des Altertums gilt.

Sein Bestreben war schon seit dem Siege bei Arbela darauf gerichtet, die Perser nicht mehr als besiegte Nation, Hellenen und Makedonier nicht mehr als Völker eines schlechthin besseren Stammes zu betrachten, sondern die Überwinder und die Überwundenen einander gleichzustellen und als Glieder eines Reiches innig zu verbinden. Dies

*) Der Herausgeber muß sich hier die Bemerkung gestatten, daß — nach seiner Ansicht — Alexander weniger seinen Charakter als seine Politik änderte: oder daß das, was uns als Änderung in seinem Charakter erscheint, in der Notwendigkeit seiner neuen Stellung lag, welche ihn zwang, als absoluter Herrscher, als Despot, aufzutreten.

führte er erst nach Darius' Tode in einer durchgreifenden und ins Auge fallenden Weise aus, geriet aber darüber mit seinen eigenen Landsleuten, welche nur die Unterdrückung der Besiegten und ein bequemes, glänzendes Leben auf Kosten derselben im Auge hatten, in Zwiespalt. Sie verargten ihm alles, was er zur Erreichung jenes Zweckes that, und je mehr er auf diesem Wege voranschritt, um so mißvergnügter und mürrischer wurde das Heer und namentlich seine Führer. Die von ihm ergriffenen Maßregeln betrafen anfangs bloß Äußerlichkeiten und Formen, sie wurden ihm aber gerade deshalb übel gedeutet; denn die große Mehrzahl der Menschen legt gerade auf unwesentliche Dinge und Kleinigkeiten den größten Wert. Der König nahm die äußere Erscheinung und Lebensweise an, welche der Orient von jeher bei seinen Königen zu sehen gewohnt ist. Er führte einen Teil des persischen Hofzeremoniels ein, legte das persische Diadem und Königsgewand an und ließ auch seine Diener auf persische Weise kleiden, wiewohl er selbst für seine Person diese Sitten nur ausnahmsweise und für die festlichen Gelegenheiten, welche die Entfaltung des vollen königlichen Prunkes zu erheischen schienen, annahm, in der Regel aber nach der alten Weise lebte. Das persische Wesen und Leben war seiner ganzen Natur entgegen, und er suchte außerdem die Vorurteile der Makedonier so viel als möglich zu schonen. Er nahm ferner, was diese ihm ebenfalls sehr verargten, göttliche Ehre für seine Person in Anspruch; allein er that dies nur, weil er wohl wußte, daß die Völker des Orients ihre Könige als Wesen höherer Art anzusehen gewohnt waren und deshalb jede Spur von Annäherung an die Beherrschten zum Nachteil des Herrschers mißverstanden. Er zeigte dadurch, wie richtig er die Völker beurteilte, die er beherrschte, und hatte mit seinem Göttertitel anfangs keine andere Absicht, als den Persern gegenüber auf die ihnen gewohnte Weise zu verfahren. Er glaubte seinen Zweck am besten dadurch erreichen zu können, daß er die griechische Vorstellung von Halbgöttern benutzte und sich, jenem orientalischen Vorurteil gemäß, für einen Sohn des Himmelsgottes ausgab. Auf diese Weise meinte er den Geist der Griechen mit den orientalischen Sitten und Begriffen versöhnen zu können; seine eigensinnigen Landsleute aber verweigerten ihm, was sie zwanzig Jahre später seinen Generalen, als diese sich zu Königen aufgeworfen hatten, und sogar deren Weibern ohne Bedenken zugestanden.

Indes blieb er, als er Herr des persischen Reiches geworden war, nicht bei der bloßen Änderung seines äußeren Auftretens oder des königlichen Zeremoniels stehen, sondern er dehnte seinen Plan einer Gleichstellung und Verschmelzung der verschiedenen von ihm beherrschten Nationen noch weiter aus. Er nahm nach Darius' Tode Perser in

sein Heer und sogar in seine persönliche Umgebung auf; er gab den Truppen, welche er in den eroberten Ländern aushob, persische Generale; er sah es gern, wenn seine griechisch-makedonischen Generale oder Beamten die persische Sprache erlernten, wie dies unter andern Leonnatos, Hephästion, Eumenes und Peukestes thaten; er übertrug die Statthalterschaften und andere Ämter in den Provinzen nicht mehr bloß Griechen und Makedoniern, sondern auch Persern, Medern und sogar Leuten aus solchen Nationen, welche selbst von den Persern als unterjochte Völker behandelt worden waren. Seine Landsleute waren mit allen diesen Dingen sehr unzufrieden; sie glaubten, was er den Persern zuwende, werde ihnen entzogen; sie sahen nach ihren nationalen Begriffen alle nicht griechischen Völker als tief unter ihnen stehende Barbaren an und konnten sich nicht zu der Anschauung ihres großen Königs erheben, welcher zuerst von allen Eroberern der Weltgeschichte den Gedanken faßte, ein besiegtes Volk seinem eigenen gleichzustellen und durch seine Eroberungen nicht bloß den Begriff des Staates, sondern auch den des Vaterlandes zu erweitern.

So gereicht also das, was die Griechen und Makedonier ihrem Könige in betreff seines Benehmens als Beherrschers von Asien so sehr verargten, diesem großen Manne nicht zum Tadel, sondern vielmehr zur Ehre. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß Alexander selbst später seinen Plan einer innigen Verbindung der verschiedenartigsten Völker der Erde für seine eigene Person teuer bezahlen mußte, weil man fremde Sitten und Gewohnheiten nicht wie ein Kleid willkürlich aus- und anziehen kann; er ließ sich bald nachher von seinem Glücke blenden und überschritt das Maß: allein eine eigentliche oder gar völlige Änderung in Sitten und Gesinnung kann man zum mindesten vor seinem indischen Feldzuge ihm nicht schuld geben.

Ein anderer Vorwurf, den man ihm gemacht hat, gereicht seinem Herzen zur Ehre. Seitdem Alexander die Vorurteile seiner Makedonier für unüberwindlich zu halten anfing, wurden Hephästion und Krateros seine Günstlinge und erhielten großen Einfluß auf ihn. Der erstere, der schon in früher Jugend ihm nahe befreundet war, machte sich damals bei ihm besonders dadurch beliebt, daß er am meisten von allen Makedoniern in Alexanders Art, die Perser zu behandeln, einging; der letztere war dem König als ein ausgezeichneter Führer, der ihm wichtige Dienste leistete, sehr wert: er nützte ihm besonders auch durch seine tiefe Einsicht in die makedonischen und hellenischen Angelegenheiten. Beide Männer mißbrauchten die Stellung, welche sie bei Alexander erhielten; allein, darf man es Alexander verargen, daß er sich denen mit Liebe und Vertrauen hingab, welche ihm Freunde waren und blieben, während alle anderen ihm mehr oder weniger abgeneigt

wurden? Erſt von dem indiſchen Feldzuge an zeigt ſich bei Alexander ein eigentliches Wohlgefallen an Schmeicheleien und elende Höflinge fingen an, bei ihm dadurch, daß ſie ſich auf dieſe verſtanden, Einfluß zu gewinnen.

Man hat endlich noch drei Begebenheiten, welche in die Zeit ſeines Aufenthalts in Sogdiana und Baktrien fallen, als Beweiſe hingeſtellt, daß er ſchon damals ſeiner Natur untreu geworden ſei. Dieſe Ereigniſſe ſind die harte Beſtrafung des Beſſos, die Tötung des Klitos und das Verfahren Alexanders gegen den Philoſophen Kalliſthenes; alle drei Begebenheiten aber beweiſen eine ſolche Veränderung nicht. Beſſos wurde freilich auf eine grauſame, barbariſche Weiſe hingerichtet; allein dieſe barbariſche Art der Beſtrafung entſprach ganz und gar der bei den Perſern herkömmlichen Weiſe, Hochverrat, wie ihn Beſſos begangen, zu ahnden, und Alexander that in dieſem Falle durchaus nichts anderes, als daß er einen perſiſchen Königsmörder und Thronräuber nach perſiſchem Rechte richten ließ: er hatte die triftigſten Gründe, bei Beſſos keine Ausnahme zu machen.

Die Tötung des Klitos fand in der ſogdianiſchen Stadt Marakanda ſtatt. Alexander hatte kurz vorher einen ſchwierigen Kriegszug in die ſteilen Gebirge des Landes gemacht und wartete in Marakanda die Rückkehr des zu einer anderen Unternehmung abgeſchickten Hephäſtion ab, um dann die Unterwerfung Sogdianas zu vollenden. Er benutzte dieſe Zwiſchenzeit zur Erholung und hielt mit ſeinen Freunden abwechſelnd Jagden und fürſtliche Mahle. Bei einem dieſer Gelage tötete er infolge einer unglücklichen Fügung der Umſtände den Mann, der ihm in der Schlacht am Granikos das Leben gerettet hatte und deſſen Schweſter ſeine Amme geweſen war. Man hat darin einen Beweis finden wollen, daß Alexanders edles Herz zum ſchnödeſten Undank und zur Grauſamkeit orientaliſcher Deſpoten entartet ſei; betrachtet man aber die einzelnen Umſtände dieſes Vorfalls genauer, ſo wird man den König anders beurteilen und, abgeſehen von der unſeligen That, in dem Verlauf der Begebenheit ihn ſogar größer finden, als vielleicht auf irgend einem ſeiner Feldzüge.

Alexander befindet ſich an einem dem Bacchus geweihten Feſttage mit ſeiner Umgebung bei einem Mahle; alle Generale ſind gegenwärtig und an den Thüren des Saales ſind Leibwachen, Trabanten und Hofleute aufgeſtellt; nichtsdeſtoweniger iſt keine Spur von orientaliſcher Sitte zu finden. Wir ſehen keinen Deſpoten, der ſeine Knechte um ſich verſammelt hat, ſondern einen glücklichen Feldherrn im Kreiſe ſeiner Kriegsgenoſſen: und dieſe unterhalten ſich mit ihm und untereinander völlig frei, wie Gleiche mit Gleichen. Als der Wein die Gemüter erhitzt hat, preiſen einige des Königs große Thaten und erheben

dieselben über die Züge und Unternehmungen des Bacchus und des Herkules. Das erbittert den militärisch heftigen und bereits halbtrunkenen General Klitos; er erklärt, es sei Unrecht, Alexanders Thaten mit dem, was Götter gethan hätten, zu vergleichen, zumal da der Ruhm derselben nicht dem Könige, sondern dem Heere gebühre. Alexander hört diese Reden schweigend mit an: einige der Obersten dagegen widersprechen dem Klitos, und es entsteht zuletzt ein heftiger Wortstreit zwischen ihnen, der die Gemüter immer mehr erhitzt. Als endlich jemand ausrief, Philipps einziger Ruhm bestehe darin, daß er Alexanders Vater heiße, sprang Klitos auf, verteidigte, unter verdeckten aber unverkennbaren Angriffen auf Alexander, das Andenken des alten Königs und pries Parmenio, Philotas und alle anderen Generale, welche nicht mehr am Leben waren, glücklich, weil sie nicht genötigt seien, den errungenen Ruhm mit Persern zu teilen. Zuletzt richtete er seine beleidigenden Worte sogar geradezu an den König. Da kann sich Alexander nicht länger halten, er springt auf und will nach seinen Waffen greifen: aber die anderen Generale haben diese bereits weggeschafft und entfernen auch schnell den betrunkenen Klitos. Alexander geht hierauf in heftiger Gemütsbewegung im Saale auf und ab und klagt mit lauten Worten über Undank und Verkennung. Da stürzt Klitos, der sich draußen losgerissen hat, wieder in den Saal und gießt einen Strom von Spottreden gegen den König aus. Dieser, welcher ebenfalls nicht mehr nüchtern ist, reißt, vom Zorn überwältigt, einem Trabanten den Speer aus der Hand und schleudert ihn gegen seinen Beleidiger, der sogleich tot niederstürzt.

Alexander hatte die That kaum vollbracht, als er plötzlich aus dem Rausch und Zorn erwachte und sich einem verzweifelten Schmerze und einer langen Reue hingab. Man sagt, daß er selbst den Speer aus Klitos' Brust gezogen habe, um sich den Tod zu geben, und daß er nur durch die herzustürzenden Generale davon abgehalten worden sei. Jammernd und wehklagend soll er drei Tage lang sich mit der Leiche eingeschlossen, niemand vor sich gelassen und weder Speise noch Trank zu sich genommen haben. Erst nach langem Bitten der Generale und Soldaten, die ihn an das, was er seinem Heere schuldig sei, erinnerten, beruhigte er sich.

Die dritte Handlung, bei welcher man mit Unrecht dem Könige Grausamkeit vorgeworfen hat, war sein Verfahren gegen den Philosophen Kallisthenes. Auch diese läßt sich erklären, ohne daß man Alexander als einen Wüterich darzustellen braucht. Gleichwohl wirft diese Geschichte, welche kurz vor dem Beginn des indischen Feldzuges vorfiel, ein Licht auf den eigentlichen Anfang und die Ursache der Veränderung, die sich seit jener Zeit unstreitig in Alexanders Cha-

rakter zeigte. Kallisthenes war ein Mann, von dem sein eigener Verwandter Aristoteles erklärte, er verstehe sich zwar auf Schönheit im Ausdruck, Verstand aber habe er nicht. Er hat Alexanders Thaten so beschrieben, daß seine Schrift eine der Hauptquellen aller jener Lügen und Übertreibungen geworden ist, durch welche die Geschichte des großen Königs schon früh entstellt worden ist. In dessen Gefolge wurde er ein vollkommener Höfling und gehörte zu den vielen Schmeichlern, die um des Königs Gunst buhlten. Dies änderte sich, als Anaxarchos aus Abdera, ein Schüler des Demokritos, Einfluß bei Alexander erhielt. Dieser Anaxarchos, der verwünschteste aller Sophisten, war ein Philosoph für Weltleute und predigte eine so künstlich auf Schrauben gestellte Lehre, daß dieselbe für alle Umstände paßte. Seine Grundsätze kann man am besten aus seinem Benehmen bei Klitos' Tode kennen lernen. Er machte damals dem Könige, um ihn zu trösten und sich bei ihm einzuschmeicheln, Vorwürfe über seinen edlen Schmerz und seine schöne Reue und stellte bei dieser Gelegenheit den schrecklichen Satz auf, daß die Grenze des dem Menschen Erlaubten bloß durch den Umfang seiner Macht bestimmt werde. „Ist dies," sagte er zu dem verzweifelnden König, indem er die nichtswürdigste Schmeichelei in das Gewand eines freimütigen Vorwurfes kleidete, „der Alexander, auf welchen die Augen der ganzen Welt gerichtet sind? Dieser hat sich wie ein Sklave weinend und jammernd hingeworfen und fürchtet der Menschen Gesetz und Urteil? Er, der ihnen selbst ein Gesetz sein sollte und eine Regel dessen, was Recht ist? Um zu herrschen und die Macht zu besitzen, hat er ja die Waffen ergriffen und Siege erfochten, nicht aber, um von der leeren Meinung der Welt sich beherrschen zu lassen. Weißt du nicht, o König, daß die Göttin der Gerechtigkeit nur darum neben den Thron des Zeus gestellt wird, um anzudeuten, das alles gut und recht ist, was derjenige thut, der im Besitze der Gewalt ist?" Anaxarchos war ein Mann, der sein Verhalten immer nur nach den Umständen einrichtete und sich ebenso niederträchtig gegen diejenigen benahm, die er zu fürchten hatte, als trotzig und stolz gegen jeden, dem er etwas bieten durfte: ein Mann, der nie eine feste und sichere Wahrheit gekannt hat und unter den Griechen den Skeptizismus einführen half oder die Lehre von der Unbegreiflichkeit und Zweifelhaftigkeit aller Dinge, eine Lehre, deren Stifter sein Schüler Pyrrho war. Er erhielt später den verdienten Lohn, indem ihn ein cyprischer Fürst mit derselben Strafe belegte, welche das türkische Gesetz über die Ulemas und den Mufti verhängt, wenn der Großsultan mit ihnen unzufrieden ist. Anaxarchos hatte nämlich einst, als bei einem Mahle Fische aufgetragen wurden, den König aufgefordert, sich statt derselben doch lieber Köpfe von Satrapen und Fürsten vorsetzen zu lassen: und zwar hatte er dies

in Gegenwart von Leuten, deren Nacken dabei auf dem Spiele stand, gesagt, ja, dabei seinen Blick auf den cyprischen Fürsten Nikokreon geheftet. Dieser bemächtigte sich später des grausamen Schmeichlers und ließ ihn zur Strafe in einem Mörser zerstoßen, wobei derselbe aber eine Standhaftigkeit bewies, die eines besseren Strebens würdig gewesen wäre.

Ein solcher Mann, dem Hofgunst und eigener Vorteil alleiniges Ziel des Strebens waren, verstand sich auf Schmeicheleien und auf den Umgang mit rohen Soldaten und verwöhnten Günstlingen eines Königs viel besser, als der allzu eitle und dabei bestimmten philosophischen Grundsätzen huldigende Kallisthenes, welcher den Generalen und Höflingen zuweilen derb die Wahrheit sagte und sich ihnen durch sein Moralisieren lästig machte. Anaxarch war an Geläufigkeit der Zunge dem Aristotelischen Philosophen vollkommen gewachsen und erhob sich daher durch seine Schmeicheleien bei dem König und dessen Umgebung bald über jenen. Er erlangte großen Einfluß, brüstete sich mit demselben und machte dadurch dem über die Abnahme der Gunst Alexanders verstimmten Kallisthenes diesen seinen Verlust auf eine kränkende Weise fühlbar. Kallisthenes hatte von dem Augenblicke an, wo er einen anderen sich vorgezogen sah, sein Betragen geändert. Er war streng geworden und hatte bei seinem Verkehr am Hofe eine Bitterkeit und Schärfe angenommen, welche sich für ihn, der durch Alexanders Gunst groß geworden, am wenigsten ziemte, und durch die ebendeshalb der König selbst und seine Umgebung gereizt wurde. Er verlor also Alexanders Gunst völlig, und in demselben Grade stieg Anaxarchs Ansehen und Einfluß. Der empfindliche Philosoph ließ sich dadurch verleiten, immer weiter von dem Wege der Klugheit abzuirren. Er trat jetzt mit den unzufriedenen Generalen und Offizieren in Verkehr, stimmte in ihren Ton ein und spielte den hellenischen Republikaner. Zuletzt vergaß er sich so sehr, daß er eines Tages offen den König gröblich beleidigte, als dieser das Zeremoniell der Begrüßung durch kniefällige Verehrung auch den Griechen und Makedoniern auferlegen wollte: ein Zeremoniell, auf welches Alexander der Perser wegen, bei denen es herkömmlich war, einen Wert legte, und das doch für Griechen im Grunde keine größere Bedeutung haben konnte, als etwa das in England gebräuchliche Niederknieen vor dem Souverän für Christen hat.

Diesen Vorfall benutzten die Höflinge zur Verdrängung eines Mannes, der ihnen schon längst verhaßt war. Sie spannen eine Kabale gegen ihn an, und als bald darauf ein makedonischer Edelknabe in Verbindung mit einigen anderen jungen Leuten dem Könige nach dem Leben trachtete, war ihnen dies eine willkommene Gelegenheit, sich des

lästigen Philosophen zu entledigen. Kallisthenes hatte viel mit jenem Edelknaben verkehrt und ihn für seine philosophischen Ansichten gewonnen: man sagte also, seine Lehre sei es gewesen, durch welche die jungen Leute zu dem verbrecherischen Anschlag verleitet worden seien, er reize zum Ungehorsam auf und predige den Königsmord. Infolge davon wurde Kallisthenes zugleich mit den Verschworenen verhaftet. Die letzteren wurden vom Heere, das nach makedonischem Rechte sie zu richten hatte, schuldig befunden und gesteinigt; Kallisthenes aber, der kein Makedonier war, ward auf Befehl des Königs in Ketten gelegt und mit nach Indien geschleppt. Hier erkrankte er und starb, soviel wir wissen, auf eine elende Weise, weil Alexander ihn vergessen hatte und er also ganz der Gewalt derer preisgegeben war, die ihn bitter haßten, und weil enge Haft in Indien schon an und für sich eine unerträgliche Qual ist.

Die Geschichte vom Ausgang des Kallisthenes zeigt die Beschaffenheit der Veränderung, welche seit dem Ende des sogdianisch-baktrischen Feldzugs in Alexanders Gesinnung und Charakter wirklich eintrat. Das Glück fing an, eine berauschende Wirkung auf ihn zu üben, er fand Gefallen an Schmeicheleien, schmeichelte sich selbst und erlaubte sich eine und die andere Willkürlichkeit. Dadurch wurden seine wahren Freunde verscheucht oder doch erschreckt, und er mußte niedrig denkende Menschen, die er selbst früher verachtet und zurückgewiesen hatte, bei sich zulassen, weil er sich bewußt war, daß er von einem Teil der Besseren gehaßt werde und ihnen nicht trauen könne. Diese schlechten Menschen, welche seitdem Einfluß erhielten, waren, außer einer ganzen Schar von persischen Schmeichlern, namentlich der schon gezeichnete elende Sophist Anaxarchos, ein demselben ähnlicher Dichterling, Agis von Argos, und der lügenhafte Geschichtschreiber der Thaten Alexanders, Onesikritos, welcher den cynischen Philosophen spielte, aber ganz von Anmaßung, Eitelkeit und Habsucht erfüllt war. Menschen dieser Art hatten seitdem Zutritt zu Alexander, weil sie seine Schwächen billigten, seinen Wünschen entgegenkamen und weil er bei dem Regierungssysteme, welches er sich, oder wenn man will, welches ihm die Notwendigkeit vorgezeichnet hatte, solche willigen Werkzeuge nicht entbehren konnte. Damals zerfiel Alexander auch mit seinem Lehrer Aristoteles, der durch das Verfahren gegen Kallisthenes beleidigt worden sein soll, und gegen welchen der König selbst wegen seiner engen Verbindung mit Antipater mißtrauisch wurde. Wie hätte übrigens auch ein Mann, dessen Zeit zwischen ungeheuren Anstrengungen und unvernünftigen Zerstreuungen geteilt war, in einem Alter von 29 Jahren eine Probe bestehen können, welche in unserer Zeit ein Mann von 40 Jahren, wie Napoleon I., der noch dazu von unten sich heraufgearbeitet und die Schule

der Revolution durchgemacht hatte, nicht hat bestehen können? Das Riesenhafte seines Unternehmens und das Glück, das alle seine Schritte begleitete und ihm niemals untreu wurde, hätten allein schon hingereicht, ihn zu dem stolzen Gedanken zu verleiten, daß er der erkorene Liebling der Gottheit sei. Er ward aber außerdem noch von allen Seiten durch Dichter, Philosophen, Gelehrte, Hofleute und die sklavische Unterwürfigkeit der besiegten Völker in dieser Einbildung bestärkt. Diese Menschen erhoben seine Thaten über die von der Mythe berichteten Unternehmungen des Herkules und des Bacchus und behandelten die politische Fiktion, nach welcher Alexander vom höchsten der Götter abstammen sollte, und über welche dieser in vertrauten Briefen und Reden selber scherzte, als ernste Wahrheit. Sie bewirkten dadurch, daß der König bald anfing, Mißbrauch damit zu treiben, daß er den Titel eines Göttersohnes selbst in den Schreiben an griechische Staaten als einen wesentlichen Teil seines Kanzleistiles und Hofzeremoniells anwandte und am Ende seiner Thaten sogar dem Peiniger Ägyptens, dem Kleomenes, alle Unthaten unter der Bedingung verzieh und erlaubte, daß derselbe dem Hephästion, als dieser von einer Krankheit hingerafft worden war, als einem Halbgott in Ägypten Tempel erbaue und Opfer veranstalte. Ungeachtet aller dieser Verirrungen erhielten sich jedoch die Grundzüge von Alexanders Natur so sehr, daß er doch bis zu seinem Tode die Einladung seiner Generale zu ihren Trinkgelagen nicht ausschlug, bei diesen ebenso wie früher an der ungezwungenen Unterhaltung teilnahm, bei seinem letzten Mahle einen Wettstreit der Deklamation mit den anwesenden Schauspielern begann, seinen Gästen freundlich zutrank und sie in der alten makedonischen Weise zum Trinken aufforderte.

Unstreitig ist indessen, daß er seit dem Zuge nach Baktrien sich von den beengenden Formen einer konstitutionellen Monarchie, wie die altmakedonische war, immer mehr frei zu machen suchte. Wenngleich er seinen Makedoniern ihre Rechte nicht ausdrücklich entzog, so ergriff er doch verschiedene Maßregeln, welche aus seinem Streben, unumschränkt zu herrschen, hervorgingen. Er suchte sich, um nötigenfalls seinen Willen mit Gewalt durchsetzen zu können, ein Heer zu schaffen, welches von ihm allein abhängen sollte, nicht aber, wie das makedonische, als ein bewaffnetes Volk mit bewaffnetem Adel an der Spitze, seinen eigenen Willen dem des Königs gegenüber geltend machen könnte. Er befahl daher vor seinem Abmarsche nach Indien den Statthaltern der eroberten Provinzen, starke und kräftige Männer aus der Zahl der Landeseingeborenen auszuheben und auf makedonische Weise einzuüben. Ein von Natur kräftiger Menschenschlag, wie die Perser, namentlich aber die Bewohner der nördlichen Provinzen des Reichs, mußten, richtig

geübt und disziplinirt, treffliche Soldaten geben, und Alexander fand wirklich auch bei seiner Rückkunft aus Indien ein ganz europäisch bewaffnetes und eingeübtes Heer von 30 000 Mann vor, auf welches er nötigenfalls gegen seine Makedonier sich stützen konnte. Diesem Heere gab er, zum großen Ärger der makedonischen Truppen, den Rang unmittelbar nach der Phalanx. Außerdem errichtete er eine aus Makedoniern und Persern gemischte Schar, welche so zusammengesetzt war, daß die Unterabteilungen einer jeden Kompanie aus je zwölf Persern und vier als Feldwebel, Korporal und Gefreite verwendeten Makedoniern bestanden. Endlich nahm er Perser, Baktrier, Sogdianer und andere Asiaten in das makedonische Heer selbst auf, und zwar sogar in das aus dem höchsten Adel der Makedonier bestehende Agema der „Waffenfreunde" oder Hetairoi.

Er war also in der That gegen das Ende seines Lebens nahe daran, ein Despot zu werden. Dazu gehörte denn auch, daß er zuletzt die grausamen barbarischen Strafen der Perser einführte, kleine Vergehungen unverhältnismäßig strenge rügte und nach dem schrecklichen Grundsatz zu verfahren begann, daß wer Kleines begangen habe, auch Großes zu begehen fähig sei und deswegen als ein gefährlicher Mensch harte Strafe verdiene. Auch an dem orientalischen Pomp, den er anfangs nur aus Politik angenommen hatte, scheint er später wirklich Gefallen gefunden zu haben. Dagegen blieb er in Bezug auf Schwelgerei und sinnliche Genüsse stets weit über die Verdorbenheit der Griechen seiner Zeit und über die große Schwelgerei aller seiner Generale erhaben. Seine Hofhaltung war zuletzt so glänzend, wie sie nur bei irgend einem orientalischen Herrscher sein konnte: wobei man freilich bedenken muß, daß der Luxus eines Herrn der Welt der Natur der Sache nach größer sein mußte, als der eines Königs des armen makedonischen Landes gewesen war, und außerdem in Anschlag zu bringen hat, daß der vermehrte Glanz und die ungeheure Vergrößerung der Hofhaltung mit seinem Streben, Künste und Gewerbe zu befördern, zusammenhing, und daß er in manchem bloß der persischen Sitte huldigen wollte. Dessenungeachtet bleibt immer noch genug übrig, um die traurige Wahrheit zu beweisen, daß selbst ein Alexander sich nicht ganz treu blieb und sich ebenso dem Pomp der Besiegten wie ihrer Schmeichelei hingab.

In den Erzählungen der Schriftsteller von der Pracht der Hofhaltung Alexanders, von seiner orientalischen Kleidung und von seinen feierlichen Audienzen ist vieles sichtbar übertrieben und anderes unzuverlässig; doch geht aus allem hervor, daß seine Liebe zum Glanz sich mit der Erweiterung seiner Macht steigerte. Ein goldener Thron, Gewänder der mannigfaltigsten Art, selbst solche, welche in Griechen-

land den Göttern vorbehalten waren, und eine ganz in Purpur gekleidete Dienerschaft, um derentwillen Alexander einst in den ionischen Städten allen vorhandenen Purpur aufkaufen ließ, — diese Dinge erhielten zuletzt einen hohen Wert in den Augen desselben Mannes, der anfangs jede Art von äußerem Glanze verachtet und sogar noch dann, als bereits die Hälfte des persischen Reichs unterworfen war, sich vor allen seinen Generalen durch Einfachheit ausgezeichnet hatte. Seine Audienzen überboten in der letzten Zeit seines Lebens an Pracht alles, was man im persischen Reiche bis dahin gesehen hatte. Das kostbar ausgeschmückte Zelt, in welchem er dieselben abhielt, war so groß, daß es hundert Sofas faßte. Die Mitte dieses Empfangszeltes nahm ein goldener Thron ein. In dem Zelte und um dasselbe her standen bei jeder Audienz 500 persische Trabanten in seidenen und purpurnen Gewändern, 1000 in grelle Farben gekleidete Bogenschützen, 500 Makedonier mit silbernen Schilden, 1000 Mann des makedonischen Heeres, 10 000 Perser, eine große Zahl abgerichteter Elefanten und eine Menge Generale, Hofbeamte und Diener. Das Ganze machte, wie der diese Audienz beschreibende griechische Schriftsteller hinzusetzt, durch seine Pracht und Großartigkeit einen solchen Eindruck, daß jedermann die Majestät des Herrschers fühlte und niemand ihm zu nahen wagte. So war es denn also dahin gekommen, daß der Zögling des Aristoteles das Wesentliche dem Unwesentlichen zum Opfer zu bringen vermochte.

Dagegen behauptete er in Bezug auf sinnliche Genüsse bis nahe zu seinem Lebensende seine alte Sitte. Bis zur Zeit seiner Rückkehr aus Indien verweilte er an keinem Orte des bloßen Vergnügens wegen und verschmähte jeden Antrag, seine Begierden auf Unkosten seiner Tugend zu befriedigen, obgleich er seinen Generalen erlaubte, griechische Verdorbenheit mit asiatischem Luxus zu verbinden. Eigentliche Ausschweifung kann man ihm nicht zur Last legen, und von ihm selbst erzählt daher auch, was sehr bemerkt zu werden verdient, keiner der vielen Anekdotensammler unter den griechischen Schriftstellern solche Geschichten, wie sie deren in betreff der Schwelgereien seiner Generale uns in großer Menge überliefert haben. Was diese Generale angeht, so bedarf es nur einiger wenigen Beispiele, um ihre Verschwendung, Prachtliebe und Schwelgerei zu kennzeichnen. Harpalos z. B., unter dessen Aufsicht die erbeuteten persischen Schätze gestellt worden waren, verpraßte, während Alexander im fernen Indien war, einen Teil derselben auf eine so unerhört freche und tolle Weise, daß er sogar seinen Mätressen Altäre und Tempel errichten ließ. Ebenso unsinnig waren die Verschwendungen, welche die Generale Perdikkas und Krateros auf dem ganzen Zuge für ihre leidenschaftliche Lust an Kampfspielen und Ringübungen, sowie Leonnatos und Meleager für ihre übermäßige Jagdliebe machten.



Der Indus bei Attock.

Die beiden ersteren ließen sich überall eine so große Menge von Häuten und ägyptischem Sand nachführen, daß sie damit einen Raum von zwei Stunden Weges für ihre Übungen bedecken konnten. Ebenso hatten die beiden letzteren stets Jagdnetze bei sich, mit denen man erforderlichenfalls einen Raum von nicht weniger als fünf Stunden umspannen konnte.

13. Zug nach Indien.

Schon in Baktrien hatte Alexander Verbindungen mit Taxiles angeknüpft, einem indischen Radscha oder Fürsten, der mit dem Beherrscher eines andern Teils des westlichen Indiens, Porus, entzweit war. Dieser Bund mit Taxiles und der Umstand, daß schon die Perser in jenen Gegenden geherrscht hatten, erleichterte den Makedoniern den schwierigen indischen Feldzug. Gegen das Ende des Frühlings 327 v. Chr. brach Alexander aus Baktrien auf und zog über den Paropamisus nach Alexandria am indischen Kaukasus. Hier teilte er sein Heer: die eine Hälfte marschierte unter der Anführung des Perdikkas und Hephästion am Ufer des Kophen-Flusses (des heutigen Pundschir- und Kabul-Stromes) über Dschellalabad und Peschawer bis in die Gegend von Attock, wo eine Brücke über den Indus geschlagen wurde; mit der andern Hälfte zog Alexander selbst über das Gebirgsland, welches im Norden jenes Flusses lag.

Auf diesem Zuge traf er mit Völkern zusammen, welche schon indische Sitten zeigten, doch aber, wie jetzt die Sikhs oder Seiks, von den am Ganges wohnenden Völkern sehr verschieden waren. Sie standen unter einzelnen Fürsten, hatten aber ein Lehenssystem; es werden sogar ganz freie, aristokratisch-militärisch regierte Staaten, „königlose", erwähnt, wie sie das eigentliche Indien nie gekannt hat. Die Griechen und Makedonier, welche so lange mit entnervten Persern, der Bevölkerung eines großen verfallenden Reiches, zu thun gehabt hatten, erstaunten mit Recht, plötzlich auf Völker zu stoßen, die ihnen einen kräftigen Widerstand leisteten. Von Verräterei, von Generalen, die ihren Herrn verließen, von Statthaltern, welche, wie der persische Kommandant von Sardes, die ihnen anvertrauten Festungen freiwillig übergaben, ist in den Erzählungen von Alexanders indischem Zug durch jene Gegenden keine Spur zu finden. Übrigens verweilte dieser nicht lange genug in Indien, um zu seinem Nachteil zu erfahren, daß es den Indern zwar an allen militärischen Eigenschaften durchaus fehlt, daß sie aber einen passiven Mut von großer Stärke besitzen und den Tod weniger scheuen, als die Europäer. Da dieser Mut in ihrer Religion begründet ist, so verfuhr Alexander, dem es nicht gelungen,

die mächtige Kaste der Priester oder Brahmanen zu gewinnen, mit Grausamkeit gegen diese Priesterschaft, welche die Seele des Widerstandes bildete, den er in Indien fand. Überhaupt zeigten sich auf diesem Zuge die Schattenseiten seines Charakters, und es war gut, daß er rechtzeitig zur Umkehr genötigt wurde, ehe dieser Zug sich ganz ins Phantastische und Abenteuerliche verlor.

Die Völkerschaften, die diesseit des Indus auf den südlichen Bergzügen des Hindukusch wohnten, zeigten wesentliche Verschiedenheiten von den südlicheren indischen Völkern. Selbst in dem sogenannten Pendschab oder dem Lande der fünf Ströme, welches östlich vom oberen Indus bis zum Setledsch sich erstreckt, scheint dies der Fall gewesen zu sein; denn so dürftig auch die uns überlieferten Nachrichten von diesem Teile des Zuges sind, so würden doch, wenn das indische Wesen damals dort völlig einheimisch gewesen wäre, die sonderbaren Götzenbilder, die ungeheuren Pagoden und die Universitäten der Inder gewiß ebenso gut erwähnt worden sein, als von ihrer Kasteneinrichtung, ihren Brahmanen, Büßern und manchem andern echt Indischen die Rede ist. Im nordwestlichen Teile des Landes hatte sich ein ansehnlicher Rest altindischer Sitten, wie wir dieselben früher kennen gelernt haben, erhalten: in das Gangesland, in welchem sich eine ganz neue Religionsanschauung, Volkssitte, Staatsverfassung gebildet hatte, ist Alexander nicht vorgedrungen.

Er war mit dem Fürsten Taxiles verbündet, dessen Reich zwischen dem Indus und dem Behut oder Hydaspes lag und von einer Menge kleiner unabhängiger Staaten umgeben war. Der König scheute keine Zeit und Mühe, um auf seinem Marsche nach dem Indus zuerst alle diese kleinen Staaten und Städte zu bezwingen und zugleich griechische Civilisation unter ihnen zu begründen. Um dies vollständig zu erreichen, drang er in das südliche Alpenland des Hindukusch ein und eroberte hier eine Anzahl Städte und Burgen. Nie kam sein Leben häufiger in Gefahr, als hier und im Pendschab, nie mußte er selbst öfter persönlich am Kampfe Anteil nehmen, als hier in Indien. Dies gab den höfischen Dichtern und Gelehrten seiner Umgebung mannigfache Gelegenheit zu Schmeicheleien. So benutzten sie z. B. den Umstand, daß eines jener Bergvölker eine Festung hatte, welche gleich dem mythischen Geburtsort des Gottes Bacchus oder Dionysos Nysa hieß, um die Unternehmungen Alexanders durch die Erinnerung an Bacchus und seine Züge zu verherrlichen. Sie konnten dies um so leichter thun, als jenes Volk von Westen her eingewandert zu sein behauptete und einige abendländische Einrichtungen hatte; außerdem fand man im Lande desselben den dem Bacchus heiligen Weinstock, welchen die Makedonier dort seit langer Zeit zum erstenmal wieder antrafen. Ebenso bedienten

sich jene Höflinge der griechischen Mythe zu einer anderen Art von Schmeichelei, als bald nachher eine unersteigliche Bergfestung eingenommen wurde, der sie selbst den Namen Aornos, d. i. eine dem Fluge der Vögel unerreichbare Höhe, gaben. Sie fabelten, daß einst sogar ihr Halbgott Herakles vor dieser Feste nicht weniger als dreimal gescheitert sei.

Man kam endlich glücklich am Indus an, wo Hephästion und Perdikkas nordwärts von dem heutigen Attock und der Mündung des Kabulflusses eine Schiffbrücke über jenen Fluß geschlagen hatten. Sogleich marschierte der König weiter nach Taxila, der Residenz des Fürsten Taxiles, welche östlich vom Indus lag. Hier nahm der Inder die Makedonier mit allem Pompe eines indischen Herrschers auf, und zugleich erschienen mehrere Fürsten des benachbarten Landes, um dem siegreichen Könige zu huldigen. Taxiles' Reich erstreckte sich im Osten bis zum Flusse Behut oder Dschelum, welcher von den Griechen Hydaspes genannt wurde und der erste der fünf östlichen Nebenflüsse des Indus ist, die das sogenannte Pendschab durchfließen, und die mit ihrem heutigen Namen Behut oder Dschelum (Hydaspes), Dschinab (der Acesines der Alten), Rawi (Hyarotis), Bejah (Hyphasis) und Setledsch (Zatadru) heißen. Im Osten des Behut begann das Reich des Porus oder Puru, welcher des Taxiles Feind war. Alexander hatte denselben auffordern lassen, an der Grenze seines Landes zu erscheinen und von ihm die Entscheidung über sein Verhältnis zu Taxiles zu hören: Porus aber hatte die Antwort gegeben, er werde die Makedonier an der Spitze seines Heeres daselbst erwarten. Diese marschierten hierauf, von den Truppen des Taxiles und anderer indischen Fürsten begleitet, nach dem Behut. Der Übergang über den Fluß war sehr schwierig, weil Porus mit seinem Heere auf dem anderen Ufer stand und gerade die Regenzeit war, als die Makedonier dort erschienen. Die Makedonier lagerten sich dem Feinde gegenüber. Nach einiger Zeit ersah Alexander einen günstigen Augenblick, marschierte, während er den Krateros mit 20 000 Mann im Lager zurückließ, selbst mit auserlesenen Truppen einige Stunden stromaufwärts, gewann das rechte Ufer und schuf so, indem er das indische Heer auf sich selbst zog, seiner Hauptmacht unter Krateros die Möglichkeit, gleichfalls den Übergang zu bewerkstelligen. Dieser Übergang über den mächtigen Fluß fast im Angesicht des Feindes, sowie die unmittelbar folgende Schlacht wird von allen Sachkundigen für eine der größten Kriegsthaten des Altertums gehalten (326 v. Chr.).

In dieser Schlacht siegte, wie überall, die europäische Geistesüberlegenheit und Taktik über orientalische Unbeholfenheit, obgleich die Makedonier anfangs durch die Kriegselefanten, welche hier zum erstenmal

in großer Zahl ihnen entgegengeführt wurden, sehr zu leiden hatten. Nicht weniger als 20 000 Inder, unter ihnen auch zwei Söhne des Porus, verloren das Leben; Porus selbst geriet nach tapferem Kampfe in makedonische Gefangenschaft. Alexander behandelte den besiegten König auf edle Weise. Er trat ihm, als er vor ihn geführt wurde, mit Würde und Freundlichkeit entgegen. Auf seine Frage, was Porus von ihm wünsche, lassen die Schriftsteller den Inder antworten: „Daß du mich königlich behandeln mögest." In der That suchte er den besiegten König durch Großmut ganz für sich zu gewinnen, um sich seiner als eines guten Werkzeugs zur Befestigung seiner Herrschaft in Indien bedienen zu können. Er gab ihm nicht allein sein Fürstentum zurück, sondern vergrößerte dasselbe auch so sehr, daß Porus dem Taxiles an Macht gleich ward und so beide Fürsten einander im Zaume hielten. Auch die Städte und kleinen Staaten, welche Alexander auf seinem weiteren Marsche nach Osten unterwarf, übergab er dem Porus; denn er wollte in Indien nicht, wie in Persien, eine rein makedonische Herrschaft einrichten, sondern er machte es so, wie die Engländer es bei ihren indischen Eroberungen gemacht haben: er gab den einzelnen Fürsten als seinen Vasallen oder Verbündeten eine solche Stellung, daß sie durch gegenseitige Eifersucht in Abhängigkeit gehalten wurden. Auf jede andere Weise würde es unmöglich gewesen sein, vom fernen Westen aus die Herrschaft über dieses entlegene und eigentümliche Land dauernd zu behaupten. Übrigens mußten die indischen Vasallen und Bundesgenossen Alexanders sich gefallen lassen, daß neue Städte in ihrem Lande gegründet wurden, oder mit anderen Worten, daß griechische Festungen und eine Anzahl Makedonier und Griechen, welche in denselben zurückgelassen wurden, bei den Unterworfenen das Bewußtsein der makedonischen Oberherrschaft wach erhielten und im Fall eines Aufstandes dieselbe so lange verteidigten, bis vom Westen her Hilfe kam. Am Behutflusse erbaute Alexander zwei Städte: die eine, welche er nach seinem Lieblingspferde, das hier in Indien starb, Bukephala benannte, an der Stelle, wo der Weg von Kaschmir her über den Fluß führte; die andere aber unter dem Namen Nikäa oder Siegesstadt drei Meilen weiter abwärts, da, wo die Makedonier über den Behut gesetzt waren.

Nach der Besiegung des Porus wandte er sich nordöstlich in die Vorketten des Himalaya-Gebirges, um die kriegerischen Stämme, deren Wohnsitze die fruchtbaren Ebenen des Pendschab im Norden begrenzten, teils zu unterwerfen, teils zurückzuschrecken. Auf diesem Zuge drang er östlich bis zum Hyphasis oder Bejah vor. Die Bewohner jener Berglandschaften waren, wie alle indischen Völkerschaften, mit welchen Alexander in Berührung kam, arm an Geld und boten also der Raubsucht

der Makedonier nichts dar. Dagegen waren die Märsche in ihrem Lande, zumal da sie gerade in die Regenzeit fielen, sehr beschwerlich, die Einwohner leisteten einen hartnäckigen Widerstand, und alle Schlachten und Belagerungen kosteten viel Blut, so daß z. B. bei der Einnahme einer einzigen Burg nicht weniger als 1200 Makedonier schwer verwundet wurden. Die Soldaten Alexanders wurden daher unzufrieden, und als man endlich die Ufer des Hyphasis, des östlichsten der fünf Ströme, erreichte, jenseit dessen die große Wüste beginnt, welche das Indusland vom Gangesgebiete scheidet, weigerten sie sich, ihrem Könige, der auch nach dem Gangeslande ziehen wollte, weiter zu folgen. Sie hörten von der großen Wüste, welche zwischen diesem Lande und dem Hyphasis liege, von der außerordentlich starken Bevölkerung in dem östlichen Indien, von ihren zahlreichen Kriegsheeren und von der Menge ihrer Kriegselefanten; sie murrten daher laut, als Alexander Anstalten traf, um über den Hyphasis zu setzen.

Der König bot einige Tage hindurch vergebens alles auf, um der Unzufriedenheit seines Heeres zu begegnen. Er ließ seine Generale und Obersten zusammenkommen, damit er zuerst sie und dann durch sie das Heer für sein Vorhaben begeistere. Seine Vorstellungen aber machten keinen Eindruck, weil von den weiteren Eroberungen offenbar kein Vorteil für das bereits gegründete große Reich, sondern nur die Befriedigung des Ehrgeizes und der Ruhmbegierde zu erwarten war. Alle Generale blieben stumm, bis endlich, als Alexander sie zur Äußerung ihrer Meinung aufforderte, der alte Könos, einer der Veteranen Philipps unter den Heerführern, das Wort ergriff. Seine Rede, welche einer der griechischen Geschichtschreiber Alexanders uns überliefert hat, ist ein wahres Meisterstück und verrät ebensoviel richtige Einsicht in die Lage der Dinge, als Ergebenheit und Bewunderung für einen geliebten König. Er bewies demselben, daß die Führer mit allem ihrem Einfluß die Truppen nicht zum weiteren Marsche würden bewegen können: und der Jubel, in welchen einige Tage nachher, als Alexander sich zur Rückkehr entschloß, das ganze Heer ausbrach, bewies, wie wahr der alte Kriegsmann geredet hatte. Alexander ließ sich nicht sogleich überzeugen, sondern suchte noch immer auf andere Weise die Gemüter umzustimmen. Er berief am folgenden Tage die Generale noch einmal zu sich und erklärte ihnen: er für seine Person werde weiter gehen; wer ihm nicht folgen wolle, möge umkehren; er werde keinen zurückhalten; sie möchten aber in der Heimat ihren Landsleuten sagen, daß sie ihren König mitten in Feindesland verlassen hätten. Mit diesen Worten zog er sich in sein Zelt zurück. Hier ließ er drei Tage lang niemand vor sich und spielte den Erzürnten, in der sicheren Erwartung, daß die Stimmung des Heeres umschlagen würde. Allein alles war

vergeblich. Zuletzt erkannte er klar, daß man ihm, wenn er bei seinem Vorsatz beharre, den Gehorsam aufkündigen werde, und entschloß sich daher zur Umkehr. Um nicht den Schein aufkommen zu lassen, als wenn er zu diesem Beschlusse gezwungen worden sei, ließ er durch Opfer den Willen der Götter befragen. Die Zeichen fielen natürlich ungünstig aus, und der König verkündete also zur größten Freude des Heeres seine Absicht, sich dem göttlichen Ausspruche zu unterwerfen und umzukehren. Zum Andenken an die Siege der Makedonier wurden an den Ufern des Hyphasis, der östlichen Grenze des großen Alexanderzuges, zwölf steinerne turmartige Gebäude errichtet, welche von den griechischen Schriftstellern Altäre genannt werden, weil Alexander auf ihnen vor seinem Rückmarsch den Göttern feierliche Opfer darbrachte.

Zu Ende des Sommers 326 v. Chr. wurde dieser Rückmarsch wirklich angetreten. Der Weg ging durch die Ebene des Pendschab, über die Stadt Alexandria, welche Hephästion am Ufer des Dschinab erbaut hatte, nach Bukephala und Nikäa am Behut. Von hier fuhr Alexander zum Indusflusse hinab und dann auf diesem weiter südlich bis zum Meere selbst. Vortrefflich waren die Einrichtungen, welche er in Hinsicht auf das eroberte Land traf. Porus, den er zu seinem dankbaren Freunde gemacht hatte, herrschte unter dem Namen eines Verbündeten vom Behut bis zum Setledsch. Das zwischen dem erstgenannten Flusse und dem Indus gelegene Land gehörte dem Taxiles, dessen Verhältnis zu Alexander das eines Vasallen war. Diesseit des Indus, wo alle für unüberwindlich gehaltenen Festungen eingenommen worden waren, regierte ein makedonischer Statthalter, der Besatzungstruppen unter sich hatte und an welchen Taxiles gewiesen war. Der Einmarsch von Persien her stand also den Makedoniern jeden Augenblick offen.

Alexanders Zug vom Behutfluß bis zum Indischen Meere und von da durch Beludschistan und Kerman nach Persien ist eine der wichtigsten Unternehmungen, welche er je machte. Wollte man auch in seinen übrigen Zügen nichts als das Streben aller Eroberer, von denen die Geschichte berichtet, oder mit anderen Worten bloß jene unersättliche Begierde nach Reichtum, Herrschaft und Ruhm erblicken, die den Menschen, wenn er einmal aus den Schranken des gewöhnlichen Lebens herausgetreten ist, so leicht ergreift: so muß man doch in dem Zuge nach der Indusmündung und von da nach Persien, vielleicht dem gefährlichsten Unternehmen, welches je mit einem Heere gewagt worden ist, die wunderbare Größe des Geistes anerkennen, der die engen Grenzen des Wissens seiner Zeit zu erweitern und das noch nicht Erforschte ans Licht zu bringen bestrebt war. Alle Eroberer, welche nach Alexander in das östliche Asien zogen, von Seleukos I. an bis auf Nadir Schah,

kehrten auf demselben Wege, auf dem sie gekommen waren, nach Persien zurück; Alexander allein wählte einen andern Weg: er hat dadurch dem Abendlande zuerst die Kenntnis des unteren Indus, sowie der Küste des Indischen Meeres von diesem Flusse an bis zur Stadt Bassora verschafft und eine ganz neue Verbindung zwischen dem äußersten Osten und Westen der Welt eröffnet. Sein großer Geist zeigt sich besonders da, wo man seine Unternehmungen in Indien mit den Zügen anderer Eroberer, z. B. des Gasnavidischen Sultans Mahmud I. vergleichen kann. Dieser Fürst, welcher um das Jahr 1000 v. Chr. lebte, drang mehrmals in Indien ein, aber er vollbrachte dort nichts anderes, als daß er plünderte und zerstörte und gegen den religiösen Glauben der Einwohner wütete. Alexander dagegen unterwarf das Land, schützte und sicherte es und schonte die Landessitten. Daher blieben auch nach seinem Tode die von ihm eroberten Gegenden Indiens mit dem von Griechen beherrschten mittleren Asien in Verbindung, Mahmuds indische Herrschaft aber stürzte zusammen, sobald sein und seines Sohnes Säbel zerbrach.

Alexander hatte, schon als er nach Porus' Besiegung am Behut hinaufgezogen war, in den großen Waldungen, die den oberen Lauf dieses Flusses umgeben, Schiffsbauholz fällen und nach Bukephala und Nikäa hinabflößen lassen. Hier war, während seines weiteren Zuges, zum Befahren des Indus eine Flotte von größeren und kleineren Fahrzeugen gezimmert worden, und man brachte zu demselben Zweck außerdem noch von den Eingebornen so viele Schiffe als möglich zusammen. Etwa einen Monat nach des Königs Ankunft am Behut waren die Schiffe zur Abfahrt bereit. Die Gesamtzahl der Fahrzeuge, aus welchen die Flotte bestand, wird auf 1000 angegeben, aber viele von ihnen waren bloße Flöße zum Transport der Pferde, größere Schiffe mit je 30 Ruderern hatte man nur 80. Alexander suchte aus seinem Heere alle diejenigen aus, welche auf den griechischen Inseln, in Phönikien, an der kleinasiatischen Küste oder in andern durch Schiffahrt ausgezeichneten Ländern geboren waren, und bildete aus ihnen die eigentliche Schiffsmannschaft, welche die Dienste von Matrosen und Ruderern zu versehen hatte. Die Leitung des Ganzen erhielt Nearchos, einer seiner vorzüglichsten Generale, ein Mann von Umsicht, Kraft und wissenschaftlichen Kenntnissen. Obersteuermann des Hauptschiffes ward der Schmeichler Onesikritos, welcher später eine mit Lügen und Übertreibungen angefüllte Geschichte von Alexanders Feldzügen verfaßt hat. Von dem Heere schifften sich etwa 8000 Mann unter der persönlichen Anführung des Königs ein, die übrigen marschierten in 2 Abteilungen unter Krateros und Hephästion längs den Ufern des Flusses hinab.

Zu Anfang des Novembers (326 v. Chr.) trat Alexander, nach

feierlichen Opfern, die Fahrt an. Nach fünf Tagen gelangte man an die Stelle, wo der Dschinab sich mit dem Behut vereinigt. Hier schiffte Alexander seine Truppen aus, vereinigte sich mit Krateros und Hephästion und machte dann einen Zug zu Lande, welcher dem östlich wohnenden Volke der Maller galt. Er kam bei dieser Unternehmung bis über den Rawifluß hinaus, schlug die Maller mehrere Male und nahm ihnen ihre festen Städte weg. Die Maller waren, wie alle Völkerschaften jener Gegenden und am ganzen unteren Indus hinab, zwar sehr tapfer, aber sie waren dessenungeachtet leicht zu besiegen; denn sie spalteten sich in eine Anzahl unter sich feindseliger Staaten und konnten deswegen keinen erfolgreichen Widerstand leisten.

Bei Eroberung einer Stadt der Maller verlor Alexander selbst beinahe sein Leben. Mit Heldenmut schlugen die Belagerten die Angriffe ihrer Feinde zurück, und schon begann den Makedoniern der Mut zu sinken, als Alexander selbst mit den Generalen Peukestes und Leonnatos auf einer Sturmleiter zur Höhe der Mauer hinaufstieg. Er hatte aber kaum die hier ihm entgegenstehenden Feinde hinabgestürzt, als die Leiter mit den nachfolgenden Stürmenden zusammenbrach und er selbst verlassen und allein auf den Zinnen der Mauer stand. Vergebens forderten die Seinigen ihn auf, sich durch einen Sprung rückwärts zu retten; er sprang statt dessen in das Innere der Stadt selbst hinab. Hier schützte er sich, mit dem Rücken gegen die Mauer gekehrt, durch Schild und Schwert gegen die andringenden Feinde, bis endlich Peukestes, Leonnatos und andere von neuem die Mauer erstiegen hatten und ihm zu Hilfe kamen. In demselben Augenblick, als dies geschah, ward Alexander durch einen feindlichen Pfeil schwer verwundet und stürzte besinnungslos nieder. Seine Generale deckten ihn mit ihren Schilden, aber auch sie waren bald erschöpft, und Alexander wäre verloren gewesen, wenn nicht die Nachricht von seiner Lage sich schnell unter den Soldaten verbreitet hätte. Mit verzweifeltem Mute erstieg ein Teil von diesen die Mauer, ein anderer Teil drang durch ein erstürmtes Thor in die Stadt ein; so gelang es endlich nach einem furchtbaren Gemetzel den Makedoniern, ihren König zu retten. Dieser war infolge seiner Verwundung mehrere Tage lebensgefährlich krank; seine kräftige Natur siegte aber, zur Freude des Heeres, bald wieder über die gefährliche Krankheit, die auf alle Teile des Heeres einen furchtbaren Eindruck gemacht hatte. Die Soldaten waren in der größten Bestürzung gewesen, weil sie den einzigen Führer zu verlieren fürchteten, der sie, wie sie glaubten, wieder nach Persien zurück zu geleiten vermöge. Ihre Angst und Verzweiflung war so groß, daß die entfernteren Heeresteile sogar dann, als Briefe des Königs selbst ihnen seine fortschreitende Genesung anzeigten, nicht an seine Rettung glauben

wollten, sondern sich der Meinung hingaben, diese Briefe seien von den Generalen geschrieben worden, um die Gemüter der Soldaten zu beruhigen. Ja, als Alexander halb genesen sich flußabwärts zum Lager des Hauptheeres fahren ließ, meinten die Soldaten, nicht er, sondern seine Leiche befinde sich auf dem Schiffe; und nicht eher ließen sie sich von ihrer Meinung abbringen, als bis Alexander selbst sich ihnen zeigte.

Der noch unbesiegte Rest der Maller, sowie einige benachbarte Stämme unterwarfen sich den Makedoniern nunmehr freiwillig. Der König segelte hierauf den Rawifluß hinab und an den Mündungen des Dschinab und Behut vorüber bis dahin, wo die vereinigten Flüsse des Pendschab sich in den Indus ergießen. Hier baute er eine neue Alexanderstadt und ließ einen Teil des Heeres unter seinem General Philippos zurück, den er zum Statthalter der bis zu dieser Stelle reichenden indischen Provinz seines Reiches ernannte. Der Zug gegen die Maller und ihre Nachbarn war nämlich nicht etwa, wie der Plan, an den Ganges zu ziehen, eine bloße Unternehmung des Ehrgeizes, sondern Alexander hatte dabei und bei der Errichtung jener Statthalterschaft die Absicht, die Verbindung Persiens mit Indien auf ebendieselbe Weise herzustellen und zu sichern, wie er dies in den Gegenden, durch welche er in Indien eingedrungen war, gethan hatte. Wegen seines persönlichen Anteils an den gefährlichen Kämpfen mit den Mallern darf man ihm nicht, wie seine Generale Hephästion, Krateros und Ptolemäos thaten, den Vorwurf machen, daß er dabei die Pflicht des Soldaten mit der des Feldherrn verwechselt und dadurch den Zweck des Krieges selbst aufs Spiel gesetzt habe. Der Eindruck, welchen jene Heldenthat auf seine Soldaten machte und der verdoppelte Anteil, den sie nach jedem solchen gefährlichen Wagestück an ihren königlichen Führer nahmen, rechtfertigten jene ritterlichen Wagnisse vollkommen und zeigen, daß er besser, als seine Generale, die Art der Griechen und Makedonier und das, was ihre Seelen fesselte und anfeuerte, erkannt hatte.

Mit dem einen Teil des Heeres fuhr er nun auf der Flotte den Indus hinab, während der andere unter Krateros wieder längs der Ufer hinzog. In dem Lande der Sogden ließ er ein zweites Alexandria bauen, welches nach dem umwohnenden Volke das Sogdische genannt wurde. Diese Stadt ward die Hauptstadt der südlichen Satrapie des Induslandes, welche Alexander dem Makedonier Python und dem baktrischen Fürsten Oxyartes als Statthaltern übergab. Nachdem das Heer durch das Land des Sogder, die sich freiwillig unterwarfen, gezogen war, drang es in das Reich des indischen Fürsten Musikanus ein, welcher Widerstand vorbereitet hatte, aber, durch Alexanders unerwartet schnelle Ankunft überrascht, sich ebenfalls sogleich unterwarf.

Er ward als makedonischer Vasall im Besitze seines Reiches bestätigt, aber auch in seinem Lande wurde eine Alexanderstadt erbaut. Ein anderer Fürst, Oxykanus, welcher sich gegen die Makedonier verteidigte, wurde bald besiegt und verlor im Kampfe das Leben. Während hierauf Alexander das Land eines dritten Fürsten, Sambus, besetzte, welcher vor ihm über den Indus in die Wüste entflohen war, reizten die Brahmanen den Musikanus und seine Unterthanen zur Empörung und zur Ermordung der makedonischen Besatzung auf. Alexander eilte zurück, unterwarf die Empörten und bestrafte den Aufstand mit furchtbarer Strenge. Namentlich mußten die Brahmanen schwer dafür büßen, daß sie ihre Landsleute zur Wiedereroberung ihrer Freiheit entflammt hatten: eine Menge derselben wurde zugleich mit Musikanus, welcher auf der Flucht in die Gewalt der Makedonier gefallen war, an den Landstraßen aufgeknüpft.

Nachdem er so den Abfall der Unterworfenen grausam bestraft hatte, zog er in das Deltaland des Indus, dessen Bewohner ihm keinen Widerstand leisteten. Die Stadt Patala, welche da, wo der Fluß in zwei Hauptarme sich spaltete, an einer für den Handel wie für die Verteidigung des Landes sehr wichtigen Stelle lag, ließ Alexander befestigen. Hierauf schiffte er zweimal nacheinander, zuerst auf dem einen, dann auf dem anderen Arme des Indus, zum Meere hinab, um die Mündungen dieses Flusses zu erforschen. Beide Fahrten waren sehr gefährlich, da die meilenweit in den Indus hinaufwirkende Ebbe und Flut durch große Heftigkeit und Schnelligkeit sich auszeichnet und Alexander mit seinen Griechen hier zum erstenmale diese dem europäischen Mittelmeer fast ganz fremde Erscheinung erlebte. Bei der zweiten Fahrt zum Meere, welche auf dem östlichen Arme des Indus ausgeführt wurde, wurde eine geeignete Stelle in der Nähe der Mündung zur Anlage eines befestigten Hafens ausersehen.

Schon ehe Alexander in das Indusdelta eingetreten war, hatte er den dritten Teil seines Heeres, unter Anführung des Krateros, den Rückmarsch nach Persien antreten lassen. Krateros sollte seinen Weg so nehmen, daß er durch die heutigen Länder Kutsch-Gundawa und Sarawan nach dem Zareh-See und von da durch die Wüste von Sedschestan nach Kerman gelange. Alexander selbst beschloß mit dem übrigen Heere an der Küste von Mekran hin und dann durch das westliche Beludschistan nach Kerman zu ziehen, wo Krateros mit ihm wieder zusammentreffen sollte. Die Flotte endlich sollte unter Nearchs Leitung aus dem Indus in den Persischen Busen fahren und so die bis dahin noch unbekannten südlichen Küsten von Alexanders asiatischem Reich, ihre Häfen, Flüsse und Landungsplätze auskundschaften. Diese drei Unternehmungen gehören zu den großartigsten, welche die Makedonier

gemacht haben, und vollendeten die Entdeckung und Eroberung aller Länder bis an den Indus, sowie die Verbindung derselben untereinander und mit Europa. Die Erbauung von Städten am Indus und die Errichtung von zwei Satrapieen in seinem Stromgebiet hatte den Zweck gehabt, diesen Fluß von Taxiles' Herrschaft an bis zum Meere hin zu sichern. Jetzt galt es dem großen König, außer dem Wege, auf welchem er in Indien eingedrungen war, auch im Süden dieses Landes eine Verbindung mit Persien herzustellen. Er ließ deshalb sein Heer in zwei verschiedenen Richtungen den Rückmarsch antreten. Früher hatte er das Gebirge, welches Indien von Persien trennt, von Persien aus und im Norden erobert; jetzt wollte er es von Indien her und von der Südseite eröffnen. Er führte, wiewohl mit großen Opfern, diesen Plan auch aus und setzte beide Länder in eine Verbindung, welche weder früher vorhanden gewesen, noch auch später je wieder möglich geworden ist; denn kein Beherrscher von Persien, außer ihm, hat alle Pässe und Bergfesten auf der Westseite Indiens in seiner Gewalt gehabt und alle dortigen Völkerschaften unterworfen, er allein hat die Scheidewand der Gebirge zwischen beiden Ländern gleichsam hinweggenommen.

14. Rückkehr aus Indien.

Der Marsch von Indien nach Persien war der am wenigsten vom Glück begünstigte aller Züge Alexanders, und der dadurch erreichte großartige Zweck, beide Länder auch auf der Südseite miteinander in Verbindung zu bringen, mußte sehr teuer bezahlt werden, und zwar aus dem Grunde, weil man von den Schwierigkeiten des gewählten Weges keine richtige Vorstellung hatte und auf den unglücklichen Gedanken verfiel, längs der Küste von Mekran hin zu ziehen. Diese Küste ist eine flache Sandwüste, welche auf der Landseite durch ein breites, nacktes Felsengebirge von einer andern Wüste geschieden wird. Nur wilde Raubhorden bewohnen diese kahlen Gebirge, einzelne in meilenweiter Entfernung voneinander angesiedelte Fischer die Einöde der Küste; Bäche, welche in der Regenzeit hoch anschwellen, den größeren Teil des Jahres aber vertrocknet und verschwemmt sind, ziehen von den Gebirgen zum Meere hinab. Pflanzen und Quellen sind in der Wüste eine große Seltenheit, und zu den Entbehrungen, welche hier der Wanderer erdulden muß, gesellt sich noch die große Qual einer glühenden Hitze, die mit dem Beginn der Nacht sich stets mit plötzlichem Übergang in empfindliche Kälte umwandelt. Die Sage berichtet, daß Semiramis und Cyrus auf dem Marsche durch diese furchtbaren Gegenden ihr ganzes Heer eingebüßt hätten; das Altertum hat daher auch Alexanders Zug mit diesen fabelhaften Erzählungen in Verbindung

gebracht und dem großen Könige unwürdigerweise schuld gegeben, er habe nur darum diesen Weg gewählt, weil er der Welt habe zeigen wollen, daß er durch seine Thaten selbst den größten König der Perser und die berühmteste Herrscherin Asiens übertroffen habe.

Gegen das Ende des Sommers 325 v. Chr. brach Alexander von Patala auf. Er kam, als er das westliche Grenzgebirge Indiens überstiegen hatte, zuerst in das bewohnbare Land der Oriten, welches auf seiner entgegengesetzten Seite an die Wüste von Mekran stößt. Die Oriten wurden unterworfen, an einem Hafen der Küste eine Alexanderstadt erbaut und die Generale Apollophanes und Leonnatos, jener als Statthalter, dieser als Anführer der Truppen, daselbst zurückgelassen. Diese sollten nicht bloß das Land verwalten und behaupten, sondern namentlich dafür Sorge tragen, daß man in den Häfen desselben Trinkwasser und Lebensmittel einnehmen könne; denn Alexander hatte den Weg längs der Küste zum Teil deshalb gewählt, um dieselbe für seine Flotte zugänglich zu machen und dieser die vorgeschriebene Fahrt zu erleichtern. Sobald die Makedonier das Land der Oriten verlassen hatten, begann jener furchtbare Marsch durch die Wüste, welcher einen großen Teil des Heeres vernichtete. Sechzig Tage dauerte dieser grauenvolle Marsch, und als die Makedonier am Ende der Wüste in Pura, der in dem jetzigen Kohistan gelegenen Hauptstadt von Gedrosien, ankamen, soll kaum mehr als der vierte Teil von ihnen übrig gewesen sein.

Manche haben die von den alten Schriftstellern gegebene Schilderung dieses Zuges für übertrieben gehalten: wer aber an die Beschaffenheit der Wüsten des heißen Südens oder auch nur an Napoleons russischen Feldzug denkt, wird an der Wahrheit dieser Berichte nicht zweifeln, zumal da dieselben den Tagebüchern Nearchs entnommen sind, der bei seinen öfteren Landungen jene Küste selbst kennen lernte. Die sengende Hitze und der Mangel an Lebensmitteln brachten tödliche Krankheiten hervor, und sehr viele Soldaten starben vor Hunger. Man schlachtete aus Mangel an Lebensmitteln die Pferde und Zugtiere, um ihr Fleisch zu essen; ja man tötete zuletzt die Maultiere, welche die Wagen der Kranken zogen, und überließ diese ihrem Schicksale. Kam man nach längerem Marsche an ein Wasser, so stürzten viele trotz der Erhitzung ihres Körpers auf dasselbe los und büßten ihre unbezähmbare Gier mit einem augenblicklichen Tode. Einst hatte das Heer sich an dem fast ganz ausgetrockneten Bette eines Baches gelagert und blieb, um zu rasten, einen ganzen Tag an dieser Stelle; in der Nacht aber füllte sich der Bach durch starke Regengüsse, die im Gebirge gefallen waren, mit einer solchen Schnelligkeit und solcher Wassermenge, daß viele Menschen und Tiere sowie der größte Teil des Gepäckes ein Raub

der Fluten wurden. Zuletzt verirrten sich sogar die eingebornen Führer, welche Alexander mitgenommen hatte, und dem ganzen Heere schien der gewisse Untergang bevorzustehen. Zucht und Ordnung löste sich auf, und dadurch wurde das Unglück noch gesteigert. Die Soldaten bemächtigten sich gewaltsam der Vorräte und verzehrten auf einmal, was für längere Zeit hatte ausreichen sollen. An Bestrafung war natürlich nicht zu denken. Alexander seinerseits teilte alle Mühen und Qualen mit seinen Soldaten und suchte auf jede Weise ihr trauriges Los zu mildern. Es wird erzählt, daß er eines Tages, als ihm einige Soldaten einen Trunk Wasser, den einzigen Überrest einer ausgetrockneten Lache, brachten, diesen mit den Worten weggeschüttet habe, es sei für einen zu viel, für alle aber zu wenig.

In Pura erholte sich der Rest des unglücklichen Heeres. Dann zog man durch angebaute Gegenden nach Karmanien oder Kerman. Hier traf auch Krateros, der auf viel besseren Wegen über Kandahar und am Helmind hin marschiert war, mit seiner Heereshälfte ein. Auch wurde hier Alexander durch die Ankunft Nearchs überrascht, welcher fünf Tagereisen südwärts gelandet und auf die Nachricht, daß der König so nahe sei, zu ihm geeilt war. Nearch begab sich bald wieder zur Flotte zurück und setzte dann seine Fahrt bis zur Mündung des Euphrats fort. Der König aber teilte sein Heer in zwei Teile; mit dem einen sollte Hephästion nach der Meeresküste gehen, um längs derselben bis in die Nähe jener Mündung und dann aufwärts nach Susa zu marschieren, den andern führte er selbst auf dem nächsten Wege, über Pasargadä, ebendorthin. Nearch, welcher später seinen Reisebericht in einem eigenen Buche bekannt machte, hatte seine Entdeckungsreise vom unteren Indus bis nach Karmanien nicht ohne Schwierigkeiten und Gefahren gemacht, aber auch die Kenntnis des Indischen Meeres und seiner Küsten sehr erweitert. Er wurde, nachdem er die weitere Fahrt glücklich vollbracht hatte, von seinem König königlich belohnt und sogleich mit der Leitung einer zweiten Entdeckungsreise beauftragt, welche die Erforschung der Küste von Arabien und des benachbarten Afrikas zum Zweck hatte, durch Alexanders Tod aber vereitelt wurde.

Ehe dieser aus Karmanien aufbrach, veranstaltete er zur Feier seiner Rückkehr Festzüge und Dankopfer, stellte Kampfspiele an und teilte unter seine Soldaten und Offiziere Belohnungen aus. Er suchte sich außerdem von den Beschwerlichkeiten des indischen Feldzuges auf seine Weise zu erholen und sich, wie tapfere Soldaten und Seeleute zu thun pflegen, nach langer Entbehrung durch doppelten Genuß zu erquicken. Daher folgte auf dem Zuge durch Karmanien ein Fest dem andern und das unmäßige Trinken wurde damals an Alexanders Hof Sitte. Die fabelnden und rhetorischen Geschichtschreiber, welche

sich dieses dankbaren Gegenstandes bemächtigten, haben dies zu effektvollen Gemälden benutzt und zu diesem Zwecke sich so große Übertreibungen erlaubt, daß in ihren Schriften der Marsch von Pura nach Susa wie ein Theateraufzug und Alexander selbst wie ein zweiter Bacchus erscheint. Er zog, heißt es, sieben Tage lang auf einem prachtvollen, mit einer goldenen Tafel verzierten Wagen umher, Weinfässer waren an der Landstraße aufgestellt, das Heer marschierte taumelnd von einem Ort zum andern u. dgl. m. Ein besonnenerer und verständigerer griechischer Geschichtschreiber dagegen hat mit Recht alle diese tollen Abenteuerlichkeiten als eines Alexanders unwürdig und an sich unmöglich verworfen und sich dabei auf die Zeitgenossen und Begleiter des Königs berufen, in deren Schriften nichts von dieser Art vorkommt.

15. Alexander nach seiner Rückkehr aus Indien.

Während Alexander in Indien war, hatte ein Teil der zurückgebliebenen Statthalter und Generale sein Vertrauen mißbraucht und die ihnen übergebene Macht zu den schlimmsten Zügellosigkeiten benutzt. Es wurden dem König die ärgsten Verbrechen gemeldet, zu welchen sich diese Männer durch Habgier und Hang zur Schwelgerei hatten hinreißen lassen: Tempel waren geplündert, die härtesten Bedrückungen ausgeübt und abscheuliche Frevel an Frauen und Mädchen begangen worden. Alexander bestrafte die Verbrecher mit schonungsloser Strenge. Schon in Karmanien, wohin ein großer Teil der Statthalter und Generale beschieden worden war, hatte er die Frevler unter ihnen durch Absetzung, Gefangenschaft oder Hinrichtung bestraft. Allen übrigen ward durch ein königliches Schreiben geboten, in eigener Person nach Susa zu kommen, um Rechenschaft abzulegen.

In Pasargadä fand Alexander das heilige Gebäude, in welchem die Leiche des Cyrus lag, geplündert und zerstört. Er hatte dasselbe bei seiner ersten Anwesenheit in dieser Stadt mit neuem Schmuck versehen lassen und zugleich der Priesterfamilie, welche es bewachte und an bestimmten Tagen Opfer darbrachte, geboten, ihren frommen Dienst fortzusetzen. Der König wußte nämlich, daß die Perser das Grab als ein Nationalheiligtum und den regelmäßigen Gottesdienst bei demselben als eine die Fortdauer ihres Reiches sichernde Einrichtung betrachteten; er hatte also wichtige Gründe, diesen Dienst zu erhalten und zu beschützen, da er ja nicht als Zerstörer, sondern als Wiederhersteller der persischen Monarchie angesehen werden wollte. Es mußte ihn daher schon aus diesem Grunde sehr erbittern, daß er bei seiner Rückkehr aus Indien das Gebäude zum Teil zerstört, die in demselben befind-

lichen Kostbarkeiten geraubt und die Leiche verstümmelt fand. Er ließ sofort alles so gut wie möglich wiederherstellen und gab sich die größte Mühe, den Thäter aufzufinden. Dieser wurde jedoch nicht entdeckt; denn die Magier, welche das Grab bewachten, waren, obgleich sie grausam gefoltert wurden, zu keinem Geständnis zu bringen. Dagegen wurden der seitherige Satrap der Provinz, der Perser Orxines und der Makedonier Polymachos von ihren persönlichen Feinden dieser That beschuldigt. Weil diese beiden Beamten außerdem von vielen Einwohnern der Provinz anderer schwerer Vergehungen angeklagt wurden, so ließ Alexander beide hinrichten; an der Beraubung des Grabes waren sie jedoch schwerlich schuldig. Auf dem Marsche von Pasargadä nach Susa und in der letzteren Stadt wurden noch mehrere Statthalter und Offiziere wegen der von ihnen begangenen Frevel am Leben gestraft.

Nach seiner Ankunft in Susa war Alexander vor allem anderen darauf bedacht, die Makedonier und Perser auf jede Weise zu einer Nation zu verschmelzen und namentlich den Adel beider Völker innig zu verbinden. Er gab zu diesem Zwecke seinen Leibwächtern oder Marschällen, welche ebenso wie seine vorzüglichsten Generale dem makedonischen Adel angehörten, Töchter aus alten persischen Familien zu Gemahlinnen, verheiratete zugleich 10 000 Makedonier von geringerem Stande mit Perserinnen und nahm selbst eine Tochter des Darius, welche bei den griechischen Schriftstellern die drei verschiedenen Namen Barsine, Arsinoë und Statira trägt, zur Gemahlin, nachdem er bereits seit seinem sogdianischen Feldzuge mit Roxane, des baktrischen Fürsten Oxyartes Tochter, vermählt war. Bei dieser Gelegenheit veranstaltete er ein großes, allgemeines Hochzeitsfest und feierte dasselbe absichtlich mit der größten Pracht, um den Makedoniern und Persern auf recht glänzende Weise ihre Verschmelzung in eine Nation anschaulich zu machen. Zugleich gab er sowohl den Prinzessinnen und vornehmen Frauen, welche er seinen Großen vermählte, als auch den 10 000 Frauen seiner Soldaten eine ansehnliche Mitgift aus der Reichskasse. Außerdem bezahlte er damals allen Soldaten und Offizieren des Heeres ihre Schulden, eine Ausgabe, welche dem geringsten Anschlage nach nicht weniger als 20 000 Talente (gegen 87 Millionen Mark) betrug. Endlich ehrte und belohnte er auch diejenigen, welche sich besonders ausgezeichnet hatten, auf echt königliche Weise; namentlich gewährte er dem Peukestes und Leonnatos, die ihm selbst in der Stadt der Maller das Leben gerettet hatten, sowie seinem Admiral Nearchos das in den Augen der Griechen glänzendste Ehrenzeichen, einen goldenen Kranz. An diese Belohnungen des Heeres und an die große Hochzeitsfeier schloß sich eine Festlichkeit von ganz entgegengesetzter Art an. Es war nämlich ein alter indischer Brahmane und Büßer, Kalanus,

dem makedonischen Heere bis nach Susa gefolgt. Die Makedonier liebten diesen sonderbaren Menschen, und Alexander selbst, der mit Sorgfalt die Weisheit des indischen Volkes zu erforschen strebte, unterhielt sich gern mit ihm. In Susa verfiel der Inder zum erstenmal in seinem Leben in eine Krankheit, und sogleich faßte er, der indischen Ansicht vom Leben gemäß, den Beschluß, den Qualen körperlicher Leiden durch einen freiwilligen Tod zuvorzukommen. Alexander ließ ihm, da er von diesem Vorsatze nicht abzubringen war, nach indischer Sitte einen Scheiterhaufen errichten und seinen Tod auf festliche Weise feiern. Kalanus verbrannte sich mit jener kalten Standhaftigkeit und Ruhe, welche bei den Frommen des indischen Volkes häufig angetroffen wird, und welche auf der diesem Volke eigentümlichen Religionsanschauung und Lebensansicht beruht.

Sowohl die persische Nation, als auch die makedonischen Generale nahmen die Güte und Freigebigkeit, welche Alexander ihnen bei der großen Hochzeitsfeier bewies, als den freundlichsten Beweis seiner Fürsorge auf. Ganz anders dagegen wurde die Sache von der großen Masse des makedonischen Heeres angesehen; denn diese wollte die Vorteile des Krieges und ihre aristokratische Stellung durchaus nicht mit den Persern teilen. Ihr Unwille wurde noch lauter, als Alexander 30 000 Eingeborene, welche während des indischen Feldzuges in den verschiedenen Provinzen ausgehoben und auf makedonische Weise eingeübt worden waren, in das Heer aufnahm und den Makedoniern ganz und gar gleichstellte. Seitdem dies geschehen war, herrschte unter den makedonischen Truppen eine sehr bedenkliche Stimmung, und sie schienen nur auf eine Gelegenheit zu warten, um ihre Unzufriedenheit durch die That zu beweisen. Diese Gelegenheit zeigte sich, als Alexander auf seinem Zuge nach Babylon zu der am Tigris gelegenen Stadt Opis gelangt war und dort seine Absicht aussprach, 10 000 Veteranen aus dem Heere nach der Heimat zu entlassen. Die Soldaten, weit entfernt, diese Aussicht mit Freude zu begrüßen, sahen dies für nichts anderes als eine List an, durch welche der König die unruhigen Köpfe aus dem Heere entfernen und den Asiaten einen größeren Einfluß verschaffen wollte. Kaum hatte er daher den Truppen diesen seinen Entschluß verkündigt, als lautes Murren und Geschrei sich erhob. Alle Makedonier und Hellenen des Heeres erklärten, sie würden nicht mehr dienen, der König solle sie alle, nicht bloß die 10 000, entlassen und sich ein Heer von lauter Asiaten bilden. Alexander benahm sich bei diesem offenen Aufruhr mit der Ruhe und Klugheit, welche man von einem so erfahrenen Feldherrn erwarten konnte. Er zeigte zuerst Ernst, ging mit seiner Leibwache mitten in die lärmende Menge hinein und ließ, ohne daß sich jemand zu widersetzen wagte, 13 Soldaten, die er als

Rädelsführer ansah, verhaften und zur Hinrichtung abführen. Nach diesem Beweise seiner Entschlossenheit und Festigkeit hielt er von neuem eine Anrede an die Truppen, erinnerte sie an seine und seines Vaters Verdienste um das makedonische Volk und suchte ihnen zu zeigen, daß die Makedonier ohne ihn nichts sein würden, daß aber er jetzt auch ohne sie eine große Macht besitze. Hierauf hieß er sie auseinander gehen und zog sich in seine Wohnung zurück, wo er keinem Makedonier Zutritt gestattete. Er ließ die persischen Truppen vor seinem Palast aufziehen, übergab ihnen die Wachtposten des Schlosses und den Dienst bei seiner Person, erklärte eine Anzahl Perser feierlich für seine Verwandten und erlaubte denselben, so oft sie wollten, vor ihm zu erscheinen. Die makedonischen Truppen erhielten keine Befehle mehr, kein Signal wurde gehört; man überließ sie ganz sich selbst, ohne sich weiter um sie zu kümmern.

Dies wirkte; die Soldaten empfanden Reue, zogen vor das Schloß, baten den König um Verzeihung und versprachen, die Anstifter des Aufruhrs auszuliefern und unbedingten Gehorsam zu leisten. Der König behielt seine Verstellung nicht länger bei, als bis er seinen Zweck vollständig erreicht hatte; er zeigte sich nach zwei Tagen den Makedoniern wieder, sagte ihnen, er erkläre sie alle für seine Verwandten, veranstaltete ein großes Mahl, an welchem 9000 von ihnen teilnahmen, und gab hierauf durch die Art, wie er für die in die Heimat Entlassenen Sorge trug, den Soldaten einen Beweis seiner unveränderten Gesinnung gegen sie, ohne dabei Schwäche zu verraten. Jedem der heimkehrenden Veteranen wurde nicht nur sein Sold bis zur Ankunft in Makedonien, sondern auch ein außerordentliches Geschenk von 4350 *M* gegeben. Der König übernahm zugleich die Sorge für die ihnen von asiatischen Frauen geborenen Kinder und versprach feierlich, dieselben als Makedonier erziehen zu lassen; ihnen selbst erteilte er für ihre ganze übrige Lebenszeit das Ehrenrecht, bei allen Festen und öffentlichen Spielen einen Kranz zu tragen und die ersten Sitze einzunehmen. Bei ihrem Abmarsch endlich dankte er ihnen herzlich für ihre Tapferkeit und Treue und nahm mit Thränen Abschied von den alten Gefährten seiner Kriege. Krateros, der mit ihrer Führung beauftragt war, brachte dieselben glücklich in die Heimat zurück.

16. Griechische Angelegenheiten in den letzten Jahren der Regierung Alexanders.

Alexander hatte den ausgezeichneten, mit den makedonischen und griechischen Angelegenheiten sehr vertrauten Krateros nicht ohne besonderen Grund zur Führung der heimkehrenden Veteranen ausersehen.

Sein Reichsverweser Antipater stand nämlich schon seit längerer Zeit in einem sehr gespannten Verhältnis zu Olympias, welche ihrem Einfluß auf die Regierung Makedoniens nicht entsagen konnte und jenen daher beständig bei ihrem Sohne verklagte. Dieser selbst traute dem Antipater nicht mehr recht, seitdem er erfahren hatte, daß derselbe insgeheim eine Verbindung mit den Ätoliern unterhalten hatte. Wegen dieser Verhältnisse hatte er den Beschluß gefaßt, den Antipater aus Makedonien abzuberufen und den Krateros an seine Stelle zu setzen.

Diese Absicht machte auch die Ergreifung von Maßregeln nötig, durch welche in der nächsten Zeit allen Bewegungen unter den griechischen Völkerschaften vorgebeugt werden sollte. Alexander ließ bei der Feier der olympischen Spiele den Befehl verkünden, daß alle griechischen Staaten ihre Verbannten wieder aufnehmen sollten (324 v. Chr.). Diese Maßregel, welcher die Drohung gewaltsamen Zwanges beigefügt war, sicherte dem König einen treu ergebenen Anhang in allen griechischen Staaten. Die Zahl derer, welche infolge dieses Gebots in ihre Heimat zurückkehrten, wird auf 30 000 angeschlagen; sie ist aber, wie alle Angaben in bestimmten Zahlen, unzuverlässig. Die Sache selbst war für den Zustand von Griechenland wie für Alexanders Politik von der größten Wichtigkeit: in dem großen Reiche hatten die alten Gegensätze von Demokratie und Aristokratie keinen Sinn mehr. Deshalb wagten es auch die Athener und Ätolier, sich den Befehlen zu widersetzen. Jene hatten vor mehr als 30 Jahren alle Bewohner der Insel Samos, diese dagegen die der Stadt Öniadä vertrieben und den Grundbesitz der Verjagten eingezogen und verteilt; beide Völker kamen also durch jenes Edikt in große Verlegenheit. Sie fingen an, sich insgeheim zum Kriege zu rüsten, die Athener schickten aber außerdem auch Gesandte an den König ab, welche zwar ebenso, wie die der anderen griechischen Staaten, ihm Schmeicheleien sagen und göttliche Ehren darbringen, zugleich aber auch ihm vorstellen sollten, daß die Rückkehr der Verbannten die größte Verwirrung erzeugen müsse. Wie ungnädig Alexander das Gesuch der Athener aufnahm, und wie wenig an eine Gewährung desselben zu denken war, zeigte sich schon darin, daß er von allen den vielen Gesandtschaften, welche damals zu gleicher Zeit bei ihm eintrafen, die athenische zuletzt vor sich ließ.

Zu ebenderselben Zeit nun, wo jener Befehl, die Verbannten zurückzurufen, die Athener in Verlegenheit brachte, wurde von der makedonischen Partei ein Vorfall benutzt, um den Redner Demosthenes aus Athen zu vertreiben. Dieser Vorfall war der Prozeß des Harpalos, des früheren Oberaufsehers der erbeuteten persischen Schätze. Die Geschichte des Harpalos ist eine von den vielen, aus welchen man den sittenverderbenden Einfluß der Schätze des Orients erkennen kann,

welche unter Alexander leicht erworben und in den allgemeinen Verkehr gebracht wurden. Sie zeigt zugleich, daß die demokratischen Staaten Griechenlands in der Gewalt eigennütziger Demagogen waren, welche ohne Rücksicht auf das gemeine Beste nur ihren Eigennutz und ihre Leidenschaften zu befriedigen suchten. Harpalos hatte sich unter der Regierung Philipps, als Olympias verstoßen und ihr Sohn zurückgesetzt wurde, mit Ptolemäos, Nearchos und einigen anderen vornehmen Makedoniern der Sache Alexanders so lebhaft angenommen, daß er und seine Freunde deswegen verbannt worden waren. Für einen großdenkenden Mann, wie Alexander, war dies eine Aufforderung, jene Männer besonders zu begünstigen. Er beförderte denn auch nach seiner Thronbesteigung alle, die sich damals für ihn aufgeopfert hatten, zu den ersten Stellen im Heer. Harpalos aber war körperlicher Mängel wegen zum Kriegsdienste nicht tauglich, Alexander ernannte ihn daher zu seinem Schatzmeister, wozu derselbe um so mehr geeignet zu sein schien, als er schon von Philipp bei der Verwaltung gebraucht worden war.

Der König hatte eine so günstige Meinung von diesem Manne und seiner Tüchtigkeit in finanziellen Dingen, daß er ihn für ganz unersetzlich in diesem Fache hielt; Harpalos benahm sich aber sehr gewissenlos, sowohl gegen seinen König, als gegen alle diejenigen, von welchen er Gelder zu erheben hatte. Schon kurz vor der Schlacht bei Issos war er mit der ihm anvertrauten Kasse aus Asien entflohen und hatte sich in Megara niedergelassen, wo er sich ganz seiner Vergnügungssucht ergab. Als ihm Alexander einige Zeit nachher aus Dankbarkeit gegen sein früheres Verdienst und vielleicht weil er für Geldgeschäfte doch besonders brauchbar war, Verzeihung anbieten ließ, kehrte er im Frühling 331 nach Asien zurück. Er erhielt sein früheres Amt wieder; ja, als Alexander die großen Schätze von Susa, Pasargadä und Persepolis in Ekbatana hatte zusammenbringen lassen, übergab er ihm die Aufsicht über dieselben. Solange Parmenio, welcher Medien verwaltete und den Generalschatzmeister beobachten konnte, am Leben war, scheint dieser keine bedeutende Veruntreuung gewagt zu haben. Als aber jener aus dem Wege geräumt und der König nach Baktrien gezogen war, konnte der treulose Mensch der Lockung nicht länger widerstehen. Er bediente sich der ihm anvertrauten Kasse, welche 180 000 Talente (mehr als 780 Millionen Mark) bares Geld enthalten haben soll, zu grenzenlosen Verschwendungen. Er richtete einen Luxus ein, der kaum seinesgleichen hatte und vergeudete für seine Mätressen und seine Tafel unermeßliche Summen. Als dann Alexander aus Indien zurückkehrte und an seinen ungetreuen Beamten strenge Justiz übte, wurde es dem Harpalos mit Recht um sein Leben bange. Er ergriff daher schnell die Flucht, nahm aber soviel Geld, als er fortschleppen konnte,

eine Summe von 5000 Talenten (über 21 Millionen Mark) und zugleich ein Söldnercorps von 6000 Mann mit sich. Der letztere Umstand giebt seiner Flucht einen rätselhaften Anstrich; wahrscheinlich behauptete aber Harpalos, daß er den Befehl erhalten habe, einen Teil der königlichen Kasse unter starker Bedeckung nach Europa zu bringen, und auch andere der ungetreuen Statthalter hatten Söldnercorps geworben, die ihnen Alexander nach seiner Rückkehr aus Indien sofort zu entlassen befahl.

Harpalos schiffte sich mit seinen Söldnern nach Griechenland ein und entließ diese daselbst gleich nach seiner Landung. Nachdem er den größten Teil seiner Schätze in einer Stadt des Peloponnes in Sicherheit gebracht hatte, suchte er mit den übrigen bei den Athenern eine Freistätte. Diese gewährten ihm den gewünschten Schutz, weil er einige der einflußreichsten Männer durch Bestechung in sein Interesse zog und dem Volke das Anerbieten machen ließ, die mitgebrachten Schätze in der athenischen Staatskasse niederzulegen. Er teilte ungeheure Geschenke aus, und Hyperides, Demades sowie viele andere benutzten die gute Gelegenheit, sich zu bereichern. Bald erhielten jedoch die Athener eine Botschaft von Antipater, welcher die Auslieferung des Verbrechers und seiner Schätze verlangte. Statt dieser Aufforderung Folge zu leisten, behielten die Athener das Geld unter dem Vorwand, daß sie es in Verwahrung halten und an den König selbst übergeben wollten, und als sie gleich nach Alexanders Tode die Waffen gegen die Makedonier ergriffen, bedienten sie sich desselben zu ihren Rüstungen. Den Harpalos selbst beschlossen sie zu verhaften und so lange gefangen zu halten, bis Alexander selbst ihnen anzeigen würde, was sie mit ihm machen sollten. Bei diesen Verhandlungen war auch Demosthenes thätig, er war gegen die Auslieferung des Harpalos, weil eine solche Dienstleistung ihm der athenischen Republik nicht würdig schien. Daß er aber von jenem bestochen gewesen, läßt sich mit zutreffenden Gründen als Verleumdung nachweisen.

Auf seinen Antrag ward einige Zeit nachher von dem Areopag allen denen, welche sich von Harpalos hatten bestechen lassen, der Prozeß gemacht. Es wurden viele schuldig befunden und teils mit dem Tode, teils mit Gefangenschaft bestraft. Auch Demosthenes selbst aber ward auf Betreiben des Hyperides und anderer ihm feindlich Gesinnter in diese Untersuchung verwickelt. Alle seine Anstrengungen, sich zu retten, waren vergeblich, er wurde für schuldig erklärt und zur Bezahlung einer großen Summe Geldes verurteilt; höchst wahrscheinlich ward aber bei dieser Gelegenheit der von dem makedonischen Hofe so sehr gehaßte Redner nicht sowohl wirklich einer Schuld überführt, als vielmehr dem Staatsinteresse aufgeopfert, welches, dem Alexander gegenüber, der mit



Bronzene Reiterstatue Alexanders des Großen.

Nach dem Original im National-Museum zu Neapel.

Krieg drohte, ein solches Opfer verlangte. Da er die Geldstrafe nicht leisten konnte, was schon an und für sich gegen die Bestechungsgeschichte spricht, ward er ins Gefängnis geworfen; doch gelang es ihm nach einigen Tagen zu entfliehen. Auch Harpalos entkam. Er entging dadurch zwar der Strafe für sein Verbrechen, fiel aber bald nachher durch die Hand eines Meuchelmörders. Er schiffte sich nämlich mit seinen im Peloponnes aufbewahrten Schätzen nach Kreta ein und wurde hier von einem Spartaner aus Raubgier umgebracht.

17. Alexanders letztes Lebensjahr.

Nachdem Alexander seine Herrschaft bis nach Indien hinein ausgedehnt hatte, entwarf er die großartigsten Pläne. Er rüstete sich zu einem Zuge nach Arabien, um auch dieses Land mit seinem Reiche zu vereinigen; er wollte den Tigris schiffbar machen und an der Mündung desselben einen großen Hafen anlegen; er baute eine große Flotte, mit welcher Nearch Arabien umsegeln und die Verbindung zwischen Indien, Persien und dem östlichen Afrika herstellen sollte; er ließ endlich in Babylon den zerfallenen alten Belustempel wieder aufbauen und hatte die Absicht, ebendiese Stadt zu seiner ersten Residenz, zum Mittelpunkt der civilisierten Welt und zur größten und glänzendsten Stadt der Erde zu machen. Alle diese Pläne aber wurden durch einen frühen Tod vereitelt.

Nach der Entlassung der Veteranen begab sich Alexander nach Ekbatana, wo er acht Tage hindurch prachtvolle Feste feierte. Mitten unter diesen Festlichkeiten erkrankte Hephästion und starb nach wenigen Tagen. Alexander war durch den Tod des Mannes, der von jeher sein treuester und geliebtester Freund gewesen war, tief gebeugt. Die nach interessanten und rührenden Geschichten haschenden Erzähler von Alexanders Leben und Thaten haben auch diese Gelegenheit benutzt, um ihre Leser auf Kosten der nüchternen Wahrheit zu unterhalten und durch romanhafte Erzählungen zu ergötzen. Sie erzählen, daß er vor Schmerz fast den Verstand verloren, die Hinrichtung des Arztes, der seinen Freund behandelt hatte, befohlen, den Tempel des Äskulap zur Strafe dafür, daß dieser Gott dem Hephästion nicht geholfen, zerstört, zur Betäubung seines Schmerzes einen Kriegszug gegen ein persisches Bergvolk unternommen, dieses zur Totenweihe für Hephästion ganz ausgerottet habe u. dgl. Arrian, der verständigste unter den Geschichtschreibern Alexanders, deren Werke sich erhalten haben, verwirft mit Recht alle diese Erzählungen als des großen Königs durchaus unwürdig und mit allem dem, was man sonst von seinem Charakter weiß, nicht vereinbar. Dagegen ist es gewiß, daß Alexander das Leichenbegängnis

seines Freundes mit einer Pracht und Verschwendung feierte, welche in dem makedonischen Eroberer von Asien einen Mann erkennen lassen, der bei seiner Unterwerfung dieses Weltteils der Liebe der Orientalen zum Ungeheuren und Übermäßigen erlegen war. Die Leiche Hephästions, dessen Tod freilich ein schwerer und nicht zu ersetzender Verlust für den König war, wurde mit dem größten Pomp nach Babylon gebracht und dort später auf die glänzendste Weise bestattet.

Als der König bald nach Hephästions Tode nach Babylon zurückkehrte, benutzte er seinen Marsch dahin, um den einzigen noch unbesiegten Rest jener wilden Völker zu unterwerfen, welche seither die westlichen Grenzgebirge des eigentlichen Persiens unsicher gemacht hatten. Dies waren die Kossäer: sie wurden durch einen Feldzug von vierzig Tagen gänzlich besiegt und ihre Raubnester zerstört. Auf dem weiteren Marsche und in Babylon selbst erschienen Gesandte von allen Völkern des Westens, zu welchen der Ruf von Alexanders Thaten gedrungen war, um ihm Huldigungen und Geschenke darzubringen, oder, wie die der Athener, um Bitten und Wünsche vorzutragen. Es waren Gesandte der hellenischen Staaten, verschiedener thrakischen und illyrischen Stämme, der im Norden wohnenden Kelten, einiger italischen Völker, der Karthager und mehrerer halbcivilisierten afrikanischen Stämme. Während Alexander die Freude genoß, Gesandtschaften zu empfangen, deren Anblick ihm bezeugte, daß alle Völker der bekannten Erde von dem Ruhm seiner Thaten erfüllt seien, mahnten ihn zugleich Vorzeichen und Weissagungen, sowie der nicht zu überwältigende Schmerz über seines Freundes Tod an die Gebrechlichkeit aller menschlichen Größe und an das Unsichere seiner gigantischen Pläne. Doch blieb er bis zum letzten Augenblicke seines Lebens sich treu. Er verwaltete die Regierung seines großen Reiches selbst und leitete persönlich alle Arbeiten, welche er hatte beginnen lassen, um den Ländern, die einst der Mittelpunkt der babylonischen und assyrischen Reiche gewesen waren, ihre alte Pracht und Blüte wiederzugeben und um zugleich durch Wasserbauten und Kanäle vermittelst des Euphrat und Tigris eine bessere Verbindung, als jene älteren Weltreiche sie jemals besessen, herzustellen.

Als die Truppen für den beabsichtigten arabischen Feldzug größtenteils in Babylon zusammengekommen waren, hatten auch die Vorbereitungen zu Hephästions Leichenfeier ihr Ende erreicht, und Alexander erwies jetzt seinem vorangegangenen Freunde die letzte Ehre. Er hatte für die Leiche desselben einen nicht weniger als 60 m hohen Scheiterhaufen erbauen lassen, welcher mit Gold, Purpur, Gemälden und Bildhauereien auf das prachtvollste ausgeschmückt worden war, so daß die darauf verwendeten Kosten nicht weniger als 12 000 Talente (gegen 52½ Millionen ℳ) betragen haben sollen. Dieser riesenmäßige

Scheiterhaufen wurde unter festlichen Aufzügen und Gesängen verbrannt. Dann brachte Alexander seinem Freunde, den er für einen Halbgott erklären ließ, reiche Opferspenden dar und hielt hierauf mehrere Tage lang Festlichkeiten verschiedener Art.

Wenige Wochen nach dieser Totenfeier schied Alexander selbst aus dem Leben. Er war fortwährend der Freund seiner Kriegsgefährten geblieben und hatte an ihren geselligen Vergnügungen teilgenommen. Diese Männer, von welchen viele noch Philipps Trinkgelage gekannt hatten, überließen sich zum größeren Teil einem unmäßigen, in heißen Ländern doppelt verderblichen Trinken. Daß bei sehr anstrengender Beschäftigung eine solche Ausschweifung der Gesundheit nachteilig sein mußte und daß auch Hephästion sich dadurch in der Blüte seiner Jahre ins Grab gestürzt hatte, leidet keinen Zweifel; daß aber Alexander sich ebenso wie seine Generale dem Trunk ergeben und auf diese Weise sein Ende beschleunigt habe, ist, ungeachtet der Versicherung einiger griechischen Geschichtschreiber, im höchsten Grade zweifelhaft. Er wohnte gern den Mahlen und Gelagen seiner Generale bei, weil er als Mann von Geist die gesellige und zwanglose Unterhaltung liebte; aber während die anderen einen Becher nach dem andern leerten, trank er in lebhaftem Gespräch den seinigen langsam. Überhaupt ward das Trinken bei ihm nie zur Leidenschaft, sondern er blieb hierin, wie in allen andern Dingen, Herr seiner selbst, und er war, wenn es darauf ankam, zu handeln, immer nüchtern. Er gehörte, wie ein alter Schriftsteller sagt, nicht zu den Menschen von gewöhnlicher Art, welche, wenn sie von Gewalt auch nur ein weniges erlangt und gekostet haben, ihrer selbst nicht mächtig bleiben.

Nach einigen Gelagen, denen er beigewohnt hatte, fühlte er eines Tages sich unwohl, nahm aber dessenungeachtet die Einladung eines seiner Kriegsgefährten an, weil er mit diesem stets freundlich verkehrte und einen ihm werten Mann nicht durch eine abschlägige Antwort kränken wollte. Er verweilte bei dem Gelage bis tief in die Nacht, wurde aber am nächsten Tage von einem Fieber befallen. Dieses nahm von Tag zu Tag zu, und kaum eine Woche nachher raffte ihn — im dreiunddreißigsten Lebensjahre — die Krankheit hinweg, ehe er noch über seine Nachfolge etwas bestimmt hatte (Mitte Juni 323 v. Chr.). Daß er vor seinem Tode auf die Frage, wem er sein Reich hinterlasse, die Antwort: „Dem Würdigsten!“*) gegeben habe, ist eine seines großen

*) Es muß bemerkt werden, daß unsere Lesebücher das griechische Wort falsch übersetzen. Alexanders Antwort lautete: „Dem Stärksten“. Die Anekdote legt, was thatsächlich geschah, daß in dem nun entbrennenden Kampf um sein Erbe das Recht der Stärke entschied, dem sterbenden Helden als Weissagung in den Mund. J.

Geistes unwürdige Erdichtung und gehört zu jenen vielen Anekdoten, durch welche man die bewunderungswürdige Erscheinung dieses Mannes für den alltäglichen Sinn der Menschen, der das Großartige an und für sich selbst nicht zu fassen vermag, interessanter zu machen gesucht hat.

Die Leiche sollte nach der Oase des Ammon gebracht und daselbst beigesetzt werden. Zwei Jahre dauerte es, bis der goldene Sarg und der prachtvolle Wagen für dieselbe fertig waren. Dann wurde der Leichnam im glänzendsten Zuge von Babylon nach Ägypten gebracht, wo der damalige Beherrscher dieses Landes, Alexanders General Ptolemäos, sie in Empfang nahm. Statt sie jedoch nach dem Tempel des Zeus Ammon zu bringen, ließ der kluge Ptolemäos, der aus allem Vorteil für seine Herrschaft zu ziehen wußte, in seiner Residenz Alexandria ein Heiligtum, das Sema genannt, erbauen und in demselben die Leiche des großen Königs beisetzen.

18. Alexander als Gründer eines Weltreichs und der Einfluß seiner Eroberungen auf den Geist der Griechen und des Orients.

Alexander hatte den Plan entworfen, den Osten und Westen der Welt, Griechen und Barbaren, miteinander zu vereinigen und durch eine Linie neu errichteter griechischer Städte in Asien sogar den östlichen Endpunkt der Kultur, das indische Volk mit seiner ewig in gleichmäßigen Schranken gehaltenen Weltansicht und rein betrachtenden Lebensweise, mit dem stets fortschreitenden, unruhigen und das Leben selbst immer wieder neu gestaltenden Geiste des Westens zu verbinden. Sein frühes Ende vereitelte den Hauptzweck dieses Strebens; dagegen blieb die Wirkung, welche er während seines kurzen Lebens ausgeübt hatte, bestehen, und es entwickelte sich daraus eine neue Art von Kultur, die den Charakter des folgenden Zeitraums bestimmte. Der Orient selbst rang ein Jahrhundert lang mit den in ihn geworfenen griechischen Elementen, die ihm fremd waren, stieß dieselben dann wieder aus und sank in seinen früheren Zustand zurück; das Hellenentum dagegen nahm, der europäischen Natur gemäß, das zu ihm gebrachte Fremde in sich auf. Es gestaltete sich dadurch in Ägypten, Syrien und Kleinasien, wo aus Alexanders Eroberungen neue Reiche mit griechischen Herrschern hervorgingen, aus der Vermischung des Hellenischen und Orientalischen, sowie aus der erweiterten Weltkenntnis etwas ganz Neues, nach den natürlichen und geschichtlichen Unterschieden der einzelnen Länder Verschiedenes: und dieses Neue, Griechisch-Orientalische ward der Mittelpunkt, um welchen sich in der nächsten Zeit die Kulturgeschichte der Menschheit dreht.

Alexander hatte gewissermaßen Griechenland und Makedonien nach Asien gezogen; bald nach seinem Tode ward durch jene Herrscher die griechische Kunst und Wissenschaft in ihren Reichen so sehr gepflegt, daß seitdem Geist und Macht der Griechen völlig nach Vorderasien und Ägypten versetzt waren. Dieser Teil der Welt gewann also durch Alexanders Eroberungen, Griechenland und Makedonien aber verloren. Der in Weichlichkeit versunkene Orient erhielt hellenische Kultur und Kraft, die Griechen aber und besonders das seither noch wenig verdorbene Makedonien empfingen nichts als Reichtum und Schwelgerei. Wäre Alexanders Plan ganz durchgeführt worden, so würde Europa noch viel größere Nachteile erlitten haben. Der Orient hätte europäische Güter der Seele und des Leibes gewonnen, Griechenland und Makedonien dagegen nur Gold und Sinnenlust; die Besiegten wären zu Siegern geworden, diese aber hätten die edelsten Güter der Menschheit, Geistesfreiheit, Gleichheit vor dem Gesetz, Verfassung, offene Rede und angestammtes Recht verloren. Doch gewann der Orient weit mehr, als Griechenland verlor: denn es ward durch Alexander viel mehr Hellenisches zu den Persern, als Persisches zu den Griechen gebracht.

Indes ist die schnelle Entartung der Makedonier keineswegs dem Einflusse von Aleranders Eroberungen allein zuzuschreiben, sondern diese Entartung war die natürliche unter ähnlichen Umständen überall wiederkehrende Folge davon, daß der Übergang von dem halbcivilisierten Zustand, in dem sich das makedonische Volk befand, zu einer höheren Kultur, von Bedürfnislosigkeit zum Überfluß, von Armut zum Reichtum ein plötzlicher war: ein noch plötzlicherer bei den an Makedonien grenzenden Völkern der Thraker und Illyrier, von deren tiefer Barbarei der Umstand zeugt, daß bei einem Teile derselben sogar noch Menschenopfer gebräuchlich waren. In solchen Fällen vereinigen sich, wie in neueren Zeiten das Beispiel der Russen zeigt, die Laster der Barbarei mit denen einer überfeinerten Kultur und in kurzer Zeit kann dann eine Bevölkerung in eine tiefe moralische Verderbnis versinken.

Die Darstellung der von Alexander angeordneten Einrichtung und Verwaltung des Reichs ist für die Erkenntnis des herrschenden Geistes seiner Zeit von Wichtigkeit und kann uns zugleich sein eigenes Streben anschaulicher machen. In dieser Beziehung verdient seine Stellung zum Heere und sein Verhältnis zu den verschiedenen Völkern, aus welchen dasselbe zusammengesetzt war, zuerst unsere Aufmerksamkeit. Das Heer war, schon ehe Alexander Asiaten in dasselbe aufnahm, aus sehr verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt. Es enthielt Makedonier aus allen Gegenden des Landes; Illyrier, Thraker, sowie Griechen aus

den meisten Völkerschaften dieser Nation. Die letzteren waren Söldner, welche teils von den Staaten, deren Kontingente sie bildeten, teils von Alexanders Reichsverweser in Makedonien, teils auch von seinen Generalen unter den kleinasiatischen Griechen geworben worden waren. Die Reichtümer, welche Alexander auf seinem Zuge erbeutete, machten solche Werbungen sehr leicht, und die großen Geschenke, die den Soldaten bei jeder Gelegenheit gegeben wurden, erhöhten während des ganzen Zuges den Reiz des makedonischen Kriegsdienstes. Von Zeit zu Zeit schickte Alexander mit kluger Berechnung kleine Abteilungen seines Heeres reich beschenkt nach Hause: er wußte sehr wohl, daß die Rückkehr derselben in die Heimat auf eine ganz natürliche Weise andere herbeilocken würde, und daß Griechen und Makedonier im Staunen über die Erzählungen und den Reichtum der wenigen, welche nach Hause zurückkamen, das Schicksal der großen Zahl anderer vergessen würden, die in Schlachten gefallen oder als Besatzungstruppen bis in die fernsten Gegenden der Erde hin verschlagen worden waren.

Von dem Heere waren nur die Makedonier durch Geburt und Gewohnheit an ihn geknüpft und hatten ein gemeinschaftliches Interesse mit ihm. Alle andern mußte er durch besondere Mittel zu gewinnen und an seine Person zu fesseln suchen. Diese Mittel, welche alle zugleich auch die Makedonier mit berührten, waren von verschiedener Art. Außer der gewinnenden Freundlichkeit, welche in seinem Charakter lag, dienten ihm namentlich Geldgeschenke und Ehrenbezeugungen zu diesem Zwecke. Wie freigebig er war, wenn es die Belohnung seiner Truppen galt, und wie sehr zu seiner Zeit ein solches Verfahren sowohl die Soldaten an ihn fesseln, als auch andere in seine Dienste locken mußte, mögen einige Beispiele zeigen. Nach der Schlacht bei Arbela erhielt jeder makedonische Reiter ein Geschenk von etwa 450 *M*, jeder nichtmakedonische aber 75 *M* weniger, von dem Fußvolk bekam jeder Soldat der Phalanx 150 *M*, den griechischen Söldnern dagegen ward nur ein außerordentlicher Sold von 2 Monaten ausgezahlt. Als kurze Zeit nachher, auf dem Marsche von Babylon nach Susa, gegen 16 000 Mann Verstärkung aus Europa beim Heere eintrafen, ergriff er sogleich Maßregeln, um sowohl diese neuen Truppen für sich zu gewinnen, als auch die alten noch mehr anzuspornen. Er teilte bei einer Heerschau Belohnungen aus, die mit unseren Ordenszeichen verglichen werden können, beförderte viele von niederen Stellen zu höheren, traf neue Einrichtungen zur Bequemlichkeit der Soldaten und ermunterte das Heer durch alle jene kleinen Künste, welche den gemeinen Mann an seinen Feldherrn fesseln. Gleich nach Darius' Tode erhielt jeder Reiter 4200 *M* und jeder Fußgänger 720 *M* zum Geschenk. Diese Freigebigkeit setzte er auf allen späteren Zügen fort. Auch die Verabschiedungen

der zum Dienst untauglich Gewordenen begleitete er stets mit Ehrenbezeugungen und Geldgeschenken. Nach der Rückkehr aus Indien war die Belohnung seiner Waffengefährten eine seiner ersten Sorgen, und wie in den Einrichtungen, welche ganze Staaten und Völker betrafen, so zeigte sich bei dieser Gelegenheit sein großer Geist auch in der Anerkennung des Anteils, der seinen Makedoniern an den Siegen gebührte. Es ist früher angegeben worden, daß er den Perserinnen, welche mit seinen Generalen oder mit gemeinen Soldaten vermählt wurden, eine glänzende Ausstattung gab, die Hochzeit derselben zugleich mit der seinigen auf eine prachtvolle Weise feierte, eine Summe von gegen 87 Millionen Mark zur Bezahlung aller Schulden seines Heeres verwendete und die Verdienste einiger seiner Offiziere durch Auszeichnungen belohnte, wie sie nur etwa den Siegern in den olympischen Spielen gegeben zu werden pflegten.

In betreff des Verhältnisses der fremden Truppen zu seinen Makedoniern, welche immer den eigentlichen Kern des Heeres bildeten, benahm sich Alexander mit großer Vorsicht. Er gebrauchte zur Erhaltung dieses Unterschiedes dieselben Mittel, deren sich in unsern Tagen Napoleon I. mit so vielem Glück bedient hat. Wie dieser die Truppen der fremden Völker stets in einer gewissen Entfernung von der herrschenden Nation hielt, deren Ergebenheit ihm das Wichtigste sein mußte, ebenso machte es Alexander mit den Griechen. Er überhäufte dieselben zwar mit Ehrenbezeugungen, hütete sich aber wohl, sie bei der Besetzung der höchsten Stellen seinen Makedoniern vorzuziehen. Nur selten machte er in dieser Hinsicht eine Ausnahme, wie z. B. bei dem General Eumenes, welcher in Kardia, einer griechischen Kolonie in Thrakien, geboren war; allein in solchen Fällen war es immer ein ganz hervorragendes Verdienst, was den König bestimmte, und die Makedonier beneideten und haßten dessenungeachtet stets den Fremden, der auf solche Art ausgezeichnet ward.

Um die besiegten Völker in Abhängigkeit zu erhalten, wandte er die Mittel an, die den nationalen Eigentümlichkeiten derselben und den Umständen angemessen waren. Griechenland wurde teils durch Freundlichkeit, teils durch seine Demokratieen und den von denselben unzertrennlichen Geist der Unruhe in Schwankung und dadurch in Abhängigkeit erhalten; außerdem hatte aber Alexander, weil diesem freiheitslustigen Volke nicht zu trauen war, zur Bewachung desselben den erfahrensten Feldherrn und Staatsmann seines Vaters mit einem ansehnlichen Heere in Makedonien zurückgelassen. In betreff der thrakischen Stämme befolgte er die Politik Philipps: er nahm alle Fürsten und Beamten derselben, welche er für gefährlich hielt, mit nach Asien hinüber. Die asiatischen Völker hielt er durch Besatzungen, durch Her-

stellung ihrer früheren Landeseinrichtungen, durch imposante Schaustellung seiner Macht, die er doch ohne Härte gebrauchte, in Abhängigkeit. Den kleinasiatischen Griechen überließ er die Verwaltung ihrer inneren Angelegenheiten, fest überzeugt, daß die diesem Volke gleichsam angeborenen Parteiungen fortdauern und dessen Kräfte lähmen würden; außerdem erhielten aber auch die wichtigsten Städte Kleinasiens makedonische Besatzungen. Zugleich setzte er Statthalter ein, welche ganz anders, als die des Perserkönigs, die Bewohner ihrer Provinzen überwachten und regierten. Die übrigen Teile des persischen Reiches ließ er ebenfalls durch Makedonier verwalten: als er aber nach der Schlacht bei Arbela anfing, die Unterworfenen nicht mehr als besiegte Nation zu behandeln, sondern sie den Makedoniern gleichzustellen begann, wählte er mehr und mehr auch Landeseingeborene zu Statthaltern und Beamten der Provinzen. Er fühlte sich dazu um so mehr bewogen, als die Griechen und Makedonier die ihnen anvertraute Macht mitunter zur Befriedigung ihrer Habgier schnöde mißbrauchten. So machten es z. B. seine General-Intendanten Kleomenes in Ägypten und Philoxenos im westlichen Kleinasien. Alexander zog daher seit jener Zeit Landeseingeborene zur Verwaltung mit heran und übergab z. B. bald nach der Schlacht bei Arbela dem Perser Mithrines, der ihm die Stadt Sardes verraten hatte, die Statthalterschaft von Armenien. Daß übrigens der bis dahin in Asien unerhörte Gedanke, die Besiegten den Siegern gleich zu behandeln, mehr als alles andere die Völker dieses Weltteils an den neuen Herrscher fesseln mußte, bedarf keiner näheren Auseinandersetzung.

Die altpersische Einteilung des Reiches in Satrapieen behielt Alexander bei, hob aber die drückenden Naturalabgaben, die im persischen Reiche eingeführt gewesen waren, auf und trennte die Militärverwaltung, die Civilregierung und das Finanzwesen voneinander. Wie hart die Last der Naturallieferungen gewesen, und wie sehr Alexander durch die Abschaffung derselben das Los der Unterthanen erleichterte, kann man aus dem persischen Reichsgesetz, welches die Mahlzeit des Königs betraf, ermessen. Jede Gegend, in welcher der Herrscher sich gerade befand, hatte einen Teil dessen zu liefern, was der Hof zu seinen täglichen Mahlzeiten bedurfte; und zwar ging es damit gerade so, wie bei den deutschen Kaisern und den französischen und englischen Königen vom neunten bis zum vierzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Wie bei diesen die gleiche Sitte bestand und die Barone dieselbe zu ihrem Besten und zum Unterhalte ihres Gefolges aufs ärgste mißbrauchten, so machten es auch die persischen Großen. Allen denjenigen, welche bei Hofe speisten, ward eine ungeheure Menge von Speisen aufgetragen, und was sie selbst davon nicht essen konnten,

ließen sie für ihre Dienerschaft nach Hause bringen. Es wurden aber auf Kosten der Provinzen nicht bloß die Hofleute und die angesehensten Beamten gespeist, sondern auch alle Truppen, die dem Hofe folgten. Daher ist es denn nicht zu verwundern, daß wir in griechischen Schriften die Angabe finden, die Zahl derer, welche täglich am Hofe und also jedesmal auf Kosten der Provinz, in welcher derselbe sich gerade befand, gespeist worden seien, habe nicht weniger als 15 000 betragen, und die tägliche Ausgabe dafür sei auf 400 Talente (über 4½ Millionen Mark) anzuschlagen. Wenn auch diese Schätzung übertrieben sein mag, so zeigt doch die Übertreibung selbst das Unvernünftige der ganzen Einrichtung und die Härte des Druckes, den die Unterthanen zu erdulden hatten. Zugleich erkennt man aber auch daraus, welche Wohlthat Alexander den Bewohnern des persischen Reiches erwies, indem er diesem Unwesen ein Ende machte.

Alexander schaffte zugleich auch einen Teil des steifen und entehrenden Zeremoniells ab, welches bei den persischen Hofmahlen gebräuchlich gewesen war. Nie waren nämlich zu denselben mehr als 12 Personen eingeladen worden. Der König selbst saß, wenn er Gäste zur Tafel gebeten hatte, hinter einem Vorhang, welcher so eingerichtet war, daß er diese seine Gäste sehen konnte, ohne von ihnen gesehen zu werden. Nur in seltenen Fällen speiste er in einem Zimmer mit den Geladenen, und auch dann saß er nicht mit ihnen zusammen, sondern er lagerte sich auf einem Polster, jene aber auf dem Boden selbst. Zum Trinken wurden sie zu ihm hingerufen, sie erhielten aber andern Wein als er und wurden gewöhnlich erst, wenn sie völlig trunken waren, entlassen. Ganz anders ging es an Alexanders Hofe zu. Er verwendete täglich nur zwischen 900 und 1200 ℳ auf seine Tafel, es speisten aber mit ihm stets 60—70 Personen seines Gefolges. Mit diesen unterhielt er sich zwanglos und freundlich, und es herrschte bei Tische Freiheit und Gleichheit.

Als er dann in seinem Hofzeremoniell immer mehr den orientalischen Sitten Raum gab, war die in seinem eigenen Wesen eingetretene Veränderung nur zum kleineren Teil die Veranlassung. Es galt ihm dabei auch um die Beförderung der Gewerbe und des Handels. Er war nämlich stets darauf bedacht, die Künste des Lebensgenusses zu heben und den Verkehr zu beleben; dies konnte aber ohne eine glänzende und große Hofhaltung nicht wohl geschehen, und er suchte demnach durch die Einführung derselben eine Wechselwirkung zwischen Luxus und Gewerbthätigkeit herzustellen. Auch die Straßen, die er eröffnete oder anlegte, die Gründung von Städten, das Befahren von noch wenig bekannten Flüssen und die Schiffbarmachung von bekannteren, sowie die Seewege, welche er aufsuchen ließ, sollten diesen Zweck befördern.

Durch die Sorgfalt und Einsicht, mit welcher er seine Eroberungen auch für solche Zwecke fruchtbar zu machen und die Erfindungen aller Völker und Zeiten miteinander zu verbinden suchte, hat er für alle Künste des Lebens und ihre Verbreitung über die Erde weit mehr gewirkt, als irgend ein Mensch vor ihm. Die nächstfolgende Zeit ist auf diese Weise und durch ihn derjenige Zeitraum des Altertums geworden, in welchem Gewerbe und Handelsverkehr der alten Welt am meisten blühten und am weitesten verbreitet waren.

Auch die Künste des Krieges erhielten durch ihn einen neuen Aufschwung. Er war der erste Feldherr der Geschichte, welcher das Geniewesen auf unsere Weise einrichtete. Sein Generalstab hatte eine geographische Abteilung und eine andere für Messungen und für die Entwerfung der Pläne. An der Spitze des Geniewesens stand der General Amyntas, welcher ebenso, wie andere Offiziere Alexanders, in einer eigenen Schrift die auf dem Zuge durch Asien gewonnenen Resultate für die Kenntnis der Völker und Länder der Erde bekannt gemacht hat. Alexander ließ überall die Entfernungen und Wegelängen ausmessen, die Gegenden geographisch erforschen und eine Generalkarte seines Zuges entwerfen. Dies alles geschah durch Sachkundige, die Ergebnisse ihrer Arbeit waren zuverlässig und bildeten noch zur Zeit Strabos, welcher unmittelbar vor Christi Geburt lebte, die beste Quelle der Kenntnis von Indien und Ostpersien. Dagegen waren diejenigen Schriften, welche Onesikritos und andere für das größere Publikum verfaßten, höchst unzuverlässig; sie wimmelten von Lügen und vorsätzlichen Übertreibungen. Wie vortrefflich Alexander die militärischen Einrichtungen, die sein Vater getroffen, weiter entwickelte, und wie er alles, was er bei den verschiedenen unterworfenen Völkern Passendes fand, für sein Heer benutzte, ist bereits früher angegeben worden. Was die Kriegsbaukunst und überhaupt die Anwendung der Mathematik und Mechanik auf das Kriegswesen betrifft, so hatten, nach der Meinung des Altertums, zuerst die Karthager und die um die Ausbildung der Seewissenschaften so sehr verdienten Rhodier, also zwei Handelsstaaten, diesen Gebrauch von den mathematischen Wissenschaften gemacht. Ihre Erfindungen und Einrichtungen wurden aber von Philipp und Alexander nicht allein benutzt, sondern auch weiter entwickelt. Der letztere nahm auf seinem Zuge die Männer mit, welche sich unter dem geschickten Kriegsbaumeister seines Vaters, Polyidos, gebildet hatten. Wie tüchtig diese waren, und wie sehr unter Alexander derjenige Teil des Kriegswesens, den wir Artillerie nennen, vervollkommnet ward, zeigen die oben von uns erwähnten Mittel, durch welche die Tyrier besiegt wurden, die doch in derselben gleichfalls sehr erfahren waren.

Auch auf die schönen Künste und die Wissenschaften erstreckte sich

die umgestaltende Einwirkung der Unternehmungen Alexanders. Sie wurden nicht etwa bloß durch den mittelbaren Einfluß derselben angeregt und belebt, sondern der König suchte sie auch auf unmittelbare Weise zu heben und zu fördern. Der große Mann liebte beide, bildete und erquickte sich an ihnen und erkannte die ganze Bedeutung, welche Kunst und Wissenschaft für die Veredelung der Menschheit, wie für alle Verhältnisse des äußeren Lebens haben. Die Liebe zur Poesie, welche keiner edlen und großen Seele fremd sein kann, war ihm angeboren. Er zeigte sie nicht bloß dadurch, daß er sein ganzes Leben hindurch eine von Aristoteles sorgfältig durchgesehene Abschrift der Ilias Homers als tägliches Lesebuch bei sich führte und ein berühmtes, kostbares Kästchen des Darius, das in der Schlacht bei Issos erbeutet worden war, zur Aufbewahrung derselben bestimmte, sondern auch durch einige eigene dichterische Arbeiten, welche er, wie erzählt wird, in Stunden der Muße verfaßte. Auch die übrigen schönen Künste liebte er, er war in allen Kenner und zog verborgenes Verdienst ans Licht. Wie sehr er für Musik Sinn hatte, zeigt die Erzählung von der Wirkung, welche einst des Antigenides Flötenspiel auf ihn ausübte: er ward nämlich von der Melodie eines Kriegsgesanges, welchen dieser in seiner Gegenwart vortrug, so ergriffen und durchglüht, daß er aufsprang, die Waffen ergriff und den Anwesenden einige Worte aus einem spartanischen Kriegsliede zurief. Seine Liebe zur Bildhauerkunst und Malerei, sowie die Auszeichnung, mit welcher er einen Lysippos und Apelles behandelte, sind bekannt.

Obgleich alles dies zeigt, daß er Sinn für echte Poesie und Kunst besaß, so ist doch nicht zu leugnen, daß er auf die Entwickelung beider nicht gerade wohlthätig eingewirkt hat. Er verwendete zwar große Summen für Kunstwerke und Künstler und bestimmte unter anderem nicht weniger als 42 Millionen Mark für Ausbesserung und Wiederherstellung der Tempel in Griechenland; allein er munterte in der Poesie im Grunde doch nur die Kunst, zu schmeicheln, auf und verdarb die darstellenden Künste durch die Verbindung derselben mit dem Orientalischen, in welchem, wie ein alter Schriftsteller mit Recht sagt, die Kostbarkeit des Stoffes der Schönheit der Form vorgezogen, ebendadurch aber der wahre Sinn für Kunst vernichtet wird, weil der Mensch vor lauter Staunen über das Gold, das Silber und die Edelsteine eines Kunstwerkes nicht zur wirklichen Betrachtung und Bewunderung desselben gelangen kann. Auch berief Alexander zur Verschönerung der von ihm gegründeten oder zu neuer Blüte emporgehobenen Städte viele ausgezeichnete griechische Künstler nach Asien und versetzte so nach Babylon und Susa, was nach Griechenland gehörte und nur in hellenischer Luft freudig gedeihen konnte. Sein Tod, sowie der

Umstand, daß die Herrschersitze der aus seinen Eroberungen hervorgehenden griechisch-asiatischen Reiche an die Küste des Mittelländischen Meeres gelegt wurden, war daher ein Glück für die europäische Kultur, weil dadurch die Grundzüge derselben, Mannigfaltigkeit, Entwickelung und Leben, erhalten worden sind. Übrigens war von allen Künsten die Architektur diejenige, in welcher Alexander am meisten fehlgriff. Dies geht schon aus der Einrichtung des sonderbaren, zur Verbrennung von Hephästions Leiche bestimmten Gebäudes hervor, welches nur durch das Riesenmäßige seiner Höhe, die wunderliche Mannigfaltigkeit seiner Verzierungen und die Größe der dabei verschwendeten Geldsummen einen Eindruck machen konnte. Noch mehr zeigt sich Alexanders Verirrung in betreff der Baukunst darin, daß er einen Architekten, welcher durch seinen Hang zum Phantastischen und zu niedriger Schmeichelei sich auszeichnete, vorzugsweise zu Rate zog. Dieser Mann war Dinokrates. Der Wert desselben als Künstler läßt sich am besten aus seinem Vorschlage erkennen, das Vorgebirge Athos in eine Statue Alexanders umzugestalten, welche in der einen Hand eine Stadt von 10 000 Einwohnern, in der anderen eine große Schale, aus der ein nie versiegender Fluß ins Meer strömen würde, tragen sollte. Die Idee war ganz der alten Ägypter würdig, deren Felsen-Kolosse und Riesen-Sphinxe man zwar mit Staunen betrachtet, nie aber liebgewinnen kann. So sah auch Alexander die Sache an. Er gab dem Künstler die sehr verständige Antwort: „Laß den Athos, wie er ist; es ist genug, daß schon ein König an ihm seinen thörichten Stolz verewigt hat." Alexander erkannte also, wie Bonaparte mit jenem vielgebrauchten Wort (du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas), daß in diesem Vorschlage das Großartige und Verrückte nahe aneinander grenzten, und daß man sich durch die Ausführung desselben dem Spotte aller Verständigen aussetzen würde: aber dessenungeachtet machte die elende Schmeichelei einen Eindruck auf ihn, und er übertrug später jenem phantastischen Künstler die Leitung der Bauten in dem ägyptischen Alexandria und in anderen Städten.

Mit seiner Stellung zur Wissenschaft verhielt es sich ungefähr gerade so, wie mit seinem Verhältnis zur Kunst: er hatte Sinn für echte Wissenschaft, erkannte ihren Wert und gab große Summen zu ihrer Unterstützung aus, schadete aber im ganzen doch ihrer Entwickelung mehr, als er ihr nützte. Er verstand und achtete den Aristoteles, er war sehr freigebig gegen diesen und unterstützte namentlich seine naturwissenschaftlichen Forschungen auf eine Weise, wie nur äußerst selten gelehrte Bemühungen von Königen unterstützt werden: er nahm nämlich auf seinem Zuge nicht bloß eine Anzahl Gelehrte mit, welche überall für den Aristoteles Beobachtungen machen mußten, ließ unbekannte

Tiere jagen und schickte sie dem Philosophen, sondern er nahm auch an dessen großem Plane, eine systematische und auf Beobachtung beruhende Naturgeschichte zu schaffen, persönlich den lebhaftesten Anteil. Sein tiefer Sinn für Erkenntnis zeigt sich außerdem auch in der Sorgfalt, mit welcher er auf seinem Zuge die indische Weisheit zu erforschen strebte, sowie in der Rücksicht und den vielen Aufmerksamkeiten, die er den Athenern erwies. Man kann daraus erkennen, daß ihm die beiden entgegengesetzten Lebensweisen, welche in der athenischen Regsamkeit einerseits und der den Indern eigentümlichen Resignation und Lebenstötung andrerseits am bestimmtesten sich aussprechen, gleicher Aufmerksamkeit wert schienen. Er selbst hat dies bei jenem Zusammentreffen mit Diogenes ausdrücklich erklärt, indem er den Gedanken andeutete, daß es für des Menschen Seele nur zwei Arten von Größe gebe, entweder die Welt zu besitzen oder sie entbehren zu können. Endlich hat er die Wissenschaft ebenso, wie die wahre Kunst, aufs freigebigste zu unterstützen gesucht und z. B. dem Platoniker Xenokrates allein einst die ungeheure Summe von 50 Talenten (216 000 ℳ) angeboten.

Obgleich auf diese Weise sein großer Geist auch aus dem, was er für die Wissenschaft that, glänzend hervorleuchtet, so hat er doch auch die Litteratur ihrer Selbständigkeit beraubt, und, was nach seinem Tode ganz allgemein wurde, er hat sie von dem Charakter der Regenten, auf deren Unterstützung ihre Pfleger hofften, abhängig gemacht. Er hat ferner, neben einem Aristoteles und Xenokrates, doch auch einen Anaxarch und Pyrrho unterstützt, den elenden Lügner und Schmeichler Onesikritos gleich den Männern von wahrem Verdienste belohnt und überhaupt diejenige Wissenschaft, welche den Schein der Weisheit an die Stelle der Wahrheit und Natur zu bringen versteht, durch reiche Geschenke aufgemuntert.

19. Aristoteles und sein Verhältnis zur griechischen Kultur.

Kein Mensch, wenn wir die Stifter der Weltreligionen ausnehmen, hat wohl einen so gewaltigen Einfluß auf das geistige Leben des ganzen Menschengeschlechts ausgeübt, als Aristoteles, der Lehrer Alexanders des Großen: er hat auf alle Zweige der menschlichen Erkenntnis eingewirkt und durch seine Philosophie nicht allein dem ganzen Abendlande und der christlichen Religion, sondern auch dem gesamten Morgenlande und dem Islam Gesetze gegeben. Dieser einflußreichste aller Philosophen war 384 v. Chr. in der makedonischen Griechenstadt Stagira geboren und begab sich in seinem 17. Lebensjahre nach Athen

wo er Platos Schüler ward. Nach dem Tode seines Lehrers lebte er in Kleinasien, bis Philipp II. ihn nach Makedonien berief, um die Erziehung des jungen Alexander zu leiten. Der Schöpfer der neuen makedonischen Macht hatte den Wert und die Größe des Mannes erkannt, dessen Geist von allem Phantastischen und Schwärmerischen frei und bloß auf das Wirkliche, Mögliche und Ausführbare gerichtet war, und Philipps eigene Größe zeigt sich darin, daß er seinem Sohne einen Aristoteles an die Seite gab, wenigstens ebenso sehr, als in der Gründung seines hellenisch-makedonischen Reiches. Aristoteles kam entweder im 13. oder im 15. Lebensjahre Alexanders an den makedonischen Hof und trennte sich von seinem Zögling erst, als derselbe seinen asiatischen Feldzug antrat. Damals ging er nach Athen, wo er in dem Lyceum, einer der Akademie ähnlichen, mit einer Ringschule verbundenen Anlage, eine philosophische Lehranstalt errichtete. Von den schattigen Laubgängen dieser Anlage, welche in der griechischen Sprache Peripatoi, Spaziergänge hießen, oder vielleicht auch von Aristoteles' Gewohnheit, seine Lehren im Auf- und Abgehen vorzutragen, erhielt seine Philosophie den Namen der peripatetischen. Nach Alexanders Tod suchten seine Feinde ihn des Unglaubens verdächtig zu machen und als Verbrecher gegen die Staatsreligion anzuklagen: Aristoteles sah sich dadurch veranlaßt, Athen zu verlassen, und starb bald nachher (322 v. Chr.) in der Stadt Chalkis auf Euböa.

Höchst interessant und bedeutungsvoll ist es, daß eine und dieselbe Zeit ein alle Erkenntnisse umfassendes und alle Wissenschaften neu gestaltendes Genie, wie Aristoteles, und einen Helden, der für alles Sinn hatte und alles auszuführen vermochte, wie Alexander, hervorbrachte, und daß diese beiden Männer miteinander in so naher Berührung standen. Aristoteles und Alexander umfaßten im Geiste, der eine die innere, der andere die äußere Welt; beide wollten dieselbe ganz bezwingen und umgestalten. Beide erkannten und verstanden nicht allein einer den andern, sondern es fand auch zwischen ihren Bestrebungen ein unmittelbarer Zusammenhang statt: Aristoteles schickte dem Alexander Männer für seine Zwecke zu, er erteilte ihm Ratschläge für seine Pläne und sandte ihm Bücher zu seiner Belehrung, Alexander dagegen richtete mit großen Kosten und mit persönlicher Bemühung einen Teil seiner Umgebung darauf ein, des Aristoteles Forschungen zu fördern.

Alexander wollte alles, was die Weltgeschichte seit ihrem Anfange Großes gezeigt hatte, die Wunder der Urzeit, die Kraft des heroischen Zeitalters und die griechische Weisheit der folgenden Jahrhunderte, in seinem Reiche verbinden. Er wollte Formen und Begriffe des Orients mit dem Geiste des Abendlandes verschmelzen, alle Völker, Länder und Klimate durch einen innigen Verkehr untereinander verknüpfen und

die ganze civilisierte und civilisationsfähige Welt durch das Band griechischer Humanität in einen einzigen monarchischen Staat vereinigen, in welchem der Geist und nicht die Gewalt herrsche. Ebendenselben Gedanken verfolgte Aristoteles in dem großen Gebiete des Erkennens und Wissens. Er wollte, vermittelst der zu einer eigentlichen Wissenschaft herangereiften Philosophie, die geistigen Bestrebungen aller Zeiten, aller Länder und aller Fächer in ein Ganzes vereinigen. Die Zeit der Poesie war mit dem Schwinden des Naturwüchsigen und der Begeisterung zu Ende gegangen: diejenige Dichtkunst, deren man jetzt bedurfte, und welche in Zeiten des vorherrschenden Begriffslebens allein getrieben werden kann, mußte von der früheren, die auf dem Wege der Eingebung und Begeisterung entstanden war, Regel und Gesetz entnehmen: Aristoteles gab die Mittel dazu an, indem er die erste Theorie der Dichtkunst schrieb. Ferner, die Naturforschung war bisher entweder bloß theoretisch oder bloß praktisch betrieben, und es waren beide Arten noch nie miteinander verbunden worden: Aristoteles vereinigte sie, sammelte alle früheren Beobachtungen, vervollständigte dieselben durch seine eigenen, schuf für sie eine wissenschaftliche Sprache und ein System und ward auf diese Weise der Gründer der Naturwissenschaften. Auch die Staatswissenschaft war bis auf Aristoteles entweder nur praktisch oder rein theoretisch getrieben worden: Aristoteles verband beides ebenfalls miteinander. Er löste aber außerdem auch die Aufgabe, welche dieser Wissenschaft damals durch den Gang der Dinge selbst gestellt worden war. Die Geschichte der zunächst vorhergehenden Zeit hatte nämlich bewiesen, daß, sobald Staaten sich vergrößern und die Entwickelung des äußeren Lebens fortschreitet, die Mehrzahl des Volkes ein totes Werkzeug und also auch das demokratische Prinzip eine bloße Täuschung werde, sowie daß andererseits die Aristokratie herabwürdigend für die Menschheit sei. Die Griechen wurden daher zum monarchischen Prinzip gedrängt, und manche Einsichtige deuteten schon vor Aristoteles auf diese Entwickelung hin. Sie konnten sich aber eine Monarchie mit Gerechtigkeit und mit festen Gesetzen, deren Vollstrecker der König sei, nicht als möglich denken, und Plato hatte deshalb das monarchische Prinzip bloß idealisch aufgefaßt. Unter Philipp II. ward diese Möglichkeit gegeben, und Aristoteles erkannte nun die Mittel, durch welche sie zu einer Wirklichkeit gemacht werden konnte. Er suchte die Verfassungen und Grundgesetze aller Staaten zu erforschen, stellte sie nebeneinander und gab die Prinzipien an, nach denen man daraus ein Ganzes machen könne, das für ein großes Reich passe. Ebenso, wie mit den Formen und Begriffen des Staatslebens, den Naturwissenschaften und der Dichtkunst, machte Aristoteles es mit den rhetorischen Künsten, den moralischen Grundsätzen der Menschen

und den philosophischen Erkenntnissen überhaupt. Kurz, er fand neue Formen des Denkens, erweiterte das Gebiet des geistigen Lebens, gab ihm eine festere Grundlage und eine allgemeinere Richtung und schuf so eine Philosophie, welche nach seinem Tode für eine ganze Reihe von Jahrhunderten die weltbildende, welterklärende Lehre ward.

Diese von Aristoteles erläuterte und in ein System gebrachte griechische Weisheit, Bildung und Lebenserfahrung wollte Alexander mit dem Glänzenden, Reichen, Ungeheuren und Phantastischen des Orients und des Altertums so verbinden, daß seine Regierung der Kulminationspunkt der menschlichen Bildung und des menschlichen Strebens geworden wäre. Allein das Schicksal wollte es anders, und Alexanders Geschichte zeigt, daß des Menschen Geist zwar einen mächtigen Einfluß auf die Gestaltung der Welt und die Entwickelung der Begebenheiten ausübt, daß diese aber nie von ihm allein abhängen, sondern von der leitenden Hand der Vorsehung, die sich des Mächtigen wie des Geringen zu ihren Zwecken bedient. Sein Unternehmen scheiterte, weil die Kraft eines Einzelnen und die kurze Zeit eines Menschenlebens nicht hinreichte, sondern viele Jahrhunderte und viele Übergänge nötig waren, um das Orientalische und Occidentalische so weit umzubilden und zu verändern, daß es sich gegenseitig aufnehmen und verschmelzen konnte. Mit Aristoteles dagegen war das Schicksal, und sein Streben gedieh, weil er nur zu denken, nicht auszuführen hatte, und weil im Gebiete des geistigen Lebens die Kraft des Menschen weiter reicht, als in der äußeren Welt. Seine Philosophie ward die Grundlage der Forschung und Erkenntnis der späteren Jahrhunderte, von ihm entnahm die ganze folgende Zeit alles, was die Hellenenwelt in Leben und Wissenschaft errungen hatte, und erst die neuere, ja in einigen Fächern sogar erst die neueste Zeit hat die Ergebnisse seines Nachdenkens und der von ihm gesammelten Erfahrungen berichtigen, vermehren, zum Teil aber auch nur erst richtig verstehen und erklären können.

Des Aristoteles Thätigkeit würdigen, sein Verhältnis zur Bildung des menschlichen Geschlechts auseinandersetzen und seine Wirksamkeit ihrem ganzen Umfange nach darstellen, hieße die Geschichte aller Wissenschaften und Künste geben und zugleich das gesamte Staatswesen der Alten beschreiben. Dies würde aber einen Geist, wie der des Aristoteles war, erfordern. Wir begnügen uns, bloß andeutend den Umfang seiner Wirksamkeit zu bezeichnen und hier und da anzugeben, wie die folgende Zeit ihn aufgefaßt und seine Bemühungen benutzt hat.

Er begründete zuerst die verschiedenen Seiten und Teile der Philosophie, schuf für diese eine ganz neue Sprache, führte sie, die ein bloßes Bildungs- und Zurüstungsmittel für das Leben in Staat und Gesellschaft geworden war, in ihre eigentliche Sphäre, das reine Er-

kennen um des Erkennens willen, zurück und brachte alles griechische Wissen, von welcher Art es auch sein mochte, in ein zusammenhängendes, nach Prinzipien geordnetes Ganze. Hätte nicht die Ungunst des Schicksals seine Schriften verfolgt und teils die kostbarsten seiner Werke vernichtet, teils die erhaltenen uns nur als verstümmelte oder aus einzelnen Aristotelischen Sätzen fragmentarisch zusammengeflickte Bücher zukommen lassen: so würden wir wahrscheinlich die Gewißheit haben, daß er alle Teile der menschlichen Wissenschaft in einer doppelten Reihe von Schriften behandelte, in deren einer er die Erfahrungen seiner Zeit, durch seine eigenen Erfahrungen erweitert, zusammenfaßte, während er in der anderen die philosophische Seite derselben oder das rein Geistige behandelte. Aristoteles hatte viele seiner Schriften nicht ins Publikum gelangen lassen, teils weil sie noch nicht ganz vollendet waren, teils weil sie denjenigen Teil seiner Lehre enthielten, welche er nur für die Tüchtigeren unter seinen Schülern bestimmt hatte. Diese Schriften schenkte sein Schüler Theophrast, dem er sie vermacht hatte, bei seinem Tode einem gewissen Skepsis, dessen Erben sie als ein kostbares Familieneigentum bewahrten. Da diese fürchteten, die Könige von Pergamon, deren Unterthanen sie waren, und welche ihre Hofbibliothek durch jedes Mittel zu vergrößern suchten, möchten sich des Schatzes bemächtigen, so versteckten sie denselben in ein feuchtes unterirdisches Gewölbe. Hier lagen die Schriften mehr als 100 Jahre lang, bis ein Athener, Apellikon, sie kaufte. Ein großer Teil derselben aber war durch die Feuchtigkeit und durch Insekten zerstört worden. Apellikons Bibliothek fiel bald nachher in Sullas Gewalt. Dieser brachte sie nach Rom, ließ von Aristoteles' Werken Abschriften machen und schickte eine derselben dem Andronikos von Rhodus, welcher sie ins Publikum brachte. Von den auf diese Weise geretteten Schriften des Aristoteles ging auch später noch ein Teil verloren.

Aristoteles verließ die Methode, welche die hellenischen Philosophen seither bei ihren Bestrebungen befolgt hatten, und schlug in allen Zweigen des Wissens den ganz entgegengesetzten Weg ein. Statt daß man nämlich bisher immer eine Theorie entworfen und dieser die einzelnen gemachten Erfahrungen anzupassen gesucht hatte, legte er seinen Untersuchungen stets die Erfahrung zu Grunde und schuf, von ihr ausgehend, vom Besonderen und Einzelnen zum Allgemeinen, Begrifflichen, Gesetzlichen vorschreitend, sein System. Die Araber und die Christen des Mittelalters, welche seine Schriften als die allein wahre Grundlage aller Wissenschaft betrachteten, verließen diesen Weg wieder und mißbrauchten sogar Aristoteles' Werke zu einseitigen Grübeleien und nichtigen Schlußfolgerungen, weil sie den großen Philosophen mißverstanden; später aber wurden in ebendem Grade, in welchem man den Geist

des Aristoteles wieder richtiger auffaßte, diese philosophischen Künsteleien mehr und mehr als leer und gehaltlos verworfen und verlacht.

Für die nächstfolgende Zeit nach Aristoteles sind vorzugsweise seine Bemühungen um die mathematischen Wissenschaften von Wichtigkeit, weil diese Wissenschaften in jener Zeit den ersten Rang einnahmen und zuerst durch Aristoteles eine wissenschaftliche Grundlage erhielten. Die Mathematik und alle diejenigen Wissenszweige, welche, wie die Physik und die Astronomie, ohne dieselbe nicht getrieben werden können, wurden erst durch ihn sowohl untereinander, als auch ihren einzelnen Teilen und Fächern nach geschieden und scharf bestimmt. Auf seinen logischen Untersuchungen beruht das Gebäude der Mathematik, welches in dem folgenden Zeitraum aufgestellt worden ist. Während vor ihm diese Wissenschaft mit der Naturphilosophie noch innig verbunden und dadurch in ihrer Entwickelung gehemmt war, hat Aristoteles zwischen beiden eine bestimmte Grenzlinie gezogen. Er hat zuerst die Mathematik in reine und angewandte getrennt, die Arithmetik, welche von den Pythagoreern und Platonikern mit der Geometrie verschmolzen worden war, von dieser genau geschieden und so nicht wenig dazu beigetragen, daß die mathematischen Wissenschaften in der nächstfolgenden Zeit aufblühten und mit Erfolg getrieben wurden. Die angewandte Mathematik, namentlich die Mechanik, Statik und Optik, welche vorher als bloße Handwerksthätigkeit angesehen worden waren, hat Aristoteles zuerst aus diesem Zustande der Erniedrigung herausgerissen und zum Range von Wissenschaften erhoben. Die tieferen Blicke in diese Wissenschaften, welche seine noch erhaltenen Schriften zeigen, sind um so merkwürdiger, da er keine genauen Beobachtungen vor sich liegen hatte, sondern alles noch im Stande der Kindheit fand. Die Chemie, Physik und theoretische Astronomie, für welche er ebenfalls keine sichere Grundlage vorfand, haben er und die Männer, welche unmittelbar nach ihm in Ägypten, Syrien, Rhodus und Pergamon sich mit diesem Wissenszweig beschäftigten, fast ganz neu geschaffen und mit geringen Ausnahmen bis auf den Punkt gebracht, von welchem aus die neuere Zeit dieselben aufgenommen und weiter entwickelt hat. Die Schriften endlich, in welchen er die Erscheinungen und Gesetze der Natur zu erklären suchte, wurden von den Arabern und von den christlichen Völkern des Mittelalters als das Höchste in der Naturlehre bewundert und haben fast allein die Bemühungen angeregt, durch welche man in den nächstfolgenden Jahrhunderten nach der Erkenntnis jener Gesetze gestrebt und bis auf unsere Zeit die Geheimnisse der Natur zu erforschen gesucht hat.

Weit mehr, als in den mathematischen Wissenschaften und der Physik, ward Aristoteles in der Naturgeschichte durch Vorarbeiten

der früheren Zeit begünstigt, und hierbei kam ihm außerdem auch Alexanders Freundschaft und Eifer für die Wissenschaft am meisten zu statten. Er hatte in diesem Fache die Beobachtungen vieler Jahrhunderte vor sich liegen und fand in den Werken der Dichter und Geschichtschreiber seiner Nation, sowie in manchen besonderen Schriften über Feldbau und Jagd sehr gute Forschungen über Lebensweise und Haushalt der Tiere. Schon im kulturlosen Zustande haben alle Völker die genaueste Kenntnis der sie umgebenden Geschöpfe: die scharfsichtigen und scharfsinnigen Griechen aber brachten schon früh die Beobachtungen, welche alle Völker in ihrer ersten Zeit einzeln machen und gebrauchen, mit ihren sonstigen Erkenntnissen in Verbindung. Das ersehen wir aus den treffenden Gleichnissen ihrer Dichter und aus den Andeutungen, welche Herodots Geschichtswerk enthält. Ein Volk, welches wie das griechische vom Don bis nach Kyrene in Afrika durch so viele klimatisch verschiedene Länder zerstreut war, das stets viel im Freien lebte, und in welchem selbst die Ersten und Angesehensten der Natur viel näher blieben, als wir Neueren, mußte weit mehr Anregung und Gelegenheit finden, über die Tierwelt Beobachtungen zu machen, als die Völker der neueren Zeit. Freilich mußte dieses Volk auch zugleich mehr Fabeln in die Naturgeschichte aufnehmen und mehr Volksmeinungen ohne Prüfung gelten lassen, solange unter ihm die Naturgeschichte nicht als eigentliche Wissenschaft getrieben wurde.

Er fand also für die Beschreibung der lebenden Welt eine Menge Erfahrungen vor und brauchte in diesem Fache nicht erst, wie in anderen, alles neu zu schaffen, nicht erst alle Beobachtungen neu anzustellen. Es war ihm außerdem in betreff des inneren Baues der Geschöpfe vorgearbeitet worden. Die Anatomie des menschlichen Körpers entstand zwar erst nach seiner Zeit, und an eine vergleichende Anatomie war ebenfalls noch nicht zu denken; allein durch die Gewohnheit, aus den Eingeweiden der Opfertiere Wissen der Zukunft zu schöpfen, war doch schon eine Art von Wissenschaft über den inneren Bau der Tiere entstanden, und in der Heilkunst hatte man schon lange die Anatomie des Menschen durch Untersuchungen über das Innere des Organismus der Tiere zu ersetzen gesucht. Man war also auch in dieser Beziehung mit der Tierwelt einigermaßen bekannt. Es fehlte jedoch immer noch an einer eigentlichen und selbständigen Wissenschaft der Naturgeschichte: man bedurfte namentlich eines Systems, einer wissenschaftlichen Sprache und einer genauen, philosophischen Bestimmung dessen, was Klasse, Gattung, Art und Individuum ist. Diese Lücke füllte Aristoteles aus und er wurde dadurch auch in der Naturgeschichte Schöpfer und Gründer. Er lehrte aber nicht allein, wie man die Tierwelt einteilen müsse, was dabei wesentlich, was unwesentlich sei, und wie man vermittelst

bestimmter kurzer Bezeichnungen jenes ausdrücken und dieses vom Begriffe trennen könne, er sammelte auch alle früheren Beobachtungen und stellte selbst neue an. Auf diesem Wege brachte Aristoteles ebenso, wie Herodot, Dinge ans Licht, welche die Nachwelt lange für Fabeln gehalten hat, die aber in der neueren Zeit, zum Teil sogar erst durch die Beobachtungen der neuesten Reisenden und Naturforscher, als wahr erkannt worden sind.

Das größere Verdienst des Aristoteles besteht jedoch in dem, was er für die eigentliche Philosophie im engeren Sinne des Wortes that: doch würde es zu weit führen und bei dem Leser zu viele rein philosophische Kenntnisse voraussetzen, wenn diese Vorzüge hier anschaulich gemacht werden sollten. Nur eins muß angedeutet werden. Die Aristotelische Philosophie ward während des Mittelalters im ganzen Abendlande zu bloßen Spitzfindigkeiten und leeren Klaubereien mißbraucht, durch welche unter den christlichen Völkern viel Unheil angerichtet und ein ganzes Zeitalter hindurch ein großer Teil der edelsten Kräfte einer segensreicheren Wirksamkeit entzogen worden ist. Dieser Mißbrauch und seine verderblichen Folgen lassen sich weder leugnen, noch entschuldigen; allein es ist dem Aristoteles ebensowenig vorzuwerfen, als der Stifter der christlichen Religion angeklagt werden darf, weil Fanatismus, Aberglaube, Eigennutz und Heuchelei seine Lehre der Liebe und des Erbarmens zu Zeiten in eine Lehre der Verfolgung, des Pfaffentrugs, der Götzendienerei und der Frömmelei umgewandelt haben.

Von den rein philosophischen Schriften des Aristoteles dürfen übrigens hier diejenigen, welche die Logik oder die Lehre von den Gesetzen der Verstandesthätigkeit betreffen, nicht ganz übergangen werden, weil er bei ihrer Abfassung, außer dem rein philosophischen Zweck, auch die Bildung und Schulung für das Staatsleben im Auge hatte. Diese Schriften, in welchen er einerseits die Logik auf eine solche Höhe brachte, daß sie bis auf unsere Zeit nicht bedeutend weiter gefördert werden konnte, gehören also zugleich auch zu denjenigen griechischen Werken, die für die Geschichte des Einflusses der Litteratur auf das Staatswesen bedeutend sind. Wie nämlich alle philosophischen Sekten des Altertums nach und nach Schulen für die Bildung des Redners oder Staatsmannes eröffneten, so suchte auch Aristoteles sowohl durch eigene Schriften über die Rhetorik, als auch durch seine logischen Werke Belehrung und Anleitung für die Verwaltung des Staates zu geben, weil ohne Logik und ohne philosophische Bildung überhaupt alles Reden sich in Schwulst und leeres Wortgeklingel verliert. Während aber die anderen philosophischen Schulen fast bloß darauf bedacht waren, den Redner zu einem tüchtigen Dialektiker zu bilden, sah er die Logik viel-

mehr nur als einleitende Wissenschaft für die Kunst der Rede an, als die Grundlage, auf welcher die weitere Ausbildung des Redners beruhe, und verfaßte daher auch besondere rhetorische Schriften. Er, dessen Ideal eines Staatsmannes ein Mann wie Demosthenes etwa entsprochen hätte, belehrte in diesen beiden miteinander verbundenen Abteilungen seiner Werke den Redner sowohl über alle Seiten, welche er in seinen Reden etwa berühren konnte, als auch über die Art, wie er dies thun sollte. Leider ist ein Teil seiner rhetorischen Schriften untergegangen: dasjenige aber, was sich von denselben erhalten hat, giebt von allen auf unsere Zeit gekommenen rhetorischen Büchern des Altertums die beste Belehrung über das Wesen der antiken Redekunst, weil Aristoteles nicht, wie die übrigen Lehrer der Rhetorik, in seinen Schriften zugleich selbst ein Meisterstück der Beredsamkeit liefern wollte und uns also nicht, wie Cicero und Quinctilian, durch die Einkleidung seines Vortrages irre leitet und von dem Zweck des Lesens abwendet.

Von den übrigen Werken des Aristoteles hat zwar seine Poetik oder Theorie der Dichtkunst eine überaus große Bedeutung für die Bildung des menschlichen Geschlechts gewonnen, aber der Haupteinfluß derselben nahm doch erst am Ende des Mittelalters seinen Anfang und gehört also der Geschichte der neueren Zeiten an, deren Dichter — besonders die französischen — sich bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein gequält haben, ihre Arbeiten nach den von Aristoteles aufgestellten und von ihnen zum Teil mißverstandenen Regeln einzurichten.

Seine Schrift über die Moral oder seine sogenannte Ethik ist keine bloße philosophische Betrachtung über das Gute und Böse an und für sich selbst und bezieht sich auch nicht etwa nur auf das rein Menschliche und das Privatleben, sondern sie ist eine Einleitung in seine Lehre vom Staate. Der Verfasser geht von dem Gedanken aus, daß das Leben des Staates und das des einzelnen Bürgers einen und denselben Zweck habe, und daß dieser in beiden durch dieselben Mittel erreicht werde. Die Staatswissenschaft, sagt er, muß sich daher auf die Ethik gründen, oder auf die Lehre von der Tugend, von dem wahren Glücke und von den Sitten, die jeder einzelne annehmen muß, damit er die Tugend und das Glück erlangen könne. Um zu zeigen, wie Aristoteles diese Lehre auf die Politik anwendet und seine Ethik als eine Einleitung in die Staatswissenschaft ansieht, braucht man nur auf den Schluß dieses Werkes aufmerksam zu machen. Nachdem er nämlich seine Ansichten über das, was Glückseligkeit sei, dargelegt, und die Art, wie dieselbe erlangt werden könne, angegeben hat, erklärt er: seine ganze Theorie sei unfruchtbar, wenn sie nicht ins Leben übergehe, dies könne sie aber nur dann, wenn der Staat, in welchem man

lebe, von der Art sei, daß nicht einer den andern hindere, das gemeinschaftliche Ziel der Glückseligkeit zu erreichen. Um endlich zu zeigen, wie er die Frage über Glück, über Tugend und über die zur Erlangung beider nötige Beschaffenheit des Wesens der einzelnen Menschen behandelt, möge hier als Beispiel ein Auszug aus derjenigen Stelle seiner Ethik stehen, in welcher er die Thorheit derer anschaulich macht, die dem bloßen Schatten des Glückes nachjagen und daher dieses selbst nie erlangen. „Die Glückseligkeit", sagt er hier, ist weder eine bloße Eigenschaft des menschlichen Wesens, noch auch eine solche Thätigkeit, welche einen äußeren Zweck hat, sondern sie gehört wie die Tugend zu denjenigen Eigenschaften, die man um ihrer selbst willen, nicht aber äußerer Zwecke wegen sucht; denn es ist das Wesen der wahren Glückseligkeit, daß sie sich selbst genügt und keines anderen Dinges bedarf. Wie das Gute und Rechte nur um seiner selbst willen ausgeübt wird, so verhält es sich auch mit dem, was man Glück nennt. Sogar die Ergötzlichkeiten werden nur um ihrer selbst willen gesucht: denn es schaden sich ja die Menschen durch manche derselben eher, als daß sie einen Vorteil von ihnen hätten, und oft werden Gesundheit und Vermögen dabei zugesetzt. Die gewöhnliche Vorstellung vom Glück führt ebendeshalb sehr viele Menschen irre, weil die meisten von denen, welche nach der gemeinen Meinung für glücklich gelten, ihr Glück darin finden, daß sie durch Lustbarkeiten ihre Zeit töten, und weil solche durch Reichtum oder Herrschermacht ausgezeichnete Personen dem großen Haufen als ein Bild des Glückes vorschweben. Man sollte aber diese Personen nicht so ansehen, denn in der fürstlichen Würde und im Reichtum an und für sich selbst liegt weder Einsicht noch Tugend, woraus doch allein eine wahrhafte und würdige Thätigkeit des Menschen hervorgehen kann; man sollte vielmehr behaupten, daß Fürsten und Reiche zu sinnlichen Genüssen nur darum ihre Zuflucht nehmen, weil sie nie ein wahrhaft reines und eines edel und frei gebildeten Mannes würdiges Vergnügen genossen haben. Nicht aber sollte man daran glauben, daß diese Genüsse den Vorzug verdienen. Meinen doch auch Kinder, daß das, was ihnen das Liebste ist, auch zugleich das Beste sein müsse. Wie aber das Kind und der Mann auf ganz verschiedene Dinge Wert legen, so auch der gemeine Mensch und derjenige, der eine edlere Natur und Bildung besitzt."

In betreff der Lehre von der Verfassung und Einrichtung der Staaten hatte Aristoteles ein Werk verfaßt, welches nicht auf unsere Zeit gekommen ist und dessen Verlust nicht genug beklagt werden kann: denn unsere Kenntnis der Staatsformen des Altertums würde weit umfassender und reicher sein, wenn dasselbe sich erhalten hätte. Diese Schrift enthielt die Beschreibung aller wirklich bestehenden Verfassungen,

die Aristoteles zu erforschen im stande war. Höchst wahrscheinlich waren es die Verfassungen von nicht weniger als 158 verschiedenen Gemeinwesen, welche in diesem Werke dargestellt worden sind. Dagegen hat sich eine andere Schrift erhalten, welche die Politik betitelt ist, und in der Aristoteles, statt die wirklich bestehenden Verfassungen zu beschreiben, theoretisch nachweist, welche Staatseinrichtung nach den an diesen gemachten Erfahrungen die beste sei. Diese Schrift ist also ihrem Gegenstande nach dem Platonischen Werke über den Staat ähnlich, ihrem Zwecke und Ausgangspunkte nach aber von demselben ganz verschieden. Aristoteles will nicht, wie Plato, das Ideal eines Staates aufsuchen und die menschlichen Angelegenheiten nach den Grundsätzen der reinen Vernunft einrichten, sondern er hält sich streng an das Gegebene, Wirkliche und Ausführbare und untersucht, welche von denjenigen Arten staatlicher Verfassungen, die uns durch die Erfahrung selbst bekannt sind, die vorzüglichste sei. Ja, er hat sogar einen Teil seiner Schrift geradezu gegen Platos Ansichten gerichtet und sucht dessen Ideale als ungereimt zu vernichten. Weil die Aristotelische Theorie der Staatsverfassung sich genau an das wirklich Bestehende anschließt und die aus der Erfahrung bekannten Einrichtungen bestimmter Völker zur Grundlage hat, so ist diese Schrift auch für das Studium der Geschichte sehr wichtig und ersetzt einen Teil des eben erwähnten untergegangenen Werkes: denn Aristoteles belegt seine Ansichten und Grundsätze stets mit Beispielen aus den Verfassungen verschiedener griechischer Staaten und deutet oft auch den historischen Grund einzelner Einrichtungen derselben an.

Der Gedankengang dieser Schrift ist der, daß der Philosoph zuerst einleitend über die einfachsten und natürlichsten menschlichen Verhältnisse, welche jeder Vereinigung zu einem Staat vorausgegangen sind, ihr zu Grunde liegen und sie erhalten, wie z. B. über das Verhältnis zwischen Mann und Frau, Vater und Kind, Herr und Diener, redet, dann die unter den Menschen entstandenen Arten und Abarten der Verfassungen darlegt, den Grund ihres Verfalles nachweist, die Mittel zu ihrer Erhaltung angiebt und ganz zuletzt, nach den Ergebnissen der Vernunft und der Erfahrung zugleich, das Bild eines Staates entwirft, welcher nach seiner Idee der beste ist.

Es giebt nach Aristoteles drei Arten von Verfassungen, deren jede aber wieder eine Abart hat, so daß sich also alle vorhandenen Verfassungen in sechs Klassen einteilen lassen. In allen Staaten nämlich regiert entweder nur einer, oder einige wenige, oder viele. Wenn nun in diesen drei Fällen die Regierung mit steter Rücksicht auf das allgemeine Beste geführt wird, so ist die Verfassung entweder eine Monarchie, oder eine Aristokratie, oder das, was Aristoteles vorzugsweise

eine Politie oder Staatsverfassung nennt, d. h. eine vernünftige Demokratie. Wenn aber einer, oder einige wenige, oder viele den Staat nur mit Rücksicht auf ihr eigenes Beste leiten, so ist die Verfassung eine Abart von jenen drei Arten, d. h. entweder eine Despotie, oder eine Oligarchie, oder das, was Aristoteles schlechthin eine Demokratie nennt. Von diesen sechs Staatsformen, welche alle ausführlich und mit Hinweisung auf die wirklich bestehenden griechischen Staaten dargestellt werden, erklärt Aristoteles die Politie oder diejenige Verfassung, nach welcher das Verdienst, nicht die Geburt den Vorzug giebt, und in der zwar viele, aber nicht wie in der Demokratie alle ohne Unterschied herrschen, für die beste.

Er untersucht hierauf, wie jede der sechs Staatsverfassungen in der ihr eigentümlichen Form erhalten und vor dem Untergang geschützt werden könne, und weist die Ursachen nach, durch welche eine jede untergraben werde und untergehe. Der Verfall der Demokratieen rührt nach seiner Ansicht von der leicht einreißenden Verdorbenheit der Volksführer oder Demagogen her. Der Oligarchie dagegen droht aus zwei Ursachen Untergang: entweder mißhandeln die Regierenden das Volk so sehr, daß es einem Einzelnen leicht wird, sich zum Führer aufzuwerfen, oder sie werden unter sich selbst uneinig oder an Macht ungleich, wo dann einer von ihnen sich an die Spitze des großen Haufens stellen und die Regierung an sich reißen wird. In der Aristokratie entstehen Unruhen, wenn die Gewalt nach und nach in die Hände von zu wenigen kommt, oder wenn die Regierung angesehene und durch ihren Einfluß bedeutende Männer beleidigt, oder wenn ein mächtiger und unternehmender Mann von den Ehrenstellen ausgeschlossen wird, oder endlich, wenn eine zu große Verschiedenheit des Vermögens in der herrschenden Klasse stattfindet. Der Politie oder der besten freien Verfassung droht, wie auch den Aristokratieen, Auflösung, wenn in irgend einer Weise vom Recht und vom Gesetze abgewichen wird.

Seine Ansichten von der Monarchie, der er als einer eben in seiner Zeit durch den Gang der Dinge herbeigeführten Staatsform zugeneigt ist, bedürfen ebenso, wie die von ihrer Abart oder von der Despotie, einer ausführlicheren Darstellung. Diese seine Ansichten zeigen uns eine gewisse Mangelhaftigkeit, weil die dem germanischen Völkerstamm in Bezug auf Regierung, Gesetz und Recht eigentümlichen Begriffe und Sitten ihm fremd und unbekannt waren. Er hat von einer Monarchie in unserem Sinne des Wortes keine Ahnung, d. h. er kennt diejenige Staatseinrichtung nicht, vermöge deren die Gewalten so geteilt sind, daß die gesetzgebende zugleich dem Volke, der Aristokratie und dem Regenten anheimgegeben ist, die Leitung und Verwaltung des Staates in den Händen des letzteren ruht, die richter-

liche Gewalt endlich zwar ebenfalls von dem Regenten ausgeht und in seinem Namen geübt wird, jedoch von ihm an stellvertretende Richter übertragen werden muß, welche von ihm wie von dem Volke unabhängig sind. Eine solche Verfassung ist dem Aristoteles ebenso unbekannt, wie eine republikanisch-föderative in dem neueren Sinne des Wortes. Sie scheint überhaupt von allen Völkern der Erde nur den germanischen eigentümlich gewesen zu sein, mit alleiniger Ausnahme des friesischen Stammes, welcher von jeher mehr zur Demokratie neigte. Weil sie den Griechen wesentlich fremd war, so konnte Aristoteles in seinen Beispielen von monarchischen Einrichtungen und Verhältnissen keinen Bezug auf sie nehmen, er weiß im Gegenteil die Monarchie nur aus einem solchen Ursprung herzuleiten, aus welchem nie eine wahre Monarchie entstehen kann. Den Ursprung der Monarchie sucht er nämlich darin, daß die Besseren das Bedürfnis der Hilfe gegen die Schlechteren empfinden. In diesem Falle wird ein König aus den Besseren gewählt und zwar mit Rücksicht darauf, daß derselbe entweder durch geistige Vorzüge sich auszeichnet oder Thaten vollbracht hat, die seinen Seelenadel beweisen, oder endlich, daß er einem Geschlechte angehört, in welchem solche auszeichnende Eigenschaften oft gefunden werden. Gerade umgekehrt verhält es sich nach ihm mit der Despotie: denn ein Despot wird stets vom Volke gegen die Edeln und Ausgezeichneten gewählt oder berufen, damit es von ihm Schutz gegen die Bedrängnis durch dieselben erhalte. Daß dem so sei, sucht er dann aus der Geschichte zu beweisen: nach dieser waren alle Despoten griechischer Staaten anfangs Demagogen, welchen die Herrschaft nur deshalb gegeben ward, weil sie den aristokratischen Teil der Bürgerschaft zu verdächtigen gewußt hatten.

Aristoteles giebt zwei Ursachen des Untergangs der Monarchie an, von welchen nur die eine auf unsere Monarchieen Anwendung findet. „Diese Verfassung", sagt er, „geht dadurch zu Grunde, daß entweder diejenigen, welche an der königlichen Gewalt Anteil nehmen, unter sich uneins werden, oder daß sie die Verwaltung der Despotie näher bringen, d. h. daß sie den Gesetzen zum Trotz immer mehr Gewalt an sich zu reißen suchen. Monarchieen bestehen um so länger, je gemäßigter und je weniger unbeschränkt die Herrschaft ist; denn der Regent wird dann weniger despotisch, in seinem täglichen Leben weniger hochmütig und von seinen Unterthanen weniger beneidet sein."

Bei der Darstellung der Tyrannei und der despotischen Regierung giebt Aristoteles zwar dem philosophischen Zwecke seiner Untersuchung gemäß, ebenso wie Machiavelli in seiner berühmten Schrift vom Fürsten, die Mittel an, durch welche ein Tyrann sich behaupten und seine Regierung erhalten und sichern kann: allein er hat dabei eine ganz

andere Absicht, als Machiavelli. Dieser war ein Republikaner, sah alle Fürsten als Usurpatoren an, verachtete die Menschen, sowie die christliche oder vielmehr päpstliche Religion und lebte in einer Zeit der List, des Betruges, der Gewalt und der Anmaßung; er gab daher in seiner Schrift ganz ernstlich Rat, wie man das damals herrschend gewordene System der Despotie folgerecht durchführen könne, und verwies Moral und Recht ganz und gar aus der Politik. Der Grieche dagegen, welcher der monarchischen Form geneigt ist, malt die Entstehung der Despotie und die Mittel zu ihrer Aufrechterhaltung mit solchen Farben, daß jeder, der überhaupt noch abzuschrecken ist, vor ihr gewarnt wird. Er drückt zwar dabei nicht so poetisch wie Plato, aber doch ebenso kräftig seinen Abscheu vor jeder willkürlichen Regierung aus. Alle Gedanken und Bemühungen des Despoten müssen, wie er lehrt, darauf gerichtet sein, daß seine Unterthanen entweder einander nicht trauen, oder daß sie nicht im stande sind, sich gegen ihn zu regen, oder daß ihre Gesinnung niedrig und knechtisch bleibt: und außerdem sind Falschheit und Verstellung ihm vor allem anderen anzuempfehlen. In diesen ironischen Vorschriften erscheint die Seele des Tyrannen nicht weniger häßlich und schrecklich, als in jener oben angeführten berühmten Stelle, in welcher Plato gleichsam wie ein Anatom das Herz des Tyrannen öffnet und uns den Zustand seines Inneren vor Augen führt.

Erst nachdem Aristoteles in dem größten Teile seiner Schrift die unter den Menschen bestehenden wirklichen Verhältnisse und Formen des Staatslebens dargestellt und geprüft hat, kommt er auf das, was in Platos Werk der alleinige Gegenstand der Untersuchung ist. Er baut nämlich auf der Grundlage der vorgetragenen Erfahrungen einen Staat auf, welcher nach seinem Urteil der beste ist, und welcher möglicherweise in einem Volke eingerichtet werden kann. Ehe er dies aber thut, beantwortet er zuerst die, bereits in der Ethik ausführlich behandelte Frage: Was ist der Zweck des menschlichen Lebens und welches sind die Mittel, denselben zu erreichen? Er findet den Zweck des Menschen und die Grundlage seines Glückes in seiner inneren Würdigkeit und Tüchtigkeit und stellt uns in bündiger Kürze und ohne pythagoreische oder platonische Schwärmerei die hohe Bestimmung des Menschen in ein klares Licht. „Jeder", sagt er u. a., „kommt leicht zu dem Glauben, daß er genug Tugend besitze, so gering auch sein Anteil an derselben sein mag; Reichtum aber und Macht und Ruhm und alles andere dieser Art sucht jeder bis ins Unendliche hinein und im Übermaß zu erlangen. Indessen will ich denen, welche in diesem Irrtum befangen sind, sagen, daß sie hierüber sich leicht aus der Erfahrung belehren können, die ihnen zeigt, daß wir nicht durch jene äußeren

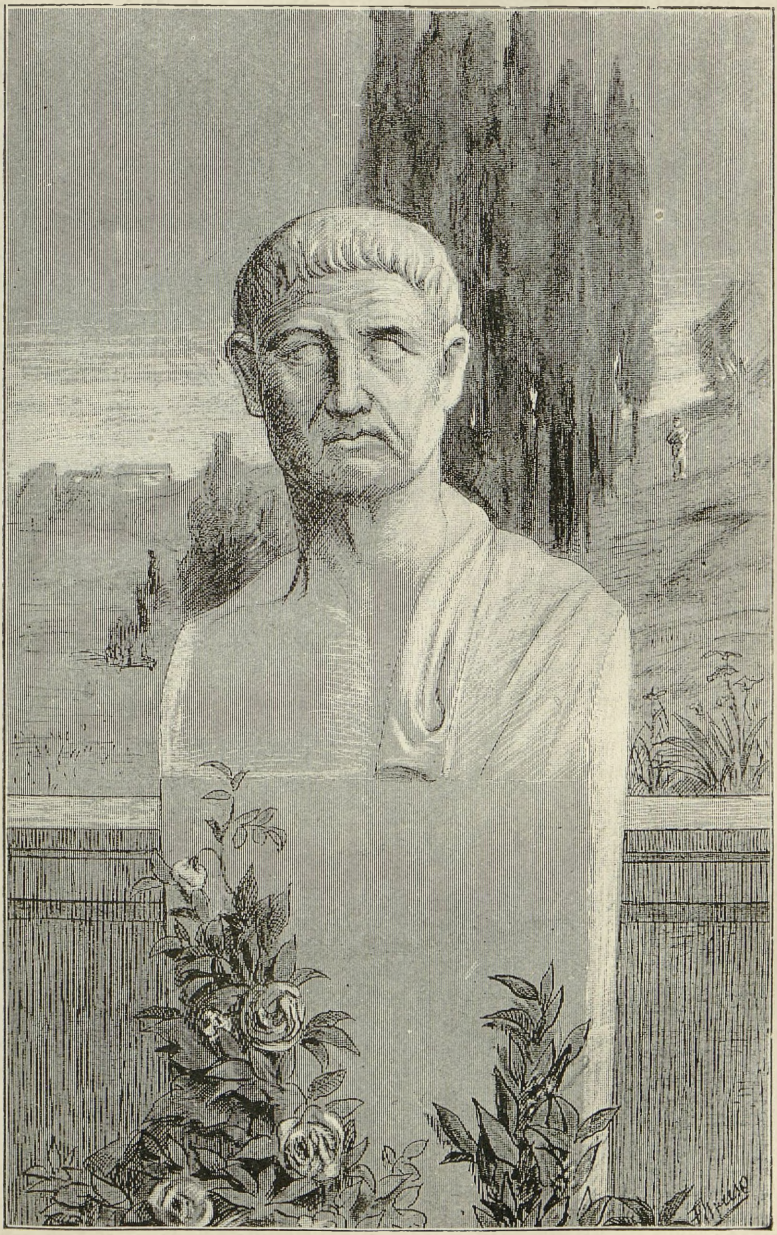
Güter unsere Tugenden, wohl aber durch die Tugenden unsere äußeren Güter zu bewahren vermögen. Ebenso können sie aus der Erfahrung lernen, ob das selige Leben mehr auf der Tugend der Menschen oder mehr auf ihren Glücksumständen beruhe; denn sie werden finden, daß das Glück immer eher bei den Menschen angetroffen wird, die sich durch Eigenschaften des Geistes und Herzens auszeichnen, aber nur wenige äußere Güter besitzen, als bei denen, welche von diesen mehr haben, als sie gebrauchen können, von jenen aber nur wenig besitzen."

Nachdem er hierauf auseinandergesetzt hat, daß es sich mit dem Staate ebenso wie mit dem einzelnen Menschen verhalte, zeigt er, daß alle Staatseinrichtungen nur den Zweck haben können, allen Bürgern ein rechtliches Leben und die größtmögliche Glückseligkeit zu verschaffen. Die Staaten, setzt er hinzu, geraten aber ebenso leicht, wie die einzelnen Menschen, in den Irrtum, daß das Glück allein in Erwerb und Besitz bestehe, und es ist daher selbst in berühmten und gepriesenen Staatseinrichtungen, wie in der spartanischen und kretischen, alles darauf berechnet, daß die Herrschaft über so viele andere Staaten, als nur immer möglich ist, ausgedehnt werde. Dieser Irrtum, fährt Aristoteles fort, ist leicht zu erkennen; schwerer aber ist es, zu zeigen, wie man es anfangen müsse, um ein Gemeinwesen dem Grundsatze gemäß zu ordnen, daß die Tugend und das wahre Glück der Hauptzweck des Staates und jedes Einzelnen sei. Er geht daher zur Darstellung der Mittel über und bestimmt diese sehr ausführlich in Bezug auf Ausdehnung und Lage des Staatsgebietes, Volksmenge, Macht, Beschäftigungen seiner Bürger und auf den von derselben abhängenden Anteil eines jeden an der Verwaltung, sowie in Bezug auf Erziehung und Bildung, ja sogar in betreff der Lage der Hauptstadt und ihrer Befestigung. Leider hat sich der Schluß dieses seines Werkes nicht vollständig erhalten, und auch in andern Teilen desselben ist manches nur lückenhaft auf unsere Zeit gekommen.

Die Aristotelische Lehre oder die peripatetische Philosophie fand Eingang bei dem griechischen Volke und erhielt das Übergewicht über den Platonismus: denn sie war zugleich praktischer und tiefer und paßte für die monarchisch gewordene Zeit besser, als die platonische Schwärmerei, welche mehr für die Aristokratieen und für das Leben der gebildeten Familien, die vorher die Gewalt in Händen hatten, berechnet gewesen war. Nach Aristoteles' Tode trat sein Schüler und Freund, Theophrastos von Eresos auf der Insel Lesbos, als das Haupt der peripatetischen Philosophie und der Vorsteher der zu Athen bestehenden Schule dieser Richtung auf. Dieser Mann, welcher 286 v. Chr. in seinem 85., nach einer andern Nachricht in seinem 106. Lebensjahre starb, verhält sich zu Aristoteles ungefähr so, wie die älteren Akademiker

zu Plato. Er ergänzte nämlich die Leistungen seines Lehrers und füllte die Lücken aus, welche sich in den Schriften desselben fanden. Aristoteles hatte über die Arithmetik nicht geschrieben, Theophrast verfaßte daher ein besonderes arithmetisches Werk. Ebenso schrieb Theophrast eine Geschichte der Mathematik, über welche Aristoteles nur hier und da Winke gegeben hatte. Auch in der Botanik vollendete Theophrast das, was sein Meister angefangen hatte. Von Aristoteles waren nämlich die Pflanzen nur physiologisch, d. h. ihrer Natur und ihrem Leben nach, nicht aber beschreibend und systematisierend behandelt worden: Theophrast machte sich also das letztere zur Aufgabe und suchte in der Pflanzenkunde dasselbe zu leisten, was Aristoteles in betreff der Einteilung und Darstellung der Tierwelt geleistet hatte. Theophrasts Schrift über die Pflanzen konnte freilich nicht, wie Aristoteles' Naturgeschichte der Tiere, eine bis auf unsere Zeit reichende Bedeutung erlangen, weil unter den Griechen für die Pflanzenkunde weniger Beobachtungen gemacht worden waren, als für die Kenntnis der Tiere, und weil, der ganzen Einrichtung der neueren Staaten und ihres Verkehrs und Lebens nach in unserer Zeit für die Botanik mehr geschehen kann und muß, als für die Kenntnis der wild lebenden Tiere.

Theophrast hat ferner unter dem Titel „Charaktere" oder moralische Charakterzeichnungen ein Werk geschrieben, welches eine Ausnahme von der eben gemachten Bemerkung zu bilden scheint, daß alle seine Schriften nur als Ergänzungen der Arbeiten des Aristoteles anzusehen seien: wenn man aber die Schrift genauer betrachtet, so wird man sehen, daß auch sie aus derselben Absicht hervorgegangen ist, wie seine übrigen Werke. Aristoteles hatte ein Lehrgebäude der Moral entworfen und dasselbe mit der Staatswissenschaft in Verbindung gebracht; Theophrast suchte die Lehren, welche sein Meister in dieser Beziehung gegeben hatte, durch Beispiele anschaulich zu machen. Seine Charakterzeichnungen sind aber noch von einer anderen Seite her merkwürdig. Theophrast ward nämlich bei denselben durch den veränderten Geist des Altertums geleitet, welcher zu seiner Zeit herrschend geworden war. Damals gab es unter den Griechen bereits eine sogenannte gebildete Gesellschaft, welche für alle anderen Kreise des Lebens ein Muster war und nicht sowohl Laster und Fehler scheute, als vielmehr den Schein und das Lächerliche derselben. Weil sie die tonangebende Schicht der Gesellschaft war, so schrieb Theophrast sein Werk für sie, nicht aber für die Nation; und weil er jene allein im Auge hatte, so verfolgte er dabei nicht sowohl die Absicht, vor den Fehlern und Lastern selbst zu warnen, als vielmehr davor, daß man sich in betreff derselben nicht auf einer schwachen Seite ertappen lasse. Seine Charakterzeichnungen sind daher fast nur aus solchen Zügen und Scenen des grie-



Aristoteles.

Original im Palazzo Spada in Rom. Gezeichnet von Franz Kruse.

chischen Lebens zusammengesetzt, in welchen ein Laster oder Fehler als etwas auffallend Widriges, für die Gesellschaft Störendes, Ekelhaftes oder Lächerliches erscheint, und Theophrasts Spott ist mehr darauf gerichtet, gute Lebensart, als Moral und gute Sitten zu lehren. Wie sehr übrigens diese Art von Auffassung und Darstellung des moralischen Lebens dem oben bezeichneten Zustand der Gesellschaft eigentümlich ist, kann man daraus ersehen, daß zur Zeit Ludwigs XIV., welche der des Theophrast in vieler Hinsicht glich, la Bruyere eine ganz ähnliche, von demselben Gedanken ausgehende Schrift verfaßte, und daß diese nicht nur mit großem Beifall aufgenommen, sondern auch sogleich den vorzüglichsten Werken der französischen Nationallitteratur beigezählt ward. Beide Arbeiten unterscheiden sich voneinander, wie der Charakter der beiden Nationen, welchen ihre Verfasser angehören: der Grieche ist einfach, nicht methodisch und so wenig künstelnd, daß man ihn fast nachlässig nennen könnte, der Franzose dagegen schreibt üppig, methodisch und künstlich.

X. Geschichte Griechenlands und des makedonischen Reichs

unmittelbar nach Alexanders des Großen Tod.

1. Asiatische Angelegenheiten bis zu Eumenes' Tod.

Alexander starb, ohne eine bestimmte Willensmeinung kundgegeben zu haben, wie es mit seinem Reiche gehalten werden solle. Auch hinterließ er keinen Verwandten, der von den Makedoniern unbedingt als rechtmäßiger Erbe anerkannt worden wäre und sogleich sein Recht hätte geltend machen können. Außer seiner Mutter Olympias und seiner Schwester Kleopatra, der Witwe eines epirotischen Königs, bestand die Familie, die er hinterließ, noch aus seinen beiden Gemahlinnen, Roxane, der Tochter eines baktrischen Fürsten, und Statira, der Tochter des Darius, ferner einem minderjährigen Sohne Herkules, den ihm Barsine, die Tochter des persischen Großen Megabazus geboren, aus einem schwachsinnigen Halbbruder Philipp Arrhidäos, zwei Stiefschwestern Thessalonike und Kynane, von welchen jene noch unvermählt, diese aber die Witwe des bei Alexanders Thronbesteigung getöteten Prinzen Amyntas war: und endlich der Tochter der letzteren, Eurydike, welche bald nach Alexanders Tod mit Philipp Arrhidäos vermählt wurde. Drei Monate nach Alexanders Ende gebar Roxane einen Sohn, welcher den Namen Alexander Ägos erhielt. Nur Roxane galt in den Augen der Makedonier und Griechen als rechtmäßige Gemahlin Alexanders; denn Barsine war eine Kriegsgefangene oder nach griechischem Sinne eine Sklavin gewesen und weder die Griechen noch die Makedonier, bei welchen letzteren die herrschenden Adelsvorurteile dies noch weniger gestatteten, gewährten je dem Sohne einer Sklavin einen Anteil an den politischen Rechten der Nation. In betreff des Philipp Arrhidäos, dessen Mutter eine thessalische

Tänzerin gewesen war und als solche einer verachteten Menschenklasse angehört hatte, konnte bei der Beschaffenheit seines Geistes nie jemand im Ernste daran denken, daß derselbe das Reich Alexanders regieren sollte.

Unter diesen Umständen und Verhältnissen war es natürlich, daß das Heer oder vielmehr die Führer desselben über Reich und Thronfolge verfügten, und daß Alexanders Hinterlassenschaft allmählich eine Beute der letzteren wurde. Die Generale würden sich sogleich in die mit ihrer Hilfe gemachten Eroberungen geteilt haben, hätten sie sich nicht vor den makedonischen Truppen gescheut, welche makedonischer Art gemäß dem Stamm ihrer Könige, der Dynastie, ergeben waren. Sie teilten sich daher zuerst nur in das königliche Ansehen und bereiteten durch eine vormundschaftliche Regierung alles zu ihrer eigenen Erhebung vor. Die vornehmsten von ihnen waren die sogenannten Leibwächter oder, nach unserer Weise zu reden, die Marschälle Alexanders, nämlich Leonnatos, Lysimachos, Aristonus, Perdikkas, Ptolemäos und Python. Antipater, welcher seit Philipps II. Tod fast königliches Ansehen genossen hatte, war ebenso wie Krateros von Babylon, wo über das Reich entschieden wurde, zu weit entfernt, um zunächst einen Einfluß auf die Entscheidung ausüben zu können. Von den übrigen Generalen spielte dabei nur Meleager, einer der Hauptanführer der Phalanx, eine Rolle. Die Marschälle beschlossen, die Niederkunft der Roxane abzuwarten, bis dahin aber eine provisorische Regierung einzusetzen und an die Spitze derselben einen aus ihrer Mitte, den Perdikkas, zu stellen, weil Alexander auf dem Totenbette diesem seinen Siegelring übergeben und ihn dadurch gleichsam als künftigen Reichsverweser bezeichnet hatte. Den Makedoniern, also dem Fußvolk der Phalanx, schien dieser Beschluß bloß ein Mittel zu sein, durch welches Perdikkas sich selbst den Weg zum Throne bahnen wollte. Sie erklärten sich deshalb gegen denselben und ließen sich durch ihren Anführer Meleager bestimmen, den in Babylon anwesenden Philipp Arrhidäos, welcher als ein willenloses Werkzeug zu Meleagers herrschsüchtigen Plänen paßte, als König auszurufen. Nur mit Mühe und nicht ohne Blutvergießen wurden sie zu einer Übereinkunft mit den Generalen gebracht. Kraft dieser ward Philipp Arrhidäos zwar als König anerkannt, zugleich aber auch dem künftigen Kinde der Roxane sein Anteil an der Regierung vorbehalten, Antipater und Krateros mit der Leitung der europäischen Angelegenheiten beauftragt, Perdikkas mit der Würde eines Oberhofmeisters, mit welcher der Oberbefehl über die Garden verbunden war, bekleidet und an die Spitze der Regierung in Asien gestellt, Meleager aber, als der dem Range nach erste General nach Perdikkas, demselben beigegeben. Auf diese Weise wurden Per-

dikkas und Meleager zufrieden gestellt; das Verhältnis zwischen Philipp Arrhidäos und dem Sohne Alexanders, den man von Roxane hoffte, aber blieb unbestimmt.

Perdikkas ließ bald nachher gegen 300 Makedonier, welche sich bei dem Aufruhr am meisten hervorgethan hatten, umbringen und auch den eigentlichen Anstifter der Empörung, Meleager, aus dem Wege räumen. Gegen den Neid und die Herrschsucht der übrigen Generale suchte er sich dadurch sicher zu stellen, daß er sie zu einer neuen Verteilung der Statthalterschaften bewog. Auf diese Weise wurden die bedeutendsten und gefährlichsten seiner Nebenbuhler voneinander getrennt und konnten also um so leichter einzeln vernichtet werden. Ptolemäos wurde Statthalter von Ägypten: dem General Antigonos, welcher durch den Beinamen des Einäugigen von anderen gleichnamigen Männern unterschieden wird, ward die Satrapie Phrygien, dem Leonnatos aber die Statthalterschaft in dem westlich davon gelegenen Lande Kleinphrygien übertragen; Eumenes, welcher, obgleich von Geburt ein Grieche, von Philipp und Alexander seiner hervorragenden Fähigkeiten wegen zu den höchsten Ehrenstellen befördert worden war, ward zum Statthalter von Kappadokien und Paphlagonien ernannt; Python, welcher nicht mit dem gleichnamigen Statthalter der Satrapie des unteren Indusgebietes zu verwechseln ist, erhielt Medien, Neoptolemos Armenien: die Verwaltung Makedoniens wurde zwischen Antipater und Krateros geteilt und das angrenzende Thrakien dem Lysimachos übergeben. Die übrigen Statthalter, welche damals eingesetzt wurden, haben für die Geschichte keine Wichtigkeit.

Unter den erwähnten Statthalterschaften mußte die dem Eumenes zugeteilte erst erobert werden. Sie bestand aus den im Norden und in der Mitte Kleinasiens gelegenen Ländern Paphlagonien und Kappadokien, deren rohe und kräftige Einwohner wegen des gebirgigen Charakters ihrer Heimat nur sehr schwer völlig unterworfen werden konnten. Die Perser, welche in den besiegten Ländern gern die herkömmlichen Verwaltungsformen bestehen ließen, hatten sich begnügt, jenen Ländern einen Herrscher zu geben, der gegen den persischen König zu gewissen Diensten und Lieferungen verpflichtet, im übrigen aber vollkommen unbeschränkt war. Alexander hatte von jenem ganzen Landstrich nur ein kleines Stück wirklich in Besitz genommen, der Beherrscher desselben aber, Ariarathes II., hatte die bei Alexanders Tode eingetretene Verwirrung benutzt, um sich diesen Teil wieder zu unterwerfen. Eumenes mußte sich also seine Provinz erst erobern. Leonnatos und Antigonos erhielten, als die Statthalter der angrenzenden Provinzen, von dem Reichsverweser Perdikkas den Auftrag, ihn dabei zu unterstützen, sie weigerten sich aber, dies zu thun. Der Macht des Aria-

rathes war Eumenes allein mit seinem Heere nicht gewachsen, Perdikkas selbst zog ihm also zu Hilfe. Er mußte dies um so mehr thun, als von allen Generalen Eumenes allein ihm treu ergeben war. Dieser ward nämlich als Nicht-Makedonier von den übrigen gehaßt und konnte sich daher unmöglich behaupten, wenn nicht das Reich der königlichen Familie verblieb. Mit dieser mußte er stehen und fallen, kämpfte deshalb auch von allen am längsten und treuesten für sie und sah in Perdikkas nicht den herrschsüchtigen General, der mit anmaßendem Ehrgeiz den Thron zu untergraben suchte, sondern nur den Minister des schwachsinnigen Philipp Arrhidäos und den Vormund des Sohnes, den Roxane inzwischen geboren hatte. Perdikkas seinerseits mußte ihn begünstigen und zu heben suchen, da Eumenes ihm sehr nützlich sein konnte; denn dieser war ein so tapferer, erfahrener und kluger General und zugleich ein so gewandter und mit der Feder vertrauter Diplomat, daß Alexander ihn stets abwechselnd im Kabinet und im Felde gebraucht hatte. Ariarathes konnte es mit Eumenes und Perdikkas zugleich nicht aufnehmen: er ward geschlagen, gefangen genommen und hingerichtet.

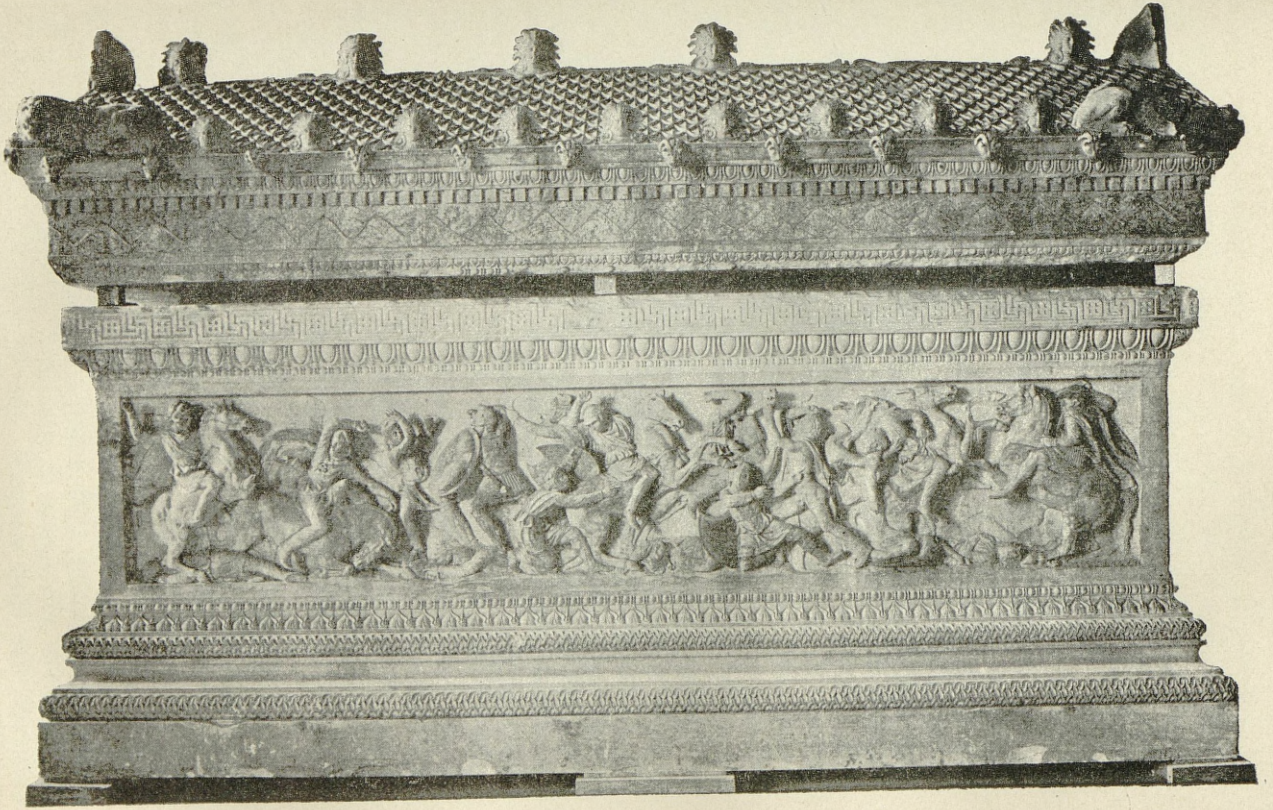
Nachdem Perdikkas auf diese Weise einen treuen Freund im Besitze seiner Statthalterschaft befestigt hatte, trat er offen mit seinen Plänen hervor. Er beschied den Statthalter von Groß-Phrygien, Antigonos, zur Verantwortung vor sich, weil derselbe, trotz erhaltenen Befehls, dem Eumenes keine Hilfe geleistet hatte. Antigonos war der verbundenen Macht des Reichsverwesers und des Statthalters von Kappadokien nicht gewachsen, er ergriff daher die Flucht und rettete sich zu Antipater und Krateros nach Europa. Hierauf vereinigte Perdikkas die Statthalterschaft desselben mit der des Leonnatos, welcher in einem Gefecht des gleichzeitig in Europa entbrannten Krieges gefallen war, und gab sie seinem Freunde Eumenes. Dann verstieß er seine Gemahlin Nikäa, eine Tochter Antipaters, um sich durch die beabsichtigte Vermählung mit Alexanders Schwester Kleopatra den Weg zum Throne zu bahnen. Hierauf rüstete er einen Zug gegen Ptolemäos, den Statthalter von Ägypten: vorgeblich, weil dieser Alexanders Leiche in Ägypten zurückbehalten habe, in der That aber aus keinem andern Grunde, als um ihn seines Landes zu berauben. Ptolemäos wandte sich sogleich an Antipater und Krateros und schloß mit ihnen und dem flüchtigen Antigonos einen Bund gegen den Reichsverweser, dessen Macht und Ehrgeiz alle zu gefährden schien.

Im Frühling des Jahres 321 v. Chr. brach dieser gegen Ägypten auf. Eumenes, der an der Spitze eines in Kleinasien geworbenen Heeres stand, wurde zum Kampf gegen des Ptolemäos Verbündete zurückgelassen und erhielt zur Verstärkung noch einen Kern makedonischer

Truppen. Auch wurde allen andern Statthaltern diesseit des Taurusgebirges befohlen, ihn als ihren Oberfeldherrn anzusehen und mit ihren Truppen zu unterstützen. Während Perdikkas Ägypten bekriegte, brachen Antipater und Krateros über den Hellespont in Asien ein. Eumenes hatte einen sehr schweren Stand gegen sie: er konnte seinen makedonischen Truppen nicht recht trauen und mußte sich gleich beim Beginn des Krieges mit seinem Unterbefehlshaber Neoptolemos, dem Statthalter von Armenien, welcher dieselben zur Empörung zu bewegen suchte, in offenem Felde messen. Neoptolemos wurde besiegt, entrann aber glücklich zu Antipater. Bald nachher kam es zwischen Eumenes und einem Teil des makedonischen Heeres unter Krateros zu einem Treffen, welchem auch Neoptolemos beiwohnte (im Sommer des Jahres 321 v. Chr.). Eumenes, dessen Heer größtenteils aus Asiaten bestand, siegte gleichwohl über die makedonischen Truppen seiner Gegner, und die beiden feindlichen Anführer, Krateros und Neoptolemos, verloren in der Schlacht das Leben. Durch diesen Sieg ward Eumenes völlig Herr von Kleinasien und Antipater allein konnte den Kampf mit ihm nicht wagen.

Nicht so glücklich als Eumenes war Perdikkas. Zwar rückte er ohne Widerstand in Ägypten ein, fand aber den Ptolemäos in der Gegend von Pelusium mit seiner ganzen Macht hinter einem Arm des Nils gelagert und das ohnehin morastige Land durch künstliche Kanäle noch unwegsamer gemacht. Sein Heer war nicht gern in den Krieg gegen Ptolemäos gezogen, Perdikkas zeigte sich noch dazu in seinem Benehmen gegen die Soldaten sehr unvorsichtig, und da überdies seine Truppen in Ägypten mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden hatten, so ist es nicht zu verwundern, daß er bald von Verrat umsponnen war. An drei Stellen versuchte er vergebens einen Übergang über den Nil, machte einen unglücklichen Angriff auf eine von Ptolemäos tapfer verteidigte Befestigung und sah endlich sogar einen Teil seines Heeres, den er glücklich auf eine Nil-Insel gebracht hatte, durch das plötzliche Anschwellen des Flusses von der übrigen Streitmacht abgeschnitten. Als er ungeachtet aller dieser Widerwärtigkeiten darauf bestand, die fruchtlosen, mit großem Verluste verbundenen Angriffe fortzusetzen, brach die lange vorbereitete Meuterei in seinem Heere aus, und einige seiner Generale, die sich insgeheim mit Ptolemäos verständigt hatten, erschlugen ihn (im Sommer 321).

Gleich nach Perdikkas' Ermordung stellte Ptolemäos alle Feindseligkeiten ein und erschien selbst im Lager seiner seitherigen Gegner, um sich mit ihnen als seinen alten Kriegskameraden über das Schicksal des Reiches zu beraten. Er war schlau genug, die Macht und Würde eines Reichsverwesers, die er damals leicht hätte erlangen können, nicht



Der sogenannte Sarkophag Alexanders des Großen.

Nach einer Original-Photographie.

zu suchen, weil er wohl einsah, daß er in Ägypten unangreifbar sei, daß er aber durch die Übernahme jener Stelle sich in endlose Streitigkeiten verwickeln und so den Besitz Ägyptens, der ihm sicher war, gefährden würde. Statt dessen verabredete er mit den anderen Generalen die Einsetzung einer neuen Regentschaft, an deren Spitze Python gestellt ward, und machte zugleich mit ihnen aus, daß Perdikkas' Freunde aus dem Wege geräumt werden sollten. Diese wurden als Feinde des makedonischen Volkes vor dem Heere angeklagt und von demselben zum Tode verurteilt. Unter ihnen befand sich namentlich auch Eumenes, von dessen Siege über Krateros die Nachricht zwei Tage nach Perdikkas' Ermordung in dessen Lager angekommen war.

Das Heer verließ hierauf Ägypten und zog unter Pythons Führung nach der persischen Stadt Triparadisus, wohin auch Antipater und Antigonos eingeladen wurden. Python war der schwierigen Aufgabe der Regentschaft nicht gewachsen, es gelang daher der herrschsüchtigen Eurydike, die sich mit ihrem Gemahl beim Heere befand, ohne große Mühe, ihm die Soldaten so sehr abwendig zu machen, daß er sich bald genötigt sah, abzudanken. Jetzt wurde Antipater von dem Heere zum Reichsverweser ernannt und unter seiner Leitung eine neue Verteilung der Statthalterschaften — man nennt sie die Teilung von Triparadisus — vorgenommen (im Herbst des Jahres 321 v. Chr.). Ptolemäos behielt sein Land, und zwar aus demselben Grunde, aus welchem auch den indischen Fürsten Porus und Taxiles das Land jenseit des Indus überlassen blieb, weil man nämlich kein Mittel sah, ihnen das, was sie hatten, zu nehmen. Die sehr bedeutende Statthalterschaft Babylonien wurde dem General Seleukos übergeben, welcher bisher nur eine Nebenrolle gespielt hatte, später aber eine um so größere Wichtigkeit erlangte. Python wurde wieder Statthalter von Medien, und auch Antigonos erhielt seine frühere Statthalterschaft zurück. Die übrigen neu ernannten Statthalter brauchen, da sie für die späteren Begebenheiten keine Bedeutung haben, nicht namentlich angeführt zu werden.

Nach der neuen Verteilung der Provinzen des Reiches kehrte Antipater nach Europa zurück. Er nahm die ganze königliche Familie mit sich, außer Alexanders Schwester Kleopatra, welche in Asien zurückblieb und ihren Wohnsitz zu Sardes aufschlug. Ehe er abreiste, übertrug er dem Antigonos die Führung des Krieges mit Eumenes und dessen Freunden und stellte das ganze makedonische Heer in Asien unter seinen Befehl. Antipater hatte offenbar keine herrschsüchtigen Pläne für sich und seine Familie, sonst hätte er damals den Antigonos unmöglich so sehr begünstigen können. Eumenes hatte nach Perdikkas' Tode sich des ganzen Kleinasiens bemächtigt; Alketas aber, der Bruder,

und Attalos, der Schwager des ermordeten Reichsverwesers, hatten sich in den schwer zugänglichen Gebirgen von Pisidien festgesetzt, und alle anderen Anhänger des Perdikkas begaben sich ebenfalls nach Kleinasien. Zu ihrem eigenen Schaden handelten sie aber nicht in Gemeinschaft mit Eumenes, den sie in ihrem makedonischen Adelsstolz durchaus nicht als Führer und Leiter anerkennen wollten: sie wurden daher von Antigonos leicht besiegt und mußten ihren Hochmut teils mit dem Tode, teils mit lebenslänglicher Gefangenschaft büßen (319 v. Chr.). Noch fünf Jahre lang behauptete sich Eumenes gegen seine Feinde und erwarb sich im Kampfe mit ihnen so großen Ruhm, daß Griechen und Römer ihm deshalb den Rang neben den größten Feldherren des Altertums erteilt haben. Er hatte dabei nicht bloß mit der überlegenen Macht seiner Gegner, sondern auch mit Verrätereien in seinem eigenen Heere zu kämpfen. Schon gleich im Anfang des Krieges mit Antigonos verlor er eine Schlacht dadurch, daß einer seiner Obersten mitten im Kampfe zum Feinde übertrat. In dieser Schlacht büßte er 8000 Mann an Toten und das ganze Gepäck seines Heeres ein, entrann aber durch sehr geschickte Märsche dem ihm nachsetzenden Antigonos und gelangte glücklich an die Grenze von Kappadokien. Unterwegs war ein Teil seiner Truppen zum Feinde übergegangen, die übrigen entließ er hierauf mit Ausnahme von nicht ganz 1000 Mann ebenfalls. Mit dieser kleinen Schar warf er sich dann in die auf einem steilen Felsen gelegene Festung Nora.

In seiner Felsenburg behauptete er sich mindestens ein halbes Jahr lang gegen Antigonos, welcher diese Feste sogleich eingeschlossen hatte. Als während dieser Belagerung Antipater starb (319 v. Chr.), bot Antigonos seinem Gegner unter vorteilhaften Bedingungen einen Vergleich an. Es hatte sich nämlich durch Antipaters Tod die Lage der Dinge ganz und gar verändert: denn Polysperchon war von Antipater zu seinem Nachfolger in der Beherrschung Makedoniens und in der Regentschaft ernannt worden, Kassander aber, Antipaters herrschsüchtiger Sohn, hatte sich deswegen zu Antigonos begeben, und dieser konnte jetzt daran denken, die Maske des Gehorsams gegen die königliche Familie abzulegen und sich zum selbständigen Herrscher aufzuwerfen. Zu diesem Zwecke mußte dem Antigonos daran gelegen sein, den Eumenes für sich zu gewinnen, um sich der ausgezeichneten Talente dieses Mannes bedienen zu können. Er trat also mit ihm in Unterhandlung, bot ihm die Wiedereinsetzung in die Statthalterschaft Kappadokien an und brachte es so weit, daß bereits ein Vertrag mit ihm entworfen ward. Der Grieche merkte aber bald die eigentliche Absicht des Antigonos und weigerte sich, den Vertrag abzuschließen, weil Antigonos in demselben der Königsfamilie kaum Erwähnung ge-

than hatte. Während der Unterhandlungen ersah der Kardianer sich eine gute Gelegenheit, aus Nora zu entkommen (319 v. Chr.): er sammelte in Kappadokien neue Truppen und erhielt eine Botschaft von Polysperchon, welche ihm die Ernennung zum Oberfeldherrn gegen Antigonos brachte, sowie die nötige Vollmacht, um alle makedonischen Truppen in Kleinasien an sich zu ziehen und aus der königlichen Schatzkammer, die damals in Kyinda, einem festen Orte Ciliciens, sich befand und von einer Schar treuer Anhänger der Königsfamilie bewacht wurde, die nötigen Gelder zu entnehmen. Diese wurden ihm, weil er einen im königlichen Namen ausgestellten Befehl vorzeigte, ausgezahlt, während Antigonos nichts aus dem Schatze erlangen konnte.

Eumenes hatte bald wieder ein bedeutendes Heer zusammengebracht und breitete sich nun auf Kosten des Antigonos in Kleinasien aus, während dieser den Reichsverweser Polysperchon in die Enge trieb. Um die Soldaten sich treu zu erhalten, griff Eumenes zu einem sonderbaren Mittel: er ließ ein Zelt verfertigen, in welchem ein Thron und alle Abzeichen der königlichen Würde aufgestellt waren, die der Sitz der königlichen Gewalt, das Symbol des Alexanderthrones, den der rechtmäßige Erbe noch nicht einnehmen konnte, sein sollten. Alle Morgen traten die Führer des Heeres in dies Zelt, um auf einem Altare Opfer darzubringen und dann, gleichsam vor dem unsichtbaren König, zu beratschlagen und Beschlüsse zu fassen. Eumenes mochte aber mit noch so sinnreichen Mitteln seine Soldaten an sich zu fesseln suchen, auf die Dauer konnte er sich doch nicht gegen Antigonos und dessen Verbündete behaupten. Er zog sich deshalb in das innere Asien zurück, um sowohl die Statthalter der entfernteren Provinzen zum Gehorsam gegen seinen Schattenkönig und zur Teilnahme am Kriege mit dem herrschsüchtigen Antigonos zu bewegen, als auch um sich der noch in Susa befindlichen Schätze zu versichern. Beides gelang ihm. Durch die Verteilung dieser Schätze an seine Offiziere, sowie durch den in den letzten Jahren erworbenen Ruhm behauptete er seitdem zwar einen überwiegenden Einfluß in dem Kriegsrate, der alle Angelegenheiten leitete: allein die Statthalter der östlichen Satrapieen waren seit Alexanders Tode an vollkommene Willkür gewöhnt, und die Vereinigung mit ihnen hatte also den Nachteil, daß in seinem Heer bald Zwietracht entstand.

Antigonos seinerseits brach im Sommer des Jahres 317 v. Chr. ebenfalls nach dem östlichen Asien auf und drang, von Seleukos und Python mit Truppen unterstützt, bis in das eigentliche Persis vor. Sein Erscheinen stellte im Lager des Eumenes die verschwundene Einigkeit auf kurze Zeit wieder her: er wurde mit Verlust zurückgedrängt und mußte einen sehr beschwerlichen Marsch nach Medien machen, um daselbst zu überwintern. Nach seiner Entfernung aber erwachte als-

bald im Heere des Eumenes und seiner Verbündeten die frühere Zwietracht wieder, und nur mit Mühe gelang es dem Griechen, sich an der Spitze der vereinigten Kriegsmacht zu behaupten. Als Antigonos wieder nach Persis aufbrach, eilte Eumenes ihm entgegen, und es ward eine Schlacht geliefert, in welcher beide Teile in gleicher Zahl und mit gleich großer Tapferkeit kämpften. Sie blieb unentschieden, obgleich Antigonos einen weit größeren Verlust an Toten und Verwundeten erlitt, als Eumenes. Auch nach dieser Schlacht wurde der Krieg noch eine Zeitlang so geführt, daß keiner von beiden Teilen die Oberhand erhielt: Antigonos und Eumenes, welche alle ihre Talente und ihre ganze wissenschaftliche Kriegskunst gegeneinander aufboten, hatten beide einen um so schwierigeren Stand, als sie nicht, wie zu Alexanders Zeit, gegen rohe oder nur halbgebildete Barbaren, sondern mit Griechen und Makedoniern gegen Griechen und Makedonier zu kämpfen hatten. Doch zeigte Eumenes sich größer, als Antigonos, weil er zu gleicher Zeit sich auch gegen Verrätereien in seinem eigenen Heer zu schützen hatte. Auch erlag er zuletzt seinem Gegner nur durch Verrat.

Unter einem Teile der mit Eumenes verbündeten Statthalter und seiner eigenen Unterführer entstand nämlich zu derselben Zeit eine geheime Verschwörung, als Antigonos plötzlich mit seiner ganzen Macht gegen ihn heranrückte. Eumenes war kühn genug, trotz des drohenden Verrats seinem Gegner ein Treffen zu liefern. Auch diese Schlacht blieb unentschieden: Antigonos bemächtigte sich aber des Gepäckes, der Schätze, der Weiber und Kinder desjenigen Teiles der Makedonier, welche den Kern der feindlichen Macht bildeten, und dies stürzte den Griechen ins Verderben. Seine Soldaten traten, durch die verschworenen Generale und Obersten aufgereizt, insgeheim mit Antigonos in Unterhandlung, und dieser ließ ihnen sagen, er werde ihnen alles Ihrige ungeschmälert zurückgeben, wenn sie ihm ihren Feldherrn auslieferten. Sie bemächtigten sich also ihres Oberfeldherrn und übergaben ihn dem Feinde. Antigonos war im Zweifel, ob er seinen unglücklichen Gegner umbringen oder am Leben lassen und sich seiner als eines guten Ratgebers bedienen solle. Nearch, der sich schon längst an Antigonos angeschlossen hatte und ihn auf seinen Zügen begleitete, riet zu dem letzteren; die verräterischen Offiziere des Eumenes aber und die makedonischen Truppen, welche ihn ausgeliefert hatten, konnten unmöglich zugeben, daß dies geschehe. Sie ruhten nicht, bis Antigonos seinen Gefangenen ihnen opferte. So wurde Eumenes im Kerker ermordet (Januar 316 v. Chr.). Seine treulosen Freunde und Soldaten erlitten indes bald nachher die verdiente Strafe dennoch. Die Generale, welche die Verschwörung gegen Eumenes geleitet hatten, wurden von Antigonos als gefährliche Menschen teils getötet, teils entfernt. Der

treulosen Heeresabteilung aber, welche ihren Feldherrn verraten hatte, entledigte sich Antigonos als unzuverlässiger und an Auflehnung gewöhnter Soldaten auf echt orientalische Weise: er beschenkte sie mit Geld und schickte sie unter einem ehrenvollen Vorwande nach Arachosien, gab aber dem Statthalter dieser Provinz insgeheim den Befehl, sie in kleine Abteilungen aufzulösen und durch die Beschwerden des Dienstes aufzureiben.

2. Griechische Angelegenheiten bis zum Tode der Olympias.

Wie die Geschichte von Asien in den ersten sechs Jahren nach Alexanders Tode sich um Perdikkas, Eumenes und Antigonos dreht, so sind Antipater und sein Sohn Kassander die Hauptpersonen für die gleichzeitigen Ereignisse in Makedonien und Griechenland. Gleich nach dem Tode des Königs brach ein Krieg aus, welcher der makedonischen Herrschaft in Europa den Untergang drohte. Die Athener und Ätolier, erbittert über die durch königlichen Befehl angeordnete Zurückberufung ihrer Verbannten und über den Verlust von Samos und Oniadä hatten schon vor Alexanders Tod Anstalten zum Kriege getroffen. Solange aber der große König lebte, waren die Rüstungen der Athener von einem athenischen Bürger, Leosthenes, scheinbar bloß als Privatsache betrieben worden. Dieser Mann, der mit den besten Generalen aller Zeiten verglichen werden kann, hatte sich früher als Führer von Mietstruppen einen Namen gemacht und konnte daher leicht alle Vorkehrungen zu dem bevorstehenden Kriege treffen, ohne großes Aufsehen zu erregen. Er unterhandelte insgeheim mit den Ätoliern und warb in der Stille mehrere tausend Söldner in der lakonischen Stadt Tänaron, am südlichsten Punkte des Peloponnes, welche damals der Hauptsammel- und Werbeplatz der griechischen Mietlinge war. Er gab den von ihm Geworbenen Wartegeld, wozu er sich der Schätze des Harpalos bediente, welche in der athenischen Schatzkammer niedergelegt worden waren. Sobald dann die Nachricht von Alexanders Tode nach Athen gelangte, wurde der Krieg von der Volksversammlung beschlossen, so sehr auch die Reichen, deren Wohlstand durch die Ruhe des letzten Jahrzehnts ungemein gewachsen war, sich dagegen sträubten. Es war das letzte Mal, daß die Athener in einen Enthusiasmus gerieten, der dem ihrer Vorfahren glich, und sich ihres ererbten Ruhmes würdig bewiesen. Sie erließen ein Kriegsmanifest, in welchem feierlich erklärt ward: die Athener würden ebenso, wie sie einst bei Marathon und Salamis gegen die Barbaren gestritten hätten, auch jetzt für die Freiheit von Hellas mit Gut und Blut kämpfen, sie seien

entschlossen, alles zu opfern, um Griechenland frei zu machen; die makedonischen Besatzungen sollten aus allen griechischen Städten vertrieben werden; alle Athener unter 40 Jahren würden ins Feld rücken und nur drei Phylen zu Hause bleiben, um Stadt und Land zu verteidigen; endlich sollte auch schnell eine starke Flotte ausgerüstet werden. Allen hellenischen Staaten wurde dieser Beschluß durch besondere Gesandtschaften mitgeteilt und dem Leosthenes der Befehl zugeschickt, mit seinen Söldnern aufzubrechen.

Dieser zog mit 8000 Mann Mietstruppen von Tänaron aus in das Land der Ätolier, welche sich mit 7000 Mann an sein Heer anschlossen. Auch die übrigen griechischen Völkerschaften, mit Ausnahme der Korinther, Spartaner und Böotier, traten entweder sogleich oder etwas später dem Bunde gegen die Makedonier bei. Die Korinther wurden durch die makedonische Besatzung, welche seit Philipps Zeit in ihrer Burg lag, gehindert, an dem Aufstande teilzunehmen; die Spartaner konnten unter der Anführung der Athener nicht wohl in den Krieg ziehen und hatten außerdem nach der unglücklichen Schlacht bei Megalopolis 50 der angesehensten Bürger ihres Staates als Geiseln stellen müssen, welche sich noch in Antipaters Gewalt befanden; die Böotier endlich wurden durch Rücksichten des Eigennutzes von dem Bunde zurückgehalten, denn sie hatten sich, wie erwähnt, kurz nach Alexanders Thronbesteigung auf Kosten der Thebaner bereichert und mußten, im Fall Makedonien besiegt würde, die Wiederherstellung der Stadt Theben und die Herausgabe ihres Raubes befürchten. Außer jenen griechischen Staaten erhoben sich auch einige thrakische und illyrische Völkerschaften gegen Makedonien.

Leosthenes zog mit seinen Söldnern und mit den Ätoliern nach Thermopylä, wo das aus 5500 Mann bestehende athenische Bürgerheer nebst 2000 anderen Söldnern und den Truppen der übrigen verbündeten Staaten zu ihm stieß. Leosthenes hatte auf diese Weise bald 30 000 Mann unter seinem Befehle vereinigt. Antipater aber hatte schnell gerüstet und eine Botschaft an Krateros geschickt, damit dieser mit den Veteranen sich beeile, nach Makedonien zu kommen; Krateros befand sich aber damals unglücklicherweise noch in Cilicien. Deshalb ließ Antipater einen kleinen Teil seines Heeres zur Beschützung des Landes gegen die Thraker und Illyrier in Makedonien zurück und zog mit dem Reste, der sich auf nicht ganz 14 000 Mann belief, nach den Thermopylen, um mit Hilfe der makedonischen Besatzungen in den nahe gelegenen thessalischen Städten die Griechen vom weiteren Vordringen abzuhalten. Schon bald nach seiner Ankunft wurde er durch Leosthenes zu einer Schlacht genötigt, verlor dieselbe und rettete sich in die benachbarte feste Stadt Lamia, von welcher der ganze Krieg den Namen

des Lamischen Krieges erhalten hat. Hier suchte er sich so lange zu halten, bis ihm aus Asien Hilfe käme; Leosthenes schloß jedoch die Stadt so eng ein, daß Antipater bald durch Mangel an Lebensmitteln gezwungen wurde, Unterhandlungen anzuknüpfen. Diese zerschlugen sich, weil Leosthenes, an den sich bereits die meisten thessalischen Gemeinden unter der Anführung des wackern Feldherrn Menon angeschlossen hatten, auf unbedingter Unterwerfung bestand. Zwei zufällige Umstände verhinderten jedoch die Einnahme der Stadt und gaben dadurch dem Antipater, gerade als er aufs Äußerste gebracht war, neue Hoffnung. Zuerst nämlich zog die ganze Macht der Ätolier nach Hause, weil eine uns unbekannte heimische Angelegenheit ihre Anwesenheit in ihrem Heimatlande forderte, und bald nachher verlor Leosthenes bei einem Gefecht vor der Stadt durch einen Schleuderwurf das Leben (gegen Ende des Jahres 323 v. Chr.).

Der Tod des Leosthenes war für die Verbündeten ein sehr harter Schlag, weil dieser Führer nicht nur der ausgezeichnetste griechische Feldherr jener Zeit war, sondern auch das Vertrauen der Söldner wie der Bürgeraufgebote im höchsten Grade besaß und deshalb nicht ersetzt werden konnte. Wie sehr die Griechen selbst dies empfanden, geht aus den Ehrenbezeugungen hervor, welche Athen dem gefallenen Helden erwies: er wurde in seiner Vaterstadt mit den Ehren eines Halbgottes bestattet, und der größte der damals in Athen lebenden Redner, Hyperides, mußte auf Befehl des Volkes ihm die Leichenrede halten. An seiner Stelle wurde der Athener Antiphilos zum Oberanführer ernannt. Dieser stand zwar seinem Vorgänger an Feldherrntalent nur wenig nach, konnte ihn aber doch um so weniger ersetzen, als gerade damals die Dinge für die Makedonier eine günstige Wendung nahmen. Leonnatos, der Statthalter von Klein-Phrygien, welchen Antipater kurz zuvor um Hilfe gebeten hatte, war sogleich mit seinen Truppen aufgebrochen und zur Zeit von Leosthenes' Tod bereits am Hellespont angekommen. Krateros war zwar mit seinen Veteranen noch weit entfernt, die Flotte aber, auf welcher diese nach Europa übergesetzt werden sollten, hatte sich unter dem Kommando des Veteranen Klitos mit den Schiffen Antipaters vereinigt und behauptete gegen die athenische das Meer. Auf die Nachricht, daß Leonnatos in Eilmärschen zum Entsatze der Stadt Lamia heranziehe, hob Antiphilos die Belagerung auf und rückte dem Statthalter von Phrygien entgegen. Dieser hatte beim Durchmarsch durch Makedonien die Zahl seiner Truppen bis auf 22 500 Mann vermehrt und stieß in einer kleinen Ebene des südlichen Thessaliens mit Antiphilos zusammen. Durch die Übermacht und Tapferkeit der thessalischen Reiterei siegten die Griechen abermals und Leonnatos selbst verlor bei dem Kampfe

das Leben. Zum Unglück für die Sieger fehlte es aber dem Antiphilos an Truppen, um den errungenen Vorteil verfolgen zu können; denn von dem großen Heere der Verbündeten war die Mehrzahl mit dem Eintritt des Winters nach Hause zurückgekehrt und der Rest bestand größtenteils aus solchen, welche erst beim Beginn des Krieges ausgehoben worden waren, während Antipater ein stehendes Heer, ein Soldatenheer, zur Verfügung hatte.

Am Tage nach der Schlacht traf dieser bei dem geschlagenen Heere ein, sammelte die Reste desselben und vereinigte sie mit seinen Truppen. Als erfahrener und vorsichtiger Feldherr wich er nun zunächst einem Treffen aus, zog sich gegen die makedonische Grenze hin und wußte die Griechen so lange hinzuhalten, bis endlich Krateros mit seinen 10 000 Veteranen und einigen 1000 Mann jüngerer Truppen bei ihm eintraf. Sobald beide Generale ihre Streitkräfte vereinigt hatten, war Antipater gerettet: denn er hatte jetzt ein Heer, welches an Zahl dem griechischen um den dritten Teil überlegen war. Die Athener und Thessaler zeigten sich indes ihres alten Ruhmes würdig: sie hielten gegen die Übermacht der Feinde, unter welchen sich der tapferste Teil des ganzen makedonischen Heeres befand, festen Stand, lieferten täglich Gefechte, wußten aber lange Zeit einem entscheidenden Kampfe auszuweichen. Endlich brachte sie Antipater bei der Stadt Krannon zur Schlacht (322 v. Chr.). Der Ausgang derselben war so zweifelhaft, daß beide Teile sich des Sieges rühmen konnten, dessenungeachtet aber entschied dieser Tag für immer über die Freiheit der Griechen. Die Anführer des verbündeten Heeres erkannten die Unmöglichkeit, den Krieg auf die Dauer gegen die ganze makedonische Macht fortzusetzen, und machten deshalb Friedensvorschläge: Antipater aber weigerte sich, anders als mit jedem einzelnen Staat besonders zu unterhandeln. Durch diese Erklärung und durch das Bewußtsein der makedonischen Überlegenheit wurden die Griechen entmutigt, und ihr Bund war aufgelöst. Krateros und Antipater bezwangen eine thessalische Stadt nach der anderen, gewährten den Thessalern und den anderen kleinen Staaten, die mit ihnen unterhandelten, leidliche Bedingungen und brachten es in kurzer Zeit dahin, daß die Athener und Ätolier allein standen. Die Truppen dieser beiden Völker zogen sich hierauf gleichfalls in ihre Heimat zurück.

So waren die Athener von der Höhe, zu welcher sie sich in der begeisterten Erinnerung an ihre frühere Größe noch einmal hinaufgeschwungen hatten, unerwartet schnell wieder herabgestürzt worden und mußten durch Unterhandlungen sich ihr trauriges Geschick so erträglich als möglich zu machen suchen. Die Rolle von Männern, welche wie Leosthenes oder Demosthenes „Freiheit oder Tod!“ zu ihrem Wahl-

spruch gemacht hatten, war ausgespielt, es kam die Zeit der klugen und besonnenen Diplomaten, welche auch unter fremder Herrschaft noch eine Art von Freiheit behaupten zu können hofften. Ihnen warf sich Athen in die Arme. Der elende Demades, den die Volksversammlung erst kurz vorher für ehrlos erklärt hatte, wurde jetzt als ein im Lager der Makedonier gern gesehener Mann dringend gebeten, sich der Vaterstadt anzunehmen und für dieselbe über einen Frieden mit dem Feinde zu unterhandeln. Ihm wurde Phokion beigegeben, einer der edelsten und besonnensten Männer seiner Zeit, der die Unhaltbarkeit der republikanischen Verwaltung längst erkannt hatte und deshalb von jeher dem konstitutionell-monarchischen Systeme zugeneigt war. Er war mit Antipater genau befreundet, und man hoffte deshalb von seiner Sendung um so mehr einen guten Erfolg, als es sich jetzt nicht mehr darum handelte, einen eigentlichen Frieden von Staat zu Staat zu schließen, sondern vielmehr von der Gnade eines alten, despotischen Generals milde Bedingungen zu erbitten.

Antipater gewährte diesen Frieden: jedoch nur unter den härtesten Bedingungen. Es ward den Athenern vorgeschrieben, ihre Verfassung nach seinem Willen zu ändern, eine makedonische Besatzung in ihre Hafenfeste Munychia aufzunehmen, die bedeutendsten Redner der nationalen Partei, Demosthenes und Hyperides, auszuliefern und die Kriegskosten nebst einer weiteren Summe als Strafe zu zahlen. Außerdem mußte Athen damals den letzten Rest seiner auswärtigen Besitzungen abtreten. Eine völlige Auflösung des athenischen Staates lag nicht in Antipaters Plan, der Eile hatte, weil des Perdikkas Unternehmungen seine Anwesenheit in Asien dringend forderten. Am 19. September 322 v. Chr. zog die makedonische Besatzung in Munychia ein, und es begann die Ausführung der harten Maßregeln, welche Antipater vorgeschrieben hatte. Die Demokratie wurde in eine Regierungsform umgewandelt, welche sowohl Plato als Aristoteles eine der schlechtesten Verfassungen genannt haben würden. Es ward nämlich eine Geldaristokratie, eine Timokratie, eingeführt, in welcher nur diejenigen Bürger, die ein Vermögen von etwa 1500 *M* unseres Geldes besaßen, an der Regierung teilhatten, alle anderen aber davon ausgeschlossen blieben. Welch große Veränderung dadurch herbeigeführt ward und wie sehr damals Athen verarmt war, kann man aus dem Umstande ermessen, daß von den etwa 21 000 freien Bürgern, die Athen zu jener Zeit enthielt, nur 12 000 ein Vermögen hatten, welches sie zum Anteil an der Regierung nach der neuen Verfassung berechtigte. Die des aktiven Bürgerrechts beraubten Athener verließen größtenteils ihre Vaterstadt, und Antipater siedelte sie in Thrakien an.

Beim Untergang der Selbständigkeit Athens büßten auch die großen

Redner Demosthenes und Hyperides ihr Leben ein. Der letztere hatte nicht wenig zum Ausbruch des Lamischen Krieges beigetragen, und auch Demosthenes, der kurz zuvor, wie wir sahen, aus Athen vertrieben worden war, hatte sich von seiner Zufluchtsstätte Megara aus in den Peloponnes begeben, um den athenischen Gesandten beizustehen, welche die hellenischen Staaten zur Teilnahme am Kriege bewegen sollten. Einige Zeit nachher war durch einen Volksbeschluß die Verbannung des großen Patrioten aufgehoben und er selbst auf einem Staatsschiffe feierlich nach Athen zurückgeführt worden. Noch ehe aber die Unterhandlungen Phokions mit Antipater zu Ende gebracht waren, hatten Demosthenes, Hyperides und die anderen Häupter der anti-makedonischen Partei die Flucht ergriffen; ihre Auslieferung an Antipater war also unmöglich, sie wurden dafür auf des elenden Demades Antrag zum Tode verurteilt. Ein ebenso elender Mensch, als Demades, der Schauspieler Archias, ward von Antipater gebraucht, um das Urteil gegen die geflüchteten Patrioten in Ausführung zu bringen. Dieser spürte, von makedonischen Kriegsknechten begleitet, den Demosthenes in Kalauria, einer kleinen Insel der peloponnesischen Küste, die übrigen aber in Ägina auf. Die letzteren brachte er gefesselt zu Antipater, der sie sogleich auf eine qualvolle Weise hinrichten ließ; Demosthenes tötete sich selbst, um dem Hohn seiner Feinde zuvorzukommen. Er hatte sich in einen Tempel des Poseidon geflüchtet, und als er auch dort vor Archias nicht sicher war, nahm er das für diesen Fall bereit gehaltene Gift und starb vor dem Altare (322 v. Chr.). Die beiden Mörder des Hyperides und Demosthenes traf später die verdiente Strafe. Archias geriet in die äußerste Armut und lebte noch lange in Ehrlosigkeit und Elend; Demades trat bald nachher insgeheim mit Perdikkas in Verbindung, und als dies an den Tag kam, ließ Kassander, Antipaters Sohn, den verräterischen Redner umbringen, nachdem er zuvor den Sohn desselben in des Vaters Armen getötet hatte.

Antipater zog nach dem Peloponnes, um auch die dortigen Staaten durch die Einführung oligarchischer Verfassungen wehrlos zu machen. Hierauf marschierte er in Begleitung des Krateros nach Ätolien. Die beiden alten Feldherren rückten mit einem Heere von mehr als 30 000 Mann in dieses gebirgige Land ein, trafen aber hier einen Widerstand, wie ihn keine andere griechische Völkerschaft gewagt hatte. Die Ätolier gaben bei dem Herrannahen der Makedonier ihre in den Thälern und Ebenen liegenden Wohnsitze preis und zogen sich mit Weibern und Kindern auf ihre Felsennester in den Gebirgen zurück. Vergebens suchten die Makedonier diese Burgen einzunehmen, sie wurden überall mit Verlust zurückgeschlagen; sie verschanzten sich dann in den Thälern, schnitten den Ätoliern die Zufuhr von Lebensmitteln ab und brachten

dieselben dadurch zur Verzweiflung. Die Ätolier wären auf diese Weise gewiß bald zur Unterwerfung genötigt worden, wenn nicht plötzlich Antigonos als Flüchtling bei Antipater und Krateros erschienen wäre und beide überzeugt hätte, daß ihnen von seiten des Perdikkas eine Gefahr drohe, welche ihren schnellen Aufbruch nach Asien nötig mache. Sie schlossen also sogleich einen für die Ätolier günstigen Frieden und marschierten dann mit ihrem Heere durch Makedonien nach Asien.

Wenige Monate nach dem Abschluß dieses Friedens brachen die Ätolier denselben wieder, um aus dem Umstande, daß Antipater mit dem Kern der makedonischen Macht in Asien Krieg führte, Vorteil zu ziehen. 12 000 Mann stark drangen sie in Thrakien ein. Hier schloß sich ein großer Teil der Bevölkerung unter der Anführung des vom Lamischen Kriege her bekannten thessalischen Menon aus Pharsalus an sie an, so daß ihr Heer bis auf 26 500 Mann anwuchs. Der alte General Polysperchon, welchen Antipater als seinen Sellvertreter in Makedonien zurückgelassen hatte, würde also schwerlich im stande gewesen sein, der vereinigten Macht der Thessaler und Ätolier die Spitze zu bieten und Makedonien gegen den von diesen beabsichtigten Angriff zu schützen, wenn nicht ein Zufall ihn begünstigt hätte. Die Ätolier erhielten nämlich die Nachricht, daß ihre Nachbarn, die Akarnanen, plündernd und verwüstend in Ätolien eingebrochen seien, und eilten hierauf sogleich ihrer Heimat zu Hilfe. Nach ihrem Abzuge fand es Polysperchon nicht schwer, die Thessaler zu besiegen: Menon selbst verlor bald das Leben, und seine Truppen wurden ohne Mühe überwältigt. So war, noch ehe Antipater aus Asien zurückkam, die Ruhe wiederhergestellt und die makedonische Herrschaft in Griechenland von neuem befestigt.

Im Jahre 320 v. Chr. kehrte Antipater nach Makedonien zurück und starb, etwa 80 Jahre alt, im Anfang des folgenden Jahres. Er hatte seinen alten Kriegskameraden und Freund, Polysperchon, und seinen Sohn Kassander zu seinen Nachfolgern in der Reichsregentschaft und in der Verwaltung von Makedonien ernannt, jedoch so, daß sein eigener Sohn, der 23jährige, leidenschaftliche Kassander, dem besonnenen Polysperchon untergeordnet sein sollte. Kaum aber war Antipater gestorben, so brach Zwietracht zwischen diesen beiden aus; denn Kassander glaubte die ganze Herrschaft seines Vaters als Erbteil in Anspruch nehmen zu können und suchte, als er in Makedonien selbst keinen bedeutenden Anhang fand, sich von außen her Hilfe zu verschaffen. Er versicherte sich der Freundschaft des Ptolemäos, gewann den Antigonos und andere Statthalter in Asien für sich, ließ, ehe er mit Polysperchon brach, den seitherigen Befehlshaber der makedonischen Besatzung in Athen, Menyllos, durch seinen Freund Nikanor ablösen und schloß

eine enge Verbindung mit der aristokratischen Partei in Athen und in anderen griechischen Städten. Auch Eurydike, des schwachsinnigen Philipp Gemahlin, begünstigte ihn, weil Antipater und sein Freund Polysperchon sie von allem Anteil an der Regierung ausgeschlossen hatten und der letztere bald nach dem Ausbruch des Zwistes mit Kassander sogar ihre Feindin Olympias, welche von Antipater nach Epirus vertrieben worden war, zur Rückkehr nach Makedonien und zur Teilnahme an der Regierung einlud. Kassander verließ insgeheim Makedonien und begab sich zu Antigonos, von welchem er um so eher Hilfe erwarten konnte, als auch Ptolemäos ihm bereits seine Unterstützung zugesagt hatte und Antigonos nichts mehr von der königlichen Familie wissen wollte, in deren Namen Polysperchon handelte.

Polysperchon war ein trefflicher General und guter Unterbefehlshaber, aber ein schlechter Regent. Für ihn also wurde der kühne, unternehmende Kassander durch die angeknüpften Verbindungen sehr gefährlich. Polysperchon half sich zunächst damit, daß er einerseits mit der Mutter Alexanders und mit Eumenes, also den entschiedensten Feinden des Antigonos, in Verbindung trat, und daß er andererseits alles aufbot, um sich in Griechenland festzusetzen. Zu diesem letzteren Zweck erließ er im Namen des Königs Philipp Arrhidäos ein Dekret, welches die Wiederherstellung der Demokratie in allen griechischen Staaten gebot: die eigentliche Absicht dieses Dekretes war, das Volk überall gegen die mit Kassander verbündeten Oligarchen aufzureizen. Ganz Griechenland geriet in die heftigste Aufregung, und bald wütete überall die blutige Rache des Pöbels. Namentlich hatte Athen, welches durch Polysperchons Neuerung in eine bedenkliche Lage geriet, sehr zu leiden. Hier stand seit dem Ende des Lamischen Krieges der edle, gemäßigt gesinnte Phokion, ein Mann, der mehr durch seine Gesinnung als durch seine Thaten berühmt geworden ist, an der Spitze des Staates. Er hatte das Vertrauen Antipaters besessen und sich der Stellung, welche dieser ihm gab, so ganz und gar zum Wohle seiner Mitbürger bedient, daß die Zeit, in welcher er den Staat leitete, ungeachtet der Bedrückung durch die Makedonier, welche in Munychia lagen, für den äußeren Wohlstand Athens als eine der glücklichsten gepriesen ward. Als dann Kassanders Freund Nikanor das Kommando der makedonischen Besatzung übernommen hatte, trat Phokion auch mit diesem in ein freundschaftliches Verhältnis. Polysperchons Freiheitsdekret aber stürzte ihn ins Verderben. Gleichzeitig mit der Verkündigung der wiederhergestellten Volksherrschaft nämlich gelangte der Befehl an Nikanor, mit seinen Truppen nach Makedonien zurückzukehren, damit die Stadt ihre volle Selbständigkeit wieder antrete. Nikanor gehorchte dem Befehle nicht und drohte den Athenern, als sie ihre Demo-

kratie wieder einführten, mit der Rache Kassanders, welcher mit einer bedeutenden Macht unterwegs sei. Da die Athener sich nicht einschüchtern ließen, überrumpelte Nikanor, von den Oligarchen unterstützt, den Piräeus. Er hatte also jetzt zwei feste Punkte in seiner Gewalt und war deswegen noch weniger zum Abzug zu bewegen, obgleich einerseits die Athener ihn dringend darum baten und andererseits Olympias ihm im Namen ihres Enkels die Räumung der Stadt in drohendem Tone befehlen ließ. Endlich erschien Polysperchons Sohn, Alexander, mit einem kleinen Heere vor Athen: der zur Herrschaft gelangte Pöbel der Stadt wütete aber so grausam, daß jener es für besser hielt, mit den Oligarchen in Verbindung zu treten und keine ernstlichen Anstalten zur Vertreibung Nikanors zu treffen, anstatt der neuen, wilden Demokratie die Zügel schießen zu lassen. Die Demokraten wüteten indessen fort und zogen Phokion und die anderen Oligarchen vor ihr Revolutions-Tribunal: dieselben ergriffen die Flucht und retteten sich größtenteils in Alexanders Lager. Von hier begaben sie sich zu Polysperchon, welcher inzwischen mit einem Heere in Phokis angelangt war. Zu gleicher Zeit mit den Flüchtlingen erschien aber auch eine Gesandtschaft der Demokraten bei Polysperchon, und dieser hatte nun zwischen beiden Parteien zu entscheiden. Die Nachricht von der nahen Ankunft Kassanders und die Hoffnung, demselben durch Aufopferung der Oligarchen allen Einfluß in Athen zu rauben, bewogen den Reichsverweser, diese dem wütenden Volke preiszugeben. Er ließ den Phokion und seine Freunde in Ketten legen und nach Athen bringen. Hier sprach das versammelte Volk sogleich das Todesurteil über sie aus, und einer der besten Menschen, welche damals in Griechenland lebten, mußte nebst seinen Freunden den Irrtum seiner Urteilskraft mit dem Leben büßen. Phokion mußte den Giftbecher trinken, weil er sich über die Lage der Dinge getäuscht und in der Verwickelung der damaligen Verhältnisse für sich und seine Vaterstadt auf diesem Wege Rettung gesucht hatte, der ihn selbst zum Verderben führte. Er fügte sich, wie Sokrates, mit Standhaftigkeit und mit der Ruhe eines Mannes von hoher sittlicher Kraft in sein Schicksal (317 v. Chr.).

Vier Tage nach der Hinrichtung kam Kassander im Piräeus an. Er bedrängte die Stadt von Munychia und dem Piräeus aus, während Polysperchon, um Kassanders Vorrücken zu hindern, sie mit einem Heere von 25 000 Mann einschloß. Polysperchon glaubte nach einiger Zeit die Beobachtung Kassanders seinem Sohne überlassen zu können und brach daher mit dem größten Teile seines Heeres nach dem Peloponnes auf. Hier verjagte er die Oligarchen aus mehreren Städten, belagerte aber die arkadische Stadt Megalopolis lange vergebens und büßte dabei einen großen Teil seines schwer zu ersetzenden Heeres ein.

Bald nachher wurde auch seine ganze Flotte von Antigonos vernichtet. Auf diese Weise verlor Polysperchon seine politische Bedeutung und Kassander erhielt das Übergewicht. Die Athener boten dem letzteren bald ihre Unterwerfung an: er hatte sie vom Meere abgeschnitten und sie entbehrten also Erwerb und Genuß, an welchen den Demokraten, die in der Stadt herrschten, doch noch viel mehr lag, als am Herrschen. Kassander gewährte ihnen billige Bedingungen: er begnügte sich mit dem Besitze von Munychia und bestand nicht auf der Beibehaltung der von seinem Vater eingeführten Verfassung; er änderte dieselbe vielmehr dahin ab, daß jeder, der etwa 720 ℳ besitze, das volle Bürgerrecht genießen, und daß ein Vorsteher der Republik erwählt werden solle, dessen Bestätigung er sich vorbehielt (318 v. Chr.).

Die Wahl fiel auf den Demetrios Phalereus, der nunmehr als Regent an die Spitze trat. Dieser Mann, welcher vorher schon fünf Jahre lang neben Phokion den Haupteinfluß im Staate gehabt hatte und von jetzt an ein volles Jahrzehnt hindurch Athen beherrschte, hatte etwa dieselbe Stellung, wie einst der Redner Lykurg sie eingenommen; allein die Umstände waren jetzt ganz andere, als damals. Es nahmen zwar alle Bürger, welche wenigstens 720 ℳ besaßen, d. h. also alle außer den eigentlichen Lazzaronis, an der Regierung teil, aber Demetrios hatte an Kassander und an der makedonischen Besatzung von Munychia einen Rückhalt, seine Verwaltung war daher gegen die ewigen Veränderungen geschützt, die sonst aus dem Prinzip derselben notwendigerweise hervorgegangen sein würden. Die Regierung war nur scheinbar republikanisch, der That nach aber war sie so völlig monarchisch, daß des Demetrios Herrschaft in Athen als Beweis dienen kann, wie sehr Aristoteles Recht hatte, an die Möglichkeit der Verbindung des monarchischen Prinzips mit dem Bestehen freier Staaten zu glauben. Übrigens ist des Demetrios Regierung für die Sittengeschichte jener Zeit so wichtig, daß sie ausführlicher geschildert werden muß.

Demetrios war ein Gelehrter und Rhetor und zeichnete sich in seinen Schriften durch Glätte und Nüchternheit des Stils und durch die Kunst, über alles mögliche mit Feinheit zu reden, aus. Dieses Wesen des Demetrios und seine Liebe zu Kunst und Wissenschaft überhaupt, passen ganz vortrefflich zu der in sittlicher Beziehung wenig ehrenvollen Rolle, welche er als Beherrscher von Athen spielte. Es gehörte nämlich zu den Eigentümlichkeiten des geselligen Lebens jener Zeit, daß neben der größten Verdorbenheit der Sitten Poesie, Philosophie und Kunst für alle Stände und Lebensalter als ein dringendes Bedürfnis empfunden wurden. Man darf aber dabei außerdem nicht übersehen, daß die Rhetoren Athens damals ebenso, wie im Anfang

des vorigen Jahrhunderts Voltaire und seine Freunde, ein Lob spendeten, das für die Großen der Erde dieselbe Bedeutung hatte, als einst zur Zeit der Freiheit der olympische Siegerkranz. Die athenischen Dichter und Philosophen wie die Schauspiele, die Feste und die Mysterien der Hauptstadt von Griechenland hatten ihren alten Ruhm behauptet, und ihr Lob galt den an Schmeichelei gewöhnten Herrschern in der Nähe und Ferne mehr, als jedes andere. Darum begannen auch damals die Athener, sowie, durch ihr Beispiel bestimmt, die Griechen überhaupt, diejenige Rolle zu spielen, welche sie seitdem jahrhundertelang fortgespielt haben, und durch die sie auch unter der römischen Herrschaft sich, politisch besiegt und unterdrückt, eine Art Herrschaft über ihre Besieger erwarben. Sie drängten sich als geistreiche und witzige Gesellschafter, als Professoren, als Hofmeister und Lehrer, als Schmarotzer und Dichter an jeden, der ein großes Haus machte, heran. Hat man diesen Charakterzug jener Zeit erfaßt, so wird man es erklärlich finden, daß ein Demetrios Phalereus das tollste Leben führen konnte und doch von den Athenern nicht allein geliebt, sondern auch verehrt und in den Himmel erhoben ward, sowie daß dieser Mann später, sobald er von einem anderen, ähnlichen Herrscher verjagt worden war, von ebendemselben athenischen Volke geschmäht, gehaßt und zum Tode verurteilt wurde. Dieses Volk spendete sein Lob und erwartete dafür Geschenke und Lustbarkeiten: wer diese ihm reichlich bot, war sein Abgott, mochte er sonst sein wer er wollte.

Demetrios Phalereus hatte zu Phokions Zeit nur die zweite Rolle gespielt. Als bei Polysperchons Herannahen die Oligarchen durch das Volk verdrängt wurden, war er klüger als Phokion gewesen: er seinerseits rettete sich damals zu Kassanders General Nikanor, der sich seiner annahm, während jener zu Polysperchon und dessen Sohn floh, die ihn aufopferten. Er ward von Kassander an die Spitze des Staates gestellt und wußte seine Herrschaft, ungeachtet des Anteils der Ärmeren an der Regierung, sehr fest zu gründen, indem er sie einerseits auf die makedonische Besatzung, andererseits aber auf den damaligen Geist des athenischen Volkes stützte. Athen war verarmt und dabei an Lüste und Sittenlosigkeit gewöhnt; Demetrios gab große Summen aus und fröhnte der ärgsten Sinnenlust; den Athenern aber gefiel ein zwar sehr willkürlich schaltender, aber zugleich auch verschwenderischer und glänzender Regent weit mehr, als die seitherige Herrschaft ihrer eigenen Aristokratie: und schon des Geldes und Genusses wegen mußten sie für Demetrios' Regierungsweise mehr Sinn haben, als für Phokions sittenstrenge, den Platonischen Ideen sich nähernde Verwaltung.

Demetrios ward von Kassander und von Ptolemäos als nützlicher Verbündeter angesehen. Beide gaben ihm deshalb so viele Subsidien-

gelder, daß diese Einnahme, verbunden mit den athenischen Staatseinkünften, jedes Jahr 1200 Talente (5 100 000 ℳ) betrug. Mit dieser großen Summe führte er ein höchst schwelgerisches Leben. Er hatte seither sehr philosophisch gelebt, und sein Tisch war kärglich besetzt gewesen: sobald er Herr von Athen geworden war, wandte er die makedonischen und ägyptischen Subsidien auf seine Mahlzeiten, statt sie zum Vorteil der Stadt oder zur Unterhaltung von Soldaten zu verwenden, wozu sie bestimmt waren. Er hielt glänzende Gastmahle, welche so üppig waren, daß sein Koch von den täglichen Resten derselben sich nach zwei Jahren zwei stattliche Landgüter kaufen konnte. Seine Speisezimmer waren mit den schönsten Teppichen belegt; er salbte sich mit den kostbarsten Salben, färbte sich sein Haar blond und schminkte sich das Gesicht. Er bewirtete und unterhielt seine genußsüchtigen Landsleute, lud täglich eine große Zahl von Gästen ein und überbot durch Aufwand, Glanz und Zierlichkeit alles, was seither in Athen zu sehen gewesen war. Er verführte Weiber, verkehrte mit den berühmten Hetären oder Buhlerinnen, welche damals in Athen lebten, und erfand neue Moden der Bekleidung; kurz er trieb, wiewohl immer noch mit einem gewissen Anstand, alles, was zum Glanz und zur Befriedigung der Sinnenlust diente. Dabei beförderte er denn freilich auch jede Art von Kunst und Wissenschaft, die in Zeiten, wie die seinige war und auch die unserige ist, getrieben werden kann. Er war weit entfernt, einen Aufwand von der Art, wie ihn Perikles, also das Haupt des athenischen Volkes, gemacht hatte, zu billigen. Von neuen Tempeln und Theatern und von der in der guten alten Zeit gebräuchlichen glänzenden Aufführung der Tragödien und Komödien wollte er nichts wissen. Augenblicklicher Genuß und sofortiger Nutzen allein waren es, wofür er keinen Aufwand für zu groß hielt. Er hatte also bei Festlichkeiten und Kunstwerken nur Ergötzung und Sinnenlust im Auge, nicht die großen und wahrhaft menschlichen Gefühle, welche die Kunst erweckt und erhält. Wie hätten daher seine Verschwendungen der Stadt wirklichen Nutzen bringen können! Im Gegenteil, er verdarb durch sein Beispiel Geist und Moral des athenischen Volkes, obgleich er selbst doch wieder Gesetze wider den Luxus gab, in welchen er den Sittenverbesserer spielte. Er erwarb sich auf diese Weise die Gunst der entarteten Athener in so hohem Grade, daß sie ihm in kurzer Zeit nicht weniger als 360 Ehrenstatuen errichteten.

Dies war Athens Zustand während der 10 Jahre, in welchen Demetrios von Phaleron, Kassanders Schützling, die Stadt beherrschte. Kassander selbst verließ Athen gleich nach der Einsetzung des Demetrios wieder und suchte sich auf Kosten Polysperchons eine Herrschaft zu gründen. Als sein Gegner den größten Teil seines Heeres ver-

loren und sich mit dem Rest desselben aus dem Peloponnes zurückgezogen hatte, erklärten sich sogleich einige griechische Städte für Kassander, andere aber wurden von diesem mit Gewalt eingenommen. Dann zog derselbe nach Makedonien, zu dessen Unterwerfung die Greuelthaten der Olympias ihm den Weg gebahnt hatten. Eurydike, welche mit Kassander in Unterhandlung getreten war, hatte nach der Entfernung Polysperchons sich der Regierung ganz bemächtigt; Polysperchon aber war vom Peloponnes aus nach Epirus gezogen, um die Olympias und ihren Enkel Alexander Ägos, wie er genannt wurde, den Sohn des großen Alexander, den seine Mutter Roxane aus Furcht vor den Nachstellungen der Eurydike dahin gebracht hatte, nach Makedonien zurückzuführen. Der König Äakidas, ein Vetter der Olympias, unterstützte Polysperchons Unternehmen mit einem Heere, Eurydike aber schickte Boten an Kassander in den Peloponnes und führte ihren herannahenden Feinden die in Makedonien ihr zur Verfügung stehenden Truppen entgegen. An der Grenze des Landes trafen die beiden Heere aufeinander. Olympias und Eurydike, welche beide gleich herrschsüchtig und gleich rachgierig waren, standen an der Spitze ihrer Truppen und suchten wie wütende Furien einander zu verderben. Als das Gefecht beginnen sollte, trat Olympias vor das Heer der Eurydike, deutete auf Roxane, auf den jungen Alexander und auf sich selbst und entwaffnete dadurch ihre Gegnerin. Eurydikens Truppen weigerten sich, die Mutter, die Gemahlin und den Sohn ihres großen Königs anzugreifen: sie traten in Unterredung mit den ihnen gegenüberstehenden Landsleuten und vereinigten sich zuletzt geradezu mit denselben. Die verlassene Eurydike und ihr Gemahl wurden gefangen genommen und der schrecklichen Olympias überliefert. Diese ließ, um ihre Wut zu stillen, beide auf grausame Weise quälen, Philipp Arrhidäos und Eurydike wurden in einen engen Raum eingemauert und erhielten täglich die notdürftigste Nahrung, damit sie eines langsamen Todes stürben. Als das martervolle Leiden der Unglücklichen bei den Soldaten des Heeres Mitleiden und Unwillen erregte, ließ Olympias den König Philipp mit Pfeilschüssen töten, der Eurydike aber schickte sie einen Dolch, einen Strick und einen Giftrank in ihren Kerker, damit sie sich die Todesart selbst auswähle. Eurydike erdrosselte sich mit ihrem eigenen Gürtel (317 v. Chr.). Die eigene Mutter Alexanders gab also das erste Beispiel der Ermordung von Angehörigen des königlichen Hauses und veranlaßte dadurch den Untergang sämtlicher Glieder desselben. Diese blutgierige und schreckliche Frau, deren Sinn mit den Jahren nicht im geringsten milder geworden war, wütete hierauf auch in Makedonien selbst gegen alle diejenigen, welche mit ihrer Gegnerin befreundet gewesen waren. Hundert vornehme Makedonier, unter ihnen auch ein Bruder Kassanders,

wurden hingerichtet: ja, Olympias ging in ihrer Wut so weit, daß sie das Grab eines anderen Sohnes des Antipater aufwühlen ließ, um sich an den Gebeinen desselben zu rächen.

Kassander belagerte gerade eine arkadische Stadt, als er die Nachricht von dem Tode der Eurydike und von der Rückkehr der Olympias erhielt. Sogleich brach er mit seinem Heere nach Makedonien auf. Hier sandte er einen seiner Generale gegen Polysperchon, er selbst ging auf die Festung Pydna los, in welche sich Olympias mit ihrer Stieftochter Thessalonike, ihrem Enkel Alexander und dessen Mutter Roxane eingeschlossen hatte. Olympias war rettungslos verloren, da Polysperchon durch Kassanders General bedrängt und eines Teiles seiner Truppen beraubt wurde, der Epirotenkönig Äakidas aber durch eine Empörung seines Volkes gehindert wurde, Hilfe zu leisten und ihr Entsatz zu bringen. Nach einer langen Belagerung mußte Olympias sich ihrem Feinde ergeben. Sie erlitt die längst verdiente Strafe. Kassander war entschlossen, sich ihrer zu entledigen, obgleich er es nicht wagte, die Mutter Alexanders des Großen geradezu töten zu lassen: er suchte daher der Ermordung seiner großen Gefangenen durch eine vorhergegangene gerichtliche Verurteilung den Schein der Gerechtigkeit zu geben. Er veranlaßte die Verwandten der auf ihren Befehl Gemordeten, sie vor dem Heere anzuklagen, welches nach makedonischem Rechte über jeden auf Leben und Tod Angeklagten zu entscheiden hatte. Olympias wurde in der That von dem Heere zum Tode verurteilt: aber die mit der Vollstreckung des Spruches beauftragten Soldaten weigerten den Gehorsam. Kassander bediente sich deshalb der Rachsucht derer, welche die Anklage gemacht hatten; diese steinigten die Königin zu Tode (316 v. Chr.). Roxane und Alexander Ägos wurden auf Kassanders Befehl in die Festung Amphipolis gebracht, wo sie streng bewacht und wie Privatpersonen behandelt wurden; Thessalonike aber, welche gleichfalls in Kassanders Gewalt geraten war, ward seine Gemahlin. Polysperchon, dessen Truppen größtenteils zu Kassander übergingen, flüchtete sich nach Ätolien und von da in den Peloponnes, wo er mit seinem Sohne Alexander sich im Besitze Korinths und einiger anderen Städte eine Zeitlang behauptete.

3. Der Kampf um Alexanders Reich vom Tode der Olympias bis zum Tode der Roxane und ihres Sohnes.

Das Schicksal der Welt hing, wie schon die soeben berichteten Ereignisse zeigen, in jener Zeit ganz von den Soldaten und ihren Führern ab. Es ist daher nötig, den Faden der Erzählung abzu-

brechen, um einen Blick auf das damalige Kriegswesen und die Beschaffenheit der Heere zu werfen. Die Betrachtung der militärischen Verhältnisse und Zustände ist außerdem auch für die Erkenntnis des herrschenden Zeitgeistes von großer Wichtigkeit, weil aus der Entwickelung der Kriegskunst teils neue Künste und Gewerbe entsprangen, teils die seitherigen eine neue Richtung und einen größeren Aufschwung nahmen. Endlich hatte das Kriegswesen auch auf das Staatsleben einen großen Einfluß; denn es war damals nicht allein das Schicksal der Staaten auf ähnliche Weise, wie in unserer Zeit, von den Truppen und ihren Gebietern abhängig, sondern da die Heere größtenteils aus bezahlten Mietlingen bestanden und nichts als künstliche Maschinen waren, so wurde das Finanzwesen der wichtigste Teil der Staatsverwaltung. Geld und Truppen waren die Angelpunkte, um welche sich die Geschicke der Staaten drehten, statt daß früher die lebendige Kraft und der Geist der Bürger die Seele des Ganzen gebildet und den Gang der Ereignisse bestimmt hatte.

Schon von Iphikrates' Zeit an waren geworbene Truppen mehr und mehr an die Stelle der Bürgerheere getreten, und als Alexander der Große starb, hatte die Streitbarkeit der Masse des Volkes in den hellenischen Staaten fast ganz aufgehört. Selbst jenes Heer, welches Leosthenes im Lamischen Kriege, der doch ein wirklicher Nationalkrieg sein sollte, anführte, bestand hauptsächlich aus Mietlingen, wiewohl nicht zu leugnen ist, daß damals die Athener zum letztenmale von einer echten Begeisterung getrieben wurden. Dagegen waren Philipps und Alexanders Truppen, obgleich sie als stehende Heere in unserem Sinne des Wortes anzusehen sind, ihrem Kerne nach eine Nationalmacht, welche nur für bestimmte Zeit und bestimmte Zwecke in Dienst trat, einen Einfluß auf den allgemeinen Gang der Staatsgeschäfte ausübte und sogar die Gerechtigkeitspflege für große Staatsverbrechen in ihrer Hand hatte. Dies alles änderte sich mit Alexanders Tode. Die Heere der verschiedenen Herrscher, welche um den Besitz des Reiches kämpften, wurden fortan aus geworbenen Truppen oder aus willenlosen Unterthanen zusammengesetzt und waren sozusagen das Eigentum der Herren, denen sie dienten. Von allen Völkern, welche zu Alexanders Reich gehört hatten, bildeten nur noch die Ätolier eine Nationalmacht: diese erlangten daher auch in den Kriegen der nächsten Zeit ein größeres Gewicht, und die Ätolier wurden dadurch in der späteren Geschichte eine der Hauptvölkerschaften Griechenlands, während sie in der früheren kaum erwähnt werden.

Wenden wir uns von diesem Blick auf das Kriegswesen wieder zu dem Gange der Ereignisse zurück, so ist zum klaren Verständnis der nächsten 14 Jahre nach Eumenes' Tod vornehmlich das eine festzu-

halten, daß Antigonos, sein Sohn Demetrios Poliorketes, Ptolemäos, Seleukos, Kassander und Lysimachos die Hauptpersonen waren. Alle anderen Statthalter spielen nur eine untergeordnete Rolle. Antigonos war durch die Besiegung des Eumenes Herr von Asien geworden; der einzige Mann, der ihm bei der Behauptung dieser Stellung gefährlich werden konnte, Seleukos, ward bald von ihm verdrängt, die übrigen Statthalter aber erkannten ihn als Reichsverweser und obersten Gebieter an. Ebenso hatte Kassander in Europa das Übergewicht über Polysperchon und beherrschte einen Teil von Griechenland. Lysimachos, der Statthalter von Thrakien, wurde zu sehr durch den Unabhängigkeitssinn der wilden Völkerschaften dieses seines Landes beschäftigt, als daß er in der nächsten Zeit einen bedeutenden Einfluß auf den allgemeinen Gang der Dinge hätte ausüben können. Dagegen erhielten damals Seleukos, der Statthalter von Babylonien, und Ptolemäos, der Beherrscher von Ägypten, sowohl für Asien wie für Europa eine große Wichtigkeit. Beide wußten sich im Besitze ihrer Provinzen zu befestigen, und da sie nicht, wie Antigonos, nach der Herrschaft über das ganze Reich strebten, so zersplitterten sie nicht gleich jenem ihre Kräfte, sondern behaupteten in den Stürmen und Verwickelungen der folgenden Ereignisse allein von allen Generalen Alexanders die errungene Macht für sich und ihre Nachkommen.

Nach der Besiegung des Eumenes richtete Antigonos sein Augenmerk zunächst auf die Schätze von Susa. Er hatte den Seleukos mit der Eroberung der Provinz, deren Hauptstadt Susa war, beauftragt und ihm versprochen, dieselbe zur Statthalterschaft Babylonien zu schlagen; Seleukos übergab daher, als Antigonos heranzog, die Stadt mit ihren Schätzen und verschaffte diesem dadurch zugleich die Mittel zur Führung seiner Kriege. Antigonos fand in Susa so viel bares Geld und Kostbarkeiten, daß die gesamte Summe, welche er dort und in Medien zusammenbrachte, auf 25 000 Talente Gold veranschlagt wird. Er bemächtigte sich außerdem auch der 10 000 Talente, welche in der königlichen Schatzkammer zu Kyinda in Cilicien lagen, und da er noch dazu von den ihm unterworfenen Statthaltern jährlich 11 000 Talente erpreßte, so nahm er in einem einzigen Jahre nicht weniger als 46 000 Talente ein, d. h. eine Summe von mindestens 198 Millionen Mark unseres Geldes. Kaum hatte er durch Seleukos' Hilfe sich der Schätze von Susa bemächtigt, als er auch schon diesen Mann, der nächst Eumenes und Ptolemäos der schlaueste von allen Generalen Alexanders war, durch List und Betrug zu verderben suchte. Er brach nicht bloß in Rücksicht der Statthalterschaft sein gegebenes Wort, sondern suchte auch, als er in Babylon mit Seleukos zusammenkam, absichtlich einen Zwist herbeizuführen, indem er seinen Verbündeten wie

einen Untergebenen behandelte. Nachdem er ihn dadurch gereizt hatte, wollte er ihn zuletzt sogar verhaften lassen, um sich seiner ganz zu entledigen: Seleukos kam ihm aber durch die Flucht zuvor (316 v. Chr.).

Der flüchtige Statthalter suchte und fand eine Zuflucht bei Ptolemäos in Ägypten. Sobald der herrschsüchtige Antigonos Herr von ganz Asien wurde, so war auch Ptolemäos gefährdet, er mußte also suchen der drohenden Gefahr beizeiten zu begegnen. Aus diesem Grunde nahm er nicht nur den Seleukos bei sich auf, sondern bewog auch den Kassander und den Lysimachos, welche auf gleiche Weise bedroht waren, zu einem Bündnis gegen den gemeinschaftlichen Feind. Dieser Bund führte einen mehrjährigen Krieg gegen Antigonos herbei. Der letztere suchte seine Feinde auf verschiedene Weise zu bekämpfen. Gegen Lysimachos regte er die rohen thrakischen Völkerschaften und die an der Küste von Thrakien gelegenen griechischen Seestädte auf, so daß derselbe in seinem eigenen Lande beschäftigt ward und an Unterstützung seiner Bundesgenossen nicht denken konnte. Um den Kassander von Asien fern zu halten, zog Antigonos Griechenland mit in den Kampf: er schloß eine Verbindung mit dem alten Polysperchon, welcher dadurch wieder aus seinem Schlummer geweckt ward, ließ durch Abgesandte die Freiheit aller hellenischen Staaten verkündigen und schickte gewandte Unterhändler mit großen Geldsummen in den Peloponnes, um überall Unruhen zu erregen und die Griechen gegen Kassander unter die Waffen zu rufen. Dieser wurde dadurch ebenfalls so stark beschäftigt, daß er während des ganzen Krieges nicht nach Asien kommen, sondern nur eine kleine Truppenhilfe dahin schicken konnte; ja, er wäre sogar selbst in große Not geraten, wenn er nicht verstanden hätte, Polysperchons eigenen Sohn Alexander durch niedrigen Gewinn zum Verräter seiner Freunde zu machen und ihn zu bewegen, daß er sich mit dem Feinde seines Vaters verband.

Seine Hauptanstrengung aber richtete Antigonos gegen Ptolemäos, welcher seit einigen Jahren nicht nur Ägypten, sondern auch Syrien und Phönikien besaß und durch seine große Flotte dem Beherrscher von Asien unter allen seinen Feinden am gefährlichsten war. Antigonos warf sich deshalb mit dem Kerne seiner Macht auf Syrien und Phönikien, eroberte diese Länder und ließ in ihren Häfen mit großen Kosten eine Flotte bauen, wobei ihm Nearch, der seit alter Zeit sein Freund war, die besten Dienste leistete. Ptolemäos dagegen unterstützte die Gegner des Antigonos im Peloponnes sowie den Statthalter von Karien, Asander, der sich gegen Antigonos empört hatte. Der letztere ward 15 Monate lang durch die Belagerung der Stadt Tyros aufgehalten, deren Bewohner auch damals wieder ihren alten Heldenmut bewiesen und erst durch die äußerste Hungersnot zur Unterwerfung

gebracht wurden (314 v. Chr.). Nach der Einnahme dieser Stadt übergab Antigonos die Leitung des syrischen Krieges seinem damals dreiundzwanzigjährigen Sohne Demetrios, welcher den Beinamen Poliorketes, d. i. Städteeroberer, erhielt, und zog selbst gegen Asander. Dieser wurde nach Verlauf eines Jahres zur Unterwerfung gezwungen. Ehe hierauf Antigonos nach Syrien zurückkehrte, hatte Ptolemäos auf den Rat des Seleukos seine ganze Macht aufgeboten, um sich dieses Landes wieder zu bemächtigen. Bei der Stadt Gaza trafen die beiden Gegner des Antigonos mit dem Sohne desselben zusammen. Dieser, ein ehrgeiziger und heftiger junger Mann, war durch den Verlust von Cypern, welches Ptolemäos kurz zuvor besetzt hatte, so sehr erbittert, daß er gegen den Rat seiner Generale sich entschloß, zwei der ausgezeichnetsten Feldherren aus Alexanders Schule im offenen Felde anzugreifen. Er erlag: Ptolemäos und Seleukos erfochten einen vollständigen Sieg über ihn. Ganz Syrien, Phönikien und Palästina war der Preis dieses Sieges (312 v. Chr.), und Seleukos benutzte die Niederlage des Demetrios Poliorketes, welcher sich mit dem Rest seines Heeres nach Cilicien zurückzog, zur Wiedereroberung seiner Statthalterschaft Babylonien. Er besetzte dieselbe ohne Schwierigkeit und zersprengte das Heer des Statthalters von Medien, der in Antigonos' Namen und Interesse herbeigeeilt war. Seit dieser Zeit behauptete Seleukos die Herrschaft über die Satrapieen des fernen Ostens, und weil er durch die Eroberung von Babylonien den Grund zu dem Reiche legte, welches er auf seine Nachkommen, die Seleukiden, vererbte, so wurde das Jahr derselben der Anfangspunkt der Zeitrechnung, welche bald nachher in diesem Reiche eingeführt ward, und die den Namen der Seleukidischen Ära führt.

Ptolemäos verlor die von ihm eroberten Länder noch in demselben Jahre wieder. Sobald Demetrios nämlich in Cilicien sein Heer wieder ergänzt hatte, brach er in Syrien ein, schlug einen ihm entgegengeschickten Unterfeldherrn des Ptolemäos aufs Haupt und drang dann in Verbindung mit seinem Vater, welcher aus Kleinasien herbeigeeilt war, weiter vor. Ptolemäos war ein zu behutsamer Mann, als daß er den vereinten Heeren beider eine Schlacht hätte liefern wollen; er gab vielmehr die Eroberungen, die er gemacht hatte, wieder auf und zog sich nach Ägypten zurück, wo er unangreifbar war. Antigonos wollte ihm zwar auch dahin folgen, er schickte aber zuerst einen Teil seines Heeres gegen die Beduinenhorden des felsigen Arabiens, verlor auf diesem äußerst beschwerlichen Zuge in der Wüste viele seiner Soldaten und sah sich, als der Rest derselben zu ihm zurückkam, durch die aus Babylonien eintreffenden Nachrichten genötigt, den Marsch nach Ägypten aufzugeben. Sein Sohn Demetrios, der hierauf mit

19 000 Mann gegen Seleukos abgeschickt wurde, bemächtigte sich zwar der Stadt Babylon, in welcher Seleukos nur eine geringe Besatzung zurückgelassen hatte, erweckte aber durch seine Grausamkeiten und Verwüstungen überall den größten Haß und bewirkte auf diese Weise, daß die Bewohner Babyloniens nur um so fester an Seleukos, der ihnen große Milde bewiesen hatte, gekettet wurden. Antigonos sah daher keine Möglichkeit, durchzudringen, und rief bald auch seinen Sohn nach Syrien zurück.

Unmittelbar nach diesen Begebenheiten trat eine Waffenruhe ein: der einzige Schriftsteller des Altertums, der uns über das Ende des damaligen Kampfes zwischen Antigonos und seinen Gegnern Nachricht giebt, behauptet sogar, es sei im Jahre 311 v. Chr. ein förmlicher Friede geschlossen worden. Diese Angabe ist nicht gerade für ganz zuverlässig zu halten; wenn aber auch wirklich ein Friede zu stande kam, so zeigt doch die Geschichte der nächstfolgenden Jahre, daß es keinem der Heerführer mit demselben Ernst war. Jedenfalls blieb die gegenseitige Stellung derer, welche sich unter dem Namen von Reichsverwesern und Statthaltern in Alexanders Reich geteilt hatten, im allgemeinen dieselbe, wie sie beim Beginne des Krieges gewesen war: mit der einzigen Ausnahme, daß Seleukos sich wieder eine Herrschaft verschafft hatte.

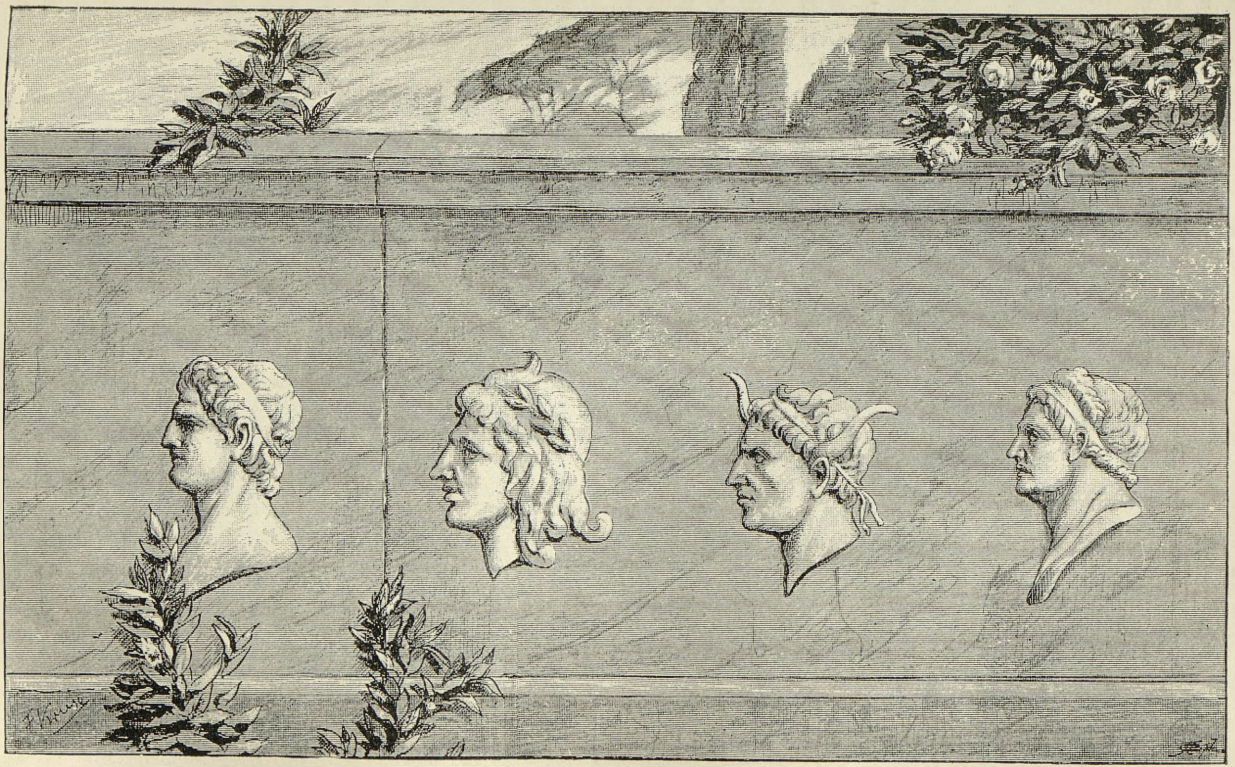
Wie wenige Jahre zuvor Kassanders und Polysperchons Streit um die Oberherrschaft von Makedonien mit der Ermordung des Philipp Arrhidäos, der Eurydike und der Olympias geendet hatte, so führte jetzt der von den asiatischen Statthaltern um den Besitz ihrer Provinzen geführte Krieg den gewaltsamen Tod zweier anderer Glieder der königlichen Familie herbei. Es befanden sich in den Heeren aller Statthalter viele Makedonier: und da diese ihrem Königsstamme ergeben waren, so hatte Antigonos, um seinen Gegnern zu schaden, während des Krieges den Schein angenommen, als wenn auch er die Sache eines Königs führe, und den jungen Sohn der Roxane, Alexander Ägos, überall als König anerkennen lassen. Sobald der Krieg beendigt war, fiel nicht nur jener Grund weg, sondern der heranwachsende König stand auch den auf Erringung selbständiger Herrschaft gerichteten Plänen des Antigonos und der anderen Statthalter im Wege und drohte später ein gefährlicher Nebenbuhler zu werden. Dies veranlaßte die Ermordung der Roxane und ihres Sohnes. In den öffentlichen Artikeln des Friedens erklärte man denselben zwar zum König des Reiches, nicht lange nachher aber wurden Mutter und Sohn ums Leben gebracht, entweder weil die Statthalter insgeheim darüber übereingekommen waren, oder weil Kassander, in dessen Haft sich beide befanden, es für seine Herrschaft zu bedenklich hielt, den öffentlich als

König anerkannten Knaben am Leben zu lassen. Genug, Kassander ließ bald nach dem Abschluß des Friedens Roxane und den jungen Alexander heimlich umbringen, ihre Leichen in der Stille verscharren und das Geschehene erst nach und nach dem Volke bekannt werden (311 v. Chr.).

4. Der Kampf um Alexanders Reich vom Tode des jungen Alexander bis auf die Schlacht bei Salamis in Cypern.

Der Friede, welcher zwischen den Statthaltern geschlossen worden sein soll, dauerte in jedem Falle nur kurze Zeit; denn es war keinem von ihnen damit Ernst gewesen, und die Welt konnte nicht eher Ruhe finden, als bis die herrschsüchtigen Generale entweder das Ziel ihrer Wünsche erreicht hatten, oder im Streben nach demselben untergegangen waren. Der Kampf wurde also mit kurzen Unterbrechungen in den verschiedenen Teilen des Reiches fortgesetzt. Übrigens hatten für die Entscheidung desselben von jetzt an nur Griechenland und der Westen von Asien eine Bedeutung. Der äußerste Osten des Reiches dagegen trat in den Hintergrund, seitdem in den Jahren 311 und 310 vor unserer Zeitrechnung Seleukos sich nicht allein in seiner Provinz Babylonien festgesetzt, sondern auch alle im Osten derselben gelegenen Statthalterschaften bis nach Indien hinein unterworfen hatte. Da Seleukos dadurch längere Zeit gehindert ward, an den Begebenheiten im Westen Anteil zu nehmen, so konnte Antigonos in betreff dieses Gegners ruhig sein und seine ganze Macht in Vorderasien konzentrieren.

In Griechenland durchkreuzten sich die Interessen der verschiedenen Statthalter von Alexanders Reich am meisten: hier wurden deshalb auch die Verhältnisse so verwickelt, daß der Zusammenhang der Ereignisse gerade in betreff der griechischen Staaten und Städte am schwersten zu erkennen ist. Antigonos hatte, gleich beim Beginn des soeben erwähnten Krieges, Griechenland mit in den Kampf zu ziehen gesucht und aus diesem Grunde die Freiheit aller hellenischen Staaten verkünden lassen. Ptolemäos wußte die dieser Maßregel zu Grunde liegende Absicht dadurch zu vereiteln, daß er bald nachher auch in seinem Namen die Griechen für frei erklären ließ. Er sowohl als Antigonos schickten Truppen nach Griechenland, und hier bekämpften sich nun Ptolemäos, Antigonos, Kassander, Polysperchon und ein Teil der Griechen untereinander. In dem Frieden, welcher 311 v. Chr. zwischen den Statthaltern geschlossen wurde, war auch die Selbständigkeit aller hellenischen Staaten aufs neue ausgesprochen worden; keiner der Generale zog aber seine Besatzungen aus den Städten zurück, und



Die Diadochen

Ptolemäos. Lysimachos. Seleukos. Demetrios Poliorketes.

Nach antiken Münzen. Gezeichnet von Franz Kruse.

die Verhältnisse blieben also, wie sie gewesen waren. Übrigens verdienen in Hinsicht der griechischen Angelegenheiten jener Zeit zwei Umstände eine besondere Erwähnung, nämlich zuerst die Art, wie Kassander den alten, abgelebten Polysperchon zur Ermordung eines der wenigen noch übrigen Glieder von Alexanders Familie bewog, und dann das Auftreten eines Mannes von reinerer und besserer Gesinnung mitten in der allgemein herrschenden Selbstsucht und genialen Verdorbenheit.

Polysperchon hatte Alexanders Witwe Barsine mit ihrem Sohne Herakles an sich gezogen und den letzteren, als den einzigen noch übrigen Nachkommen des großen Königs, als Herrn des Reiches ausgerufen. Er gewann sich dadurch die Anhänger des königlichen Hauses, sammelte ein ziemlich beträchtliches Heer und wollte nun mit demselben den jungen Herakles, welcher zur Zeit des Friedensschlusses etwa 17 Jahre alt war, nach Makedonien führen. Kassander zog ihm entgegen, fand aber, da viele von seinen eigenen Soldaten dem Sohne des großen Alexander gewogen waren, eine entscheidende Schlacht bedenklich und nahm daher zur List seine Zuflucht. Er trat mit Polysperchon in Unterhandlung und suchte ihm begreiflich zu machen, daß die Erhebung des Herakles ihnen beiden gleichmäßig nachteilig sei und sie leicht um alle Bedeutung bringen könne. Durch diese Vorstellungen und durch eine große Geldsumme, die er dem alten, schwachen Manne gab, berückte er diesen und brachte ihn zuletzt dahin, daß er einen geheimen Vertrag mit ihm abschloß und den Herakles zu töten versprach. Dieser wurde hierauf mit seiner Mutter erdrosselt: Polysperchon aber war und blieb der Betrogene. Kassander trat ihm zwar, dem Vertrage gemäß, scheinbar die Herrschaft über den Peloponnes ab: allein dort stieß Polysperchon auf kräftigen Widerstand, und nicht lange nachher sank er wieder in seine frühere Bedeutungslosigkeit zurück.

In dieser traurigen Zeit, in welcher Alexanders Generale durch Gewalt, Trug, Mord und andere Verbrechen die Herrschaft an sich zu reißen suchten, zeigte ein einziger Mann einen reinen Enthusiasmus für die hellenische Freiheit. Dieser Mann war ein Neffe des Antigonos und trug, gleich dem damaligen Beherrscher von Ägypten, den Namen Ptolemäos. Wir wagen zwar nicht, seine moralischen Grundsätze als unbezweifelt rein darzustellen, er ward aber unstreitig von edleren Triebfedern geleitet, als jene militärischen Räuber, welche sich damals Throne erkämpften. Im Jahre 313 v. Chr. war er von seinem Oheim mit einem Heere nach Griechenland geschickt worden und hatte, im Gegensatz zu allen anderen Generalen und Befehlshabern, den edlen Ehrgeiz, sich durch die Wiederherstellung der Freiheit der hellenischen Staaten und ihrer alten Verfassungen unsterblichen Ruhm zu erwerben.

Er eroberte Städte und Länder, nicht etwa für Antigonos oder für sich selbst, sondern wirklich als Befreier. Bald nach seiner Landung machte er ganz Böotien und alles Land bis nach Ätolien hin vom makedonischen Joche frei. Als er sich in der gleichen Absicht den Grenzen von Attika näherte, erhielt er von seinem Oheim den Befehl, nach dem Peloponnes zu ziehen. Er gehorchte, verfuhr aber hier ebenso, wie im mittleren Griechenland. Den Unterbefehlshaber, welcher seither im Peloponnes die Truppen des Antigonos befehligt hatte, zwang er, das Land Elis nebst den daselbst geraubten heiligen Schätzen ihm zu übergeben, und schenkte dann diesem Staate, wie jedem anderen, den er besetzte, die Freiheit, d. h. die selbständige Verwaltung durch eigene Obrigkeiten. Auch nachdem sein Oheim mit den anderen Statthaltern Frieden geschlossen, handelte er diesem Grundsatze gemäß, obgleich es dem Antigonos mit dem Artikel des Friedensvertrages, welcher alle Griechen in Europa und Asien für frei erklärte, nicht im mindesten Ernst war. Dieser nahm es daher auch seinem Neffen sehr übel, daß derselbe, anstatt Besatzungen in die eroberten Städte zu legen, die ihm anvertrauten Truppen noch immer gebrauchte, um den griechischen Gemeinwesen ihre unabhängige Verwaltung und Selbstbestimmung zurückzugeben. Darüber entzweite er sich mit ihm, und Ptolemäos fiel, als er nach Asien zurückgerufen wurde, von seinem Oheim ab. Er beging hierauf die Thorheit, sich an den Beherrscher von Ägypten anzuschließen, welcher die Freiheit der Hellenen früher ebenfalls ausgerufen und nachher auch in dem Friedensvertrag nochmals anerkannt hatte. Dieser nahm den edlen Mann freundlich auf, zog aber die Truppen desselben an sich und entledigte sich dann ihres Führers als eines unnützen Werkzeuges dadurch, daß er ihn umbringen ließ (309 v. Chr.).

Die Rolle eines Befreiers von Griechenland, welche dieser Neffe des Antigonos höchst unglücklich gespielt hatte, übernahm bald nachher dessen Sohn, Demetrios Poliorketes, ein Mann von ganz anderem Charakter und ganz anderen Grundsätzen und Sitten, als sein Vetter. Ptolemäos von Ägypten hatte seine Macht in Griechenland auszubreiten gestrebt und sich zuletzt der wichtigen Städte Korinth und Sikyon bemächtigt; er legte Besatzungen in dieselben und verständigte sich mit Kassander durch einen besonderen Friedensvertrag über ihre beiderseitigen Besitzungen im Peloponnes. Bald nachher (308 v. Chr.) trat er mit Kleopatra, der Schwester Alexanders des Großen, welche nebst ihrer Stiefschwester Thessalonike, der Gemahlin Kassanders, von der ganzen königlichen Familie allein noch am Leben war, in Unterhandlung, um sich mit ihr zu vermählen. Diese Verhandlung hatte kaum begonnen, als Kleopatra, welche in Sardes, einer von Truppen des Antigonos besetzten Stadt, lebte, eines Tages ermordet gefunden ward.

Antigonos ließ die Sklavinnen derselben, als die den Mord verübt, mit dem Tode bestrafen und die Leiche der Prinzessin mit königlichen Ehren bestatten: niemand zweifelte aber, daß er selbst der Anstifter der That gewesen. Ein Jahr später rüstete Antigonos eine Flotte aus, um Ptolemäos und Kassander mit einer größeren Macht, als früher, in Griechenland anzugreifen, vor allem anderen aber sich der Stadt Athen zu bemächtigen und dann von dort aus das übrige Griechenland in Abhängigkeit zu bringen. Die Leitung dieses Unternehmens, welches unter dem Schein einer Befreiung Griechenlands ausgeführt werden sollte, übertrug er seinem Sohne Demetrios. Mit 250 großen Schiffen, einem zahlreichen Heere und einer baren Summe von nicht weniger als 21 Millionen Mark, ging dieser zu Ende des Frühlings 307 v. Chr. unter Segel. Unerwartet erschien er vor Athen, und da die makedonische Besatzung nicht stark genug war, um zugleich den Piräeus und die Munychia zu verteidigen, so bemächtigte er sich ohne große Mühe des ersteren Hafens. Einige Zeit nachher erstürmte er auch die Munychia und nahm die makedonischen Truppen gefangen.

Demetrios hatte sich den Athenern als Befreier angekündigt und wurde deshalb mit Freuden aufgenommen. Der seitherige Beherrscher der Stadt, Demetrios Phalereus, war froh, als er bei jenem eine Zuflucht gegen die Wut des launenhaften Pöbels fand, der sich sogleich ganz dem neuen Demetrios zuwendete und dagegen den, der früher sein Abgott gewesen, mit Haß verfolgte. Demetrios Phalereus ward unter sicherem Geleite nach Böotien gebracht, reiste von da zu Kassander und begab sich, als dieser starb, nach Ägypten, wo er durch seine Bemühungen um die dortigen wissenschaftlichen Anstalten eine weit größere Bedeutung für die Geschichte der Menschheit erlangt hat, als durch seine zehnjährige Herrschaft in Athen. In seiner Vaterstadt wurden unmittelbar nach seiner Flucht die ihm errichteten 360 Statuen zertrümmert und er selbst ward zum Tode verurteilt. Mit gleicher Wut verfuhr das Volk auch gegen seine Freunde und Anhänger. Demetrios Poliorketes verzögerte seinen Einzug in die Stadt, bis er auch die benachbarte Stadt Megara von ihrer makedonischen Besatzung befreit hatte. Sein Einzug war dann höchst glänzend, und der große Jubel, mit dem er empfangen wurde, bildete die Einleitung zu einer Reihe von Niederträchtigkeiten, durch welche das damalige athenische Volk sich zur Rolle der elendesten und feilsten Schmeichler herabwürdigte.

Des Demetrios ganzes Wesen und sein erster Aufenthalt in Athen sind für die Sittengeschichte jener Zeit so bezeichnend, daß es nötig ist, den Charakter dieses sonderbaren Mannes und das Benehmen der Athener gegen ihn bis ins einzelne zu schildern. Demetrios war, wie

einst Alkibiades, durch Kraft und Schönheit des Körpers ausgezeichnet und zugleich mit großen Talenten begabt: er verband ebenso, wie dieser, Gewandtheit, Thätigkeit und militärische Einsicht mit einem abenteuerlichen Sinne und mit der ausschweifendsten Sittenlosigkeit. Während er in allen seinen Kriegsunternehmungen verständig und rastlos thätig war und sich durch den erfinderischen Geist, den er dabei zu erkennen gab, jenen seinen Beinamen Städtebrecher, Poliorketes, verdiente, war er zugleich allen Arten von Lüsten in so hohem Grade ergeben, daß ihm selbst in jener Zeit tiefer sittlicher Entartung darin nicht wohl ein anderer gleich kam. Er hatte sein ganzes Leben hindurch keinen leitenden Grundgedanken und kein bestimmtes politisches Ziel: er suchte nur Abenteuer und den Schein der Genialität, da er zugleich den Alkibiades, den Achilleus und den Alexander in seiner Person vereinigen wollte. Unter den Griechen trat er als Herold und Wiederhersteller der Freiheit auf, dies war aber bloße Affektation; denn die Liebe zur Freiheit konnte unmöglich in einem Herzen wohnen, welches von den Begierden und Leidenschaften eines Despoten, von der Üppigkeit eines Schwelgers und von der Prahlerei eines orientalischen Fürsten erfüllt war. Die Athener nahmen freilich alles, was Demetrios ihnen sagte und sagen ließ, für bare Wahrheit und verehrten einen Mann, der jeder Gerechtigkeit und Tugend Hohn sprach, wie einen Halbgott.

Als er seinen Einzug in Athen gehalten hatte, trat er vor dem versammelten Volke auf und verkündete demselben: die Stadt sei frei und solle ihre alte demokratische Verfassung wieder einführen, er selbst werde ihr zur Wiederherstellung ihrer früheren Seemacht behilflich sein und unter die Bürger 150 000 Scheffel Getreide unentgeltlich verteilen lassen. Daß die entarteten Athener einen Prinzen von 30 Jahren, der sie mit dem Worte Freiheit bezauberte, ihnen Brot gab und mit vollen Händen Geld ausstreute, vergötterten und sich in der Erfindung toller Volksbeschlüsse zu seinen Ehren überboten, ist weder auffallend noch schwer zu erklären: daß aber griechische Geschichtschreiber dem sittenlosen jungen Abenteurer zutrauen konnten, er habe damals wirklich Griechenland frei machen wollen, muß jeden in Verwunderung setzen, der die Menschen kennt und des Demetrios Grundsätze nach seinen Handlungen, nicht nach seinen Worten beurteilt. Die Athener gingen in ihrer unsinnigen Schmeichelei so weit, daß sie Demetrios und seinen Vater nicht nur als Könige, sondern auch als Götter begrüßten. Sie waren also die ersten Griechen, welche den Generalen Alexanders den königlichen Namen erteilten, zugleich die ersten, welche, orientalische Schmeichelei ins Griechische übertragend, Menschen ihrer Macht und ihres Glanzes wegen für Götter erklärten. Ein eigener Priester des

Antigonos und Demetrios wurde ernannt, bildliche Darstellungen der Thaten beider in das Gewand der Pallas, der Schutzgöttin der Stadt, eingewebt und dem Demetrios an der Stelle, wo er aus dem Schiffe gestiegen war, ein Altar errichtet, an welchem er unter dem sonst dem Zeus gegebenen Beinamen des gnädig niedersteigenden Gottes verehrt wurde. Die Zahl der Phylen oder Bürgerklassen ward um zwei vermehrt und diesen die Namen Antigonis und Demetrias erteilt; auch wurde einer der Monate Demetrion und der letzte Tag desselben Demetrias genannt. Auf so unsinnige Weise ehrten die Athener ihren vorgeblichen Befreier. Dieser schwelgte monatelang in Athen, unbekümmert um das Schicksal des übrigen Griechenlands, bis eine Botschaft seines Vaters ihn nach Asien zurückbeschied. Als er Athen verlassen hatte, zeigte sich sogleich die Wirkung des unseligen Geschenkes, welches er dieser Stadt durch die Wiederherstellung der Demokratie gemacht hatte. Alles war dem Pöbel oder vielmehr den Demagogen, die dem großen Haufen am besten zu schmeicheln verstanden, preisgegeben. Keiner verstand dieses Handwerk so gut als Stratokles, ein durchaus liederlicher Mensch, der an Gemeinheit und Unverschämtheit selbst einen Kleon übertraf und schon von dem Phalereer Demetrios allen anderen Athenern vorgezogen worden war. Daß Demetrios einem solchen Manne den Haupteinfluß auf das Volk verschaffte und in Athen eine Verfassung einrichtete, welche einem Stratokles die Leitung des Staates möglich machte, war gewiß das Schlimmste von allem, was er bei seinem ersten Aufenthalt in Athen that.

Mitten in diesem Getriebe war er von seinem Vater zurückgerufen worden, damit er mit einer großen Flotte die Insel Cypern angreife, auf welcher Ptolemäos bedeutende Streitkräfte vereinigt hatte. Er landete dort, schlug den Bruder des Ptolemäos, Menelaos, in einer entscheidenden Schlacht und belagerte dann die Hauptstadt der Insel, Salamis, zu Wasser und zu Lande (306 v. Chr.) Bei dieser Gelegenheit wandte er zum erstenmal seine großen Einsichten in die mechanischen Wissenschaften zur Verfertigung der bewunderungswürdigen Kriegsmaschinen an, die ihm eine bedeutende Stelle in der Kriegsgeschichte verschafften. Weil er hierdurch in der That eine größere Bedeutung in der Geschichte erhalten hat, als er durch seine Kriegsthaten erlangen konnte, so verdient dieser Punkt eine ausführlichere Darstellung. Zur Zeit des Demetrios war die eigentliche Strategie oder die Wissenschaft des Kampfes auf offenem Felde gewissermaßen vollendet, die Belagerungskunst und der Seekrieg aber konnten noch weiter entwickelt und vervollkommnet werden. Auf beides richtete daher Demetrios seine Aufmerksamkeit, und der Einfluß der von ihm auf diesen Gebieten gemachten Erfindungen ist um so größer gewesen, weil er da-

durch auch auf das bürgerliche Leben einwirkte, in welchem die Wissenschaft der Mechanik damals zuerst eine allgemeine Bedeutung für die Gewerbe erhielt. In Bezug auf das Seewesen hatte Demetrios die beste Schule durchgemacht: denn die Marine seines Vaters leitete Alexanders großer Admiral Nearchos und ein naher Anverwandter, der seine Kenntnisse und Erfahrungen in Rhodus, dem damaligen Hauptsitze des griechischen Seewesens, gesammelt hatte. Noch weit mehr zeichnete sich Demetrios in der Kriegsbaukunst aus; ja, seine Erfindungen in dieser Richtung waren so bedeutend, daß die ganze spätere Zeit des Altertums von ihm und von den Männern, deren er sich zur Erbauung seiner Maschinen bediente, Muster und Lehre empfing. Zweimal hat Demetrios seine ganze Geschicklichkeit in der Erfindung und Anwendung von Maschinen aufgeboten, — bei der Belagerung von Salamis auf Cypern und ein Jahr später bei seinem Angriffe auf Rhodus.

Bei der Belagerung von Salamis berief Demetrios, der mit allen großen Mathematikern seiner Zeit in Verkehr stand, eine Menge Künstler und Handwerker aus Asien zu sich und ließ Maschinen und Werke von jeder Art und Größe errichten. Die größte der Maschinen, welche er damals erfand und zum erstenmal anwandte, war die sogenannte Helepolis, d. i. die Städte-Einnehmerin. Sie bestand aus einem Gebäude, welches 47 m Höhe und 23 m Breite und Tiefe hatte, in 9 Stockwerke abgeteilt war und durch Räder und Rollen von 4 m Durchmesser fortbewegt wurde. Im untersten Stockwerk waren Wurfmaschinen aufgestellt, durch welche Pfeile und Steine von 75 kg Schwere so geschleudert wurden, daß dieselben senkrecht niederfielen; in den mittleren standen Maschinen, welche ihre Geschosse in horizontaler Richtung warfen; ganz oben befanden sich kleine Wurfmaschinen, und es war Sorge getragen, daß zur Bedienung derselben nicht weniger als 200 Mann daselbst Raum hatten. Das ganze Gebäude war also ein furchtbarer Batterieturm, welcher gegen die Mauer der Feinde gerollt wurde und durch seine vielen Geschosse die Verteidiger derselben vernichtete, während zwei zu beiden Seiten angebrachte und durch Schirmdächer geschützte Sturmböcke die Mauer selbst zertrümmerten. Eins hatte Demetrios dabei übersehen, und dies zog die Zerstörung der ganzen Maschine nach sich. Er hatte nämlich nicht dafür gesorgt, daß das Gebäude gehörig gegen Feuer geschützt werde. Als daher bereits die feindliche Mauer durchbrochen war, retteten sich die Belagerten durch Anzündung der Helepolis. Dieselbe verbrannte völlig und viele Leute kamen dabei ums Leben.

Die Belagerung von Salamis ward darum nicht weniger mit dem größten Nachdruck fortgesetzt. Die Eroberung der Stadt verdankte De-

metrios aber nicht seinen Maschinen, sondern einem entscheidenden Kampfe zur See, zu welchem er durch Ptolemäos, den Ägypter, genötigt wurde. Dieser war nämlich mit seiner ganzen Flotte herbeigeeilt, um Salamis zu entsetzen, und die Seeschlacht, welche zwischen ihm und Demetrios vor dem Hafen der Stadt geliefert wurde, war die größte, deren die Geschichte des Altertums gedenkt (306 v. Chr.). Demetrios trug einen glänzenden Sieg davon; er selbst verlor nur 20 Schiffe, den Feinden dagegen wurden 40 große Kriegsschiffe und mehr als 100 Transportschiffe genommen, über 80 der ersteren in den Grund gebohrt und außerdem an 8000 Mann Landungstruppen zu Kriegsgefangenen gemacht. Die Übergabe der Stadt Salamis und die Unterwerfung von ganz Cypern war die unmittelbare Folge des Sieges. Der Bote, durch welchen Demetrios seinem Vater die Siegesnachricht überbringen ließ, Aristodemos von Milet, begrüßte den Antigonos mit den Worten: „Heil dir, König Antigonos!" und dieser nahm seitdem nicht nur für sich selbst den Königstitel an, sondern setzte auch an die Spitze seines Antwortschreibens die Aufschrift: „An den König Demetrios." Seinem Beispiel folgten sogleich Ptolemäos, Seleukos und Lysimachos. Nur Kassander that es nicht; er gestattete zwar ebenfalls, daß man ihn mit dem Königsnamen begrüßte, gebrauchte aber selbst bei seinen Unterschriften diesen Titel nie.

5. Der Kampf um Alexanders Reich von der Schlacht bei Salamis bis zur Schlacht bei Ipsus.

Das nächste, was Antigonos und sein Sohn unternahmen, war ein Zug gegen Ägypten. Zur Eroberung dieses Landes boten sie ihre ganze Macht auf: Antigonos wollte mit 80 000 Mann zu Fuß, 8000 Reitern und 83 Elefanten zu Lande, Demetrios dagegen mit 150 Kriegs- und 100 Transportschiffen, sowie mit allen möglichen Maschinen und Werkzeugen zur See das Reich des Ptolemäos angreifen. Zum Unglück wurde durch diese außerordentlichen Rüstungen der Zug bis zum Herbste verzögert. Dadurch erhielt nicht nur Ptolemäos Zeit, sich von dem bei Salamis erlittenen Schlage zu erholen und an der Grenze seines Landes Befestigungen anzulegen, sondern es wurde auch des Demetrios Flotte in große Gefahr gebracht, weil der Angriff in die Zeit der Herbststürme fiel und also die Flotte, von welcher der Erfolg des ganzen Unternehmens abhing, sich der ägyptischen Küste nur unter den größten Gefahren nähern konnte. Als Antigonos mit seinem Heere im Deltaland ankam, hatte Demetrios bereits durch drei Stürme viele Schiffe verloren: er bot dessenungeachtet alles auf, um seinen

Vater zu unterstützen und das Heer desselben über die Nilarme zu bringen: allein seine Landungsversuche scheiterten an der Wut der Winde und Antigonos ward einer großen Gefahr preisgegeben. Mit unermüdlicher Sorgfalt bewachte Ptolemäos jeden Punkt, wo die Feinde einen Übergang versuchen konnten; alle Versuche des Antigonos, vorwärts zu dringen, waren vergeblich, furchtbarer Mangel riß in seinem Lager ein, die Zahl der Überläufer mehrte sich unter seinen Truppen von Tage zu Tage, und er war zuletzt zum Rückzug genötigt, wenn er nicht das Schicksal des Perdikkas erfahren wollte. Unverrichteter Sache kehrten so Antigonos und Demetrios nach Syrien zurück; sie hatten viele Menschen und Schiffe verloren, und obgleich ihr Rückzug ein freiwilliger gewesen war, so feierte doch Ptolemäos mit Recht ihre Heimkehr ebenso, als wenn er den glänzendsten Sieg erfochten hätte.

Was auf diesem Wege nicht gelungen war, suchten Vater und Sohn im folgenden Jahre (305 v. Chr.) auf eine andere Weise zu erreichen. Sie beschlossen, den Ptolemäos von der See zu verdrängen, den ägyptischen Handel zu vernichten und dadurch die Macht ihres Feindes zu brechen. Dazu sollte ihnen die Stadt Rhodus ihre Hilfe leisten. Diese, erst gegen Ende des peloponnesischen Krieges gegründete Hauptstadt der gleichnamigen Insel, hatte in den Kämpfen um Alexanders Reich ungemein gewonnen: denn während Alexandria und andere Seestädte, die den einzelnen Herrschern gehörten, durch jeden Krieg ihrer Gebieter in ihrem Handel beeinträchtigt wurden, hatte Rhodus sich immer neutral gehalten und es verstanden, durch kluge Zurückhaltung allen Statthaltern befreundet zu bleiben. Da die Rhodier mit Ägypten einen sehr lebhaften Handel trieben, so ließen Antigonos und Demetrios ihnen jeden Verkehr mit diesem Lande untersagen, obgleich die klugen Kaufleute sich große Mühe gegeben hatten, beide Könige durch Schmeicheleien und durch Statuen, die sie ihnen errichteten, bei guter Laune zu erhalten. Antigonos und Demetrios bestanden aber auf ihrer Forderung: sie schickten, um derselben Nachdruck zu geben, Kaper gegen die rhodischen Schiffe aus. Als nun die Rhodier sich gegen diese wehrten und einige derselben wegnahmen, drohten ihnen die beiden Könige mit ihrer Rache. Die Rhodier suchten durch verschiedene Anerbietungen den Zorn der Herrscher zu beschwichtigen; diese hörten aber nicht darauf, sondern verlangten, daß Rhodus 100 Geiseln stelle und der Flotte des Demetrios seine Häfen öffne. Dadurch hätten die Rhodier Selbständigkeit und Ansehen verloren: sie beschlossen daher, lieber das Äußerste zu wagen.

Auf diese Weise kam es zu einem Kriege, in welchem Demetrios alle seine Talente und seines Vaters ganze Macht aufbot. Mit einer Flotte von 370 größeren und 1000 kleineren Fahrzeugen und einem

Heere von mehr als 40000 Mann erschien er vor der Stadt Rhodus. Und nun begann jene denkwürdige Belagerung, in welcher die Rhodier dem Genie, der Macht und den riesenhaften Anstalten des in der Kriegsbaukunst hervorragendsten Mannes jener Zeit die Klugheit und Gewandtheit einer im Seewesen erfahrenen Bürgerschaft, den Mut der Freiheit und die vereinte Thätigkeit eines in seinem Gemeinwesen sich glücklich fühlenden Volkes entgegensetzten. Es ist schwer zu sagen, wer in diesem Kampfe eine größere Anerkennung verdient, ob der Städteeroberer Demetrios oder die Rhodier. Die letzteren jagten gleich anfangs alles unnütze Volk aus ihrer Stadt und ließen den anwesenden Fremden die Wahl zwischen der Teilnahme am Kampfe und der Abreise. Sie behielten 6000 Bürger und 1000 Beisassen und Fremde als streitbare Mannschaft übrig, vermehrten diese Zahl aber dadurch, daß sie jedem Sklaven, der sich bei der Belagerung brav zeigen würde, Freiheit und Bürgerrecht versprachen. Endlich verbürgten sie allen, die im Kampfe fallen würden, eine ehrenvolle Bestattung, sowie daß für ihre Hinterbliebenen gesorgt sein würde.

Die Verteidigung der Rhodier verhielt sich zu Demetrios' Angriff ähnlich, wie die berühmte Verteidigung von Gibraltar durch den englischen General Elliot gegen die Franzosen im Jahre 1782 zu der Erfindung und Anwendung der schwimmenden Batterieen. Die ersten Angriffe geschahen von der Seeseite her. Demetrios errichtete auf dem Vorderteil seiner Schiffe Wurfmaschinen, welche ihre Pfeile fast eine Viertelstunde weit schleuderten. Hierauf baute er eine Art von schwimmenden Batterieen mit ungeheuren Schutzdächern und Türmen, welche höher waren, als die der Hafenmauer. Die Rhodier erhöhten darauf schnell ihre Mauer, errichteten auf ihrem Hafendamm und ihren Schiffen ähnliche Wurfmaschinen und schlugen durch Felsstücke, die sie mit ihren Maschinen schleuderten, sowie durch Feuer und Schwert alle Angriffe des Feindes zurück. Nach langen Kämpfen gab Demetrios den Versuch, sich der Stadt von der See aus zu bemächtigen, auf und traf jetzt furchtbare Anstalten zu Lande, bei denen er nicht weniger als 30000 Arbeiter beschäftigte. Er ließ namentlich eine Helepolis erbauen, welche noch weit größer war, als die bei der Belagerung von Salamis verunglückte. Sie hatte eine Höhe von fast 62 m und war 31 m breit und tief, und damit sie nicht, wie jene frühere, durch Feuer vernichtet würde, ward sie durch eiserne Beschläge und genäßte Felle geschützt. Das Gebäude ruhte auf 8 Rädern, deren Speichen $1\frac{1}{4}$ m Dicke hatten, und wurde durch die vereinte Kraft von 1400 oder, nach einer anderen Nachricht, gar von 3000 Männern in Bewegung gesetzt. Außer dieser und anderen Maschinen wandte Demetrios auch die Kunst des Minierens gegen Rhodus an, und es gelang ihm auch bald, einen

Teil der Mauer durch Untergraben dem Einsturz nahe zu bringen. Die Rhodier wurden aber durch nichts eingeschüchtert und setzten durch ihre Gegenanstalten den Feind noch mehr in Bestürzung, als dieser sie durch seine Angriffe schreckte. Sie machten durch Gegenminen jene Versuche des Demetrios nutzlos, warfen beständig Steine, Wurfspeere und brennende Pfeile auf die Belagerer und brachten die Helepolis trotz ihres eisernen Schutzpanzers in solche Gefahr, daß sie gewiß in Flammen aufgegangen wäre, wenn Demetrios sie nicht zurückgezogen hätte.

Diese Angaben genügen, um zu zeigen, daß bei der Belagerung und Verteidigung von Rhodus mit solchen Waffen gekämpft wurde, wie sie das Aufblühen der mathematischen und mechanischen Wissenschaften in damaliger Zeit darbot. Ein ganzes Jahr hindurch suchte Demetrios auf jede mögliche Weise die Rhodier zu bezwingen, endlich erkannte er, daß ihm dies nur sehr schwer und erst nach langer Zeit gelingen würde. Er beschloß daher die Belagerung aufzuheben und sah sich nach einem guten Vorwand um, mit den Rhodiern in Unterhandlung zu treten. Eine Gesandtschaft des ätolischen Volkes, welches von Kassander sehr bedrängt wurde und um schleunige Hilfe bat, lieferte ihm diesen Vorwand. Die Rhodier aber thaten ihrerseits gern alles, was sie mit Ehren thun konnten, um ihrem Feinde die Beschämung zu ersparen, daß er seine ungeheuren Anstalten vergebens gemacht, unermeßliche Summen vergebens ausgegeben, unzählige Menschen vergebens aufgeopfert habe. Unter Vermittelung der ätolischen Gesandten ward ein Friede zu stande gebracht, in welchem Rhodus als freier Staat anerkannt wurde, sich aber verpflichtete, den Antigonos und Demetrios in allen ihren Kriegen, nur nicht gegen Ptolemäos, zu unterstützen und ihnen 100 Bürger als Geiseln zu stellen. Gleich nach dem Abzug des Demetrios erfüllten die Rhodier das gegen die gefallenen Bürger und die Sklaven übernommene Versprechen und zeigten sich auch gegen Kassander und Lysimachos, welche ihnen durch Zusendung von Lebensmitteln Hilfe geleistet hatten, durch Errichtung von Statuen dankbar. Ptolemäos ward von ihnen sogar für einen Gott erklärt und erhielt einen ihm geweihten heiligen Hain in der Nähe der Stadt, sowie den Beinamen Soter, d. i. der Retter, mit welchem er nachher zur Unterscheidung von andern Königen desselben Namens in der Geschichte bezeichnet wurde. Es waren also wiederum die Bürger einer freien griechischen Stadt, welche noch früher, als die von jeher sklavisch gesinnten Ägypter, dem neuen Beherrscher des ägyptischen Landes Titel und Ehren eines Gottes zuerkannten. Aber dieses freie Volk freilich war zugleich ein Handelsvolk, dem der Vorteil über alles ging, und welches daher aus ebendemselben Grunde dem Ptolemäos schmeichelte, aus dem es die ihm und anderen Königen schuldige

Dankbarkeit zur Verschönerung seiner Stadt und zur Ermunterung der Künste benutzte.

Von Rhodus segelte Demetrios nach Griechenland hinüber, wo unterdessen Kassander und Polysperchon ihre Eroberungen ausgebreitet hatten, und wo der erstere zuletzt Athen selbst belagerte. Demetrios landete (gegen das Ende des Jahres 304 v. Chr.) an der Küste von Böotien und zwang durch sein bloßes Erscheinen den Kassander, nicht allein die Belagerung von Athen aufzuheben, sondern auch sich bis nach Thessalien zurückzuziehen. Nachdem Demetrios dies vollbracht und mit den Ätoliern einen Bund gegen Kassander und Polysperchon geschlossen hatte, begab er sich nach Athen, wo er mit noch viel größeren Ehren als früher empfangen wurde. Den ganzen Winter brachte er dort zu und schwelgte in einer Art und Weise, welche alles, was er drei Jahre vorher gethan hatte, noch weit übertraf. Seine Sitten hatten sich in diesen drei Jahren noch sehr verschlechtert; er kam, umgeben von allem, was der asiatische Luxus Weichliches und Verächtliches hat, nach Athen und schlug hier gewissermaßen die Residenz eines neuen Reiches auf, welches er unter dem Vorwande, alle Staaten zu befreien, in Griechenland errichtete. Auch die Athener waren seitdem durch die wiedereingeführte Pöbelherrschaft und durch die elenden Menschen, die sich unter ihnen zu Staatsmännern aufgeworfen hatten, in ihren Sitten sehr gesunken. Ihnen war übrigens diesmal Demetrios in der That ein Befreier, da der erbitterte Kassander sie mit seiner Rache bedroht hatte.

Diesmal übertrafen die Athener sich selbst in der Erfindung der niederträchtigsten Schmeicheleien gegen Demetrios. Sie erklärten ihm, als er in ihre Stadt einzog, daß ihre Schutzgöttin allein ihn als Gastgeberin bewirten könne und dürfe, und räumten ihren heiligsten Tempel dem ausschweifendsten Menschen ein, dessen die Geschichte von Alkibiades' Zeit an bis auf den Herzog Regenten von Frankreich gedenkt. Das Heiligtum der als keusche, jungfräuliche Göttin verehrten Athene wurde jetzt die Stätte der zügellosesten Wollust. Ein alter Schriftsteller sagt, er schäme sich, alle Scheußlichkeiten zu berichten, welche damals von Demetrios und von Athenern begangen worden seien: er habe zu viel Achtung vor dem alten Sitz der Kunst und Wissenschaft, um den damaligen Zustand desselben in seiner nackten Erbärmlichkeit darzustellen: doch könne er nicht verschweigen, daß man damals in dem Allerheiligsten des jungfräulichen Tempels ganz öffentlich den abscheulichsten Unfug getrieben habe. Kein Weib, kein Mädchen war sicher vor den zügellosen Begierden des Demetrios. Ja, so weit ging seine Schamlosigkeit, daß er einst als Lohn für eine befriedigte Wollust eine an das athenische Volk gerichtete Anweisung auf 216 000 *M* ausstellte. Weil dies nachher noch einige Male vorkam, so erließ das Volk den

Beschluß, daß bei Strafe kein Bürger mehr ein Schreiben des Demetrios an das Volk überbringen dürfe. Kaum hatte man aber erfahren, daß er hierüber zürne, so nahmen die Athener nicht nur diesen Beschluß zurück, sondern sie ließen auch alle, welche denselben vorgeschlagen oder auch nur empfohlen hatten, hinrichten oder verbannen. Übrigens darf man wohl annehmen, daß manches, was spätere Geschichtschreiber berichten, doch nur auf armseligen Klatsch des Tages zurückgeht, der sich, je größer der Schmutz, in dem er wühlen kann, um so trefflicher behagt.

Im Anfang des Frühlings 303 v. Chr. begann Demetrios seine Unternehmungen im Peloponnes. Unter dem Namen eines Befreiers verjagte er die ägyptischen und makedonischen Besatzungen aus Sikyon, Korinth, Argos und anderen Städten und ward fast überall in derselben Weise vergöttert, wie zu Athen. Dann hielt er, wie einst Philipp und Alexander, eine hellenische Nationalversammlung auf dem Isthmus. Außer unzähligen Privatleuten, welche daselbst zusammenströmten, erschienen auch die Abgeordneten von 16 vorgeblich freien Städten. Diese erwählten ihn zum unumschränkten Feldherrn der hellenischen Nation gegen Kassander, und als solcher brachte er im nächsten Jahre ein Heer von 65 000 Mann zusammen, zu welchem die Griechen allein 25 000 Mann stellten. Als er dann im Frühling nach Athen zurückkehrte, überstieg die Niederträchtigkeit der dortigen Bevölkerung alles Maß. Sie gaben sich und alles, was ihnen seither heilig gewesen war, dem schwelgerischen Wollüstling völlig preis. Sie empfingen ihn mit Opferspenden und Prozessionen, verherrlichten ihn durch Lobgesänge, in welchen er der größte aller Götter genannt wurde, und sangen diese Loblieder sogar in ihren Privathäusern. Der Wüstling bezog wiederum den heiligsten Tempel der Stadt und entweihte die Stätte durch die unerhörtesten Sittenlosigkeiten. Den berüchtigten athenischen Buhlerinnen jener Zeit, namentlich der Lamia, huldigte er auf die schimpflichste Weise, denn er gab z. B. einst 380 000 ℳ, die er von der Stadt erpreßt hatte, in Gegenwart der Überbringer dieser Dirne mit den Worten: „Kaufe dir Schminke dafür!" Indessen erniedrigten sich nicht die Athener allein vor dem frechen Schwelger. Auch die Bewohner von Argos verherrlichten ihn auf ähnliche Weise; die Sikyonier ordneten ihm zu Ehren Tempeldienste und jährliche Feste an, und die Thebaner errichteten ihm zu Gefallen sogar der Lamia, als Lamia Aphrodite, einen Tempel in ihrer Stadt. Sittenlosigkeit und wüstes Leben herrschten damals, wie aus diesem allem hervorgeht, überall in Griechenland. Die alten Schriftsteller haben uns aus jener Zeit ein ganzes Verzeichnis von Buhlerinnen überliefert, welche zum Teil ebenso berühmt und in der Leute Mund waren, als irgend ein König oder Feld-

herr dieser Periode. Dichter und Regenten bemühten sich um die Wette, den Namen solcher Personen Unsterblichkeit zu verschaffen, und die Nachrichten, welche sich über deren Treiben erhalten haben, übersteigen alles, was uns aus anderen ähnlichen Zeiten überliefert worden ist.

Im Sommer des Jahres 302 v. Chr. begann Demetrios als Oberanführer der Griechen seinen Feldzug gegen den Beherrscher von Makedonien, Kassander, welchem außer Thessalien bereits alles, was er in Griechenland besaß, entrissen worden war. Er verzweifelte anfangs an der Möglichkeit, sich zu behaupten, weil er damals keinen einzigen Bundesgenossen hatte. Deshalb wendete er sich an Antigonos um Frieden, erhielt aber die Antwort, daß er sich unbedingt unterwerfen müsse. Diese Antwort, durch welche Antigonos sich selbst für den alleinigen Erben Alexanders und die anderen Statthalter für seine Vasallen erklärte, traf den Seleukos, Ptolemäos und Lysimachos ebenso gut als den Kassander und rettete daher den letzteren aus der ihm drohenden Gefahr. Die vier Herrscher verbanden sich miteinander, und es entspann sich nun wiederum ein allgemeiner Krieg, der in Asien entschieden werden mußte, weil die Verbündeten gleich anfangs beschlossen hatten, ihn nach diesem Weltteil hinüberzuspielen. Lysimachos brach über den Hellespont in Kleinasien ein, während Seleukos von Osten und Ptolemäos von Süden her gegen Antigonos heranzogen. Unterdessen war Demetrios nach Thessalien vorgerückt und hier mit Kassander zusammengetroffen, welcher auf jede Weise eine Schlacht zu vermeiden suchte und auch wirklich seinen Gegner hinzuhalten wußte.

Antigonos sah sich genötigt, seinen Sohn zu dem unvermeidlichen entscheidenden Kampfe nach Asien zu entbieten, und am Ende des Jahres 302 v. Chr. schiffte sich dieser in der That mit seiner ganzen Macht nach Kleinasien ein. Nach seiner Entfernung schickte auch Kassander so viele Truppen, als er entbehren konnte, unter seinem Bruder Pleistarchos dorthin; er selbst aber blieb in Europa zurück. In Kleinasien vereinigten sich die Heere des Lysimachos und Seleukos einerseits und die des Antigonos und Demetrios andererseits: Ptolemäos dagegen rückte langsam durch Syrien vor und wartete mit seiner gewöhnlichen Schlauheit die Entscheidung ab. Im Sommer des Jahres 301 v. Chr. ward durch die Schlacht, welche Antigonos, Demetrios, Lysimachos und Seleukos im westlichen Teile von Kleinasien, bei Ipsos in Phrygien, einander lieferten, das Schicksal von Asien entschieden; in Europa dagegen dauerte es noch fast 30 Jahre länger, bis daselbst ein einigermaßen fester Stand der Dinge allgemein anerkannt wurde. Antigonos hatte 70 000 Mann zu Fuß und 10 000 zu Pferd; das Fußvolk seiner Gegner aber bestand nur aus 64 000 Mann und ihre

Reiterei aus 10 500; dagegen hatte Antigonos nicht mehr als 75 Elefanten, Seleukos aber deren 400 oder 480. Antigonos erlitt eine gänzliche Niederlage; wodurch diese aber herbeigeführt ward, ist schwer zu bestimmen. Manche meinen, er sei deswegen besiegt worden, weil er nicht die gewohnte Zuversicht und Ruhe gehabt und nicht wie sonst alles allein geordnet, sondern dem Rate seines Sohnes Demetrios Gehör geschenkt habe. Andere werfen die Schuld auf diesen allein, welcher, nachdem er einen Teil der Feinde geschlagen, diesen zu hitzig verfolgte, statt seinem bedrängten Vater Hilfe zu bringen. Nach einer dritten Meinung endlich hätte die große Überzahl der indischen Elefanten des feindlichen Heeres den Sieg entschieden. Wie es sich aber auch damit verhalten haben mag, Antigonos hätte jedenfalls nicht würdiger enden können: er fiel kämpfend auf dem Schlachtfeld im 81. Jahre seines Lebens. Die Sieger ließen seine Leiche mit königlichen Ehren bestatten.

Die Macht, die er aufgerichtet und so lange behauptet, wurde durch die Schlacht bei Ipsos völlig vernichtet, und von seinem Heere rettete Demetrios nur 5000 Mann zu Fuß und 4000 Reiter. Mit diesen entfloh er nach Ephesos, wo sich seine Flotte befand, und von hier segelte er dann nach Athen. Die Sieger teilten sich in das Reich ihres Gegners. Ptolemäos, welcher an dem Entscheidungskampf keinen Anteil genommen hatte und deshalb bei der Teilung nicht berücksichtigt ward, eignete sich Phönikien und einen Teil von Syrien an, vermochte aber aus den Städten Tyros und Sidon die Besatzungen des Demetrios nicht zu verdrängen. Lysimachos und Seleukos ließen ihn im Besitze dieses Landstrichs und teilten das übrige Reich des Antigonos unter sich selbst so, daß der erstere ganz Kleinasien bis an den Taurus erhielt, alles jenseit dieses Gebirgszuges gelegene Land aber dem letzteren zufiel und Kassanders Bruder, Pleistarchos, Cilicien bekam.

6. Letzte Schicksale des Kassander und seiner Söhne; des Demetrios Poliorketes und des Lysimachos.

Demetrios wandte sich von Ephesos nach Griechenland. Noch ehe er daselbst landete, erschienen athenische Gesandte bei ihm, welche erklärten, daß man für gut gefunden habe, allen Königen und folglich auch ihm, die Stadt zu verschließen. Die Athener kannten den Mann zu gut, um nicht zu wissen, daß seine vorgebliche Wiederherstellung der schon so oft wiederhergestellten Freiheit Griechenlands nichts als ein Deckmantel für seine ferneren herrschsüchtigen Projekte war. Er besaß jedoch noch einige Städte im Peloponnes, namentlich das wichtige Ko-

rinth, und da er außerdem auch eine große Flotte und einige wichtige Seeplätze in Kleinasien, Cypern, Cilicien und Phönikien besaß, so war er Herr des Meeres. Plündernd und verwüstend griff er die Küsten von Thrakien an, machte große Beute und setzte sich dadurch in den Stand, seine Mietstruppen zu vermehren. Auf diese Weise war er auch nach der Niederlage bei Ipsos noch immer ein furchtbarer Gegner, besonders für den Lysimachos, welcher keine Flotte besaß. Dieser letztere schloß daher mit Ptolemäos von Ägypten ein Bündnis, um von der Seeseite her Unterstützung zu bekommen und so seine Küsten verteidigen zu können. Er vermählte sich zur Befestigung dieses Bundes mit Ptolemäos' Tochter Arsinoë. Dies versetzte aber auch den König Seleukos, welcher kurz zuvor Syrien erobert hatte und nun von Norden und Süden her bedrängt ward, in die Notwendigkeit, sich nach einem Bundesgenossen umzusehen. Kassander konnte vom fernen Makedonien her und ohne eine bedeutende Flotte ihm nichts nützen, Demetrios dagegen war durch seine vielen Schiffe und Seeplätze ganz der geeignete Mann für ihn. An ihn wandte sich also Seleukos und suchte ihn dadurch an sich zu knüpfen, daß er um die Hand seiner Tochter Stratonike warb, welche wegen ihrer Schönheit im ganzen Altertum berühmt gewesen ist.

Demetrios ergriff den Antrag, den ihm Seleukos machte, begierig und segelte sogleich mit seiner Tochter nach Syrien. Unterwegs landete er an der Küste von Cilicien, vertrieb den Pleistarchos aus diesem Lande und bemächtigte sich des Überrestes der königlichen Schätze zu Kyinda. Die enge Verbindung zwischen Seleukos und Demetrios war für den Beherrscher von Ägypten bedenklich und bewog ihn zu einer Aussöhnung mit beiden. Sie waren dazu leicht zu bewegen, weil Ptolemäos auf diese Weise von Lysimachos getrennt wurde und Demetrios im Grunde nichts als die ägyptische Flotte zu fürchten gehabt hatte. Obgleich dieser bereits mehrere Weiber hatte, verlobte er sich mit Ptolemaïs, einer Tochter des Ptolemäos, und stellte Geiseln als Unterpfand des Versprechens, die ägyptische Schiffahrt nicht stören zu wollen. Weder die verwandtschaftlichen Verbindungen, noch die durch Eide bekräftigten Bundesverträge, noch auch die gegebenen Geiseln hielten jedoch irgend einen dieser Herrscher ab, sich bei jeder Gelegenheit auf Kosten der übrigen zu bereichern: Demetrios segelte sogleich wieder nach dem Peloponnes und bekriegte die dortigen Bundesgenossen des Ptolemäos. Dieser gewann dagegen bald nachher einen der Geiseln des Demetrios, den aus seiner Heimat verjagten und seit einigen Jahren mit Demetrios befreundeten epirotischen Prinzen Pyrrhus, unterstützte denselben mit Geld und Truppen zur Eroberung von Epirus und gab in ihm dem Demetrios einen sehr gefährlichen Neben-

buhler. Seleukos endlich drohte bei der ersten Gelegenheit sich der im Besitze des Demetrios befindlichen phönikischen und cilicischen Städte zu bemächtigen.

Dieser suchte wieder, wie früher, in Griechenland sich einen Mittelpunkt seiner Macht zu bilden. Als er dahin zurückkehrte, schienen die Umstände einen Versuch auf Athen, den er unmittelbar nach der Schlacht bei Ipsos nicht gewagt hatte, zu begünstigen. Kassander hatte Attika zu erobern versucht, war aber durch den edlen und tapferen Athener Olympiodoros mit Hilfe der Ätolier zurückgeschlagen worden. Der Beherrscher von Makedonien hatte nachher auf einem anderen Wege seinen Zweck zu erreichen gesucht. Er war mit dem einflußreichen Demagogen Lachares in Verbindung getreten und hatte denselben bewogen, sich zum Tyrannen aufzuwerfen, weil er durch ihn, der natürlich seine eigentliche Stütze nicht im Volke, sondern in Söldnern und auswärtigen Bundesgenossen suchen mußte, die Athener von sich abhängig zu machen hoffte. Lachares regierte mit großer Härte und rücksichtsloser Grausamkeit, hatte aber die Herrschaft noch nicht lange an sich gerissen, als Kassander starb, zu Ende des Jahres 297 v. Chr. Gerade um diese Zeit hatte Demetrios seine Unternehmungen im Peloponnes begonnen. Er eilte jetzt nach Attika und begann Athen zu belagern. Lachares hatte sich in der Herrschaft dieser Stadt so festgesetzt, daß die Athener selbst dann noch sich seinem grausamen Regimente fügten, als Demetrios ihnen alle Zufuhr abschnitt und sie dadurch in die äußerste Not brachte. Endlich verzweifelte Lachares selbst, sich länger halten zu können: er entfloh als Bauer verkleidet und ward in Böotien der Schätze wegen, die er mitgenommen, ermordet. Die Stadt ergab sich hierauf sogleich dem Demetrios auf Gnade und Ungnade, um die Mitte des Jahres 295 v. Chr.

Alles zitterte vor seiner Rache: er aber erklärte gleich bei seinem Einzuge dem versammelten Volke, daß er alles vergeben und vergessen wolle, und ließ sogar 100 000 Scheffel Getreide unter die ausgehungerten Bewohner verteilen. Natürlich war er nun wieder der Abgott der Bevölkerung, und es wurden ihm zum Zeichen des Dankes durch förmlichen Volksbeschluß sogleich die Hafenstädte Piräeus und Munychia geschenkt. Er legte eine starke Besatzung in dieselben und hatte also jetzt einen der wichtigsten Punkte Griechenlands ganz und gar in seiner Gewalt. Hätte er auch Sparta erobert, was er gleich nach der Besetzung Athens versuchte, so würde er zu der Herrschaft des Meeres, einiger kleinasiatischen Seeplätze, des Landes Cilicien, der Insel Cypern und der Hauptstädte von Phönikien auch noch die über ganz Griechenland hinzugefügt haben. Eine so furchtbare Macht konnten aber Ptolemäos, Seleukos und Lysimachos unmöglich aufkommen lassen. Sie

griffen also, jeder für sich, einen Teil der entlegenen Besitzungen des Demetrios an: Lysimachos bemächtigte sich der kleinasiatischen Seestädte, Ptolemäos eroberte den größten Teil von Cypern, und Seleukos besetzte Cilicien und Phönikien. Demetrios hatte unterdessen ein spartanisches Heer, welches ihm in Arkadien entgegentrat, zurückgeschlagen, dasselbe nachher noch einmal in der Nähe von Sparta besiegt und war nahe daran, diese Stadt selbst einzunehmen, als ihn die Nachricht von den Unternehmungen seiner Feinde nötigte, die Belagerung aufzuheben.

Anstatt nach Asien zu eilen, zog er es vor, zuerst seine Macht im mittleren und nördlichen Griechenland zu befestigen und zu diesem Zwecke von der dargebotenen Gelegenheit, Herr von Makedonien zu werden, Gebrauch zu machen. In diesem Lande stritten nämlich zwei Söhne Kassanders, Antipater und Alexander, um die Herrschaft. Der ältere glaubte den Thron durch die Ermordung seiner eigenen Mutter Thessalonike, welche den jüngeren mehr liebte und ihn, wie jener meinte, auf seine Kosten erheben wollte, nicht zu teuer zu erkaufen. Es ward daher die einzige noch übrige Prinzessin aus königlichem Geblüte durch die Hand ihres eigenen Sohnes ermordet (295 v. Chr.). Die greuliche That empörte aller Herzen gegen den Antipater, so daß dieser es ratsam fand, zu Lysimachos zu fliehen, dessen Tochter Eurydike seine Gemahlin war, in der Hoffnung, daß derselbe ihm zum Besitze Makedoniens verhelfen werde. Der andere, Alexander, wandte sich hierauf, aus Furcht vor der Rückkehr seines Bruders, zu gleicher Zeit an Demetrios und an Pyrrhus, den König von Epirus. Beide sagten ihm ihren Beistand zu und setzten sich mit ihren Truppen in Bewegung. Der epirotische König hatte bereits einen Teil von Makedonien erobert, und Demetrios war schon an der Grenze des Landes angekommen, als der unmenschliche Antipater auch seinem Schwiegervater nach dem Leben trachtete, dafür aber selbst mit dem Tode bestraft wurde. Nun bedurfte Alexander der fremden Hilfe nicht und suchte dieselbe auf jede Weise fern zu halten. Den Epiroten stellte er durch die Abtretung eines Stückes von Makedonien zufrieden, des Demetrios aber suchte er sich durch Meuchelmord zu entledigen. Dieser beschloß, um die Herrschaft von Makedonien zu erlangen, das Gleiche gegen Alexander. Beide trafen, als sie in Larissa eine Zusammenkunft hielten, insgeheim ihre Maßregeln, der schlauere Demetrios kam aber dem jungen Könige zuvor. Am Tage nach vollbrachtem Morde ließ Demetrios die Truppen Alexanders zusammenkommen und scheute sich nicht, die frevelhafte That vor ihnen laut zu bekennen. Er wußte dieselben für sich zu gewinnen, und sie traten insgesamt zu ihm über (294 v. Chr.).

Auf diese blutige Weise kam der Thron von Makedonien in den Besitz des Demetrios Poliorketes. Von dem ganzen verworfenen Geschlechte Antipaters und Kassanders erscheint allein des Demetrios Gemahlin Phila, eine Schwester Kassanders, edel und gut. Der Wüstling hatte sie stets vernachlässigt, durch Begünstigung anderer Weiber gekränkt und sogar hinter seine vielen Mätressen zurückgesetzt: dessenungeachtet blieb Phila ihrem Gemahle stets mit Treue und Liebe ergeben. Sie hatte nicht lange vorher, während er den Peloponnes unterwarf und Sparta bekriegte, die Insel Cypern gegen Ptolemäos verteidigt, war nur Schritt vor Schritt der Übermacht des Gegners gewichen und hatte zuletzt die Stadt Salamis durch eine hartnäckige Gegenwehr zu behaupten gesucht. Endlich war sie gefangen genommen, von Ptolemäos aber bald wieder frei gegeben worden. Sie eilte zu ihrem treulosen Gemahl zurück, vergaß um ihres Sohnes Antigonos Gonatas willen, daß Demetrios drei Gemahlinnen (die Schwester des Pyrrhus, Deidamia, die Athenerin Eurydike und die Tochter des Ptolemäos), sowie unzählige Kebsweiber ihr vorgezogen hatte, und ward die Vermittlerin zwischen ihm und den Makedoniern, welche sich dem Demetrios hauptsächlich als dem Schwiegersohn des ihnen so teuren Generals Antipater ohne Schwierigkeit unterwarfen. Freilich war Makedonien auch durch die Entvölkerung, welche Alexanders Zug nach Asien und die nachherigen Kriege veranlaßt hatten, so sehr heruntergekommen, daß es von da an immer die Beute desjenigen wurde, der ein ausreichendes Heer zusammenzubringen vermochte.

Hätte Demetrios seinen Stolz beschränken und sich mit der Herrschaft über Makedonien und Griechenland zufrieden geben können, so wäre er gewiß im Besitze derselben geblieben, obgleich Pyrrhus, die Ätolier und bald nachher auch Lysimachos, Seleukos und Ptolemäos gegen ihn auftraten. Sein abenteuernder, herrschsüchtiger Sinn trieb ihn aber bald aufs neue in weitaussehende Unternehmungen. Auch mißhandelte er seine neuen Unterthanen auf eine zugleich harte und höhnische Weise. Er ließ z. B. einst die ihm überreichten Bittschriften nicht allein ungelesen, sondern warf sie auch vor den Augen der Überreichenden von einer Brücke hinab ins Wasser. Von seinem neuen Glücke berauscht, verschwendete er unermeßliche Summen für den Glanz seines Hofes und rüstete ein ungeheures Heer und eine große Flotte aus, um seines Vaters asiatisches Reich wiederzuerobern. Wie wenig er aber auf die so schnöde mißhandelten Makedonier rechnen konnte, zeigte sich, als er einst erkrankte und Pyrrhus dies zu einem Einfall in Makedonien benutzte (289 v. Chr.): der epirotische König besetzte fast das ganze Land ohne Widerstand. Demetrios ließ sich aber nicht warnen; kaum war er genesen und hatte den Pyrrhus wieder verjagt,

als er seine Gewalt in der alten Weise mißbrauchte und seine unsinnigen Rüstungen zum asiatischen Kriege fortsetzte. Bald war eine Flotte von 500 Schiffen und ein Heer von 120 000 Mann zur Abfahrt bereit. Gerade als er diese furchtbaren Rüstungen beendigt hatte, ward aber seine ganze Despotenmacht wie ein Nebel zerstreut. Seleukos, Ptolemäos und Lysimachos, die sich durch seine außerordentlichen Kriegsanstalten bedroht sahen, erneuerten ihren alten Bund, zogen auch den Pyrrhus in denselben und griffen ihren gemeinschaftlichen Feind plötzlich von allen Seiten an. Lysimachos brach von Norden, Pyrrhus von Westen her in Makedonien ein, während des Ptolemäos Flotte an den griechischen Küsten erschien. Wahrscheinlich hatten die Gegner des Demetrios zu gleicher Zeit auch Einverständnisse in seinem Heere angeknüpft. Dieses verließ seinen König, sobald es in die Nähe der Feinde gekommen war, und Demetrios mußte sich durch die Flucht zu retten suchen. Er verlor also in einem Augenblick die Herrschaft von Makedonien, nachdem er dieselbe sieben Jahre lang besessen hatte, und eilte verraten und verlassen nach Griechenland (287 v. Chr.). Seine edle Gemahlin Phila nahm Gift, um ihn nicht noch einmal elend und flüchtig zu sehen: Makedonien teilten Pyrrhus und Lysimachos.

Diesen Augenblick benutzte der edle Athener Olympiodor, um seine Vaterstadt zu befreien. Er ermutigte seine Mitbürger, griff an ihrer Spitze die makedonische Besatzung an und verjagte dieselbe wirklich, verlor aber selbst im Kampfe das Leben. Demetrios erschien zwar bald nachher mit seinem griechischen Heere vor Athen und belagerte die Stadt, mußte aber unverrichteter Sache wieder abziehen. Seine westlichen Besitzungen überließ er hierauf seinem Sohne Antigonos Gonatas und segelte mit 11 000 Mann auf Abenteuer nach Asien. Daß er jetzt mit einem so kleinen Heere ein Unternehmen versuchte, zu welchem er kurz vorher 112 000 Mann und eine riesenmäßige Flotte kaum für ausreichend gehalten, darf uns nicht wundern, da er es diesmal zunächst nur auf des Lysimachos Besitzungen abgesehen hatte. Lysimachos selbst war in Makedonien beschäftigt: sein tapferer und edler Sohn Agathokles aber, der mit einem bedeutenden Heere in Kleinasien stand, zog dem Demetrios gleich nach seiner Landung entgegen. Agathokles bot dem verzweifelten Gegner kein Treffen an, sondern schnitt ihn vom Meere ab, hinderte alle Zufuhr, verfolgte ihn auf seinen Märschen und bewirkte auf diese Weise, daß Demetrios in kurzer Zeit 8000 Mann seines Heeres einbüßte. Mit dem kleinen Rest rettete sich der Abenteurer in das Innere von Kleinasien, geriet aber hier so sehr ins Gedränge, daß ihm zuletzt nichts anderes übrig blieb, als sich dem Seleukos in die Arme zu werfen. Seleukos befahl, sobald sich Demetrios bittend an ihn gewandt hatte, den Statthaltern der Grenz-

provinzen seines Reiches, ihn freundlich aufzunehmen und mit dem Nötigen zu versorgen. Diese Güte mißbrauchte Demetrios gröblich, überfiel die Truppen des Seleukos und machte Streifzüge bis nach Syrien. Dies bewog den Seleukos, selbst mit einem Heere gegen ihn aufzubrechen: Demetrios wurde von ihm bald übermannt und so eng eingeschlossen, daß er sich gefangen geben mußte (286 v. Chr.). Sein Schicksal war besser, als man in jenen Zeiten und unter den obwaltenden Umständen hätte erwarten sollen. Er wurde königlich behandelt: Seleukos wies ihm eine feste Stadt als Wohnsitz an, gab ihm das nötige Geld für seine Hofhaltung und ließ ihn zwar bewachen, hielt ihn aber doch nur in freier und seinem Range angemessener Haft. Drei Jahre brachte der gestürzte Fürst in dieser Lage zu; er vertrieb sich die Zeit mit Jagen, Reiten, Trinken und Spielen, erkrankte endlich und starb 283 v. Chr. im 54 Jahre seines Lebens.

Bald nach seinem Tode ward auch des Lysimachos Schicksal in Seleukos' Hände gegeben. Jener hatte seine Herrschaft in Thrakien durch verständige Einrichtungen und glückliche Kriege zu befestigen gewußt, beim Sturze des Demetrios noch die Hälfte von Makedonien dazu gewonnen und zu der Zeit, als dieser nach Kleinasien segelte, dem Pyrrhus auch die andere Hälfte entrissen. Er war damals alt und schwach geworden, und traurige Familienverhältnisse trübten den Abend seines Lebens. Lysimachos hatte vier Gemahlinnen. Die erste, eine odrysische Prinzessin, gebar ihm zwei Söhne, Agathokles und Alexander. Von seiner zweiten Gemahlin, Nikäa, der früher mit Perdikkas vermählten Schwester Kassanders, hatte er zwei Töchter, Eurydike und Arsinoë, von welchen die erstere Kassanders Sohn Antipater, die zweite den Sohn und Nachfolger des Ptolemäos von Ägypten heiratete. Seine dritte Gemahlin war die Perserin Amastris, eine Nichte des letzten achämenidischen Königs Darius Kodomannus, welche früher mit dem General Krateros und nach dessen Tode mit Dionysios, dem Beherrscher der Stadt Heraklea am Pontus, vermählt gewesen war. Lysimachos, welcher keine Kinder von ihr hatte, liebte sie sehr, heiratete aber nichtsdestoweniger aus Staatsklugheit eine Tochter des Ptolemäos, Arsinoë, welche ihm drei Söhne gebar. Diese Heirat ward für ihn die Quelle bitterer Leiden. Amastris wollte nicht neben der neuen Gemahlin stehen und begab sich in ihre Herrschaft Heraklea, ward aber von den Söhnen, welche sie aus ihrer Ehe mit Dionysios hatte, aus Herrschsucht ermordet. Lysimachos, welcher stets freundliche Gesinnungen gegen sie bewahrt hatte, rächte ihren Tod dadurch, daß er die Muttermörder mit dem Tode bestrafte.

Bis dahin war er vom Glücke begünstigt, und er war durch kein Verbrechen befleckt, wenngleich ebensowenig durch Tugend oder Seelen

adel ausgezeichnet; von diesem Augenblick an aber stürzte ihn seine Gemahlin Arsinoë in Verbrechen und Unglück. Diese befand sich nämlich am Hofe des schon altersschwachen Mannes in einer sonderbaren Lage. Ihr Stiefsohn, der zum Thronerben bestimmte Agathokles, war schon seit langer Zeit mit ihrer Stiefschwester Lysandra vermählt, und der rechte Bruder derselben, Ptolemäos Keraunos, welcher von ihrem Vater aus Ägypten vertrieben worden war, hatte am Hofe des Lysimachos eine gute Aufnahme gefunden. Beide waren ihr als Kinder einer verhaßten Stiefmutter ein Dorn im Auge und sahen ihrerseits auch die Arsinoë als ihre Feindin an. Diese konnte außerdem den Gedanken nicht ertragen, daß der Thron einst nicht auf ihre eigenen Kinder, sondern auf Agathokles und dessen Söhne, die Kinder ihrer Stiefschwester, sich vererben sollte. Dazu kam, daß sie, wie es heißt, einst dem Agathokles ihre Liebe angetragen hatte und von diesem mit Verachtung zurückgewiesen worden war. So vereinigten sich also Herrschsucht, Familienhaß und gekränkte Liebe oder vielmehr eine aus getäuschter Hoffnung auf Wollust hervorgegangene Rachgier, um die Arsinoë zu einer Furie zu machen. In Verbindung mit ihrem zu jeder Schandthat fähigen Stiefbruder Ptolemäos Keraunos schmiedete sie Pläne gegen den verhaßten Agathokles, verleumdete ihn bei seinem Vater, erweckte in dem schwachen alten Manne Argwohn gegen seinen trefflichen Sohn und wußte ihm zuletzt die Überzeugung beizubringen, daß dieser ihm nach dem Leben trachte. Lysimachos eilte, den vermeintlichen Absichten seines Sohnes zuvorzukommen, und ließ ihn erdrosseln.

Der Tod des edlen und allgemein geliebten Prinzen machte dem alten König aller Herzen abwendig. Auch beging dieser, nachdem er sich von seinem Weibe einmal hatte bethören und zu einem so schrecklichen Verbrechen hinreißen lassen, eine Handlung der Härte und Grausamkeit nach der andern. Mit Schrecken sah er allenthalben die Gemüter gegen sich aufgebracht, namentlich in Kleinasien, welche Provinz Agathokles lange verwaltet hatte; er suchte diese feindselige Stimmung gewaltsam zu unterdrücken und ließ viele Freunde und Anhänger seines Sohnes hinrichten. Des Agathokles Gemahlin Lysandra und sein leiblicher Bruder Alexander flohen mit den Kindern desselben vor der Grausamkeit des schwachen Königs und retteten sich zu Seleukos. Auch von dem in Kleinasien stehenden Heere gingen viele zu diesem letzteren über, und Philetäros, welchem Lysimachos die Bewachung seiner Schätze in der mysischen Stadt Pergamon anvertraut hatte, begab sich mit 33 Millionen Mark zu dem König von Babylonien und Syrien. Dieser ging schon längst mit dem Gedanken um, sich Kleinasiens zu bemächtigen, und hätte keine günstigeren Umstände zur Ausführung seines Planes finden können.

Lysimachos war, noch ehe eine Schlacht über sein Reich entschied, in Seleukos' Hände gegeben und hatte noch dazu den Schmerz, zu erfahren, daß er seinen Sohn unschuldigerweise habe hinrichten lassen. Als dann Seleukos den Krieg gegen ihn begann, ergab sich eine Stadt Kleinasiens nach der andern, und Lysimachos mußte eilen, wenn er noch einen Rest seiner Besitzungen in Asien retten wollte. An der Grenze von Phrygien, im Gefilde Kurupedion, traf er mit seinem Gegner zusammen und lieferte demselben ein Treffen, welches unter den angegebenen Umständen nur zu seinem eigenen Nachteil ausschlagen konnte. Lysimachos selbst, ein 80jähriger Mann, wurde gleich zu Anfang desselben tödlich verwundet, und sein ganzes Heer streckte nach kurzem Kampfe die Waffen (281 v. Chr.). Seine Leiche blieb unbeachtet auf dem Schlachtfelde liegen, bis nach vielen Tagen sein Sohn Alexander um die Erlaubnis bat, sie bestatten zu dürfen. Man würde sie nicht aufgefunden haben, wenn nicht ein treuer Hund bei ihr zurückgeblieben wäre, der sie gegen die Raubtiere beschützte. Alexander ließ sie nach Lysimachia in Thrakien bringen und dem Vater dort ein Denkmal errichten; Seleukos setzte bald nach der Schlacht über den Hellespont und unterwarf sich auch die europäischen Besitzungen seines Gegners.

Auch Seleukos jedoch ward seines Glückes nicht froh, denn er hatte an seinem eigenen Busen eine Schlange genährt. Der zuvor erwähnte ägyptische Prinz, dem die Griechen seiner Heftigkeit wegen den Beinamen Keraunos, d. i. der Blitz, gaben, war aus unbekannten Gründen von Lysimachos' Hofe zu Seleukos geflohen und von diesem sehr freundlich aufgenommen worden. Dieser bösartige, überall Verderben bringende Mann ward zum Mörder an Seleukos. Wahrscheinlich hatte der letztere durch die Besitznahme von Thrakien und Makedonien sich die Soldaten des Lysimachos und die Anhänger des Agathokles, welche diese Länder den rechtmäßigen Erben erhalten wissen wollten, zu Feinden gemacht, und Ptolemäos Keraunos, welcher den Seleukos auf seinem Zuge begleitete, benutzte die ausbrechende Unzufriedenheit zu einer Verschwörung und zur Ermordung des Königs. Als Seleukos auf dem Marsche nach Lysimachia an einen einsamen, uralten Altar kam und vor denselben trat, durchbohrte ihn Ptolemäos hinterrücks. So starb der Stifter des seleukidischen oder syrischen Reiches im 73. Jahre seines Lebens (280 v. Chr.). Seine Truppen zerstreuten sich oder kehrten nach Asien zurück, die des Lysimachos aber, die seinem Heere einverleibt worden waren, gingen zu dem Mörder über, welcher unmittelbar nach vollbrachter That in die Hauptstadt von Thrakien geeilt war und sich dort an der Spitze einer ihm ergebenen Truppenschar zum König aufgeworfen hatte. Auch die Makedonier erkannten denselben als ihren Herrn an, sobald er mit einem Heere in ihrem Lande erschien. Der

Sohn des Seleukos, Antiochos I., beschloß zwar anfangs seines Vaters Tod zu rächen: aber die Auflösung des syrischen Heeres, die guten Maßregeln, welche Ptolemäos Keraunos ergriff, und der Abfall aller kleineren Staaten Kleinasiens hinderten ihn daran und zwangen ihn sogar, einen Frieden mit dem Mörder zu schließen, in welchem er diesen als Herrn von Makedonien und Thrakien anerkannte.

Sowie Ptolemäos Keraunos bei der Ermordung des Seleukos die Heiligkeit der Religion öffentlich verletzt hatte, so trat er in seinem Verfahren gegen die Familie des Lysimachos zusamt der Religion auch alle Pflichten der Blutsverwandtschaft mit Füßen. Was aus des Agathokles Witwe und ihren Kindern ward, ist unbekannt: Lysimachos' Gemahlin Arsinoë aber, des Ptolemäos Keraunos Stiefschwester, hatte sich mit ihren Söhnen nach Kassandrea, einer festen Stadt Makedoniens, gerettet. Um sich dieser Festung zu bemächtigen und die Kinder des Lysimachos unschädlich zu machen, bot Ptolemäos sich seiner Halbschwester zum Gemahl an und versprach ihr, das Reich als ein Eigentum ihrer Kinder anzusehen und in Gemeinschaft mit diesen zu beherrschen. Er beschwor dies feierlich und Arsinoë gab ihm darauf ihre Hand. Kaum aber war die Hochzeit gehalten und Kassandrea in seine Gewalt gekommen, als Ptolemäos die Kinder der Arsinoë in den Armen der Mutter umbringen ließ. Sie selbst wurde als Gefangene nach der Insel Samothrake geschickt, entrann aber bald nachher nach Ägypten und vermählte sich daselbst mit ihrem Bruder Ptolemäos II., dem zweiten Könige des neuen Ägyptischen Reiches.

XI. Geschichte der letzten griechischen Zeiten.

1. Das Syrische oder Seleukidische Reich.

Zwei der Generale Alexanders des Großen, welche um das von ihm hinterlassene Reich kämpften, behaupteten sich nicht allein im Besitze ihrer Herrschaft, sondern sie vererbten dieselbe auch auf ihre Nachkommen: Ptolemäos in Ägypten, Seleukos in Syrien und den östlich davon gelegenen Ländern. Beide wurden durch die Gründung griechisch-orientalischer Reiche ebenso bedeutend für den Orient als für Griechenland, und die Hauptstädte ihrer Reiche waren sogar die Angelpunkte, um welche sich das innere und äußere Leben der griechischen Welt mehrere Menschenalter hindurch drehte. Übrigens waren beide Reiche zur Zeit der Schlacht bei Ipsos schon fest gegründet, während das Schicksal von Makedonien und Griechenland noch lange hin und her schwankte.

Seleukos I., welcher den Beinamen Nikator, d. i. der Siegreiche, erhielt, war, wie Ptolemäos, zum König geboren. Er hatte bei der Teilung von Triparadeisos die Statthalterschaft Babylonien erhalten, war 316 v. Chr. durch Antigonos aus derselben vertrieben worden, kehrte aber im Jahre 312 wieder dorthin zurück: es ist der Anfang der Seleukidischen Ära, die oben erwähnt worden. In den neun Jahren, welche auf den 311 v. Chr. zwischen Antigonos und seinen Gegnern geschlossenen Frieden folgten, nahm Seleukos keinen Anteil an den Kämpfen der anderen Generale um die Herrschaft von Vorderasien und Europa, benützte vielmehr diese Zeit zur Ausbreitung und festeren Begründung seines Reiches. Bis an den Jaxartesfluß erstreckten sich die nördlichen Grenzen seiner Herrschaft, auf der Ostseite aber drang er sogar noch tiefer als Alexander in Indien ein. Hier hatte sich nach des Königs Porus Tode ein Mann, welchen die Griechen Sandrakottus nennen — Tschandragupta ist sein indischer

Name —, zum Beherrscher aufgeworfen und sein Reich vom Indus an bis nach Bengalen, bis ins Gangesland hinein ausgebreitet. Seleukos griff denselben an und drang bis zu seiner Residenz und Hauptstadt Palibothra vor, welche nach den Untersuchungen einiger Gelehrten in der Nähe von Kanudsch, nach denen anderer aber weiter östlich, an der Stelle des heutigen Patna lag und sich über einen Raum von vier Stunden Länge ausgedehnt haben soll. Der kluge Seleukos wandte gegen Sandrakottos dieselbe Politik an, welche Alexander der Große einst gegen Porus befolgt hatte: er ließ ihn im Besitze der errungenen Herrschaft, veranlaßte die von Alexander und ihm selbst in Indien angesiedelten Hellenen, den neuen König auf seinen Eroberungszügen zu begleiten, und begnügte sich damit, daß derselbe ihm als einem Freunde huldige. Sandrakottos machte dem Seleukos reiche Geschenke und gab ihm unter anderm auch jene 4—500 Elefanten, welche nachher bei Ipsos seiner und seiner Verbündeten Sache so gute Dienste leisteten. 60 Jahre lang blieben Sandrakottos und seine Nachkommen Vasallen der Seleukiden, und der dadurch bewirkte häufigere Verkehr der Griechen mit den Indern hat einige griechische Schriften hervorgerufen, durch welche viele Märchen über Indien verbreitet und lange in Geltung geblieben sind. Megasthenes und Daïmachos, die schon Alexander den Großen auf seinen Zügen begleitet hatten und als Gesandte des Seleukidischen Hofes Palibothra besuchten, waren nebst Onesikritos und Nearch die eigentlichen Urheber dieser Fabeln und Wundergeschichten: sie haben dem erschlafften, unterhaltungssüchtigen Sinne ihrer Landsleute durch die unerhörtesten Erdichtungen zu schmeicheln gesucht und sich z. B. nicht entblödet, von Völkern zu erzählen, welche nur ein Auge und weder Mund noch Nase hätten, von solchen, die nur drei Spannen lang wären, von anderen, welche eine Länge von neun Schuh hätten u. dgl.

Wie im fernen Indien, so sicherte Seleukos auch nach allen anderen Seiten hin die von Alexander im Osten gemachten Eroberungen. Als er in dem letzten Kampfe gegen Antigonos zum erstenmale wieder an den Ereignissen des Westens thätigen Anteil nahm, hatte er sich bereits alle ostasiatischen Provinzen von Alexanders Reich unterworfen. Die Bewohner derselben ehrten ihn schon lange als König, als er im Jahre 306 v. Chr. auch von Griechen und Makedoniern den königlichen Titel forderte. Er selbst stand den Orientalen durch seine Gemahlin nahe: denn er hatte sich schon zu Alexanders Lebzeiten mit einer persischen Prinzessin, Apame, vermählt, die ihm seinen geliebten Sohn und Nachfolger Antiochos I. gebar. Seleukos nahm den Gedanken Alexanders auf, griechisches Wesen und Leben in Asien einzuführen: er scheint aber gefühlt zu haben, daß es nur

schwer möglich sei, demselben auch im fernen Osten das Übergewicht zu verschaffen. Deshalb teilte er sein großes Reich in zwei Hälften, eine östliche und eine westliche, und übergab die erstere seinem Sohne Antiochos. Diesen liebte er so sehr, daß die Geschichte seines Verhältnisses zu demselben einen auffallenden Gegensatz gegen die überall durch Zwietracht und Mordthaten bezeichnete Familiengeschichte der übrigen Generale bildet. Er gab sogar seine zweite Gemahlin Stratonike, die Tochter des Demetrios, dem Sohne zur Gattin, als dieser aus Liebe zu ihr schwer erkrankt war und der Arzt diesen Grund der tödlichen Erkrankung ermittelt hatte. Der Sohn blieb dem Vater mit seltener Treue ergeben und seine Truppen folgten demselben, als Seleukos gegen Lysimachos zog.

Seleukos liebte sein ganzes Leben hindurch das griechische Wesen mehr als alle Üppigkeit des Orients, und suchte es im weiten Umfange seines Reiches so viel als möglich einzuführen und fest zu begründen. Durch dieses Streben übte er den wohlthätigsten Einfluß auf das mittlere und westliche Asien aus, wo seine Bemühungen bleibend Wurzel schlugen. Völker, welche seither stets durch den Despotismus niedergebeugt worden waren, wurden durch ihn mit einer Nation vermischt, die von jeher Menschenrechte kannte und achtete, und die selbst da, wo Willkür und unbedingter Gehorsam einheimisch waren, einen Anteil an der Verwaltung, ein unter ihrer Zustimmung gegebenes Gesetz forderte. Hellenische Kraft wirkte auf die uralte asiatische Weichlichkeit, griechische Kunst, griechische Wissenschaften, griechischer Gewerbfleiß breiteten sich bis nach Indien hin aus. Das Einförmige des orientalischen Lebens schwand und wurde durch Regsamkeit im Verkehr und durch ein Streben von höherer und edlerer Art ersetzt. Mitten in einem despotischen Reiche endlich entstand eine Anzahl blühender Hellenenstädte, welche Sitze des Handels, der Kunst und der Bürgerfreiheit wurden. Die Gründung dieser Städte, deren Zahl nicht genau bestimmt werden kann, ist daher auch eine der folgenreichsten Regierungshandlungen des Seleukos gewesen, zumal da einige derselben in den späteren Jahrhunderten Hauptstädte der Welt wurden. Die meisten von ihnen hat er zwar nicht neu angelegt, sondern nur erweitert, verschönert und mit neuen Einwohnern besiedelt, allen aber gab er doch durch das griechische Leben, welches er in sie verpflanzte, erst ihre eigentliche Bedeutung. Unter ihnen befanden sich 16, die er nach seines Vaters Antiochos Namen Antiochia nannte, 5, denen er nach seiner Mutter den Namen Laodikea gab, 9 nannte er nach seinem eigenen Namen Seleukia, vier andere nach denen seiner beiden Gemahlinnen; nämlich drei derselben Apamea und eine Stratonikea; die übrigen erhielten ihre Benennung nach griechischen oder makedoni-

schen Städten oder nach Thaten Alexanders des Großen und des Seleukos selbst. Von diesen Städten wurden Antiochia am Orontes in Syrien, das in derselben Landschaft gelegene Seleukia, die gleichnamige Stadt am Tigris und die beiden Apamea und Laodikea in Kleinasien und Syrien die wichtigsten.

Antiochia am Orontes, das heutige Antakia, war von Seleukos bald nach seiner Besitznahme von Syrien erbaut worden. Diese Stadt ward, als Seleukos das Reich mit seinem Sohne teilte, die Hauptstadt und Residenz der westlichen Hälfte und gab dadurch die Veranlassung, daß das gesamte Reich der Seleukiden den Namen des Syrischen Reiches erhielt. Antiochia, das sich bald außerordentlich vergrößerte und zuletzt fünf Stunden im Umfang hatte, war schon unter den Seleukiden höchst bedeutend und wurde später, als das Christentum sich verbreitete, eine der Hauptstädte der alten Welt. Die erste Bevölkerung des Platzes war rein griechisch und bestand größtenteils aus denjenigen Athenern, welche durch Antipater nach Thrakien und hierauf durch Antigonos von da nach Syrien verpflanzt worden waren. Zu ihnen kamen später noch Landeseingeborene und andere Griechen. Die Einwohner von Antiochia zeichneten sich stets ebensosehr durch Leichtsinn und Schwelgerei aus, als durch ihren Witz, ihren feinen attisch-griechischen Dialekt und ihr Wohlgefallen an Litteratur und Kunst. Nicht weit von Antiochia lag der weltberühmte Lustort Daphne, welcher durch seine Naturschönheiten, durch die üppigen Feste, welche dort gefeiert wurden, durch seine Tempel und durch den mystischen Gottesdienst in denselben ausgezeichnet war und nach der Entstehung der christlichen Religion auch ein vielbesuchter Wallfahrtsort der Christen wurde. Seleukia an der Orontesmündung, welches zur Unterscheidung von anderen Städten gleichen Namens Seleukia in Pierien genannt wurde, war die Hafenstadt von Antiochia und wetteiferte mit der letzteren an Pracht und Größe. Südlich von beiden Orten lagen das Syrische Laodikea und das Syrische Apamea, jenes durch seinen Weinbau und den großen, aus Phönikien dorthin verpflanzten Handel blühend, dieses aber als eine rein militärische Stadt ausgezeichnet. Apamea enthielt innerhalb seiner Befestigungen so viel bebautes Land, daß ein zahlreiches Heer in der Stadt eine lange Belagerung aushalten konnte; es war außerdem auch wegen seiner fruchtbaren Umgegend der Hauptsitz des syrischen Heeres und der Ort, wo die großen Gestüte sich befanden.

Seleukia am Tigris, welches bei der Teilung des Reiches die Residenz Antiochos' I. wurde, war unstreitig die wichtigste aller von Seleukos gegründeten Städte. Es ward in einer Entfernung von etwa 8 Stunden vom alten Babylon angelegt, dessen Einwohner damals

dorthin verpflanzt wurden und welches seitdem aus der Geschichte verschwindet. Diese Babylonier, die nebst anderen Eingeborenen die ersten Einwohner von Seleukia bildeten, wurden mit den Griechen, welche Seleukos dorthin versetzte, verschmolzen. Der Gründer der Stadt gab ihren Bürgern gleich anfangs das Recht, sich selbst zu regieren, und diese freie Verfassung war es hauptsächlich, die Seleukia wie andere halbgriechische Städte in Asien so sehr emporhob. Die ganze Masse der daselbst angesiedelten Barbaren ward zu hellenischer Freiheit, soweit diese bei den damaligen Sitten und Verhältnissen möglich war, und zu griechischem Leben hinübergeführt. Der steigende Wohlstand und die große Zahl der Einwohner machten nachher Seleukia zum Hauptorte des ganzen Landes vom Euphrat bis nach Indien, so daß sie eine Zeitlang neben Rom und Alexandria eine der ersten Städte der Welt war. Dort sammelten sich später, als die Macht der Seleukiden sank, alle Bewohner der griechischen Niederlassungen am Euphrat und Tigris, und Seleukia nahm also in ebendem Grade an Größe zu, in welchem das Syrische Reich verfiel. In späteren Zeiten verlor jedoch die Stadt durch das Aufblühen der benachbarten Stadt Ktesiphon den alten Glanz und ging bald ganz unter: jetzt bezeichnen nur noch Trümmer die Stelle, wo einst diese Großstadt lag. Die Städte Apamea und Laodikea in Kleinasien waren in sehr fruchtbaren Gegenden Phrygiens angelegt und hoben sich durch ihren Handel so sehr, daß sie bald zu den bedeutendsten Orten des westlichen Asiens gehörten und namentlich Apamea nächst Ephesos den größten Handelsplatz Kleinasiens bildete. Beide wurden mehrmals durch Erdbeben schwer heimgesucht, stiegen aber stets wieder aus ihren Trümmern empor. Die reichen Bewohner von Apamea schützten sich endlich dadurch gegen diese Gefahr, daß sie mit riesenhafter Anstrengung und großen Kosten ihre ganze Stadt unterwölbten.

So erfreulich der Anblick dessen ist, was der Stifter der syrischen Dynastie that, so elend und erbärmlich ist fast durchaus die Geschichte seiner Nachfolger. Unter ihnen zeigt sich beinahe ohne Unterbrechung das Gegenteil von dem, wonach Seleukos Nikator gestrebt hatte. Schon die Regierung seines Sohnes Antiochos I., welcher eines Sieges wegen den Beinamen Soter oder der Retter erhielt und der die beiden Teile des Reiches wieder vereinigte, war eine Reihe von Demütigungen und hatte einen orientalischen Anstrich. Er verlor die Länder Kappadokien, Pontus, Bithynien und Pergamon in Kleinasien, führte einen sehr unglücklichen Krieg mit Ägypten und erlebte in seiner Familie eine jener Scenen, welche in den Dynastieen des Orients so häufig vorkommen und gegen die sein eigenes Verhältnis zu seinem Vater einen so schönen Gegensatz gebildet hatte: sein ältester Sohn trachtete

ihm nach dem Leben und ward zur Strafe dafür umgebracht. Schon mit dem Tode Antiochos' I. (261 v. Chr.) beginnt am Hofe der Seleukiden ein Leben und eine Regierung, welche den hellenischen Ursprung dieser Dynastie und die Richtung, die der Stifter seinem Reiche hatte geben wollen, gar nicht mehr erkennen lassen. Die Herrscher gingen von griechischer Bildung und Kraft zu Weichlichkeit, Schwelgerei und orientalischer Despotenweise über, und die elendeste Regierung wurde, in Verbindung mit sittenlosem Leben, der Hauptcharakterzug der meisten Seleukiden.

Antiochos' I. Sohn und Nachfolger, Antiochos II., welchem die Bürger von Milet zum Dank dafür, daß er sie von einem Tyrannen befreite, den Beinamen der Gott gaben, regierte 15 Jahre und überließ während dieser ganzen Zeit die Leitung des Reiches zwei unwürdigen und tollen Günstlingen, den Brüdern Themison und Aristos aus Cypern. Diese trieben ihre Laster und Tollheiten so weit, daß sie, statt dieselben zu verbergen, sogar öffentlich mit ihnen prahlten; die in Syrien wohnenden Griechen aber gingen in ihren niedrigen Schmeicheleien gegen den König und seine Minister noch viel weiter, als die Athener dem Demetrios Poliorketes gegenüber gegangen waren. Themison ließ sich öffentlich als Gott ausrufen und die Ersten des Reiches brachten ihm als „Herakles Themison" förmliche Opfer dar, bei welchen er, mit dem Löwenfell über den Schultern und mit der Keule in der Hand, auf einem Polster ausgestreckt lag. Der König selbst war ein schamloser, dem Trunke und den schändlichsten Lüsten ergebener Mann, dessen Leben fast nur zwischen Schlafen, Trinken und anderen Genüssen geteilt war und der durch seine kostspieligen Mahle sogar die früheren Könige von Persien übertraf. Kein Wunder, daß unter seiner Regierung die sittenlosesten Menschen die erste Rolle spielten, daß Mord und Vergiftung an der Tagesordnung waren und daß, weil die meisten Statthalter ihrem Könige glichen, fast das halbe Reich verloren ging! In der Provinz Baktrien errichtete ein Grieche ein selbständiges Reich, fast zu gleicher Zeit machten sich auch die kriegerischen Parther unabhängig und breiteten ihre Macht auf Kosten der Seleukidischen Dynastie aus. Am Ende der Regierung des elenden Antiochos II. folgte Mord auf Mord, und fast überall brachen Empörungen aus. Zuerst wird er selbst von seiner verstoßenen ersten Gemahlin, Laodike, durch Gift aus dem Wege geräumt; hierauf wird seine zweite Gemahlin, Berenike, samt ihren Kindern und Freunden dem Rachedurst der Laodike zum Opfer gebracht; dann fallen alle Städte Kleinasiens ab und der größte Teil des übrigen Reiches wird einerseits von den Ägyptern besetzt und andererseits von gallischen Raubhorden verwüstet, welche von Thrakien nach Kleinasien gezogen

waren; endlich wird Laodike selbst umgebracht und der neue König, ihr Sohn, irrt eine Zeitlang flüchtig umher. Dieser Nachfolger Antiochos' II., Seleukos II., welcher zum Spott den Beinamen Kallinikos, d. i. der Sieggekrönte, erhielt, regierte von 246—227 v. Chr. unter einer fortgesetzten Reihe von Kriegen und inneren Unruhen, hatte mit seinem Bruder, der ihn zu stürzen suchte, einen langen Krieg zu führen und geriet in parthische Gefangenschaft, in welcher er eine Zeitlang blieb. Sein Sohn und Nachfolger Seleukos III., welchem man aus unbekannten Gründen den Beinamen Keraunos, d. i. der Blitz, gab, starb schon im Jahre 223 v. Chr.

Es ist nicht nötig, die Geschichte der Seleukiden im einzelnen zu erzählen, da der allgemeine Charakter der Regierung und des Lebens in ihrem Reiche derselbe blieb, wie er seit dem Tode des ersten Seleukiden gewesen war. Erst mit Antiochos III. oder dem Großen, dem Bruder und Nachfolger Seleukos' III., änderte sich dies einigermaßen, und das Syrische Reich erhielt wieder mehr Kraft und Bedeutung: allein da Antiochos III. der erste unter den syrischen Königen war, welcher in einen Krieg mit der römischen Macht geriet, die sich inzwischen im fernen Westen gebildet hatte, so werden die Schicksale des Syrischen Reiches unter ihm und seinen Nachfolgern besser erst im Zusammenhang mit der römischen Geschichte berichtet werden.

2. Die Reiche Kappadokien, Paphlagonien, Pontus, Bithynien und Pergamon.

Die Dynastie der Seleukiden wurde früh dem griechischen Charakter untreu und verfiel orientalischer Üppigkeit und orientalischer Despotenart. Sie wurde infolge davon des größten Teils ihrer Herrschaft beraubt und zuletzt auf Syrien und die östlich von diesem Lande gelegenen Gegenden beschränkt. Dadurch hoben sich die in Kleinasien bestehenden Fürstentümer Kappadokien, Paphlagonien, Pontus und Bithynien, es entstanden in Pergamon und Galatien neue Reiche, und die griechischen Städte, von Seleukia am Tigris an bis nach Byzanz einerseits und bis nach Ägypten andererseits, gewannen in demselben Maße, als das Syrische Reich seine Macht verlor. Freilich ward, mit Ausnahme des Baktrischen Reiches, alles, was östlich und nördlich von Seleukia Hellenisches gestiftet worden war, durch die rohen Parther vernichtet, dagegen blühte dasselbe in Seleukia und in den Städten des Westens um so mehr auf. Durch die Erbärmlichkeit der syrischen Herrscher und ihrer Regierung konnten diese nicht viel leiden, weil sie, wie die späteren deutschen Reichsstädte, gewissermaßen eigene Staaten im

Staate bildeten. Die Schwäche der allgemeinen Reichsregierung schadete ihnen wenig: sie empfanden den Druck nur dann, wenn ein kräftiger Despot am Ruder war. Auch für die gelegentlichen Plünderungen, welche sie in den Kriegen manchmal zu erdulden hatten, fanden sie in ihrem blühenden Handelsverkehr einen reichen Ersatz. Manche dieser Hellenenstädte waren bald ganz frei, bald den syrischen Statthaltern untergeben; die meisten aber behielten auch unter der Herrschaft der letzteren ihre Munizipalrechte und wußten mitten unter unzähligen Stürmen nicht allein ihren alten Glanz, sondern auch die Grundfesten ihrer Verfassung zu behaupten.

Von den einheimischen Völkerschaften Kleinasiens blieben die Isaurier stets ein Räubervolk; sie sind ganz und gar mit den Arnauten, Tscherkessen und anderen ähnlichen Völkern unserer Zeit zu vergleichen. Die Bewohner von Cilicien, Pamphylien, Lykien und Karien, welche meistens unter ägyptischer Oberherrschaft standen, lebten nach eigenen Gesetzen und wurden teils von eingeborenen Fürsten regiert, teils hatten einzelne Landschaften derselben republikanische Verfassung. Das innere Kleinasien gehorchte größtenteils eingeborenen Herrschern. Die Länder Kappadokien, Paphlagonien, Pontus und Bithynien, welche unter den Persern Satrapieen, aber meist unter Satrapen, die ihre Macht auf ihre Nachkommen vererbten, gewesen waren, wurden unter den Seleukiden völlig unabhängige Staaten. Auch diese ganz barbarischen Reiche wurden infolge von Alexanders Eroberungszügen umgewandelt, so daß in ihnen griechisches Wesen offenbar vorherrschend wurde. Die Beherrscher derselben unterwarfen sich nämlich die hellenischen Kolonieen an den Küsten, führten dadurch ihre eigenen Unterthanen zu griechischen Sitten über und erhoben mit Hilfe griechischer Wissenschaft und Kunst ihre Länder zu einer neuen Blüte, welche um so besser gedeihen konnte, als die alte, zum Teil auf die Religion gestützte Herrschaft dieser Fürsten feste Wurzeln im Volke hatte und durch keine mächtigen Nachbarn bedrängt ward. Weil diese Staaten in der folgenden Zeit eine größere Bedeutung erhielten, so ist hier die passendste Stelle, ihren Zustand und ihre Geschichte in allgemeinem Umriß darzulegen.

Die Länder Kappadokien und Paphlagonien waren zur Zeit Alexanders und unmittelbar nachher unter der Herrschaft einer einzigen Dynastie vereinigt. Erst von der Zeit des Seleukiden Antiochos III. an erscheinen wieder besondere paphlagonische Fürsten. Diese waren bald unabhängig, bald den Beherrschern von Pontus oder Bithynien unterworfen. Die Könige von Kappadokien, welche ihr Geschlecht von dem großen Stifter des Perserreichs, Cyrus, ableiteten, führten meistens den Namen Ariarathes. Sie hatten sich, als Alexander das Persische

Reich eroberte, im Besitze ihrer Herrschaft behauptet: nachher wurde zwar Ariarathes II. von Eumenes besiegt und getötet, sein Sohn Ariarathes III. aber, welcher damals nach Armenien entfloh, nahm später einen großen Teil seines Landes wieder ein. Als Seleukos I. die ganze asiatische Hälfte von Alexanders Reich beherrschte, erkannte Ariarathes ebenso, wie die Könige von Bithynien und Pontus, ihn als Oberherrn an. Mit Seleukos' Tode löste sich jedoch dieses Band wieder auf, die Beherrscher von Kappadokien wurden seitdem selbständige Fürsten und waren nur durch Verschwägerung von Zeit zu Zeit mit den Seleukiden verbunden. Obgleich bald nach Alexanders Tod griechische Sitten und Einrichtungen nach Kappadokien und in die anderen Reiche drangen, so blieben doch die vielen erblichen und fürstlichen Priesterschaften bestehen, welche schon in uralter Zeit daselbst bestanden hatten. Diese bildeten kleine Tempelstaaten, welche stets irgend einen für besonders heilig gehaltenen Tempel zu ihrem Mittelpunkte hatten und deren Angehörige als Leibeigene der Priester den Boden bebauten. Für die Geschichte haben dieselben dadurch einige Wichtigkeit erlangt, daß zwischen ihnen ein engerer Zusammenhang und Verkehr stattfand, durch welchen dem asiatischen Handel von der älteren Zeit an eine bestimmte Richtung gegeben wurde, weil die Hauptfeste zugleich mit Messen verbunden waren. Diese Tempel wurden dadurch die Anhaltepunkte einer für die Geschichte der menschlichen Kultur wichtigen Bewegung, durch welche orientalische Vorstellungen zu den griechischen Kolonieen Kleinasiens und von diesen nach Griechenland gebracht wurden. Übrigens erhielten sich diese priesterlichen Fürstentümer durch die ganze folgende Zeit hindurch wenigstens gewiß bis zur Zeit kurz vor Christi Geburt. Das Kappadokische Reich glich durch diese Tempelstaaten, sowie durch seine eigene innere Einrichtung einigermaßen den Staaten des Mittelalters; denn einesteils sind jene den reichen und mächtigen Abteien oder Bistümern christlicher Staaten zu vergleichen, und anderenteils gab es in Kappadokien eine große Zahl kriegerischer Barone oder Vasallen, welchen das Volk unterworfen war. Der König oder Oberlehensherr des Landes wohnte in der alten Residenz Mazaka wie in einem Feldlager: die Stadt war nämlich rund umher von Burgen umgeben, welche auf Bergspitzen erbaut waren und teils dem König, teils seinen vornehmsten Reichs-Baronen gehörten. Wie sehr übrigens hellenisches Wesen in das Kappadokische Reich eindrang, geht unter anderem daraus hervor, daß zur Zeit von Christi Geburt in dieser Hauptstadt Mazaka des Charondas Gesetze eingeführt waren und also die Einwohner derselben, ungeachtet der königlichen Oberherrschaft, nach ihren eigenen Rechten lebten. Die Mazakäer suchten diese Gerechtsame auf ebendieselbe Weise, wie die griechischen Städte Unteritaliens und

Siziliens, im Gedächtnisse der Bürgerschaft zu erhalten: sie hatten dieselben in Verse gebracht, sangen sie an bestimmten öffentlichen Festen ab und sorgten, daß ihre Jugend über dasjenige belehrt wurde, was in diesen Versen veraltet und unverständlich geworden war.

Auch das Reich Pontus war bis auf die Zeiten unmittelbar nach Alexanders Tod ein durchaus barbarisches Land geblieben. Seine Könige, die ihren Ursprung gleichfalls von Cyrus ableiteten, waren auf ebendieselbe Weise, wie die kappadokischen, Vasallen des Perserkönigs; es gab aber in Pontus einzelne wilde Völkerschaften, welche ebensowenig ihnen, als ihrem Oberlehensherrn in Persien gehorchten. Auch die griechischen Pflanzstädte an der Seeküste waren freie Staaten, und jede derselben besaß ein nicht unbedeutendes Gebiet in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft. Die Könige von Pontus, welche meistens den Namen Mithridates trugen, standen zu den Seleukiden in demselben Verhältnis, wie die Beherrscher von Kappadokien. Dadurch, daß sie sich allmählich jene hellenischen Küstenstädte unterwarfen, verpflanzten auch sie griechische Sitte und Bildung in ihr Reich. Von dem Augenblick an, wo dies begann, gehören die Beherrscher von Pontus sogar der griechischen Geschichte näher an, als die Seleukiden: denn die ersteren schritten immer mehr von Barbarei zu griechischer Kultur fort, die letzteren gingen umgekehrt immer mehr zu dem üppigen und despotischen Wesen des Orients über. Auch die rüstigen Bergvölker des Landes wurden nach und nach dem Reiche einverleibt, und die Könige benutzten mit griechischem Geiste die rohe Kraft derselben zur Erweiterung und Befestigung ihrer Herrschaft. Diese Völker selbst und die Bewohner des ganzen inneren Landes behielten ihre alte Sitte und Lebensweise bei, am Hofe aber bekam alles einen hellenischen Anstrich. Jene Unterwerfung der griechischen Seestädte begann unter Mithridates III., welcher zuerst eine derselben, Amastris, seinem Reiche einverleibte. Diese Stadt war seitdem oft die Residenz der pontischen Könige. Etwa 100 Jahre später (um 190—180 v. Chr.) eroberte Pharnaces I., der Sohn Mithridates' IV., Sinope, die blühendste aller griechischen Städte an der Nordküste des Schwarzen Meeres. Seitdem hob sich das Pontische Reich nach und nach zum höchsten Gipfel seiner Macht. Das reiche und große Sinope ward der Sitz der Herrscher, und die Flotte dieser Stadt, welche seither das Schwarze Meer beherrscht hatte, wurde eine königlich pontische Flotte. Sinope stieg unter den pontischen Herrschern zu noch größerer Blüte empor und ward von ihnen ebenso, wie andere griechische Städte, durch Kunstwerke verschönert. Die Macht des Reiches selbst erlangte ihren Gipfelpunkt unter Pharnaces' Enkel, Mithridates VI. oder dem Großen, welcher, wie wir sehen werden, im Anfange des letzten Jahr-

hunderts v. Chr. sogar den weltbeherrschenden Römern ein furchtbarer Feind ward.

Bithynien, welches unter den Persern ebenfalls eine erbliche Satrapie gewesen war, hatte zwar gleich beim Beginn von Alexanders Feldzug einen makedonischen Statthalter bekommen: der damalige Fürst des Landes, Bias, aber wußte sich in den Gebirgen gegen denselben zu behaupten. Sein Sohn Zipötes besetzte nach Alexanders Tode das ganze Land wieder und behauptete seine Unabhängigkeit gegen Lysimachos und die anderen makedonischen Herrscher. Lysimachos zerstörte zwar die bithynische Hauptstadt Astakus, gab aber dadurch Veranlassung, daß die bis dahin barbarischen Könige Bithyniens griechische Sitten annahmen und ihr Reich auf griechischen Grundlagen bauten. Zipötes gründete nämlich auf den Trümmern von Astakus eine neue Hauptstadt, welche gleich anfangs fast ganz mit Griechen bevölkert wurde, und sein Sohn Nikomedes I., nach welchem dieser Ort den Namen Nikomedia erhielt, suchte durch vorteilhafte Bedingungen so viele Griechen als möglich dahin zu locken. Dadurch wurde der bithynische Hof völlig griechisch, und hellenischer Geist leitete seitdem die Unternehmungen dieser Könige, welche in der folgenden Zeit ihr Reich bis nach Paphlagonien hinein erweiterten. Nikomedia selbst ward eine der glänzendsten Städte des Ostens und blieb es nicht nur durch das ganze Altertum hindurch, sondern auch bis in die Zeit der alles verwüstenden Türken hinein. Übrigens kamen die bithynischen Könige schon unter Nikomedes' I. Enkel, Prusias I., einem Zeitgenossen Antiochos' des Großen, mit den Römern in unmittelbare Berührung, verloren durch sie ihre Unabhängigkeit und wurden immer mehr unterwürfige Vasallen der römischen Macht.

Neben den älteren Reichen Kappadokien, Paphlagonien, Pontus und Bithynien entstand 40 Jahre nach Alexanders Tod in Kleinasien ein neues Reich, welches rein griechischen Ursprungs war und durch seine Bedeutung für die Kunst und Wissenschaft der späteren Zeit eine viel größere Wichtigkeit erhielt, als selbst das Seleukidische Reich. Dieser neue Staat führte von seiner Hauptstadt, dem mysischen Orte Pergamon, den Namen des Pergamenischen Reiches. Des Lysimachos Schatzmeister und Statthalter in Pergamon, Philetäros, war der Stifter desselben. Dieser schloß sich nämlich nach Agathokles' Ermordung an Seleukos I. an, und als bald nachher bei des letzteren Tode die Herrschaft der Seleukiden aus dem größeren Teil von Kleinasien schwand, sah auch Philetäros seine seitherige Statthalterschaft als ein unabhängiges Besitztum an. Durch die Kriege, welche Seleukos' I. Sohn und Nachfolger gleich nach seiner Thronbesteigung zu führen hatte, erhielt Philetäros Gelegenheit, auch die Plätze der Küste einzu-



Die Burg von Pergamon mit dem Riesenaltar.

Nach der Rekonstruktion des Prof. Friedr. Thiersch. Gezeichnet von W. Herwart.

nehmen. Sein Neffe Eumenes I., dem er die kleine Herrschaft hinterließ, behauptete sich nicht allein im Besitze derselben, sondern erweiterte sie noch: der dritte Herrscher, Attalos I., nahm den Königstitel an und machte sein Reich hauptsächlich durch seine glückliche Verteidigung gegen die damals in Kleinasien hausenden gallischen Raubscharen zu einer der Hauptmächte von Kleinasien. Er und seine Nachfolger, Eumenes II., Attalos II. und Attalos III., wurden durch die Römer, welche damals in Asien festen Fuß faßten, auf Kosten ihrer Nachbaren sehr begünstigt, zu gleicher Zeit aber auch in eine solche Stellung gebracht, daß sie zuletzt nur von der Gnade des römischen Senats lebten, wobei sie sich dann noch niederträchtiger benahmen, als die Könige von Bithynien.

Das Pergamenische Reich erlangte seine Hauptbedeutung in der Weltgeschichte erst mit dem Beginne des zweiten Jahrhunderts v. Chr. Diese bestand darin, daß es einer der Hauptsitze derjenigen Bildung wurde, welche zu jener Zeit sich aus dem griechischen Wesen und seiner Verbindung mit dem orientalischen entwickelte. Als das Pergamenische Reich durch Attalos I und Eumenes II. über einen großen Teil von Kleinasien ausgebreitet ward, blühte hier gleichsam ein neues Griechenland auf. Diese beiden Könige, deren Regierungszeit etwa die 50 Jahre vor und nach 200 v. Chr. umfaßte, sowie ihr nächster Nachfolger Attalos II wetteiferten mit den Beherrschern von Ägypten, um in rem Lande eine echt griechische Bildung hervorzurufen. Sie vermehrten die Rechte der Städte, beförderten Kunst und Wissenschaft, sammelten Schriften und Kunstwerke und unterstützten Künstler und Gelehrte.*) Den eingeborenen Stämmen der Mysier, Phrygier u. s. w., welche das Landvolk bildeten, wurde zwar keine Kultur mitgeteilt, sondern sie behielten vielmehr ihre alte Sitte und Sprache bei und blieben roh und träge; dagegen aber waren die Städtebewohner, sowie alle diejenigen, welche teil an der Verwaltung hatten, Griechen und entwickelten eine große Regsamkeit und Thätigkeit. Philetäros hatte bei seinem Abfall von Lysimachos die ihm anvertrauten Schätze zu seinem Eigentum gemacht und seine Nachfolger waren weise und glücklich genug, dieselben nicht bloß zu bewahren, sondern auch durch verständige Verwaltung, durch Sorge für das See- und Handlungswesen und durch geschickte Benutzung der Zeitumstände zur Besetzung guter See- und Handelsplätze in so hohem Grade zu vermehren, daß der

*) Das schönste Denkmal dieser Zeiten ist der Riesenaltar auf der Burg zu Pergamon. Seinen mächtigen Unterbau schmückt ein gewaltiger Hochrelieffries von größtem Kunstwert: die Gigantenschlacht, welche den Kampf gegen die Gallier verewigte und jetzt den kostbarsten Besitz der Sammlungen der deutschen Reichshauptstadt bildet.

Ausdruck attalische Schätze bei den Römern sprichwörtlich ward. Als die pergamenischen Könige auf diesem Wege zum Besitze eines größeren Reiches gelangt waren, strebten sie zwar ebenso ängstlich und thöricht, wie alle asiatischen Herrscher, nach Glanz und Ruhm, brachten dieses Streben aber doch mit der Blüte ihres Landes in Verbindung. Sie beförderten die Industrie und den äußeren Wohlstand desselben und wandten ihren Reichtum außerdem noch auf eine edlere Weise an: sie zogen Künstler und Gelehrte an ihren Hof, belohnten und unterstützten dieselben und machten dadurch Pergamon zu einem der Mittelpunkte griechischer Kunst und Wissenschaft. So geschah es, daß einesteils das Pergamenische Reich in den Gewerben mit Ägypten, dem damaligen Hauptsitze der griechischen Industrie, wetteiferte, und daß andernteils die Hauptstadt Pergamon im zweiten Jahrhundert v. Chr. für die Bildung der Welt fast ebenso wichtig wurde, als im vorhergehenden die Hauptstadt von Ägypten gewesen war.

Eumenes II. stiftete die berühmte pergamenische Bibliothek, welche zuletzt 200 000 Bücherrollen enthalten haben soll. Als durch die Eifersucht der Ptolemäer in Ägypten die Ausfuhr der Blätter der Papyrusstaude, aus welcher das damals allgemein gebräuchliche Schreibmaterial verfertigt ward, verboten worden war, suchte man in Pergamon ein Ersatzmittel für dasselbe zu erhalten. Man half sich mit Tierhäuten, die zu diesem Zwecke zubereitet wurden, oder mit dem Stoffe, welcher damals den Namen Papier von Pergamon oder Pergament erhielt: die Verfertigung desselben bildete seitdem einen neuen bedeutenden Zweig der pergamenischen Industrie. Die Gelehrten, welche Attalos I. und seine Nachfolger in Pergamon vereinigten, beschäftigten sich mit derselben Gattung der Litteratur, wie die von Alexandria, und machten Pergamon zu einem ebenso wichtigen Sitze der Mathematik, Mechanik, Astronomie, Nautik und der Gelehrsamkeit überhaupt, als damals Alexandria war. Ebenso zeichneten sich beide Städte auf gleiche Weise durch die vielen Kunstwerke aus, welche teils daselbst verfertigt, teils mit großen Kosten angekauft und dahin gebracht wurden. Wenn z. B. in den Schriften des späteren Altertums von einzelnen berühmten Gemälden, die man mit mehreren 100 000 ℳ unseres Geldes bezahlte, die Rede ist, so werden immer die pergamenischen Könige als diejenigen angeführt, welche am meisten Aufwand für die Kunst machten. Neben Wissenschaft und Kunst und zum Teil in Verbindung mit diesen blühten zu Pergamon auch Handel und Gewerbe. Einige Erzeugnisse der pergamenischen Industrie wurden so berühmt und gesucht, daß bei den Römern die Benennungen attalischer Stoff, attalische Teppiche und attalische Stickereien lange Zeit das Ausgezeichnetste in dieser Art von Kunstgewerben bedeuteten.

3. Zug der Gallier nach Thrakien, Makedonien und Griechenland und das Galatische Reich in Kleinasien.

Wie von Pergamon aus neben den einheimischen barbarischen Fürstentümern ein neues Reich von rein griechischem Ursprung sich bildete, so entstand im dritten Jahrhundert v. Chr. in Kleinasien auch ein neues barbarisches Reich. Dieses erhielt den Namen Galatien und wurde von keltischen oder gallischen Horden gestiftet, welche damals durch Thrakien bis nach Asien vordrangen. Da die Kelten oder Gallier um jene Zeit zum erstenmal für die Geschichte des Ostens eine Bedeutung erhielten und damals plündernd und verwüstend in Thrakien, Makedonien, Griechenland und Kleinasien eindrangen, wie sie etwa 100 Jahre früher in das mittlere Italien und bis in die Stadt Rom vorgedrungen waren: so ist hier die beste Gelegenheit, über diejenige Gruppe von Völkern, welche den Namen der keltischen führt, einiges Nähere anzugeben.

Diese Völker bilden den keltischen oder gallischen Zweig des indogermanischen Völkerstammes und hatten sich schon sehr früh in dem nach ihnen benannten Land Gallien oder dem heutigen Frankreich und auf den britischen Inseln niedergelassen. Sie zerfielen in zwei Hauptgruppen, in die Kymern und Gadhelen. Die ersteren wohnten teils in Frankreich und Belgien, teils in England und Südschottland, wo sie den Namen der Briten führten. Die Gadhelen bestanden nur aus den Pikten oder Kaledoniern, den Stammvätern der heutigen Hochschotten, und aus den Skoten, von welchen die Irländer abstammen und die, als sie die Pikten unterworfen hatten, ihren Namen auf den Norden der Insel Britannien übertrugen. Durch nichts ist der gallische Völkerzweig in der Weltgeschichte bedeutender geworden, als durch die Wanderungen, welche er nach allen Weltgegenden hin unternahm und die einen Teil derselben sogar bis in das ferne Asien führten. Die Kelten spielten dadurch in der früheren Geschichte von Mitteleuropa dieselbe Rolle, welche am Ende des Altertums die Germanen spielten. Warum damals die ganze Masse einzelner keltischer Völkerschaften plötzlich in Bewegung kam und in andere Länder drang und sich dort niederließ, ist ebensowenig im einzelnen bekannt, als warum später die Germanen dasselbe thaten. Beide Völkerzweige waren ungemein kriegerisch, beide empfanden den von nordischen Naturen so oft gefühlten Drang nach dem Süden, ihr Verhältnis zu benachbarten Völkerschaften und andere zufällige Umstände scheinen dabei mitgewirkt zu haben, — dies ist das einzige, was wir über die Ursache dieser Wanderungen mit Sicherheit sagen können. Schon 500 Jahre v. Chr. erscheinen gallische Scharen in Spanien angesiedelt. Ebenso

brachen schon früh zahlreiche Horden von Galliern in Oberitalien ein und besetzten dieses Land, nachdem sie die bisherigen Einwohner desselben verdrängt hatten. Die gallischen Völkerschaften in Oberitalien, welche unter den Namen der Senonen, Bojer, Insubrer u. s. w. in der römischen Geschichte vorkommen, machten öfters Raubzüge in das mittlere Italien, bis sie zuletzt von den Römern unterworfen wurden. Etwa um dieselbe Zeit, wo diese Scharen nach Italien gewandert waren, wendeten sich andere gallische Volkshaufen nach Osten. Sie besetzten nach und nach die Schweiz und das ganze südliche Deutschland bis an die Donau, wo sie jedoch später durch germanische Stämme teils ausgerottet, teils verdrängt wurden, ließen sich in Ungarn nieder und zogen von da nach Thrakien, Makedonien, Griechenland und Kleinasien. Die für die Weltgeschichte wichtigsten Völker, welche aus diesen östlichen Wanderungen hervorgegangen, sind die Helvetier, die Rhätier, die Vindelizier, die Noriker, die Bojer und die Galater.

Trotz der einst so großen Ausbreitung des keltischen Völkerzweigs ist derselbe bis auf geringe Überreste untergegangen: fast alle keltischen Völker sind entweder ausgerottet worden, oder haben sich mit anderen Völkern vermischt und unter ihnen verloren. Nur im westlichen England, in Nordschottland, in Irland, in der Bretagne und in einem kleinen Teile der Alpen haben sich reine Kelten erhalten. In dem Alpengebirge sind es die in einigen Thälern von Graubünden wohnenden Rumonen oder Ladiner, die Nachkommen der alten Rhätier: sie haben aber ihre keltische Sprache verloren und sprechen statt derselben eine Tochtersprache des Lateinischen. In England sind die Bewohner von Wales und Cornwallis unvermischte Nachkommen der alten Briten, und im ersteren Lande hat sich auch noch die Sprache derselben erhalten. Ihnen nahe verwandt sind die Bewohner der Nieder-Bretagne, welche ebenfalls noch eine keltische Sprache, das Bas-Breton, sprechen. Die anderen Überreste der alten Kelten sind die Irländer und die Hochschotten. Von den ersteren hat ein großer Teil die englische Sprache angenommen, die letzteren aber sprechen noch eine keltische Sprache, welche den Namen des Erisischen oder Gälischen führt.

Kehren wir von der Betrachtung der keltischen Völkergruppe überhaupt zu demjenigen besonderen Zweige derselben zurück, welcher ein Reich in Kleinasien stiftete: so war bekanntlich in der ersten Zeit Alexanders des Großen eine keltische Völkerschaft schon bis nach Süd-Ungarn und Serbien vorgerückt. Noch größere Scharen scheinen unmittelbar darauf von Westen her in die Länder der unteren Donau eingewandert zu sein. Als Lysimachos sich durch einen langen Kampf

mit den anderen Generalen Alexanders und mit den eingeborenen Völkerschaften im Besitze seines Reiches befestigte, fielen gallische Horden in dasselbe ein, wurden aber von ihm zurückgeschlagen. Bald nach seinem Tode ergoß sich jedoch ein neuer und viel größerer Strom von wandernden Galliern über Thrakien und Makedonien (280 v. Chr.). Diese waren in drei Haufen verteilt, deren Anführer Kerethrius, Brennus und Belgius hießen. Ptolemäos Keraunos, welcher erst kurze Zeit vorher sich der Herrschaft von Makedonien und Thrakien bemächtigt hatte, zog demjenigen Haufen, der in Makedonien eingebrochen war, entgegen, ward aber in offener Feldschlacht gänzlich geschlagen (280 v. Chr.). Er selbst verlor das Leben, und sein ganzes Heer wurde teils getötet, teils gefangen genommen. Nun war das flache Land von Thrakien und Makedonien ganz und gar eine Beute der Gallier, welche plündernd, sengend und mordend dasselbe durchzogen. An eine regelmäßige Regierung des Landes war daher mehrere Jahre hindurch nicht mehr zu denken. Nach Ptolemäos' Tode warf sich sein Bruder Meleager zum Könige auf, mußte aber, weil er den Umständen nicht gewachsen war, schon nach zwei Monaten wieder abtreten. Sein Nachfolger Antipater, ein Neffe Kassanders, behauptete sich nur 45 Tage. Ein kräftiger makedonischer General, Sosthenes, stürzte ihn und regierte zwei Jahre lang, obgleich er den Königstitel nicht annahm. Er schlug die gallische Schar, welche den Ptolemäos Keraunos besiegt hatte, und verjagte die Barbaren aus Makedonien.

Die Freude der Makedonier währte nur kurze Zeit. Andere wandernde Stämme der Gallier hatten nämlich von dem Glücke ihrer Landsleute Kunde erhalten, und wie später, zur Zeit des sinkenden Römischen Reiches, jede Niederlage eines römischen Heeres, jede Plünderung einer römischen Provinz neue und zahlreichere Scharen von Germanen und anderen Barbaren herbeilockten, so setzten damals auf die Nachricht, daß der Weg nach Griechenland und Makedonien offen sei, ganze Schwärme von Galliern über die Donau. Sie brachen unter ihren Führern Brennus und Akichorius größtenteils in das erstere Land ein, während ein anderer kleinerer Haufe sich ostwärts wandte. Die Zahl der ersteren wird auf mehr als 170 000 angegeben, von welchen über 20 000 Mann beritten waren und je zwei Sklaven bei sich hatten, die ebenfalls mitkämpfen mußten. Sosthenes zog dem verheerenden Schwarm entgegen, sein Heer ward aber vernichtet, und er selbst kam um (278 v. Chr.). Die Barbaren verwüsteten hierauf ganz Makedonien mit Ausnahme der festen Städte, zogen dann nach Thessalien und machten auch hier das offene Land zu einer Einöde.

Ihr Ziel war Griechenland, wo sie besonders in den Tempeln große Beute zu finden hofften. Noch einmal vereinigte damals die ge-

meinschaftliche Gefahr die Völker des mittleren Griechenlands zur Verteidigung ihres Vaterlandes. Die Peloponnesier nahmen, mit Ausnahme der kleinen achäischen Stadt Paträ, keinen Teil an diesem Kriege, weil die meisten Städte und Völkerschaften der Halbinsel dem Antigonos Gonatas unterworfen waren, die übrigen aber ihn mehr fürchteten, als die Gallier. Von den Staaten des mittleren Griechenlands sandten die Ätolier die meisten Truppen zu dem vereinigten Heere: ihre ganze Streitmacht, welche an Hopliten oder schwerbewaffnetem Fußvolk allein 7000 Mann zählte, zog ins Feld. Die Böotier stellten 10 000 Hopliten und 500 Reiter, die Phoker 3000 Mann zu Fuß und 500 Reiter, die Lokrer keine Reiter, sondern nur 700 Fußgänger, die Megarer aber 400 Mann zu Pferd und zu Fuß. Die Athener, deren Macht und Handel seit dem Lamischen Kriege fortwährend gesunken war, sandten unter der Anführung des Kallippos 1000 Hopliten und 500 Reiter und ließen außerdem alle ihre Kriegsschiffe in See gehen. Auch die Könige Ptolemäos II. von Ägypten, Antiochos I. von Syrien und Antigonos Gonatas sandten Hilfe: der erstere schickte eine Flotte, der zweite 500 Mann unter der Anführung des Telesarchos, der dritte ebensoviele unter dem makedonischen General Aristodemos. Die Athener erhielten, ungeachtet sie eine im Vergleich mit den Ätoliern, Böotiern und Phokern nur geringe Zahl Truppen stellten, doch aus Achtung vor ihrer früheren Bedeutung die Führung des Ganzen.

Das verbündete griechische Heer erwartete in dem Engpaß der Thermopylen die gallischen Scharen. Diese suchten vergebens den Durchgang zu erzwingen. Sie hatten weder taktische Kenntnisse, noch auch eine passende Rüstung. Ihre einzige Schutzwaffe war der Schild. Da nun die Griechen außerdem durch die Örtlichkeit und durch die Nähe ihrer Flotte unterstützt waren, so wurden die Gallier bei jedem Angriffe mit großem Verlust zurückgeschlagen. Brennus ließ hierauf einen Teil seiner Schar den tollkühnen Versuch machen, über die benachbarten Berge zu dringen; diese Abteilung stieß im Gebirge selbst auf den Telesarchos, der ihr den Übergang verwehrte und dabei den Tod eines Helden fand. Was auf diese Weise den Barbaren durch ihren Mut nicht gelungen war, wurde bald nachher durch den Eigennutz der Griechen erreicht. Die auf der thessalischen Seite der Thermopylen wohnenden Änianen und Herakleoten nämlich, welche von den in ihrem Lande lagernden Galliern viel zu leiden hatten, suchten sich der lästigen Gäste auf Unkosten anderer Griechen zu entledigen; sie verrieten dem Brennus den Weg, auf welchem einst die Perser unter Ephialtes' Führung der Schar des Leonidas in den Rücken gefallen waren. Sobald das Heer der Griechen sich auf diese Weise von einem

großen Teile der Gallier umgangen sah, löste es sich in seine einzelnen Bestandteile auf und kehrte nach Hause zurück.

Brennus — Herrscher oder Herzog — so wird der Mann bezeichnet, unter dessen Führung die Gallier auf dem Wege des Ephialtes in Mittelgriechenland eingedrungen waren, rückte sogleich in das Gebirgsland des Parnaß vor, ohne die Ankunft des anderen Teiles seiner Truppen zu erwarten, welcher unter Akichorius durch den Engpaß hatte ziehen sollen. Er wollte so schnell als möglich Delphi überfallen, um sich der dortigen Tempelschätze zu bemächtigen. Dem bedrohten Heiligtume eilten die Phoker und eine kleine Schar Lokrer und Ätolier zu Hilfe: sie besetzten teils das Gebiet von Delphi selbst, teils die entfernteren Gebirgsgegenden. Als nun Brennus in die Nähe von Delphi gekommen war, trat plötzlich eine ungewöhnlich starke Kälte ein und raffte viele von den Galliern weg. Dazu kam, daß der größere Teil der Schar unter Akichorius bei den Thermopylen durch das ätolische Heer aufgehalten wurde, welches kurz vorher seiner durch andere Gallier bedrohten Heimat zu Hilfe geeilt und, auf der Verfolgung derselben begriffen, noch zu rechter Zeit am Engpaß eingetroffen war. Akichorius wurde von den Ätoliern mit Verlust zurückgedrängt, und Brennus blieb daher mit seiner Schar, deren Gesamtzahl von den Griechen auf 40 000 Mann angeschlagen wird, sich selbst überlassen. Schon hatte er viele Leute durch die strenge Kälte verloren, schon war er auch in einem kleinen Gefechte geschlagen worden, als ein furchtbarer Orkan losbrach, ungeheure Schneemassen vom Himmel niederfielen und zuletzt noch überdies ein starkes Erdbeben von den Abhängen der Berge große Felsenmassen ablöste, welche viele von den Barbaren unter ihren Trümmern begruben. Bei diesem Zusammentreffen außerordentlicher Ereignisse wurden die Gallier von panischem Schrecken ergriffen und suchten sich fliehend zu dem Schwarme des Akichorius zu retten. Aber von den Griechen verfolgt, verlor Brennus selbst mit einem großen Teil seines Heeres das Leben, der bedrängte Rest riß, als er jenseit der Thermopylen zu den Scharen des Akichorius gelangte, auch diese in Flucht und Auflösung mit sich fort.

So ward Griechenland unerwartet schnell von diesen gallischen Raubhorden befreit. Da hierbei ganz ungewöhnliche Naturerscheinungen mitgewirkt haben, so ist es erklärlich, daß die Griechen, welche trotz der herrschenden Aufklärung dem Aberglauben huldigten, aus der Vertreibung des gefährlichen Volkes ein vollkommenes Wunder machten. Sie wußten zu erzählen, daß der Gott selbst unsichtbarer Weise sein Heiligtum gerettet, die Barbaren in Schrecken gesetzt, ja sogar mit Wahnsinn geschlagen habe, infolgedessen sie ihre Waffen gegeneinander gewendet hätten, daß Heroen der ältesten Zeit aus

ihren Gräbern gestiegen seien, um ihren Nachkommen zu helfen, und ähnliches.

Die fliehenden Gallier zogen sich durch Thessalien und Makedonien zurück und wurden von den Bewohnern dieser Länder noch hart bedrängt. Sie retteten sich unter der Anführung des Kommotorius nach Thrakien, wo während ihres verfehlten griechischen Raubzuges andere Horden ihrer Landsleute furchtbar gehaust hatten. Hier stifteten sie ein eigenes Königreich, Tyle genannt, welches durch Eroberungen bald nach allen Seiten hin ausgebreitet ward und sogar die mächtige Stadt Byzanz tributpflichtig machte. Nach etwa 60 Jahren erlag dasselbe, infolge der unter den Großen der Nation einreißenden Verweichlichung, der rohen Kraft der Thraker. Kavarus, der letzte König des kleinen Reiches, ließ sich von den höfischen Künsten und Schmeicheleien eines Griechen umstricken und ergab sich mit seinen Hofleuten der Schwelgerei: als dann die unterworfenen Thraker sich empörten, brach seine Macht schnell zusammen, und das gallische Reich verschwand. Nach der Vertilgung desselben erhielten die wilden, eingeborenen Stämme wieder das Übergewicht im Lande, und Thrakien sank in den früheren Zustand der Unkultur zurück.

Zu derselben Zeit, als das Reich Tyle gestiftet wurde, gaben die Verhältnisse der Beherrscher von Makedonien, Bithynien und Syrien die Veranlassung, daß ein Teil der Gallier nach Kleinasien hinüberzog und daselbst ebenfalls ein Reich gründete. Antigonos Gonatas nämlich, welcher seines Vaters Besitzungen im Peloponnes behauptete, hatte gleich nach der Thronbesteigung des Ptolemäos Keraunos diesem die Herrschaft von Makedonien zu entreißen gesucht, war aber von demselben zurückgeschlagen worden. Als einige Jahre nachher der wackere Sosthenes im Kampfe mit den Galliern gefallen war und hierauf von neuem Anarchie in Makedonien herrschte, wiederholte Antigonos seinen Versuch und gelangte nun auch endlich in den Besitz des Landes. Antiochos I. von Syrien wollte zwar damals seine Ansprüche an das von seinem Vater eroberte Land geltend machen, ward aber durch Nikomedes I. von Bithynien, der sich mit Antigonos Gonatas verbündet hatte, daran gehindert. Er entschloß sich deshalb, dem neuen Beherrscher von Makedonien seine Rechte an dieses Land abzutreten, um ihn von der Verbindung mit Nikomedes abzuziehen. Demnach ward zwischen Antiochos und Antigonos ein Vertrag geschlossen, infolgedessen der letztere sich mit des ersteren Schwester vermählte. Der Fürst von Bithynien sah ein, daß er leicht das Opfer dieser Verschwägerung seiner beiden Nachbaren werden könnte, und suchte sich demgemäß durch die Verbindung mit den Galliern in den Stand zu setzen, den Beherrscher des Syrischen Reiches in seinem

eigenen Lande zu beschäftigen. Am Hellespont trieb sich damals eine gallische Horde umher, welche schon längst gern über die Meerenge gegangen wäre, um die reiche asiatische Küste zu plündern, aus Mangel an Schiffen aber dieses ihr Vorhaben nicht hatte ausführen können: mit diesen schloß Nikomedes einen Vertrag, kraft dessen ihrer 20 000 unter 17 Anführern auf bithynischen Schiffen nach Kleinasien gebracht wurden und dagegen die Verpflichtung übernahmen, den Beherrscher von Bithynien gegen seine Feinde zu unterstützen. Verheerend brach die rohe Schar in die Länder Kleinasiens ein und machte dem Könige des Syrischen Reiches viel zu schaffen. Neue Schwärme folgten bald aus Europa nach und die gallischen Horden zogen nun teils auf ihre eigene Faust plündernd in Kleinasien umher, teils ließen sie sich von Nikomedes, von dem pergamenischen Fürsten Philetäros und von allen anderen Herrschern und Städten, die ihre Unabhängigkeit zu erlangen oder zu behaupten strebten, gelegentlich als Hilfstruppen gebrauchen. Fast 25 Jahre lang streiften sie auf diese Weise heimatlos in Kleinasien umher, bis sie sich endlich auf der Grenze von Kappadokien, Paphlagonien, Bithynien und Phrygien in der Landschaft niederließen, welche von ihnen den Namen Galatien erhielt. Von da aus setzten sie noch eine Zeitlang ihre Räubereien fort und zwangen sogar die Fürsten von Bithynien und Pergamon, ihnen Tribut zu entrichten. Attalos I. aber brachte ihnen zuletzt in offener Feldschlacht eine entscheidende Niederlage bei: seitdem war ihre Macht gebrochen und ihre Plünderungszüge hörten auf.

Bald nach ihrer Ansiedelung nahmen auch diese Barbaren allmählich bis auf einen gewissen Grad das hellenische Wesen an, obgleich der eigentliche Stamm des Volkes seine Sprache und seine Sitten behauptete und die erstere sogar noch bis ins fünfte Jahrhundert nach Christus beibehielt. Die Verfassung, welche sie aus ihrem ursprünglichen Vaterlande mitgebracht hatten und in Galatien einführten, hatte viele Ähnlichkeit mit den deutschen Gauverfassungen. Sie blieben in drei Völkerschaften — Tolistobojer, Tektosagen und Trokmer — wie sie von Anfang an auftraten, geschieden. Die erstere schlug ihren Sitz in der Gegend der Stadt Pessinus auf, die zweite um Ankyra, die dritte um die neu gegründete Stadt Tabia. Diese drei Völkerschaften zerfielen dann jede wieder in vier kleinere Hauptteile oder Gaue. In jedem Gau stand ein gebietender Führer oder, wie derselbe von den Griechen genannt wird, ein Tetrarch oder Vierfürst, nebst einem Grafen oder Richter und drei Heermeistern an der Spitze der Verwaltung; ein aus 300 Männern bestehendes Gaugericht, welches sich in einem Eichenhain versammelte, sprach unter dem Vorsitze des Fürsten in peinlichen Sachen Recht, während alle übrigen Vergehen

der Entscheidung des Fürsten und des Grafen überlassen waren. Von den Städten des Landes sank zwar Ankyra unter dieser gallischen Herrschaft von seiner früheren Bedeutung herab, dagegen blieb Pessinus fortwährend blühend. Diese Stadt hatte nämlich einen berühmten, vielbesuchten Tempel der uralten phrygischen Naturgöttin Kybele und verschaffte durch die vielen Pilger, welche dieses Heiligtum anzog, den Galliern eine zu gute Einnahme, als daß sie die daselbst ansässigen Griechen und ihre Anstalten nicht hätten schützen sollen, zumal da auch ihre eigenen Fürsten, ihr Adel und die Reichen ihres Volkes schon vom Beginn des zweiten Jahrhunderts v. Chr. an griechische Religion, Kultur und Sprache annahmen.

4. Das Parthische und das Baktrische Reich.

Außer den angeführten Staaten Kleinasiens, welche bei der Unfähigkeit der Nachkommen des Seleukos Nikator vom Syrischen Reiche abfielen oder, sei es an seinen Grenzen, sei es innerhalb seines Gebietes, neu erstanden, bildeten sich auch im nordöstlichen Teile des alten Perserreichs zwei neue Reiche, das Baktrische und das Parthische. Beide wurden für die Geschichte der folgenden Zeit wichtig: denn das erstere erhielt und vermehrte den griechischen Einfluß in Indien und der Bucharei, das andere aber erhob sich zu einer so großen äußeren Macht, daß es sich zuletzt mit den Römern in die Besitzungen der entarteten Seleukiden teilte. Beide Staaten nahmen ihren Anfang unter der Regierung des trägen Wüstlings Antiochos II. Ein Grieche von unbekannter Herkunft, Theodotos oder Diodotos, warf sich während eines Krieges, welchen Antiochos II. mit Ägypten führte, in der Bucharei zum Herrscher auf und errichtete dort das unabhängige Baktrische Königreich, welches er bald bis an die Grenzen von Indien ausbreitete. Es ward ihm dies dadurch sehr erleichtert, daß schon der Stifter des Seleukidischen Reiches zum Schutze jener Länder aus den daselbst angesiedelten Griechen eine Art Landwehr gebildet hatte. Etwa fünf Jahre nach Theodots Abfall (um das Jahr 250 v. Chr.) erhoben sich im Südosten des Kaspischen Meeres die parthischen Horden, unter der Anführung eines Häuptlings, welchen die Griechen Arsakes nennen. Sie vertrieben den seleukidischen Statthalter ihres Landes und blieben seitdem unabhängig. Beide Reiche, das Parthische und das Baktrische, konnten sich um so leichter behaupten und ausbreiten, als die Ermordung des Königs Antiochos II. und die darauf folgenden Verwirrungen und Greuel in Syrien die Kraft der dortigen Dynastie völlig brachen.

Die Parther, deren Herrscherfamilie von ihrem Stifter Arsakes den Namen der Arsakiden führt, waren und blieben rohe Nomaden, und ihr Reich, welches mehr als 450 Jahre lang im mittleren Asien bestand, ist ein barbarisches zu nennen. Es sind daher auch nur wenige Denkmale dieses Reiches übrig geblieben, und wir haben außer den Münzen nur geringfügige Hilfsmittel für die parthische Geschichte. Die Horden der Parther waren miteinander nur durch ein loses Band verknüpft, welches in Zeiten der Gefahr festhielt, wenn diese aber vorüber war, häufig zerriß. Ihre Könige muß man gewissermaßen als die Häupter eines großen Bundes von Feudalfürsten oder einzelnen Hordenführern ansehen, deren jeder gelegentlich nach der königlichen Gewalt strebte. Daher bilden auch beständige Zwistigkeiten während des größten Teils der parthischen Geschichte den Hauptcharakterzug dieses Nomadenreichs. Nur das Gefühl gemeinschaftlicher Gefahr setzte einzelne parthische Könige in den Stand, fremden Feinden mit großen Heeren entgegenzuziehen. Die Plünderungslust und wilde Tapferkeit ihrer Horden aber machte es ihnen möglich, bis nach Syrien hin zu streifen. Manche ihrer Könige verschafften sich durch geschickte Benutzung des Nationalcharakters oder durch ihre eigene persönliche Bedeutung eine größere Macht, nahmen eine gebietende Stellung ein, verbreiteten königlichen Glanz um sich her und führten die stolzesten Titel. Man kann aber dieser einzelnen Fälle wegen die Arsakiden doch nicht mit den früheren oder späteren persischen Königen vergleichen, obgleich sie in demselben Landstriche wie diese herrschten und ihr Reich als ein Zwischenglied zwischen dem Alt- und Neupersischen angesehen wird. Sie errangen niemals eine solche Stellung, daß sie den Königen der früheren oder der mit dem Untergang des Parthischen Reichs beginnenden späteren persischen Dynastie gleichgeachtet werden könnten. Übrigens haben die Parther im Besitze der Herrschaft von Mittelasien nur zerstörend gewaltet. Durch die fast ununterbrochen zunehmende Schwäche des Seleukidischen Reiches gelang es ihnen allerdings, ihre Macht so weit auszubreiten, daß sie von dem Ende der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. an alle Länder zwischen dem Euphrat und Indus besaßen; sie vertilgten aber in diesem weiten Raume jede Spur von griechischer Civilisation; nur Seleukia am Tigris ward von ihnen geschont; wahrscheinlich weil die Erzeugnisse der griechischen Industrie ihnen unentbehrlich geworden waren. Diese Stadt verlor zwar ihre Freiheit, behielt aber ihre alte Verfassung und hatte auch keine Einquartierung von rohen Parthern zu erleiden. Doch entstand durch die parthische Herrschaft in der Nähe eine Nebenbuhlerin, durch deren Aufblühen Seleukia später so sehr sank, daß es am Ende der alten Geschichte ganz verschwand:

diese Stadt war **Ktesiphon**. Ursprünglich ein unbedeutender Flecken, wurde sie durch den parthischen König Mithridates I. (um 150 v. Chr.) zu seinem Haupt-Hordenlager gemacht und blieb seitdem die Winterresidenz der Partherkönige, welche den Sommer in der medischen Stadt Ekbatana oder in einem Orte ihres ursprünglichen Heimatlandes zuzubringen pflegten. Dadurch ward Ktesiphon groß und blühend, wie in derselben Gegend einst Babylon und dann Seleukia gewesen waren.

Ganz verschieden von dem, was den rohen Parthern einen Platz in der Weltgeschichte verschafft hat, ist die Bedeutung des **Baktrischen Reiches**. Wir kennen leider die inneren Verhältnisse desselben nicht, welche doch gerade wegen seines Einflusses auf die Kultur von Indien und Mittelasien uns höchst wichtig sein würden: allein es steht unbezweifelt fest, daß durch die Gründung dieses Reiches die griechische Civilisation in Baktrien und in den südöstlich angrenzenden Ländern bis nach Indien hinein zu ebenderselben Zeit erhalten ward, in welcher sie durch die Parther von Baktrien an bis zum Euphrat hin zerstört wurde. Die baktrischen Könige breiteten gleich anfangs ihre Herrschaft ebenso nach Südosten hin aus, wie die parthischen nach dem Süden und Westen. Schon unter dem Stifter des Baktrischen Reiches, Theodotos I., war dasselbe so groß und volkreich, daß ein Geschichtschreiber, welcher im zweiten Jahrhundert v. Chr. lebte, die Zahl seiner Städte auf 1000 angiebt. Indessen waren viele der unterworfenen Griechen im fernen Osten dem Seleukidischen Hause gewogen geblieben; dies benutzte **Euthydemos** aus Magnesia, um Theodots Sohn und Nachfolger, **Theodotos II.**, zu stürzen (um 219 v. Chr.). Als nämlich der syrische König Antiochos der Große die östlichen Provinzen des früheren Seleukidischen Reiches wieder zu erobern suchte, vereinigte Euthydemos unter dem Vorwande, demselben auch Baktrien zu unterwerfen, ein griechisches Heer um sich, überwand Theodotos II., weigerte aber, sobald er sich der Herrschaft bemächtigt hatte, dem Antiochos die Huldigung. Dieser besiegte nachher die Parther, zwang sie, ihm gegen den Euthydemos Heeresfolge zu leisten, drang dann in die Bucharei ein und kämpfte drei Jahre lang mit dem neuen Beherrscher des Landes. Endlich kam es zu einem Vergleiche. Euthydemos machte dem syrischen Könige begreiflich, daß sein Reich die beste Schutzwehr des mittleren Asiens gegen die Raubzüge der wilden skythischen Völkerschaften sei, und Antiochos gestand dem baktrischen Fürsten den Besitz dieses Reiches und den Königstitel zu, schloß ein Bündnis mit ihm und verlobte seinem Sohne eine syrische Prinzessin. Von Euthydemos unterstützt, zog hierauf Antiochos nach Indien und unterwarf sich einen bedeutenden Teil dieses Landes. Als er später im Kriege mit den Römern ganz

Kleinasien und über die Hälfte seines Heeres verlor, bemächtigte sich Euthydemos des westlichen Indiens. Nach dem Tode dieses Herrschers (195 v. Chr.) zerfiel das Baktrische Reich in zwei Teile. Euthydemos' Sohn Demetrios konnte sich nur in den indischen Besitzungen seines Vaters behaupten; der Herrschaft von Baktrien aber bemächtigte sich Menander. Der Nachfolger des letzteren, Eukratides I., vertrieb mit Hilfe der ihm verbündeten Parther den Demetrios auch aus den indischen Ländern. Diese Wiedervereinigung hatte bald nachher den Untergang des Baktrischen Reiches zur Folge. Des Königs Sohn, Eukratides II., hielt nämlich das parthische Bündnis mit Recht für einen großen politischen Fehler, stürzte deshalb seinen Vater vom Thron und schloß sich an die Syrer an, welche die Unzufriedenheit der Bevölkerungen in den von Mithridates I. unterworfenen Ländern zu einem Angriff auf das Parthische Reich benutzten. Mithridates schlug das syrische Heer, und natürlich mußte nun auch Eukratides, welcher dasselbe mit seinen Truppen unterstützt hatte, die Folgen dieser Niederlage tragen. Der parthische König nahm ihm alle Provinzen des Reiches außer der Bucharei und den indischen Besitzungen weg. Dadurch ward der König von Baktrien zu sehr geschwächt, um den kriegerischen Horden der benachbarten Skythen widerstehen zu können. Diese überwältigten ihn schon sieben Jahre nachher (134 v. Chr.), und der Name Baktrien verschwand seitdem für immer aus der Geschichte. Der Einfluß dieses hellenischen Reiches auf die Bildung des fernen Ostens von Asien kann zwar, wegen unserer mangelhaften Kenntnis seiner Geschichte, nicht im einzelnen nachgewiesen werden, allein er steht im allgemeinen durchaus über allem Zweifel: solange das Baktrische Reich bestand, blühten nicht nur in Baktrien, sondern auch in den damit verbundenen östlichen Ländern griechische Anstalten und Gewerbe, und der von Alexander dem Großen und von Seleukos I. daselbst ausgestreute Same der Civilisation wurde durch die mehr als 100jährige Blüte des Griechisch-Baktrischen Reiches nicht allein erhalten, sondern auch gepflegt und entwickelt. Daher sind auch gewiß viele Ähnlichkeiten, welche die neuere Litteratur der Inder und Perser mit dem Griechischen zeigt, eben von dem Einflusse dieser auf der Grenze von Indien gegründeten griechischen Herrschaft herzuleiten.

5. Das Reich der Ptolemäer in Ägypten.

Ägypten war nach Alexanders des Großen Tode derjenige Staat, welcher vor allen anderen Reichen der damaligen Welt glänzte und sogar Werke ausführte, die an Größe und Pracht mit denen der altägyptischen Zeiten zu wetteifern schienen. Dies wird uns nicht wun-

dern, wenn wir bedenken, daß mitten unter den Stürmen, welche den Orient und Griechenland heimsuchten, Ägypten allein, dank seiner geschützten, schwer zugänglichen Lage und dank der Staatsklugheit und Mäßigung seiner Beherrscher, ruhig blieb und durch die Gunst der Umstände zu immer größerem Wohlstand emporstieg. Der verständige Ptolemäos I. und seine beiden nächsten Nachfolger trafen allein von allen Nachfolgern Alexanders den rechten Weg, auf welchem das Einheimische sich mit dem Griechischen verbinden ließ. Sie wußten außerdem, durch geschickte Benutzung der Verhältnisse, Ägypten zum Mittelpunkte des Welthandels und zum Hauptsitz der Künste, Wissenschaften und Gewerbe zu machen und vollendeten die im Geiste ihrer Zeit liegende Bildung, die man daher auch nach dem Namen ihrer Residenz Alexandria die alexandrinische genannt hat. Diese Regenten des neuen Ägyptischen Reiches führten insgesamt den Namen des Gründers derselben, Ptolemäos, und ihre Dynastie wird gewöhnlich die der Ptolemäer oder auch (nach dem Vater des Stifters) die der Lagiden genannt.

Ptolemäos I. wird durch die Beinamen Soter oder Lagi von seinen Nachfolgern unterschieden. Den ersteren erteilten ihm, wie erwähnt, die Rhodier, den letzteren erhielt er deshalb, weil er der Sohn des Lagos, eines makedonischen Großen, war, wiewohl er allgemein für einen natürlichen Sohn des Königs Philipp II. galt. Ptolemäos I. vereinigte die Talente eines Staatsmannes mit den Eigenschaften eines großen Feldherrn. Er war nicht etwa bloß, wie Perdikkas, einer der Marschälle Alexanders gewesen, sondern hatte auch als der Halbbruder, Freund und Oberhofmeister desselben neben einem Antipater geglänzt und schrieb die beste Geschichte der Thaten des großen Königs, ein Buch, welches leider uns nur mittelbar, als die Hauptquelle, aus welcher später Arrian seine Geschichte Alexanders schöpfte, erhalten ist. Er übertraf die übrigen Generale Alexanders so sehr an Schlauheit, daß er sie alle zu täuschen, ja meistens sogar zu seinen Zwecken zu benutzen verstand. Er ist der einzige von ihnen, welcher nie die Besonnenheit verlor und immer nach dem den Weltleuten so schwer begreiflichen Grundsatze handelte, daß das Halbe meistens besser ist als das Ganze und daß dies oft auch von dem vierten und selbst von dem achten Teile gilt. Diesem Gedanken gemäß beschränkte Ptolemäos sein Streben auf den Besitz von Ägypten und verschaffte sich dadurch nicht nur die am festesten gegründete, sondern zugleich auch die mächtigste Herrschaft. Die früher dargestellte Geschichte des 40jährigen Kampfes der Generale Alexanders gegeneinander zeigt, wie besonnen Ptolemäos, zum Unterschied von anderen, dem verlockenden Reize der vormundschaftlichen Regierung über das ganze Reich widerstand, wie klug er jeden ent-

scheidenden Kampf zu vermeiden wußte, mit welcher Schlauheit er stets gegen den übermächtigen Feind einen fremden Arm gebrauchte, wie arglistig er immer das Ungewitter, das ihn treffen sollte, auf ein fremdes Haupt ableitete. Wenn man freilich bei der Beurteilung des Ptolemäos den moralischen Maßstab anlegt, so erscheinen seine Gesinnungen und Grundsätze wenig besser, als die eines Demetrios Poliorketes. Mord, Verrat und die Unterdrückung derselben Freiheit, zu deren vorgeblichem Beschützer er sich gelegentlich aufwarf, waren für ihn ebenso gut Mittel zu seinem Zwecke, als Gerechtigkeit, Milde und Liebe zu Kunst und Wissenschaft. Dies läßt sich am besten aus der Treulosigkeit erkennen, mit welcher er sich gegen des Antigonos Neffen benahm.

Gleich bei der ersten Teilung des Reiches hatte Ptolemäos sich Ägypten zu seiner Statthalterschaft ausersehen, und er behauptete, trotz der Angriffe des Perdikkas, des Antigonos und des Demetrios Poliorketes den Besitz dieses Landes. Sofort bei seinem Erscheinen im Lande fand er die beste Gelegenheit vor, seine neuen Unterthanen für sich zu gewinnen. Kleomenes, jener schlimme Peiniger des Landes, befand sich nämlich noch daselbst und sollte sogar, nach den von Alexanders Generalen getroffenen Bestimmungen, als Unterstatthalter dem Ptolemäos zur Seite stehen. Der letztere war kaum in seine neue Provinz gekommen, als er denselben umbringen ließ. Er konnte sich bei den Ägyptern durch nichts beliebter machen, als durch die Tötung ihres habgierigen und grausamen Bedrückers. Wie sehr er dadurch das Ansehen eines wirklichen Befreiers erhielt, und wie glücklich sich die Ägypter von Anfang an unter dem neuen Herrscher fühlen mußten, ergiebt sich, wenn man bedenkt, daß dieses Volk während der ganzen Zeit der Perser abwechselnd durch die Bedrückung der Satrapen und durch das häufige Auftreten von Rebellen zu leiden gehabt hatte. Dem Ptolemäos verschaffte die Ermordung des Kleomenes noch den besonderen Vorteil, daß ihm der Ertrag aller von diesem geübten Erpressungen zufiel. In der Schatzkammer fand er freilich nur 8000 Talente (über 34½ Millionen Mark), allein er bemächtigte sich zugleich auch des Privatvermögens des Kleomenes, und dieses mag leicht noch bedeutender gewesen sein.

Von diesem Augenblicke an verfolgte Ptolemäos seine ganze Regierungszeit hindurch unverrückt den Weg, auf welchen seine Erfahrung und Einsicht ihn leiteten. Er handelte in allen Dingen nur als Beherrscher von Ägypten, betrachtete den Vorteil des ägyptischen Volkes als seinen eigenen und legte auf diese Weise den Grund zu einer neuen Blüte des Landes. Keiner von allen Nachfolgern Alexanders, selbst Seleukos nicht, wußte sich so sehr wie er die Zuneigung der Einge-

borenen zu verschaffen. Er trachtete nicht, wie die Seleukiden, das griechische Wesen in Ägypten einzuführen, sondern er suchte im Geiste Alexanders des Großen die Religionen und Sitten der verschiedenen Völker seines Reiches durch wechselseitige Aneignung und Ausgleichung innig miteinander zu verschmelzen. Wie Alexander das uralte Babylon zu seiner Residenz und zum Mittelpunkt einer solchen Völkervereinigung hatte machen wollen, so erhob Ptolemäos das kaum erst gegründete Alexandria zum Sitze seiner Macht und zur Hauptstadt der neu zu bildenden griechisch-ägyptischen Nation, deren eigentlicher Kern aus Ägyptern, Juden, Libyern und Phönikern bestand, während Griechen aller Stämme und Länder die Beimischung bildeten. Ptolemäos wußte außerdem, demselben politischen Grundgedanken gemäß, auch die alten Einrichtungen der Ägypter und ihre Religion seinem Regierungssystem dienstbar zu machen. Er ließ es sich ferner angelegen sein, den Handel des Landes zu heben, er schuf eine Flotte und sammelte, was bei einer gefüllten Schatzkammer damals ungemein leicht war, ein zahlreiches Heer. Beides, Flotte und Heer, war ihm notwendig, nicht bloß um den Handel zu beleben und zu sichern, sondern auch um sein Land gegen die Herrschsucht der übrigen Generale schützen, seine Feinde überall beschäftigen und abwehren und die politischen Verbindungen mit anderen Ländern unterhalten zu können.

Gleich in der ersten Zeit seiner Regierung erhielt der neue Herrscher Gelegenheit, das Gebiet von Kyrene und die ganze afrikanische Küste bis an die Grenze der Karthager in seine Gewalt zu bringen. Die Bewohner jenes blühenden hellenischen Handelsstaates waren nämlich in einen förmlichen Bürgerkrieg miteinander geraten, und ein Teil derselben rief den Beherrscher des benachbarten Ägyptens zu Hilfe. Dieser ließ sich nicht lange bitten. Er schickte seinen General Ophellas mit einem Heere und einer Flotte ab: Kyrene ward erobert und in Verbindung mit dem ganzen umliegenden Lande zu einer ägyptischen Provinz gemacht. Obgleich diese wichtige Besitzung während Ptolemäos' I. Regierung zweimal von Ägypten abfiel, so wurde sie doch jedesmal wieder unterworfen. Wie gut überhaupt Ptolemäos seine Besitzungen zu behaupten wußte, zeigt die Vergleichung seines Schicksals mit dem des Antigonos, der ihm doch an Feldherrntalent nicht nachstand. Dieser mußte aus Asien nach Europa entweichen, sobald Perdikkas seine Waffen gegen ihn richtete, Ptolemäos dagegen hielt den Angriff des letzteren nicht allein aus, sondern wußte auch den ganzen Krieg zu Perdikkas' Verderben zu wenden. Der verschiedene Ausgang dieser beiden Unternehmungen des Perdikkas giebt übrigens zu gleicher Zeit zu erkennen, wie fest jener in der kurzen Zeit von zwei Jahren seine Herrschaft zu gründen verstanden hatte.

Die nachherigen Kämpfe des Antigonos und der anderen Statthalter boten dem Ptolemäos häufige Gelegenheiten dar, seine Macht zu erweitern, und wenn er auch klug genug war, an die Behauptung neu erworbener Provinzen oder Städte nicht alles zu setzen, so benutzte er doch auch solche vorübergehenden Eroberungen stets zu seinen Zwecken. Ein Beispiel davon ist die bald nach dem Tode des Perdikkas erfolgte Besetzung von Syrien und Palästina. Ptolemäos, welcher bald nachher seine Truppen wieder aus diesen Ländern zurückzog, ließ damals eine sehr große Zahl Juden nach Ägypten bringen, sie wurden nebst anderen, welche sich später dahin begaben, in Alexandria angesiedelt und erhielten dort große Vorrechte. Die einzige bedeutende Niederlage, die er jemals erlitt, war die bei Cypern, in welcher er einen großen Teil seiner Flotte und seines Heeres verlor; sie hatte aber keine bleibenden Folgen, obgleich die Sieger unmittelbar nachher sogar Ägypten selbst angriffen.

In den letzten Jahren seines Lebens hatte er keinen bedeutenderen Krieg mehr zu führen. Er widmete dieselben ganz der inneren Verwaltung des Landes und hinterließ seinem Nachfolger ein mächtiges und blühendes Reich, dessen Einwohner mit der neuen Herrschaft durchaus zufrieden waren. Ptolemäos hatte vier Gemahlinnen, von welchen Eurydike, eine Tochter des Reichsverwesers Antipater, und Berenike, eine Anverwandte derselben, die berühmtesten sind. Von seinen Kindern, deren 11 waren, erhielten die der Berenike den Vorzug vor denen der Eurydike, obgleich sie dem Alter nach diesen hätten nachstehen sollen. Ptolemäos II., der Sohn der Berenike, ward von dem Vater mit Verdrängung des Erstgeborenen, Ptolemäos Keraunos, eines Sohnes der Eurydike, zum Nachfolger ernannt. Der letztere verließ hierauf Ägypten und begab sich zu Lysimachos von Bithynien, dessen Sohn Agathokles mit einer Schwester des Verstoßenen vermählt war. Um dem zum Reichserben ernannten Sohne den Besitz des Thrones zu sichern, erhob der alte König ihn schon bei seinen Lebzeiten zur königlichen Würde und veranstaltete zur Feier seiner Erhebung ein Fest, welches durch Glanz und Aufwand alles übertraf, was irgend ein anderes Reich, selbst Syrien, dem doch der ganze Orient gehorchte, hätte leisten können. In Gemeinschaft mit seinem Sohne regierte der 80jährige Ptolemäos noch beinahe volle zwei Jahre. Er starb 283 v. Chr.

Ptolemäos II., welcher bis 246 regierte, hat den Beinamen Philadelphos, d. i. der Bruderliebende, erhalten, wahrscheinlich aus Ironie, weil er mit seinen Brüdern in ewigem Zwist lebte. Der älteste derselben, Ptolemäos Keraunos, war durch den Vorzug, den der Vater dem jüngeren Sohne gegeben hatte, aus Ägypten getrieben wor-

den und irrte lange abenteuernd umher, bis er in Makedonien einen Thron und bald darauf den Tod fand. Ein zweiter Halbbruder versuchte bald nach des Vaters Tode die Insel Cypern zum Abfall zu bewegen, mußte aber dafür mit dem Leben zahlen. Ein dritter Bruder, Argäos, wurde eines Anschlags auf das Leben des Königs beschuldigt und hingerichtet. Magas endlich, ein Sohn von Ptolemäos' II. Mutter aus einer früheren Ehe und Statthalter von Kyrene, erhob ebenfalls gegen seinen Stiefbruder die Waffen und führte mit ihm einen Krieg, der mehrere Jahre lang fortdauerte und für den ägyptischen König um so gefährlicher wurde, als Magas sich mit einer Tochter des Seleukiden Antiochos I. vermählte und diesen zu einem Angriff auf Ägypten bewog. Der letztere eroberte das nicht lange vorher von den Ägyptern unterworfene Damaskus in Syrien, welches seitdem im Besitze der Seleukiden blieb. Dafür reizte denn freilich Ptolemäos die Gallier gegen ihn auf, setzte sich in den bedeutendsten kleinasiatischen Seestädten und an der Küste von Thrakien fest und beherrschte durch seine Flotten das Schwarze Meer wie den Archipelagos. Antiochos II., welcher diesen Krieg von seinem Vater erbte, beendigte ihn durch die Vermählung mit Ptolemäos' II. Tochter Berenike, deren nachheriges unglückliches Schicksal oben bei Gelegenheit der syrischen Geschichte erzählt worden ist. Auch Magas schloß einen auf Heiratsverbindung gegründeten Frieden: er verlobte seine einzige Tochter, welche ebenfalls Berenike hieß, mit dem ältesten Sohne des Königs von Ägypten, und da er keinen Sohn hatte, so würde dadurch sein Reich Kyrene wieder an Ägypten gekommen sein, wenn er nicht gestorben wäre, noch ehe die Vermählung seiner Tochter hatte vollzogen werden können (250 v. Chr.). Seine Witwe, welche von dieser Heirat nichts wissen wollte, bot gleich nach Magas' Tode Demetrios dem Schönen, einem jüngeren Bruder des Antigonos Gonatas, die Hand ihrer Tochter und die Herrschaft von Kyrene an. Dieser leidenschaftliche und herrschsüchtige Sohn des Städteeroberers ging darauf ein und begab sich sogleich nach Kyrene. Hier aber verliebte sich die Schwiegermutter in den schönen, jungen Mann und lebte wie seine Frau mit ihm, während die Tochter sich mit dem bloßen Titel einer Gemahlin begnügen mußte. Die letztere rächte, in Verbindung mit angesehenen Bürgern von Kyrene, die ihr zugefügte Beleidigung durch die Ermordung ihres Gemahls, den sie im Schlafgemach ihrer Mutter überfallen ließ. Hierauf gab sie dem künftigen Erben des Ägyptischen Reichs ihre Hand und brachte so Kyrene wieder an Ägypten.

Der Krieg mit Kyrene und Syrien ist die einzige wichtige Unternehmung, welche Ptolemäos Philadelphos außerhalb seines Reiches machte. Er unterstützte zwar auch einzelne griechische Staaten gegen

Antigonos Gonatas, dies hatte aber keine erheblichen Folgen für Ägypten selbst. Wichtiger ist, daß er der erste der Ptolemäer war, welcher mit den Römern in Berührung kam und ein Bündnis mit ihnen schloß: doch hatte auch dies erst in der folgenden Zeit Bedeutung. Dagegen ist Ptolemäos Philadelphos durch seine unausgesetzte Sorge für die inneren Angelegenheiten seines Reiches einer der einflußreichsten Regenten der späteren Zeit des griechischen Altertums geworden. Er baute auf dem von seinem Vater gelegten Grunde fort und beschäftigte sich fast die ganze Zeit seiner Regierung hindurch unablässig mit der Verbesserung der inneren Einrichtungen des Landes, mit der Vermehrung der Flotte, mit neuen Bauten, ganz besonders aber mit der Sorge für Kunst und Wissenschaft und mit der Erweiterung und Verschönerung seiner Hauptstadt. Insbesondere hat er das von seinem Vater angelegte große Gebäude, welches das Museum hieß und ganz für gelehrte Zwecke bestimmt war, vollendet, die berühmte alexandrinische Bibliothek geschaffen und die Hauptstadt Ägyptens zum Mittelpunkte der hellenischen Wissenschaft und des gelehrten Treibens der ganzen damaligen Welt gemacht. Er selbst beschäftigte sich mit wissenschaftlichen Dingen und trug nicht wenig dazu bei, daß die im Geiste der Zeit selbst liegende Richtung sich vollständig entwickelte und in Ägypten mehr, als irgendwo sonst, das Studium eine herrschende Liebhaberei und eines der Hauptmittel des Genusses ward.

Des Ptolemäos Philadelphos Regierung ist übrigens auch von einer andern Seite her für die Erkenntnis des damaligen Zeitgeistes und der herrschenden Sitten von Wichtigkeit. Es hatten nämlich, wie schon der oben erwähnte Ausgang des syrischen und des kyrenischen Krieges zeigt, die Weiber unter seiner Regierung einen großen Einfluß auf das Schicksal des Reiches. Diese erhielten seitdem eine immer größere Bedeutung, und es entstand ein eigentliches Weiberregiment, welches, wie in Syrien, mit der herrschenden Sittenlosigkeit zusammenhing und wie dort dem Reich in der Folge sehr verderblich ward. Die Vielweiberei war schon unter Ptolemäos I. am ägyptischen Hof herrschend geworden, und neben ihr beginnt der Umgang der Könige mit Buhldirnen. Ptolemäos I. nahm unter andern nach Alexanders Tode jene berüchtigte Thaïs, welche die Verbrennung des Palastes von Persepolis veranlaßt haben soll, mit sich nach Ägypten und erzeugte mit ihr drei Kinder; Ptolemäos II. hatte schon einen förmlichen Harem und verschwendete große Summen für seine vielen Geliebten, unter welchen sich sogar ganz gemeine Dirnen befanden. Doch muß man gestehen, daß sonst in Ägypten nicht in dem Grade, wie in Syrien, der äußere Anstand aus den Auge gesetzt wurde. Auffallend ist außerdem die Neigung der ägyptischen Könige zu ihren Schwestern,

da eine solche Verbindung natürlich nicht auf politischen Rücksichten beruhte. Dies beginnt mit Ptolemäos II. Dieser verstieß sogar seine erste Gemahlin, eine Tochter des Lysimachos, von welcher er doch einen Sohn und Erben hatte, sobald seine Schwester Arsinoë, die Witwe des Lysimachos, nach Ägypten gekommen war. Obgleich die letztere damals unmöglich mehr blühend sein konnte, da sie schon 21 Jahre früher mit Lysimachos verheiratet worden war, so gewann sie doch ihres Bruders Liebe in so hohem Grade, daß er sich mit ihr vermählte und ihr zu Gefallen seine erste Gemahlin aus Alexandria verbannte, sei es nun, weil er seitdem eine Abneigung gegen diese hegte, oder weil dieselbe, wie es heißt, aus Eifersucht einen Anschlag auf ihres Gemahls Leben gemacht hatte.

Ptolemäos, der von seiner zweiten Gemahlin keine Kinder erhielt, starb 246 v. Chr., und ihm folgte der älteste Sohn von seiner ersten Gemahlin, Ptolemäos III., auf dem Throne nach. Dieser König, welcher bis 221 v. Chr. regierte, eilte bald nach seiner Thronbesteigung nach Syrien, um den Tod seiner Schwester Berenike, der zweiten Gemahlin des Königs Antiochos II., zu rächen, welche von Laodike ums Leben gebracht worden war. Er ließ die Mörderin, welche in seine Hände fiel, hinrichten, überschwemmte fast das ganze Syrische Reich mit seinen Truppen, ward aber durch innere Unruhen, deren Ursachen wir nicht kennen, zur Rückkehr genötigt und gab in dem Frieden, den er nachher mit Seleukos II. schloß, seine Eroberungen wieder zurück. Er schleppte eine unermeßliche Beute mit nach Hause und erfreute seine Ägypter besonders dadurch, daß er die meisten der Kostbarkeiten und Kunstwerke, welche früher von den Persern geraubt und nach Asien geschleppt worden waren, zurückbringen ließ. Die Bevölkerung hat ihm dafür den Beinamen Euergetes, d. h. der Wohlthäter, gegeben, unter welchem er auch gewöhnlich in den Geschichtsbüchern angeführt wird. Die Zahl der damals heimgebrachten kostbaren Gefäße und Götterbilder soll nicht weniger als 2500 betragen haben, an barem Gelde aber erbeutete er, der Erzählung nach, sogar mehr als 180 Millionen Mark auf diesem Zuge durch Asien. Auch im Innern von Afrika soll dieser Ptolemäos sehr ausgedehnte Eroberungen gemacht haben und bis nach Abessinien vorgedrungen sein: die Nachricht von diesem afrikanischen Kriegszuge ist aber aus einer so trüben Quelle geschöpft, daß sie als eine ganz unzuverlässige angesehen werden muß. Um so sicherer erkennen wir dagegen sein Verhältnis zu den wichtigsten Begebenheiten, welche sich zu seiner Zeit in Griechenland zutrugen: sein Anteil daran wird unten bei der Darstellung des ferneren Verlaufs der griechischen Angelegenheiten angedeutet werden.

Ptolemäos III. scheint weniger ausschweifend gewesen zu sein, als

sein Vater. Dagegen war er ganz unter der Gewalt seiner Gemahlin Berenike, der Tochter des Magas von Kyrene. Der Name dieser Frau hat durch die Schmeichelei alexandrinischer Gelehrten eine bis auf unsere Tage herabreichende Berühmtheit erlangt. Sie hatte nämlich ihr schönes Haupthaar in einem Tempel aufgehängt: dieses verschwand eines Tages, und der Astronom Konon half den bestürzten Hofleuten dadurch aus der Not, daß er erklärte, er habe das Haar der Berenike am Himmel wiedergefunden, wohin es durch die Götter versetzt worden sei. Einer der Dichter des ägyptischen Hofes, Kallimachos, führte dann Konons Einfall in einem besonderen Gedichte poetisch aus, ein römischer Dichter hat später dieses Gedicht in das Lateinische übersetzt, und auf diese Weise ist die Geschichte so verewigt worden, daß das Haar der Berenike als Sternbild noch jetzt am Himmel glänzt.

Ptolemäos III. ist der letzte derjenigen ägyptischen Könige, welche auf der von dem Stifter der Dynastie gelegten Grundlage fortgebaut und dadurch das Reich gehoben haben. Mit seinem Sohne Ptolemäos IV. beginnt die lange Reihe der schlechten Regenten. Dieser nahm den Beinamen Philopator, d. i. der Vaterliebende, an, weil ihn die Welt beschuldigte, seinen Vater vergiftet zu haben, und er, wie es heißt, durch jenen Beinamen den Verdacht beseitigen wollte. Er gehört jedoch schon in die Geschichte der römischen Zeit: ein Krieg, den er mit Syrien führte, gab den Römern die erste Veranlassung, sich in die ägyptischen Angelegenheiten einzumischen.

Diese Ptolemäer, namentlich die drei ersten, sind für Kunst, Wissenschaft, Handel und Gewerbe des Altertums fast ebenso bedeutend geworden, als in anderer Weise das Volk der Athener. Diese, die Athener, haben alle eigentlich freien Künste zur Vollendung gebracht, und es ist ihnen keine geistige Thätigkeit fremd geblieben, welche ohne Gelehrsamkeit, ohne ungeheuren Reichtum, ohne andere Aufmunterung, als welche der innere Reiz derselben giebt, überhaupt möglich ist. Alles dagegen, was sich durch bloße Pflege einer Regierung, sowie durch äußere Unterstützung und Ermunterung Nützliches, Zierliches und Glänzendes schaffen ließ, ist das Werk der Ptolemäer und ihrer Zeit. Der Zustand der Künste zur Zeit dieser Herrscher giebt ungefähr den Maßstab dessen, was das spätere Altertum erreicht hat, da die Römer es nur in wenigen Zweigen weiter gebracht haben, in allen anderen aber weit hinter jenen griechischen Ägyptern zurückgeblieben sind. Übrigens ist zur Würdigung dessen, was die Ptolemäer thaten, zu bemerken, daß es, seitdem Alexander der Große den Ton angegeben und Demetrios Poliorketes durch seine Erfindungen unsterblichen Ruhm erworben hatte, in allen griechischen Reichen zum Begriff der königlichen

Würde gehörte, zu bauen, zu erfinden, Kunstwerke und Bücher zu sammeln oder neue verfertigen zu lassen.

Ptolemäos Soter, der Gründer der Dynastie, war für Wissenschaft, Kunst und Gewerbe weniger thätig, als seine beiden nächsten Nachfolger, da er mit der Befestigung seiner neuen Herrschaft, mit der Vollendung seiner Hauptstadt, mit der Ausrüstung von Flotten, mit der Unterhaltung von Heeren und mit der Sorge für die Verschmelzung des griechischen und ägyptischen Gottesdienstes, auf welcher die Vereinigung der beiden Nationen beruhte, genug zu thun hatte. Handelsvorteile uud Reichtum konnten von ihm also nur gelegentlich erstrebt werden: sein Verdienst besteht hauptsächlich darin, daß er den Grund zu dem legte, was dann sein Sohn und sein Enkel weiter ausführten und vollendeten. Vermischung des Hellenischen und des Fremden war ein Hauptcharakterzug der Zeit. Diesen faßte er richtig auf, er suchte in seinem neuen Reiche sowohl die Menschen der beiden ihm unterworfenen Völkergruppen, als auch ihre Wissenschaften, ihre Künste, Gewerbe, Glaubensformen miteinander aufs innigste zu verbinden. Dadurch wurde zwar die griechische Religion mit dem Schmutze des orientalischen Kultus belastet und der eigentliche Kern und Gehalt hellenischen Wesens überhaupt vernichtet, zu gleicher Zeit aber auch die Herrschaft des Reiches fest gegründet, eine neue Art und Weise des Lebens geschaffen und diejenige Entwickelung befördert, welche allein in jener Zeit möglich war.

Wie weit die Ptolemäer ihre Schonung des ägyptischen Volksglaubens trieben, und welcher Künste sie sich bedienten, um das Volk zu täuschen und alle Religionen und Zeremonien des Reiches vollkommen miteinander zu verschmelzen, zeigt folgende Anekdote, die von Ptolemäos Soter erzählt wird. Ein Stadtviertel von Alexandria, das Bruchion genannt, enthielt die königliche Residenz, die Paläste der Großen des Reiches und die öffentlichen Gebäude. Auch der daran stoßende Stadtteil Rhakotis war mit prächtigen Gebäuden geschmückt. Rhakotis war der Sitz des Handels und zugleich derjenige Teil von Alexandria, in welchem die meisten heiligen Gebäude standen: hier durfte also natürlich der Tempel des Handelsgottes nicht fehlen. Zu diesem Gotte ward Serapis ausersehen, dessen Verehrung bei den Bewohnern der griechischen Handelsstadt Sinope in Kleinasien bereits diejenige Form erhalten hatte, welche ihn zu dem von Ptolemäos beabsichtigten Zwecke geeignet erscheinen ließ. Zur Ausführung der Sache bedurfte man aber eines Propheten, einer angeblichen Offenbarung und eines mit dem Schimmer der Heiligkeit umgebenen Eingeweihten, der die Gaukelei leiten und die gewünschte Deutung geben konnte. Die Rolle des Propheten übernahm Ptolemäos selbst, als Offenbarung ward

ein erdichteter Traum gebraucht, und für die nötigen Wunder sorgte Timotheos, ein Priester aus der alten athenischen Familie der Eumolpiden, in welcher das Priestertum der Eleusinischen Mysterien von jeher erblich gewesen war. Der König ließ einen prachtvollen Tempel, das nachherige Serapeion, erbauen, indem er erklärte, er wisse noch nicht, welcher Gottheit er ihn widmen solle. Bald darauf versicherte er, im Traume die Erscheinung eines Gottes gehabt zu haben, der ihm geboten habe, sein Bildnis aus Asien zu holen. Jetzt kam die Reihe an den Eumolpiden. Timotheos erklärte, dieser Gott sei in Sinope zu finden. Er selbst wurde sodann auf einem ägyptischen Schiffe abgesandt, um den Gott von dort zu holen. Die Sinopeer wollten aber ihren Gott nicht hergeben, und die Sache zog sich drei Jahre lang hin. Endlich ward jedoch der Gott ungeduldig, ging selbst aufs Schiff und eilte im Fluge nach Alexandria. Das ganze Volk jubelte und zog mit dem Könige in feierlicher Prozession dem neuen Gotte entgegen, der aber natürlich das von ihm in Sinope vollbrachte Wunder nicht wiederholte.

Neben der Verschmelzung des Griechischen und Orientalischen bildet die Richtung auf äußere Zwecke und die Beziehung aller geistigen Bestrebungen auf das Nützliche und Zierliche den Hauptcharakterzug der Herrschaft der drei ersten Ptolemäer, sowie des alexandrinischen Wesens und Treibens überhaupt, welches unter ihrer Regierung entstand und nicht bloß in Ägypten, sondern in der gesamten griechischen Welt herrschend ward. Die ersten Ptolemäer besaßen alle nötigen äußeren Mittel, um auf diese Weise die im Geist der Zeit liegende Richtung zu entwickeln und Alexandria zum Angelpunkte derselben zu machen. Die in Schriften des Altertums angegebene Zahl der Städte, welche diesen Herrschern unterworfen waren, ist zwar übertrieben, allein es ist doch gewiß, daß fast alle Küsten, Inseln und Seeplätze des östlichen Mittelmeeres und des Arabischen Meerbusens dem zweiten Ptolemäer während einer langen und meist friedlichen Regierung entweder gehorchten oder doch unter seinem Einfluß standen, und daß Ptolemäos Euergetes durch Krieg und Eroberungen dasjenige vollendete, was seine beiden Vorgänger im Frieden begonnen hatten. Diese ersten Ptolemäer geboten also über ein Reich, welches die bevölkertsten Länder und die eigentliche Kornkammer der alten Welt enthielt, den Handel mit den kostbarsten und wichtigsten Waren besaß und im Vergleich mit anderen Reichen damaliger Zeit am besten regiert wurde. Ein solches Reich mußte unermeßliche Reichtümer häufen und seinen Beherrschern die größten Mittel an die Hand geben. Mag daher auch in den Worten eines späteren griechischen Geschichtschreibers, welcher dem zweiten Ptolemäer einen Schatz von 3300 Millionen Mark zuschreibt, große

Übertreibung liegen, da weder der Großmogul noch der chinesische Kaiser je eine solche Summe in barem Gelde besessen hat: so bleiben doch andere zuverlässigere Angaben übrig, die uns beweisen, daß der Reichtum der ersten Ptolemäer in der That außerordentlich groß war. Ptolemäos III. brachte, wie oben berichtet worden ist, allein von seinem asiatischen Eroberungszuge eine erstaunliche Menge von edlem Metall und barem Gelde nach Ägypten. Ferner haben sich Beschreibungen von einzelnen Prachtaufzügen in Alexandria erhalten, welche uns einen Reichtum an kostbaren Gerätschaften und Statuen zeigen, der keinen Zweifel übrig läßt, daß damals in Ägypten ein Vorrat von edlem Metall aufgehäuft lag, wie man ihn schwerlich in irgend einem Lande unserer Zeit beisammen findet.

Man würde einen solchen Reichtum unbegreiflich finden, wenn man dabei nicht in Anschlag brächte, daß zu jener Zeit die Länder des Ostens fast alle edlen Metalle besaßen, und daß diese selbst aus Europa immer wieder dorthin zurückflossen. Außerdem muß man aber auch bedenken, daß damals der Reichtum, welcher jetzt unter Millionen verteilt ist, in den Händen weniger Tausende war, denen Millionen von Sklaven gehorchten. Diese verrichteten alle die Geschäfte, welchen der wohlhabende Mittelstand unserer Zeit seinen Reichtum verdankt, und verschafften also einer kleinen Zahl von Menschen Schätze, deren Größe uns in Erstaunen setzen muß. Die Hauptquellen des ungeheuren Reichtums der Ptolemäer aber waren die natürliche Fruchtbarkeit wie die sorgfältige Bebauung des Landes und der von ihnen auf jede Weise beförderte Handel. Welche Bedeutung der Handel den Staaten giebt, lehrt das Beispiel der Niederlande im 17. Jahrhundert, sowie das heutige England; im Orient aber, wo der Handel stets mehr oder weniger der Raubgier preisgegeben ist, blüht er schon dann sehr, wenn, wie im Reich der Ptolemäer geschehen, nur mäßige Kontributionen gefordert werden. Daß damals der Welthandel über Ägypten gehen mußte, zeigt ein Blick auf die Karte. Das innere Asien und Afrika sandte den Ägyptern seine Waren zu Lande, Arabien und Indien standen mit ihnen durch das Rote Meer in Verbindung. Die Ptolemäer hatten in Asien nicht nur einen Teil von Syrien besetzt, sondern ihr Arm reichte auch bis nach Palmyra und unter Euergetes sogar noch weiter. Sie führten den von Necho begonnenen Kanal aus, welcher den Nil mit dem Roten Meere verband, legten im südlichen Teile dieses Meerbusens zwei Häfen an und sorgten, daß die Waren von dort zum Nil geschafft wurden. Ferner stellten sie den alten Handelsverkehr mit dem Innern von Afrika nicht nur wieder her, sondern belebten und erweiterten ihn auch durch ihre Kriegszüge und Tempelfeste. Endlich besetzten sie

auch goldreiche Gegenden, welche in größerer oder geringerer Entfernung von Ägypten lagen.

Ein großer Teil der ungeheuren Schätze, welche den Ptolemäern zuflossen, wurde, der Richtung und dem herrschenden Charakter des Lebens ihrer Zeit gemäß, zu orientalischem, mit griechischer Kunst gepaartem Pompe verschwendet. Die königlichen Schätze kamen dadurch ebenso den Künsten und Gewerben der alexandrinischen Zeit zu statten, wie einst unter den Pharaonen. Von dem Glanz der Ptolemäischen Herrschaft und von der Art, wie zu Alexandria der Luxus mit der Förderung der Gewerbe in Verbindung gebracht und durch Kunst und Wissenschaft geschmackvoll gemacht wurde, giebt die Beschreibung des Festes, welches Ptolemäos Soter zur Feier des Regierungsantritts seines Sohnes veranstaltete, den besten Begriff. Solche Feste dienten dem Herrscherhause dazu, aller Welt den Glanz und Reichtum ihrer Herrschaft zu zeigen, und sie waren zugleich, wie die Jubiläen im päpstlichen Rom, für den Handel von Alexandria und den königlichen Schatz nicht wenig einträglich, da Fremde aus allen Gegenden der Erde als Zuschauer herbeiströmten. Eine ausführliche Beschreibung jener Festlichkeit, die wir mit einem modernen Ausdruck das Krönungsfest des Ptolemäos Philadelphos nennen können, würde uns zu weit führen, wir heben nur einige wenige Züge hervor. Zuerst ist zu bemerken, daß zu diesem Feste, wie überall im Altertum, wenn es galt, den Reichtum des Staates zu zeigen, nicht bloß die Tempel, sondern auch Privatleute ihre goldenen und silbernen Kostbarkeiten herliehen. Außerdem wurden Ptolemäos Philadelphos, sein Vater und seine Mutter von den Städten des Reiches mit so vielen goldenen Kränzen beschenkt, daß das darauf verwendete Gold 14 100 000 ℳ betragen haben soll. Die königliche Familie veranstaltete dafür ihren Unterthanen öffentliche Spiele, die gleich den olympischen fünf Tage dauerten, und bei welchen die kostbarsten Geschenke unter die Sieger verteilt wurden. Wir sehen also, daß damals die Gewerbthätigkeit und das Vermögen eines ganzen Volkes ebenso den Königen diente, wie in ältester Zeit. Außerdem zeigt die große Menge und Mannigfaltigkeit der beim Feste zur Schau getragenen Bildwerke, künstlichen Gerätschaften u. dgl. m., wie sehr unter den Ptolemäern die Künste und Gewerbe nicht allein in Blüte standen, sondern auch durch die freie Thätigkeit, welche an die Stelle des alten Kastenzwangs trat, belebt wurden. Namentlich bezeichnen die bei dieser Gelegenheit verwendeten Automaten oder sich selbst bewegenden Figuren die neu beginnende Periode der mechanischen Künste. Zuerst erschien in dem festlichen Aufzuge eine $3^3/_4$ m hohe Frauenstatue, welche auf einem Wagen saß, von Zeit zu Zeit aufstand, Milch aus einer goldenen Schale goß und sich dann wieder niedersetzte.

Auf einem anderen Wagen befand sich eine mit Epheu bedeckte Grotte, welche ebenfalls ein Maschinenwerk in ihrem Innern gehabt zu haben scheint; denn es flogen nicht nur lebendige Tauben aus derselben, sondern sie enthielt auch Quellen von Milch und Wein, welche durch irgend einen Mechanismus hervorgetrieben wurden. Endlich kamen bei diesem Krönungszuge auch kostbar gekleidete und mit goldenen Kränzen geschmückte Statuen von Nymphen vor, welche gleichfalls durch eine künstliche Vorrichtung in Bewegung gesetzt worden zu sein scheinen. Außer den Automaten und den mannigfaltigen kostbaren Gerätschaften und Bildwerken sind auch noch die Tiere bemerkenswert, welche bei jenem Feste dem Publikum zur Schau dienten; denn sie zeigen, wie groß damals die Kuriositätenliebhaberei und das Bedürfnis des Wechsels in den Genüssen war, und welch bedeutenden Einfluß dies auf die Wissenschaft der Naturgeschichte haben mußte. Es ward bei dem Zuge eine ganze Sammlung von seltenen fremden Tieren vorgeführt, welche Ptolemäos Soter zusammengebracht hatte: 2000 Hunde von allen möglichen Rassen, von den indischen bis zu den molossischen, Schafe und Stiere von verschiedenen Rassen, 14 Leoparden, 20 Panther, vier Luchse, ein Kamelopard, ein Rhinozeros und ein weißer Bär; außerdem wurden von 150 Männern Bäume getragen, an welche seltene Vögel gefesselt waren, sowie Käfige mit Papageien, Pfauen, Perlhühnern, Fasanen und äthiopischem Geflügel.

Die Zeit der Ptolemäer war recht eigentlich eine Zeit der Industrie, und die Verbindung hellenischen Wesens mit ägyptischem mußte die Entwickelung der Gewerbe bei einem Volke befördern, dem zwar der regsame, rastlos fortschreitende Sinn der Europäer nicht eigen war, welches aber dafür Gehorsam und Emsigkeit gewissermaßen als uraltes Erbteil besaß und in seiner gewohnten Weise geduldig fortlebte, wenn es nur nicht allzusehr gequält ward. Alles, was dasselbe vor alters durch den ihm zur anderen Natur gewordenen Zwang des Kastenwesens getrieben hatte, ward auch jetzt auf gleiche Weise fortgesetzt, da der Kastengeist fast jeden selbst dann noch bei der Beschäftigung seines Vaters zurückhielt, als die Strenge des Gesetzes ihn nicht mehr dazu nötigte. Griechischer Geist drang aber jetzt in den toten Mechanismus des altägyptischen Treibens und gab ihm neues Leben. Dabei dauerten jedoch die alten Beschäftigungen und Gewohnheiten, an denen die Ägypter mit einer bei allen übrigen Völkern ungewohnten Zähigkeit hingen, wie die Errichtung von Gebäuden, deren Wände mit Hieroglyphen bedeckt wurden, das Einbalsamieren der Toten u. s. w. fort. Die Ptolemäer selbst ließen Tempel im alten Stil erbauen und in der ägyptischen Manier verzieren. Während so auf der einen Seite das Altägyptische bestehen blieb und das Griechische immer mehr in den

Charakter desselben überging, erhielten dagegen die mathematischen und mechanischen Wissenschaften der Griechen durch die Ptolemäer erst ihre ganze Bedeutung und wurden durch sie vollständig in das Leben eingeführt. Dies zeigt sich am deutlichsten in den Werken, welche die Ptolemäer in Alexandria ausführen ließen, und in dem, was sie für das Seewesen thaten.

In Beziehung auf die Stadt Alexandria, ihre Häfen, Straßen, Kanäle, Wasserleitungen und Gebäude mögen hier einige wenige Andeutungen über die Sorge, welche die Ptolemäer für ihre Hauptstadt trugen, Platz finden. In dem oben erwähnten Stadtviertel Bruchion allein befanden sich z. B. außer den Tempeln folgende zum Teil sehr große öffentliche Gebäude und Anlagen: der ungeheure Königspalast, das ebenfalls sehr ausgedehnte, für gelehrte Zwecke bestimmte Museum, das prachtvolle Sema, in welchem Alexanders des Großen Leiche ruhte, ein Theater, ein Gymnasium, eine Reitschule, der unter der römischen Herrschaft zu Gerichtssitzungen bestimmte Marktplatz und ein Amphitheater. Zu den großartigen Werken von Alexandria gehörte ferner das sogenannte Heptastadion, ein mehr als eine Viertelstunde langer Felsendamm, welcher die vor dem Haupthafen gelegene Insel Pharos mit dem festen Lande verband, und der jetzt zu einer breiten Landenge geworden ist. Zwei Bauwerke verdienen eine ausführlichere Beschreibung, weil sie für das Leben und diejenige Art von Thätigkeit, welche in jener Zeit vorzugsweise Aufmunterung fand, vor andern bedeutend sind, — der Leuchtturm und das Museum. Jener war das wichtigste für die Bedürfnisse des Handels errichtete Werk, dieses dagegen gehört derjenigen Art Wissenschaft an, welche unter dem Schutze aufgeklärter Regenten zu blühen pflegt und durch die Ptolemäer im höchsten Grade befördert ward. Der Leuchtturm wurde von Ptolemäos Soter auf der erwähnten Insel Pharos errichtet und erhielt nicht nur selbst den Namen Pharos, sondern gab auch, als der erste in der Weltgeschichte vorkommende Leuchtturm, die Veranlassung, daß diese Benennung in einige neuere Sprachen übergegangen ist. Er ward von dem Baumeister Sostratos aus Knidos, der damit seinen Ruhm gründete, aufgeführt und wegen seiner Größe und Schönheit im Altertum so sehr bewundert, daß man ihn später den sieben Wunderwerken der Welt beizählte. Er stand auf einem Felsen, welcher mit dicken Mauern bekleidet war und hatte eine sehr bedeutende Höhe. Diese wird bis auf 140 m angegeben und die im obersten Stockwerk brennende Lampe soll schon in einer Entfernung von achtehalb deutschen Meilen sichtbar gewesen sein. Die Richtigkeit der letzteren Angabe ist aus optischen Gründen zu bezweifeln; auch jene Höhenangabe, nach welcher dieses Gebäude selbst die höchste Pyramide übertroffen haben würde, ist

wahrscheinlich übertrieben. Weniger unglaublich erscheint die Summe von fast 6 Millionen Mark, welche der Bau gekostet haben soll. Merkwürdiger, als diese Summe, erscheint die Zeit von nur 12 Jahren, welche die Errichtung dieses großen Werkes erfordert haben soll, wenn man daran denkt, wie lange Zeit der Bau unserer Kirchen und Türme gewöhnlich in Anspruch nimmt.

Das Museum, ein Werk des Ptolemäos Philadelphos, war eine für gelehrte Zwecke bestimmte Anlage und schloß sich an die großen Gebäude des königlichen Palastes an. In demselben war die Bibliothek aufgestellt, welche Ptolemäos Soter angelegt hatte, und die sein Sohn sehr bedeutend vermehrte. Außer den für diese bestimmten Räumen befanden sich daselbst alle möglichen Einrichtungen für gelehrte Zwecke, so daß man die ganze Anstalt geradezu eine Universität und eine Akademie der Wissenschaft nennen kann. Ein Teil des Gebäudes war zu Wohnungen und Speisesälen für die Gelehrten eingerichtet, andere Zimmer und Säle waren zum Lehren und Vorlesen bestimmt, noch andere endlich für die Abschreiber der Bücher, sowie für diejenigen Leute, welche mit unseren Buchbindern verglichen werden können: denn im Altertum pflegte man eigene Leute in den Bibliotheken zu halten, um das Zusammenleimen der Blätter zu besorgen, und um den Büchern die Form von Rollen zu geben, die sie damals hatten. Außer den vielen Räumlichkeiten, welche für alle diese Zwecke in dem Gebäude eingerichtet waren, hatte man bei demselben auch noch Säulenhallen und Gartenanlagen angebracht, weil bei den Griechen der Unterricht der Gelehrten, an welchem Männer jedes Alters Anteil nahmen, vielfach mehr in freier Unterhaltung als in eigentlichen Vorlesungen bestand und die Lehrer daher ihre Vorträge meistens so hielten, daß sie dabei mit ihren Schülern auf- und abgingen. Nach allem Angegebenen nahm das Museum einen sehr großen Raum ein und eine bedeutende Zahl von Menschen wohnte in demselben oder war wenigstens den Tag über dort beschäftigt.

Was das Seewesen und den Schiffsbau betrifft, so besaß Ägypten unter den Ptolemäern neben Rhodus, Phönikien und der Nordküste von Kleinasien die vorzüglichsten Werften im ganzen Osten des Mittelländischen Meeres. Wie ausgebreitet aber damals der Seehandel Ägyptens war, kann daraus ermessen werden, daß Ptolemäos II., welcher, gleich den ersten Regenten aus dem florentinischen Hause der Medici, für seine eigene Rechnung Handel treiben ließ, zu diesem Zwecke über 4000 Kauffahrer besaß. Mit der Regierung desselben Königs begann aber auch die Thorheit, ungeheure Schiffe zu erbauen, welche nicht zum Gebrauche dienten, sondern bloß das Staunen der Welt erregen und einen hohen Begriff von dem Reichtum und Glanz des

Ptolemäischen Hofes geben sollten. Ptolemäos II. selbst baute schon Prachtschiffe, welche 30 Ruderbänke hatten, während sonst die für den wirklichen Gebrauch dienenden Fahrzeuge gewöhnlich nicht über fünf oder höchstens sieben Reihen von Ruderern enthielten. Der König Hieron II. von Syrakus, welcher mit dem zweiten Ptolemäos in einem sehr freundschaftlichen Verhältnis stand, glaubte demselben seine Aufmerksamkeit nicht besser beweisen zu können, als durch die Übersendung eines prachtvollen Riesenschiffes. Dieses Schiff, welches glücklich von Syrakus nach Ägypten gelangte, mußte in zwei Stücken gebaut werden, weil man damals die Einrichtung unserer Docks noch nicht kannte. Man baute zuerst die eine Hälfte, ließ diese hierauf ins Meer und fügte dann die andere hinzu. Die Verlegenheit, in der man sich befand, eine solche Hälfte fortzubewegen, soll die Veranlassung gegeben haben, daß Archimedes, der größte Mathematiker des Altertums, die sogenannte Schraube ohne Ende erfand, welche bis auf den heutigen Tag bei den gewöhnlichsten Geschäften des Lebens häufig gebraucht wird. Jenes Schiff hatte 20 Ruderbänke und enthielt bei seinem ungeheuren Umfang nicht weniger als 47 Hauptzimmer, mehrere Säle, Vorratskammern, Küchen, Mühlen und andere dergleichen Räume und Vorrichtungen, einen Fischteich, einen Behälter mit 65 000 Liter Trinkwasser, acht Türme mit Wurfmaschinen, sowie Enterhaken an den Mastbäumen und andere kriegerische Vorrichtungen. Unter den Wurfmaschinen befand sich eine, welche Balken von 6 m Länge und Steine von über 60 kg Schwere 125 Schritte weit schleuderte. Auch bei diesem Teil des Werkes mußte Archimedes seine mechanische Erfindungskunst anwenden. Das Schiff zeichnete sich endlich noch durch seine außerordentliche Pracht aus: einzelne Zimmer waren mit den kostbarsten Steinen und Holzarten ausgelegt oder getäfelt; noch größer war der Reichtum an Gemälden und Statuen, mit denen Verdeck und Säle ausgeschmückt waren; außerdem war nicht nur für ein Studierzimmer mit einer Bibliothek, für Badeeinrichtungen und sonstige Unterhaltungen gesorgt, sondern es befanden sich sogar auf dem Verdeck Spaziergänge, Epheu- und Weinlauben und viele Zierpflanzen. Dieses Riesengebäude suchte der vierte Ptolemäer durch die Erbauung eines Schiffes mit noch einmal so vielen Ruderbänken zu übertreffen. So entstand freilich das größte Schiff, welches jemals erbaut worden ist, dieses war aber in der That kein eigentliches Fahrzeug, sondern ein großes Gebäude, das die Form eines Schiffes hatte. Wie wäre dies auch anders möglich gewesen, da außer der Schiffsmannschaft 3000 gerüstete Krieger in demselben Platz fanden und nicht weniger als 300 Matrosen und 4000 Ruderknechte erfordert wurden, um es in Bewegung zu setzen!

Auch diese riesenmäßigen Schiffe weisen uns darauf hin, daß zur Zeit der griechischen Dynastie einerseits die Gewerbe und diejenigen Wissenschaften, welche denselben zu statten kamen, mehr als je zuvor begünstigt wurden, und daß andererseits alles, selbst die ernsteren Künste, dem Glanze und der Eitelkeit der Herrscher dienen mußten. Die Höfe waren überhaupt damals der eigentliche Mittelpunkt des Lebens in allen seinen Beziehungen. Daher war dies auch die erste Zeit, in welcher die Fortschritte des Altertums zu höherem Luxus durch die Kreise eines Hofes hervorgerufen wurden und ganz besonders von der Frauenwelt dieser Kreise ausgingen. In Ägypten erfand und verfertigte man damals die meisten Luxusartikel, welche Bedürfnis der Zeit waren. Nur Pergamon und die Frauen des dortigen Hofes wetteiferten später hierin mit Alexandria und den ägyptischen Prinzessinnen. Besonders berühmt waren die alexandrinischen Salben und Parfümerieen, welche von der Gemahlin des Ptolemäos Soter, Berenike, und von ihrer Tochter Arsinoë, der Gemahlin des Ptolemäos Philadelphos, erfunden und in Mode gebracht wurden. Diese Salben waren ebenso sehr gesucht als das Rosenöl von Kyrene, welches damals ebenfalls durch eine Fürstin, die Tochter des Magas, seinen größten Ruhm erlangte, oder als im folgenden Jahrhundert ähnliche Luxusartikel, welche durch die Gemahlin des pergamenischen Königs Eumenes II. in Aufnahme kamen.

Der Geist jener Zeit und der orientalische Charakter, welcher damals in das griechische Wesen eindrang, lassen sich auch an der in Alexandria zur Mode gewordenen Musik erkennen. Die Ptolemäer suchten die griechische und orientalische Musik zu vereinigen, der geräuschvolle Charakter der letzteren ward aber dabei vorherrschend. Dazu trug die Schmeichelei viel, der Zufall das meiste bei. Die stürmischen Päane oder Jubelgesänge, welche in Athen auf den Demetrios Poliorketes, in Rhodus auf Ptolemäos Soter als auf Gottheiten gedichtet und in Musik gesetzt worden waren, wurden unter den Griechen ebenso Modegesang, wie bei uns rauschende Opernmusik. Als der Gesang diesen Charakter angenommen hatte, wurde infolge davon nicht nur die Begleitung desselben durch Instrumente zusammengesetzter, sondern es ward damals auch zum erstenmale bei den Griechen die Instrumentalmusik von der Vokalmusik getrennt. Während ferner manche Instrumente, wie zur Zeit des dritten Ptolemäos die Wasserorgeln, neu erfunden wurden, kamen andere, die den Griechen bisher unbekannt geblieben waren, aus dem Orient zu ihnen und übten einen fördernden Einfluß auf die Richtung aus, welche die griechische Musik in Syrien und Ägypten erhalten hatte. Diese war und blieb, wie das ganze Leben jener Zeit, ein sonderbares Gemisch von syrischem, ägyptischem und griechischem Wesen.

Gehen wir zuletzt noch zu der merkwürdigsten Seite des alexandrinischen Lebens, dem gelehrten Treiben, über, so finden wir, daß auch hierbei in gewissem Sinne der orientalische Charakter in das Griechische aufgenommen und Glanz, Eitelkeit, Unterhaltungssucht und die Richtung auf das Äußere, Brauchbare und Elegante herrschend wurden. Die Beschäftigung mit geistigen Dingen ward eine Liebhaberei und Ergötzlichkeit, eine Sache der Mode und des Prunkes, die Wissenschaft aber wurde in demselben Grade, wie sie ihr eigentliches höheres Ziel aus den Augen verlor, teils in bloße Gelehrsamkeit umgewandelt, teils zur Dienerin äußerer Zwecke herabgewürdigt. Dies zeigt sich am deutlichsten in der Einrichtung der Anstalten des Museums. Das Museum war, dem ganzen Charakter des alexandrinischen Lebens nach, für die damalige Hauptstadt von Ägypten eine ebenso unentbehrliche Sache, als der prachtvolle Königspalast, das Theater, die Ring- und Reitschule, oder als der Pharos und die anderen Bauten für das Seewesen: es diente, wie alle diese Anstalten, einem Hauptbedürfnisse der Zeit und gehörte zum Glanze einer königlichen Residenz. Schon Ptolemäos Soter hatte Sorge getragen, daß Wissenschaft und Gelehrsamkeit in Alexandria ihren Wohnsitz erhielten, und der für die athenische Geschichte so wichtige Demetrios Phalereus erlangte zum zweitenmale eine große Bedeutung dadurch, daß er dem König dabei behilflich war. Dieser Gelehrte war nach seiner Vertreibung aus Athen zuerst zu Kassander und bei dessen Tode nach Ägypten geflüchtet, er fand bei Ptolemäos freundliche Aufnahme und erlangte sehr großen Einfluß auf diesen Herrscher. Insbesondere nahm er an den Bemühungen desselben um Wissenschaft und Kunst einen so thätigen Anteil, daß ihm die erste Einrichtung des alexandrinischen Gelehrtenwesens zuzuschreiben ist. Ptolemäos Soter ließ auch viele Bücher sammeln, deren Anschaffung Demetrios leitete. An der Einrichtung des Museums aber und besonders der Bibliothek desselben hat er nicht teilgenommen: diese gehört ganz dem zweiten Ptolemäer an, der den Demetrios gleich nach dem Tode seines Vaters verbannte, weil derselbe früher bemüht gewesen war, dem erstgeborenen Sohne des Soter die Nachfolge zu verschaffen.

Die Büchersammlung des ersten Ptolemäos wurde von Philadelphos in das Museum verlegt und hier sehr bedeutend vermehrt. Aus allen Winkeln von Griechenland ließ dieser Bücher zusammensuchen, und beständig war eine große Zahl von Leuten im Museum selbst beschäftigt, die wichtigsten Schriften aller Zeiten für die Bibliothek abzuschreiben. Dies ist der Anfang der berühmten alexandrinischen Bibliothek. Sie ward unter den folgenden Ptolemäern fortwährend vermehrt, verbrannte aber zu Julius Cäsars Zeit, mit Ausnahme eines

Teiles, welcher im Museum keinen Raum mehr gefunden hatte und daher in anderen Gebäuden aufgestellt worden war. Auch dieser Rest ward in späteren Zeiten durch Feuer vernichtet. Aber nicht nur griechische Werke ließen die Ptolemäer sammeln, sondern auch die Schriften anderer Völker; die Bibliothek sollte die Litteratur der ganzen Welt enthalten. Unter Philadelphos wurden namentlich auch die Schriften der Juden übersetzt, um der großen Sammlung einverleibt zu werden: man hatte aber bei dieser Übersetzung noch einen anderen Zweck im Auge, nämlich den Juden, welche unter den Griechen in Ägypten zerstreut lebten und größtenteils das Hebräische nicht mehr verstanden, ihre heiligen Bücher zugänglich zu machen. Dadurch erhielt die damals in die Bibliothek des Museums aufgenommene griechische Übersetzung des Alten Testaments, welche heutzutage den Namen der Septuaginta führt, eine große Bedeutung für die zu halben Griechen gewordenen Juden in Alexandria und anderen Handelsstädten, und es erklärt sich daraus sehr leicht, daß über die Entstehung dieser Übersetzung die sonderbarsten Fabeln entstehen konnten. Es heißt nämlich, man habe in Alexandria 72 jüdische Gelehrte zu gleicher Zeit das Alte Testament übersetzen lassen, und ungeachtet diese sich ihre Arbeit gegenseitig nicht hätten mitteilen können, wären doch durch ein göttliches Wunder alle Übersetzungen völlig gleichlautend ausgefallen.

Die Einrichtung des Museums ist bereits oben beschrieben worden, es bedarf daher nur noch einiger Worte über das gelehrte Treiben in dieser Anstalt. Wie viele Gelehrte in derselben ihren Wohnsitz hatten, ist ebensowenig bekannt, als die eigentliche Verwaltung und Beschaffenheit der Anstalt im einzelnen. Wir wissen nur, daß sie ihre festen, auf bestimmten Gütern beruhenden Einkünfte hatte, und daß ein Vorsteher das Ganze leitete. Für den Charakter des dortigen wissenschaftlichen Treibens ist es bezeichnend, daß die in das Museum aufgenommenen Gelehrten ebenso den Ausdruck „vom Museum" zu ihrem Namen zu setzen pflegten, wie heutzutage die Worte „Mitglied der Akademie der Wissenschaften, de l'Institut" u. dgl. gebraucht werden. Übrigens erhielt sich die Anstalt noch weit über das Ende der Ptolemäischen Herrschaft hinaus; einige römische Kaiser, wie Claudius und Hadrian, sorgten sogar durch neue Stiftungen für die Erweiterung desselben. Schon unter den letzten Ptolemäern aber war das Museum ebenso ganz und gar in den ägyptischen Charakter übergegangen, wie auch die griechisch-ägyptische Religion im Verlauf der Zeit immer mehr die Farben der altägyptischen annahm und die Ptolemäer selbst immer mehr die Rolle altägyptischer Pharaonen spielten. Während nämlich in der früheren Zeit die Direktoren der Anstalt zu den ersten Gelehrten gehörten, standen zur Zeit von Christi Geburt, wo alle Wissen-

schaft in Ägypten wieder priesterlich geworden war, Priester an der Spitze des Museions. Die Üppigkeit des Hofes, der echt ägyptische Gottesdienst und das alte Priesterwesen paßten vortrefflich zusammen. Die Priester wurden daher vom Hofe nicht allein geschützt, sondern auch auf jede Weise emporgehoben, wofür sie ihrerseits den Königen eine ebenso große Verehrung gewährten, als ihren Tempelgötzen. Dadurch wurde das Museum den alten ägyptischen Tempeln, in welchen die Priester ebenfalls zu einer Art von Gelehrtenstaat vereinigt gewesen waren, immer mehr ähnlich und sehr möglicherweise hatten diese auch schon bei seiner Stiftung zum Muster gedient. Einen gesunden Einfluß auf Bildung und Kultur konnte die ganze Anstalt, selbst noch ehe sie auf jene Weise ausartete, niemals ausüben; denn sie war von Anfang an gleichsam nur ein Treibhaus der Litteratur, und nicht mit Unrecht hat ein witziger und spottsüchtiger Schriftsteller, welcher zur Zeit des Ptolemäos Philadelphos lebte, die in das Museum aufgenommenen Gelehrten mit den Vögeln einer Vogelhecke oder den Tieren einer königlichen Menagerie verglichen.

6. Geschichte Makedoniens und Griechenlands von Antigonos Gonatas bis zur Zeit des Aratos.

Während durch die Gründung und das Aufblühen der griechischen Reiche in Afrika und Asien das Hellenentum in andere Weltteile versetzt worden zu sein schien, blieb es gleichwohl im eigentlichen Griechenland in seiner Eigentümlichkeit ungebrochen bestehen. Es nahm zwar dort ebenfalls den allgemeinen Charakter der Zeit an — den man zum Unterschied vom alt- und echthellenischen den hellenistischen nennt —, entwickelte sich dabei aber doch auf seine besondere, von dem Ptolemäischen, Seleukidischen und Pergamenischen verschiedene Weise. Die europäischen Griechen stießen das asiatische Element, das ihnen seit Alexanders Tod beigemischt worden war, wieder völlig von sich aus und kamen in ein solches Verhältnis zu einander und zu den sie umgebenden Königreichen, daß dadurch unter ihnen Nacheiferung erregt, ein steter Kampf erweckt und der Kontrast der Freiheit und Abhängigkeit in seiner vollen Bedeutsamkeit erhalten ward. Dies wird aus der nachfolgenden Übersicht der griechischen und makedonischen Geschichte von selbst hervorgehen.

Als Demetrios Poliorketes durch seine tolle letzte Unternehmung alles verloren hatte, trat im europäischen Griechenland ein Verhältnis ein, welches einerseits den räuberischen Ätoliern in Mittelgriechenland, andererseits den Bewohnern von Achaja im Peloponnes, welche bis

dahin ganz im Hintergrunde gestanden hatten, nach und nach eine überwiegende Bedeutung verschaffte. Während nämlich die übrigen Kantone Griechenlands größtenteils entweder dem Antigonos Gonatas, dem Sohne und Erben des Demetrios Poliorketes, oder einzelnen Tyrannen unterworfen waren, hatten die Ätolier beständig ihre Freiheit behauptet und waren das einzige hellenische Volk, welches seine Selbständigkeit nicht durch Soldtruppen, sondern durch die Waffen seiner Bürger schützte. Die achäischen Städte ihrerseits machten sich teils während des Kampfes, den Antigonos um den makedonischen Thron führte, teils nachher vom fremden Joche frei. Dieser war bald nach dem gallischen Kriege König von Makedonien geworden (276 v. Chr.) Er hatte jedoch den makedonischen Thron kaum in Besitz genommen und durch seine Verbindung mit Nikomedes I. von Bithynien den Sohn des Seleukos Nikator genötigt, seinen Ansprüchen an jenes Reich zu entsagen, als ein neuer Nebenbuhler gegen ihn auftrat. Dieser war der König Pyrrhus von Epirus, welcher seinem bis dahin unwichtigen Volke eine solche Bedeutung zu verschaffen wußte, daß dasselbe kurze Zeit mit Makedonien um den Besitz von Griechenland zu streiten vermochte. Hier ist daher auch die passendste Stelle, auf die Epiroten und ihre frühere Geschichte einen Blick zu werfen.

Die Epiroten waren ihrer Abstammung nach nur ein halbgriechisches Volk. Sie bestanden nicht aus einer einzigen, sondern aus mehreren Völkerschaften, gerade wie noch heutigestages ebendieselben Gebirgsgegenden von verschiedenen, unter sich feindlichen Stämmen bewohnt werden, welche jedoch, wie die des alten Epirus, in dem ganzen Charakter ihrer Lebensweise miteinander übereinstimmen. Die wichtigsten älteren epirotischen Völkerschaften waren die Chaoner, die Thesproter und die Molosser. Die letzteren wurden das herrschende Volk: und mit dem von ihnen erlangten Übergewicht über die anderen beginnt die eigentliche Geschichte von Epirus. In den späteren Schriften der Griechen findet sich zwar eine bis in die mythischen Zeiten hinaufgehende Reihenfolge der molossischen oder, wie sie vorzugsweise genannt werden, epirotischen Könige; es ist aber kaum zu bezweifeln, daß diese Genealogie erst zur Zeit des Königs Pyrrhus entstanden ist. Höchst wahrscheinlich haben damals einige schmeichlerische Schriftsteller die zufällige Ähnlichkeit, welche zwischen den Namen mythischer Personen und denen des Pyrrhus und seiner nächsten Vorgänger bestand, mit einer älteren Sage in Verbindung gebracht, um das Geschlecht der Epirotenkönige auf hellenische Heroen und Götter zurückzuführen. So wurde einerseits Pyrrhos oder Neoptolemos, Achilleus' Sohn, der sich in Epirus niedergelassen haben sollte, zum Stammvater der epirotischen Könige gemacht, andererseits aber das Geschlecht derselben durch Neo-

ptolemos' Gemahlin Lanassa, eine Tochter des Herakliden Kleodäos, auf den Herakles zurückgeleitet. Infolge dieser erdichteten Genealogie der Könige von Epirus hat man denselben auch nach Achilleus' Großvater Äakos den Namen der Äakiden gegeben.

Ungeachtet ihrer vorgeblichen göttlichen Abkunft blieben diese Beherrscher von Epirus doch, nach ebendenselben Schriftstellern, bis zum Anfang des vierten Jahrhunderts v. Chr. Barbaren. Erst Tharybas oder Tharymbas, der Sohn jenes Admet, der dem verfolgten Themistokles Aufnahme und Schutz gewährte, fing an, eine höhere Kultur und griechische Sitten im Lande einzuführen. Dessen Nachfolger, Alketas I., teilte bei seinem Tode (gegen 380 v. Chr.) das Reich zwischen seinen beiden Söhnen Neoptolemos und Arybas. Der erstere starb bald nach des Vaters Tode, und da seine hinterlassenen Kinder noch minderjährig waren, so benutzte Arybas diesen Umstand, um sich der Herrschaft über das Ganze zu bemächtigen. Darüber geriet er mit Philipp II. von Makedonien, dessen Gemahlin Olympias eine Tochter des Neoptolemos war, in Krieg, und als er starb, wurde sein Sohn Äakidas durch den Bruder der Olympias, Alexander I., mit Hilfe Philipps verdrängt (342 v. Chr.). Alexander I., welcher sich mit seiner Nichte Kleopatra, der Schwester Alexanders des Großen, vermählte, ließ sich durch ein Hilfegesuch der Tarentiner bewegen, auf Eroberungen in Unteritalien auszuziehen und verlor daselbst sein Leben. Sein Vetter Äakidas erhielt darauf den Thron. Dieser heiratete die Tochter des thessalischen Feldherrn Menon und hatte den nachher so berühmt gewordenen Pyrrhus zum Sohne sowie Deidamia, später eine der Gemahlinnen des Demetrios Poliorketes, zur Tochter. Nach dem Tode des makedonischen Reichsverwesers Antipater nahm sich Äakidas der Olympias und ihres Enkels gegen Kassander und Eurydike an, weil Olympias seine Tochter, welche damals noch ein Kind war, mit ihrem Enkel verlobt hatte. Die Zurückführung der Olympias nach Makedonien kostete ihm aber den Thron: denn Kassander unterstützte, sobald er Herr von Makedonien geworden, die den Nachkommen des Neoptolemos anhängende Partei in Epirus, durch welche dann Äakidas vertrieben wurde.

Bei dieser Gelegenheit ward des Äakidas Sohn Pyrrhus, damals ein Kind von zwei Jahren, nur mit Mühe vor der Wut der Gegner gerettet. Einige Freunde des vertriebenen Königs nahmen sich des Kindes an und brachten es unter großen Gefahren zu dem illyrischen Fürsten Glaucias. Dieser wollte zwar anfangs aus Furcht vor Kassander den Knaben nicht bei sich aufnehmen, ließ sich aber endlich erbitten und schlug nachher sogar eine große Geldsumme aus, welche Kassander ihm für die Auslieferung desselben bot. In Epirus

bemächtigte sich nach einiger Zeit der vertriebene Äakidas wieder des Thrones, und nach seinem bald nachher erfolgten Tode riß denselben sein Bruder Alketas II. an sich. Dieser machte sich durch Härte und Grausamkeit bei seinen Unterthanen verhaßt. Als er deswegen von ihnen erschlagen worden war (307 v. Chr.), eilte Glaucias herbei und setzte seinen 12jährigen Schützling Pyrrhus als König ein. Solange die Epiroten den mächtigen illyrischen König fürchten mußten, ließen sie den jungen Pyrrhus auf dem Thron; sobald jener aber anderswo beschäftigt ward, empörten sie sich und riefen den Neoptolemos, Alexanders I. Sohn, zum König aus (302 v. Chr.). Pyrrhus floh aus dem Reiche und rettete sich zu seinem Schwager Demetrios Poliorketes. Von diesem lernte er die Kriegskunst: er focht unter seiner Führung in der Schlacht bei Ipsos mit und folgte ihm dann nach Griechenland, wo er während der von Demetrios unternommenen Raubzüge die Angelegenheiten seines Freundes leitete. Im Jahre 300 v. Chr. ward Pyrrhus, welcher damals noch nicht 20 Jahre alt war, als Geisel seines Freundes nach Ägypten geschickt. Auch hier, auf diesem neuen Boden, zeigte er sich als einen gewandten, verständigen und tüchtigen Mann. Er wußte den Ptolemäos Soter so sehr für sich einzunehmen, daß dieser ihn später in allen Briefen seinen Sohn nannte; er gewann auch die Gunst der alles vermögenden Gemahlin des Königs, Berenike, und erhielt deren Tochter aus einer früheren Ehe, die leibliche Schwester des Fürsten Magas von Kyrene, zur Gemahlin. Endlich brachte er es dahin, daß Ptolemäos ihn mit Truppen und Geld zur Wiedereroberung seines Reiches unterstützte. In Epirus seinen Zweck zu erreichen, war ihm nicht schwer: da er aber den Demetrios Poliorketes, welcher von diesem Augenblicke an sein heftigster Feind war, zu gut kannte, um nicht zu wissen, daß derselbe den Neoptolemos gegen ihn unterstützen würde, so vertrieb er diesen nicht sogleich, sondern schloß einen Vertrag mit ihm, nach welchem beide die Regierung gemeinschaftlich führen sollten (296 v. Chr.). Nicht lange nachher entledigte er sich seines Mitregenten, dem er dadurch nur einen gleichen von diesem gegen ihn selbst gerichteten Plan vereitelte.

Von Ptolemäos I. fortwährend unterstützt, erweiterte Pyrrhus sein Reich auf Kosten der Akarnanen und anderer Nachbarstaaten und spielte mit seinen kriegslustigen und habgierigen Bergvölkern während mehrerer Jahre die Rolle eines Abenteurers und Häuptlings eines Räubervolks. Er brach einige Male plündernd in Thessalien ein, schlug sich einst, als ein makedonischer General ihn zum Zweikampf herausforderte, mit demselben im Angesicht beider Heere und benutzte endlich den Umstand, daß Demetrios Poliorketes plötzlich schwer erkrankte, um sich Makedoniens zu bemächtigen. Es gelang ihm nun zwar, das ganze

Land mit seinen Raubscharen zu überschwemmen: sobald aber Demetrios sich aufraffte und gegen ihn zog, ward er auch wieder wie ein Räuber in einem Augenblick hinausgetrieben und sein Heer zerstreut. Des Demetrios Stolz, Trotz und schlechte Regierung und des Ptolemäos Geld verschafften ihm kurze Zeit nachher den Besitz der Hälfte von Makedonien. Auch diese Eroberung machte er ganz nach Räuberart. Eine seiner Frauen, Lanassa, die Tochter des Königs Agathokles von Syrakus, war insgeheim mit Demetrios in Verbindung getreten und hatte den Harem des Pyrrhus mit dem des Demetrios vertauscht. Sie hatte bei dieser Gelegenheit dem letzteren die Insel Corcyra verraten, und da Pyrrhus von seinem Feinde Demetrios, welcher gerade sein ungeheures Heer zum asiatischen Feldzug rüstete, alles fürchten mußte, so schloß er einen Vertrag mit demselben, in welchem er Corcyra an ihn abtrat und Frieden zu halten versprach. Er brach aber diesen ohne Bedenken wieder, als gleich nachher die gegen Demetrios verbündeten Könige Ptolemäos, Lysimachos und Seleukos ihn aufforderten, sich an sie anzuschließen und die Gelegenheit zur Eroberung Makedoniens zu benutzen. Mit leichter Mühe bemächtigte er sich des Landes, weil die Makedonier der despotischen Herrschaft des Demetrios überdrüssig waren. Kaum aber war er auf diese Weise Herr von Makedonien geworden, als plötzlich Lysimachos erschien und ihn nötigte, die Beute mit ihm zu teilen. Nur sechs Monate blieb er im Besitze seiner Hälfte; Lysimachos vertrieb ihn mit Hilfe der unzufriedenen Makedonier auf dieselbe Weise, wie er selbst vorher den Demetrios vertrieben hatte. Die Ermordung des Seleukos eröffnete dem Pyrrhus die Aussicht auf eine nochmalige Besitznahme von Makedonien. Er bekriegte den Ptolemäos Keraunos, gleich nachdem derselbe sich der Herrschaft bemächtigt hatte, und ward dabei durch den Umstand begünstigt, daß zu gleicher Zeit auch Antigonos Gonatas diesen neuen makedonischen König angriff. Er gab aber den Zug nach Makedonien wieder auf, als er von den Tarentinern gegen Rom zu Hilfe gerufen ward und Ptolemäos Keraunos, um seiner los zu werden, sich erbot, ihn bei dieser Unternehmung mit 9000 Mann und 50 Elefanten zu unterstützen. Wahrscheinlich wurde Pyrrhus auch durch den Gedanken an die Abneigung der Makedonier gegen ihn, die er schon einmal im vollen Maße erfahren hatte, zu diesem Entschlusse bestimmt. In Italien ward er fünf Jahre lang zurückgehalten.

Nach seiner Entfernung brachen, wie früher bereits berichtet worden ist, die Gallier in Makedonien und Griechenland ein, Ptolemäos Keraunos verlor im Kampfe mit ihnen das Leben, und Antigonos Gonatas bemächtigte sich einige Jahre nachher Makedoniens. Kaum hatte sich aber der letztere im Besitze seiner neuen Herrschaft befestigt, als

Pyrrhus, von dessen italischem Kriegszug in der römischen Geschichte die Rede sein wird, nach Epirus zurückkehrte und sich sogleich wieder zum Herrn von Makedonien zu machen anschickte. Ein Krieg war ihm damals durchaus nötig, weil er 8000 Mann zu Fuß und 500 Reiter aus Italien mit zurückgebracht hatte und diese mit den Einkünften seines kleinen epirotischen Reiches unmöglich unterhalten konnte. Nachdem er sein Heer noch durch eine Schar gallischer Söldner verstärkt hatte, brach er in Makedonien ein (274 v. Chr.). Sein Raubzug war glücklicher, als er selbst erwartet hatte: er siegte in mehreren Gefechten, wußte einen Teil der Offiziere seines Gegners zu verführen, brachte endlich das ganze Fußvolk desselben zum Abfall und nötigte ihn dadurch, sich in die Städte der Ostküste zurückzuziehen. Anstatt aber jetzt, nachdem er Herr des ganzen inneren Landes von Makedonien geworden war, die Seestädte, in welche Antigonos seine Streitmacht eingeschlossen hatte, anzugreifen und seinen Gegner völlig zu vertreiben, ließ er sich von einem neuen auswärtigen Abenteuer locken. Doch möchte jene Unterlassung vielleicht auch aus dem Mangel einer Flotte zu erklären sein. Daß er aber nach Ägä, der ältesten makedonischen Stadt und dem Begräbnisort der früheren Königsfamilie, als Besatzung 2000 Gallier legte, welche die Einwohner peinigten, die königlichen Gräber plünderten und die Gebeine zerstreuten, und daß er, trotz des lauten Unwillens der Makedonier, diesen Frevel nicht bestrafte, erklärt sich aus dem ihm eigentümlichen militärischen Übermut sowie aus der Unsicherheit seiner ganzen Lage, die ihn von jenen Söldnern abhängig machte.

Das neue Abenteuer, in das er sich stürzte, war die Eroberung des Peloponnes, und zwar sollte dort zunächst Sparta seinem Scepter unterworfen werden. Pyrrhus' peloponnesischer Feldzug ward durch Umstände veranlaßt, die mit dem sittlichen und politischen Zustande der damaligen Spartaner zusammenhingen: es ist daher nötig, diesen Zustand mit einigen Worten zu schildern. Zu jener Zeit war die spartanische Verfassung durch oligarchischen und demokratischen Auswuchs völlig entstellt und ausgeartet. Oligarchisch war sie geworden, weil alles Vermögen in die Hände einiger wenigen Familien gekommen war, demokratisch aber, weil die fünf jährlich neu gewählten Ephoren im Vertrauen auf die Unterstützung der Menge, welche sie zu jeder Zeit zusammenberufen konnten, und deren Vertreter zu sein sie sich den Anschein gaben, die beiden Könige und den Senat ganz von sich abhängig machten. Das Volk lebte in Druck und Elend, die Reichen schwelgten allen Überlieferungen und Geboten Lykurgs zum Trotz. Die Sitten und Lebenseinrichtungen, welche dieser Gesetzgeber zur Grundlage seiner Verfassung gemacht hatte, waren längst dem veränderten Geist der Zeit

gewichen, und da die spartanische Republik weit mehr als jeder andere hellenische Staat auf jene altertümliche Sitte und Lebensordnung gebaut war, so hatte sie damit zugleich ihre Kraft und ihre Bedeutung nach außen verloren. „Die Spartaner", sagte schon Aristoteles in seiner Schrift vom Staate, „waren den übrigen Hellenen so lange überlegen, als sie ohne Unterlaß ihre anstrengenden Übungen trieben; jetzt aber stehen sie umgekehrt allen anderen nach, weil sie diese aufgegeben haben; denn der Grund ihrer früheren Überlegenheit lag nicht sowohl in der besonderen, ihnen eigentümlichen Art von Körperübungen, als vielmehr darin, daß sie sich stets übten und es mit Leuten zu thun hatten, welche dies nicht thaten."

Die steigende Macht der Ephoren, welche zugleich mit den wenigen Reichen die Herrschaft an sich gerissen hatten, und die immer mehr um sich greifende Verweichlichung der Bürger hielt gleichen Schritt mit der Abnahme der Bevölkerung und den schroffen Gegensätzen, die sich in Beziehung auf die Besitzverhältnisse ausgebildet hatten. Der peloponnesische Krieg und die Kämpfe, welche zur Aufrechthaltung der spartanischen Oberherrschaft in den nächsten 40 Jahren geführt wurden, hatten das spartanische Land schon damals so sehr entvölkert, daß manchmal Männer zwischen 50 und 60 Jahren mit ins Feld ziehen mußten, weil die Reihen der Jüngeren zu sehr gelichtet waren. Schon dies allein hätte, allen Bestimmungen der Lykurgischen Verfassung zum Trotz, eine große Ungleichheit des Vermögens herbeiführen müssen, wenn dieselbe auch nicht der ganzen Natur menschlicher Verhältnisse nach unausbleiblich gewesen wäre. Dadurch, daß die Anzahl der mit vollem Bürgerrecht begabten Familien sich verringerte, kamen notwendigerweise einzelne von diesen in den Besitz mehrerer Güter, und das vorzeitige Hinsterben so vieler Söhne vermehrte die Zahl der reichen Erbtöchter. Bringt man nun hierbei noch die schon so früh einreißende Schwelgerei und Habsucht mit in Anschlag, so springt in die Augen, daß der spartanische Staat von dem Augenblicke an, wo er eigentlich erobernd auftrat und die Oberherrschaft in Griechenland erlangte, mit sich selbst, seiner Verfassung und den Grundlagen derselben in Widerspruch geriet und deshalb immer mehr sinken mußte. Was auf diese Weise die Verhältnisse selbst mit sich brachten, ward zur Zeit Philipps II. von Makedonien auch auf gesetzliche Weise anerkannt und noch weiter ausgedehnt. Damals wurde nämlich auf den Vorschlag des Ephoren Epitadeus das förmliche Gesetz gemacht, daß jeder Bürger sein unbewegliches Eigentum, ohne Rücksicht auf seine Familie, an wen er wolle verschenken oder vererben könne. Man schreibt gewöhnlich diesem Gesetze des Epitadeus den gänzlichen Verfall der alten spartanischen Einrichtungen zu, allein mit Unrecht: denn dieses

ist selbst nur als eine der Veränderungen der spartanischen Verfassung anzusehen, welche um jene Zeit geschahen, es war, gleich allen anderen Übeln, bloß eine Wirkung der Zeit und als solche die Ursache von neuen Übeln.

Die Ungleichheit des Besitzes wurde nach und nach so groß, daß um die Mitte des dritten Jahrhunderts v. Chr. alle Güter in die Hände von 100 Familien gekommen waren. Etwa 600 andere Familien hatten mit diesen gleiche Ansprüche, waren aber ohne alle Mittel, dieselben geltend zu machen, und lebten also in einer kläglichen Abhängigkeit. Alle übrigen Bürger waren ganz vermögenslos und die Beute der Familien, aus welchen die herrschende Oligarchie bestand; ihre Lage war um so trauriger, als das Land keine eigentliche Gewerbsthätigkeit und nur sehr wenig Handel hatte. Die reichen Familien besaßen alle Macht, und selbst die Könige standen ihnen an Einfluß und Ansehen nach. Für den moralischen Zustand der Gesellschaft hatte das eingetretene Mißverhältnis des Besitzes dieselben Folgen gehabt, welche es überall zu haben pflegt: Niederträchtigkeit und Sklavensinn bei dem einen Teil der Bürgerschaft, Übermut, Schwelgerei und unmäßige Verschwendung bei dem anderen. Fremde Sitten und Laster wurden nach Sparta gebracht und untergruben den Staat. Schon des Agesilaos Sohn, Archidamos III., lebte gern im Ausland und nach der schwelgerischen Weise fremder Völker. Der König Leonidas II., welcher um das Jahr 250 v. Chr. regierte, verlebte den größten Teil seiner reiferen Jugendzeit an dem verdorbenen syrischen Hofe und brachte von da syrische Lüste und Üppigkeit nach Sparta. Nach solchen Vorgängen ist es nicht zu verwundern, daß, wie ein kurz nach Leonidas' Zeit lebender Schriftsteller berichtet, damals von den altspartanischen Syssitien schon längst keine Rede mehr war, und daß an die Stelle dieser alten einfachen Mahle die kostbarsten Speisen, die ausgezeichnetsten Weine, die theuersten Trinkgeschirre, Salben u. dgl. getreten waren. Die Könige, welche zur Zeit, als Pyrrhus sie angriff, regierten, hatten die Pracht und die Eleganz der fremden Höfe in ihrer Vaterstadt eingeführt, wurden aber darin von einigen spartanischen Privatleuten so weit übertroffen, daß, wie ebenderselbe Schriftsteller mit rhetorischer Übertreibung hinzufügt, ihr Aufwand, mit dem der letzteren verglichen, eher der guten alten Zeit anzugehören schien. Nichts zeigt jedoch die große Entartung der damaligen Spartaner deutlicher, als der moralische Charakter und die Stellung der vornehmen Frauen jener Zeit. Die Töchter der edlen Familien hatten Liebhaber in großer Zahl um sich, und die Gemahlinnen der Könige buhlten mit ihren nächsten Verwandten. Dabei besaß denn die kleine Zahl derjenigen Frauen und Töchter, welche reiche Erbinnen waren, mehr Macht als die Könige,

so daß z. B. die Mutter des Königs Agis III., welcher um das Jahr 243 v. Chr. den Thron bestieg, bloß durch die Menge ihrer Schuldner und Schützlinge den bedeutendsten Einfluß im Staate ausübte.

Bei alledem ist doch nicht zu leugnen, daß sich noch ein Teil des alten spartanischen Mutes erhalten hatte; dieser artete aber bei der herrschenden Genußsucht und Habgier in räuberischen Sinn aus und machte die Spartaner den Mainoten ähnlich, welche heutzutage die Landschaft bewohnen. Man könnte sogar fast sagen, daß der damals noch aus 700 Familien bestehende Adel oder die eigentlichen Spartaner eine Schar von Rittern bildeten, die als ebensoviele Anführer von Klephthen räuberische Unternehmungen zu Wasser und zu Lande machten. Einem solchen Klephthenführer ist auch der Mann zu vergleichen, welcher den epirotischen König Pyrrhus zum Zuge gegen Sparta bewog. Kleonymos, der Sohn des Königs Kleomenes II., war, als sein Vater starb, zum Vorteil seines Neffen Areus I. von der Nachfolge ausgeschlossen worden. Er verließ daher seine Vaterstadt und begab sich nach Italien, wohin er von den Tarentinern gerufen worden war, um ihnen mit einer Söldnerschar gegen die Lukaner Hilfe zu leisten. Auf dem Vorgebirge Tänaron, dem Hauptsammelplatz der Landsknechte, warb er 5000 Mann; diese vermehrte er in Italien selbst bis auf 20000. Er schreckte dadurch die Lukaner so sehr, daß sie sogleich ihren Frieden mit Tarent machten. Kleonymos aber, der nichts anderes im Auge hatte als Abenteuer und Beute, verband sich nunmehr mit den Lukanern zu einem Unternehmen gegen die Stadt Metapontum. In diese drang er unter dem Schein der friedlichsten Absichten, machte sich aber zu ihrem Herrn, erpreßte von den Bürgern große Summen und schwelgte auf ihre Kosten fast noch ärger, als einst Demetrios Poliorketes in Athen gethan. Dann segelte er mit seiner rohen Schar nach Corcyra, bemächtigte sich der Hauptstadt dieser Insel und hauste auch hier wie ein Anführer von Vagabunden. Nachher lebte er wieder eine Zeitlang in Sparta; hier erlitt er aber durch Akrotatos, den Sohn des Königs Areus I., eine schwere Beleidigung. Dieser ausschweifende junge Mann, welcher allen Weibern gefiel und alle, die ihm gefielen, verführte, lebte mit Kleonymos' Gattin in einer öffentlichen Verbindung. Kleonymos verließ tief gekränkt seine Vaterstadt, begab sich zu Pyrrhus und bewog diesen zu einem Zuge gegen Sparta: unter dem Vorwande, die von Antigonos besetzten Städte zu befreien, erschien Pyrrhus mit 25 000 Mann zu Fuß, 2000 Reitern und 24 Elefanten unerwartet schnell in der Halbinsel (272 v. Chr.).

Pyrrhus zog geradeswegs auf Sparta los, wo sein plötzliches Erscheinen alles in Schrecken setzte, zumal da der eine der beiden Könige, Areus I., auf einem nach Kreta unternommenen Raubzuge abwesend

war. Hätte der epirotische König noch an dem nämlichen Abend, an welchem er bei Sparta anlangte, die Stadt gestürmt, so wäre sie gewiß in seine Hände gefallen: er hielt dies aber nicht für nötig, und der Verzug einer einzigen Nacht änderte die ganze Lage der Dinge. Die Spartaner gewannen dadurch Zeit, ihre Stadt, welche schon vor dem Angriff des Demetrios Poliorketes Wall und Graben erhalten hatte, in aller Eile noch mehr zu befestigen. Die Mehrzahl der Bürger hatte zwar schon jeden Gedanken an Widerstand aufgegeben, allein die Ermunterung ihrer Weiber, deren Frechheit bei dieser Gelegenheit der Stadt zum Heile gereichte, und die Beschämung, daß sie durch Weiber an die Tapferkeit ihrer Ahnen erinnert wurden, wirkten Wunder. Die Gemahlin des Kleonymos zog mit einem Strick um den Hals auf den Straßen umher und rief laut aus, sie werde sich, sobald Pyrrhus siege, erwürgen, damit sie nicht in Kleonymos' Hände falle. Eine andere Frau des königlichen Hauses, Archidamia, erschien mit einem Schwerte umgürtet in der Ratsversammlung und erklärte, daß sie entschlossen sei, den Untergang der Vaterstadt nicht zu überleben. Alles vereinigte sich hierauf zu einem gemeinschaftlichen verzweifelten Widerstande. Während der Nacht wurde an der Stelle, wo man am leichtesten in die Stadt eindringen konnte, ein neuer Graben gezogen: alle Einwohner, selbst Frauen und Mädchen, legten Hand an, und am anderen Morgen war die Befestigung fertig. Als Pyrrhus nunmehr zum Angriff schritt, wurde er nach einem hartnäckigen, bis spät in die Nacht hinein dauernden Kampfe zurückgeschlagen. Am folgenden Tage gelang es ihm zwar, an der Spitze seiner Truppen in die Stadt einzudringen, allein sein Pferd wurde unter ihm getötet, und die dadurch entstandene Verwirrung nötigte ihn und seine Schar, wieder zurückzugehen. Vielleicht wäre indessen Sparta dennoch erobert worden, wenn nicht der König in der Hoffnung, daß die durch eine zweitägige anhaltende Verteidigung erschöpften und größtenteils verwundeten Spartaner sich freiwillig ergeben würden, seinem Heere Ruhe gestattet hätte. Noch ehe er hierauf den Kampf wieder begonnen hatte, traf aber der König Areus mit 2000 Söldnern aus Kreta ein. Auch Ameinias, des Antigonos Befehlshaber zu Korinth, erschien zu derselben Zeit mit Hilfstruppen bei Sparta. Auch jetzt wiederholte zwar Pyrrhus noch einige Male den Angriff, wurde aber stets zurückgeschlagen. Als er die Unmöglichkeit, Sparta einzunehmen, erkannte, brach er auf und zog eine Zeitlang plündernd in Lakonien umher, weil er mit seinen Scharen nicht anders als vom Raube leben konnte.

Die oben angegebenen Verhältnisse, welche diesen Zug gegen Sparta veranlaßten, zeigen, wenn dies überhaupt noch eines besonderen Beweises bedürfte, aufs deutlichste, daß jede Möglichkeit, unter den

damaligen Griechen eine freie Verfassung zu erhalten, verschwunden war. Ebendasselbe geht aus dem Umstande hervor, welcher den epirotischen König zum Abzug aus dem Lande der Spartaner bewog. Auch in der Stadt Argos nämlich stritten zwei Männer, Aristippos und Aristeas, um die Herrschaft: und da der erstere von Antigonos unterstützt wurde, so wandte sich der letztere um Hilfe an Pyrrhus. Dieser folgte sogleich der Aufforderung und brach mit seinen Truppen nach Argos auf. Als er aber in die Nähe dieser Stadt kam, war bereits auch Antigonos Gonatas, welcher nach Pyrrhus' Entfernung Makedonien wieder eingenommen hatte, mit einem Heere herbeigezogen. Beide Könige lagerten sich in der Umgegend der Stadt, Pyrrhus aber ließ nach seiner abenteuerlichen Art den Antigonos alsbald auffordern, durch einen Zweikampf mit ihm den Streit über die Herrschaft zu entscheiden. Antigonos gab ihm die ebenso passende als witzige Antwort: er führe den Krieg nicht als Klopffechter, sondern als Feldherr: wenn Pyrrhus die Lust am Leben verloren habe, so stünden ihm ja tausend andere Wege zum Tode offen. Die Argiver, die sich zwiefach bedroht sahen, beschworen beide Könige, sich aus dem Gebiete von Argos zu entfernen und ihren Streit anderswo miteinander auszumachen. Antigonos zog sich hierauf sogleich zurück, Pyrrhus dagegen stellte sich zwar ebenfalls, als wenn er abziehen wolle, erschien aber in der nächsten Nacht plötzlich vor einem Thore der Stadt, welches Aristeas ihm zu öffnen versprochen hatte. Zum Unglück für ihn war das Thor so niedrig, daß er seinen Elefanten erst die Türme mußte abnehmen lassen: er verlor sowohl dadurch, als durch den heftigen Widerstand, den er in den Straßen der Stadt selbst fand, viele Zeit: Antigonos, an welchen Aristipp sogleich Boten gesandt hatte, konnte daher die gewünschte Hilfe noch zeitig genug nach Argos werfen. Zu gleicher Zeit mit den Truppen des Antigonos erschien auch Areus, welcher dem Pyrrhus bei seinem Abzuge aus Lakonien auf dem Fuße gefolgt war. Antigonos war klug genug, mit seinem Hauptheer nicht in die Stadt selbst einzurücken, sondern sich vor den Mauern in einen Hinterhalt zu legen und von dort aus den Kampf zu leiten. Pyrrhus dagegen drang tollkühn vor und sah, als es Tag wurde, zu spät seinen Fehler ein. Er suchte nun die Stadt wieder schnell zu räumen, gerade unter dem Thore aber, durch welches seine Truppen sich zurückziehen wollten, stürzte ein Elefant und versperrte den Durchgang, während von hinten her die Feinde heftig nachdrängten. Pyrrhus selbst stürzte sich auf die verfolgenden Feinde, wurde aber durch einen Lanzenstich leicht verwundet. Als er sich gegen den Angreifenden, einen Argiver von geringer Herkunft, wandte, riß die Mutter desselben, welche von dem Dache des nächsten Hauses her die Gefahr ihres Sohnes gewahrte,

eine steinerne Platte los und warf sie nach dem König. Der schwere Stein fiel ihm gerade auf das Haupt und betäubte ihn so, daß er augenblicklich besinnungslos vom Pferde stürzte. Einer von Antigonos' Offizieren erkannte den Gefallenen und schnitt ihm den Kopf ab. Alkyneus, der zweite Sohn des Antigonos, nahm den Kopf, ritt zu seinem Vater und warf ihm denselben vor die Füße. Empört über diese Roheit schlug Antigonos seinen Sohn, nannte ihn einen Barbaren und wies ihn von sich. Er selbst verhüllte sein Gesicht mit dem Mantel und weinte, weil der plötzliche Tod des Pyrrhus ihn an den gleich raschen Glückswechsel seines Vaters Demetrios Poliorketes und seines Großvaters Antigonos erinnerte. Die Argiver aber gewannen durch den Tod des Pyrrhus nichts weiter, als daß ihre Stadt nicht geplündert wurde, weil es für sie in der That ganz gleichgiltig war, ob Aristipp, welchen Antigonos ihnen als Herrscher aufdrang, oder des Pyrrhus Schützling Aristeas ihr Gebieter war (272 v. Chr.).

Von jetzt an strebte Antigonos, den Peloponnes und das ganze übrige Griechenland mit seinem Reiche zu vereinigen, und es würde ihm ohne Zweifel gelungen sein, diesen Plan durchzusetzen, wenn ihn nicht die ägyptische Politik daran gehindert hätte. Ptolemäos Philadelphos nämlich, welcher viele Inseln im Ägeischen Meere besaß, unterstützte mit Schiffen und Truppen die von Antigonos angegriffenen oder mit seiner Herrschaft unzufriedenen Griechen und setzte nachher durch sein Geld auch Pyrrhus' Sohn, Alexander II., in den Stand, mit Erfolg in Makedonien einzudringen. Die Herrschaft aller Könige jener Zeit beruhte fast allein auf Mietstruppen, sie schwankte daher stets wie die Treue dieser Leute, die mit ihrem Leben Handel trieben. Dies zeigte sich auch, als Alexander II. von Epirus in Makedonien einbrach. Antigonos' Truppen gingen zum Feinde über, welcher hierauf ganz Makedonien besetzte. Freilich wurde das Land bald nachher auch diesem ebenso schnell, als er es erobert hatte, wieder genommen. Wir übergehen das Einzelne der Geschichte Griechenlands in der letzten Zeit des Antigonos und bemerken nur, daß dieser König, der nach dem Kriege mit Alexander II. im ungestörten Besitze Makedoniens blieb und bis 243 oder wahrscheinlich bis 240 v. Chr. lebte, die Herrschaft über das gesamte Griechenland nicht erlangte: daß an vielen Orten des Peloponnes einzelne Bürger die Verhältnisse benutzten, um sich zu Tyrannen aufzuwerfen: und daß noch vor Antigonos' Tode die Ätolier, deren Kantone damals eine enge Verbindung miteinander geschlossen hatten, sowie die ebenfalls zu einem Bunde vereinigten Städte von Achaja jene politische Bedeutung erhielten, durch welche die ganze Lage der Dinge geändert ward.

7. Der achäische und der ätolische Bund.

Während in allen anderen griechischen Staaten die Freiheit unterging oder doch nur von Zeit zu Zeit wieder einmal auflebte, entstanden im Peloponnes und im Westen des mittleren Griechenlands zwei Staatenbünde, welche bald die tonangebenden Mächte in Hellas wurden. Diese waren der Bund der Achäer und der der Ätolier. Beide hatten den Zweck, eine Anzahl kleiner, an sich schwacher Städte oder Kantone so miteinander zu vereinigen, daß sie nach außen ein geschlossenes, von einem jährlich neugewählten Oberhaupte geleitetes Ganze bildeten, im Innern aber weder voneinander abhängig, noch in ihren Einrichtungen gehemmt und gebunden waren. Gebunden waren sie denn auch nur insoweit, als alle Verbündeten die Pflicht hatten, den allgemeinen Bestimmungen der Bundesversammlung zu gehorchen, und daß die Gesetze der einzelnen Staaten denen des Bundes nicht widerstreiten durften.

Beide Föderationen stellten sich also die schwierige Aufgabe, eine Anzahl kleinerer Staaten, welche ihre Selbständigkeit behalten sollten, vereint zu einer bedeutenden Macht emporzuheben und so den allen größeren Staaten anhaftenden Nachteil zu vermeiden, welcher in der Centralisation und in der Verwischung des besonderen Charakters und Lebens der einzelnen Teile des Ganzen besteht.

Die Ätolier waren ein nur erst wenig civilisiertes Bergvolk, welches bis zur Zeit des peloponnesischen Krieges von den übrigen Griechen als ein halbbarbarisches angesehen wurde. Ihr moralischer Zustand war in diesen letzten griechischen Zeiten ebenso schlecht, als der der Athener oder anderer hochgebildeten Völker Griechenlands. Sie waren roh und verdorben zugleich, die Bürger der anderen griechischen Staaten dagegen überbildet und moralisch entartet. Jene waren vom Naturzustande sogleich zur Entartung übergegangen und zeigten in ihren Genüssen Roheit und Brutalität; diese dagegen hatten wenigstens Poesie und Philosophie als Trostmittel der Verdorbenheit aus dem Schiffbruche der Ordnung und alten Zucht gerettet. Die Ätolier pflegten, wie man häufig bei Soldaten und Seeleuten findet, ihre Zeit zwischen ausgelassener Schwelgerei und den Anstrengungen des Kampfes zu teilen und waren fast insgesamt in Schulden versunken. Dabei herrschte unter ihnen eine so große Habgier und Plünderungslust, daß sie wegen ihrer Räubereien allgemein verhaßt waren. Tapferkeit und Kriegszucht fand man allerdings unter ihnen, und ein Schriftsteller des Altertums sagt von diesem Volk, sie seien im Kriege ebenso verschwenderisch mit ihrem Leben gewesen, als ausschweifend in

ihren Genüssen. Ätolische Offiziere wurden daher, gleich den Albanesen unserer Tage, von den syrischen und ägyptischen Herrschern vor allen anderen gesucht und von diesen so gut bezahlt, daß z. B. in Ägypten jeder ätolische Oberst, außer den Lieferungen für seinen Unterhalt, einen täglichen Sold von etwa 72 ℳ erhielt. Obgleich Kunstsinn so gut wie gar nicht unter ihnen zu finden war, so machten sie es bei ihren Raubzügen doch gerade so wie die donischen Kosaken: sie trugen in ihren zu Thermon befindlichen Haupttempel, wie die Elstern in ihr Nest, alles zusammen, was sie irgendwo an Statuen, Gemälden und Kostbarkeiten rauben konnten. Von den Verbesserungen der seit Iphikrates' Zeit so sehr fortgeschrittenen Kriegskunst hatten sie nichts angenommen, denn sie besaßen weder Kriegsmaschinen noch nach den Regeln der Kunst angelegte Festungen. Dessenungeachtet zeichneten sie sich im Kampfe vor allen anderen hellenischen Völkerschaften aus und waren das einzige Volk, welches gegen die Nachfolger Alexanders fast stets mit Glück focht und seine Freiheit gegen die Angriffe derselben behauptete. Der Grund davon lag nicht etwa bloß in ihrem ausgezeichneten Mute, sondern hauptsächlich darin, daß sie damals allein von allen griechischen Völkerschaften eine eigentliche Nationalmacht bildeten, weil sie allein ohne Söldner ins Feld zogen. Dieser Vorzug und ihre Vereinigung zu einem Bunde, gab ihnen nicht nur in den Kriegen jener Zeit ein großes Gewicht, sondern erhob sie auch, trotz ihrer Roheit, neben den Achäern zur Hauptmacht im mittleren Griechenland.

Über den Ursprung ihrer Kantonalverbindung, welche man später den ätolischen Bund zu nennen pflegte, sind wir im Dunkeln. Sie wurde nicht etwa erst kurz vor der Zeit, in welcher die Ätolier ihre große Bedeutung erlangten, neu gegründet, war aber doch früher nichts anderes, als was auch die böotische, thessalische und so viele anderen griechischen Stammverbindungen gewesen waren: ein Verein von Bezirken und Ortschaften, welche aus der gemeinschaftlichen Abstammung und aus der Übereinstimmung der Gebräuche und des Dialektes entsprungen war. Die Geschichte der Thessaler, Böotier, Phoker und anderer auf ähnliche Weise föderierter Völkerschaften zeigt, wie lose alle solche Verbindungen waren, wenn auch eine allgemeine Versammlung an einem bestimmten Orte stattfand, gemeinschaftliche Opfer gehalten, Beamte des Bundes ernannt wurden. Der ätolische Bund hatte auch nicht fester zusammengehalten, als die anderen, bis im Jahre 322 v. Chr. Antipater in Verbindung mit Krateros die verbündeten Orte in ihrem eigenen Lande angriff. Antipater würde damals, wenn die Herrschaft des Perdikkas ihn nicht genötigt hätte, nach Asien zu ziehen, die Ätolier gewiß bezwungen haben, und er drohte bei seinem Abzuge ernstlich, daß er so bald als möglich wieder zurückkehren und das ganze

Volk, als unruhige und gefährliche Nachbarn, aus seinen Sitzen vertreiben und nach Asien verpflanzen werde. Diese gemeinschaftliche Gefahr vereinigte damals die einzelnen Orte inniger als zuvor und brachte in die erstarrten Formen ihrer alten Verbindung ein neues Leben. Seit dieser Zeit bildete sich der Bund immer mehr aus. Er nahm bald nachher auch manches von dem achäischen Bunde an: es ist aber für uns unmöglich, das Ursprüngliche und Alte der ätolischen Bundesverfassung von dem Neuen und Nachgeahmten zu unterscheiden.

Krieg war der Hauptzweck des Bundes: und zwar Angriffskrieg zum Behuf des Raubens und Verteidigungskrieg gegen die Rache der Beraubten. Deshalb war auch der Titel des jährlich neu gewählten Bundeshauptes, Strateg, d. i. Anführer oder Feldherr, für den Vorsteher und Leiter dieses Bundes weit passender, als für das Oberhaupt des achäischen, weil dieser nur zur Verteidigung geschlossen war. Den nächsten Rang nach dem Strategen, welchem das Kommando im Kriege und die Ausführung der Bundesbeschlüsse oblag, hatte der Hipparch oder der Anführer der Reiterei; der dritte war der sogenannte Bundesschreiber oder Staatssekretär für die inneren und auswärtigen Angelegenheiten. Diese drei höchsten Beamten nebst einer Anzahl anderer von geringerem Range wurden von der Bundesversammlung erwählt und zwar immer nur auf ein Jahr. Auch gab es einen von dieser Versammlung ernannten Ausschuß oder Bundesrat, welcher der Rat der Apokleten hieß und alle Gegenstände, die in derselben zur Beratung kommen sollten, einzuleiten nnd vorzubereiten hatte; denn die Beschlüsse mußten in Ätolien ebenso, wie bei den Germanen in ihren Märzversammlungen, dem Volke zur Verwerfung oder Annahme stets ganz fertig vorgelegt werden. In der Bundesversammlung hatte jeder ätolische Bürger Sitz und Stimme. Sie war die höchste und entscheidende Gewalt des Bundes und wurde regelmäßigerweise jedes Jahr einmal gehalten und zwar bei dem Apollotempel zu Thermon. Ihre Thätigkeit bestand darin, daß sie die Bundesbeamten ernannte, die Vorschläge des Strategen und der Apokleten bestätigte oder verwarf, Krieg und Frieden beschloß, Bündnisse mit anderen Staaten machte, fremde Gesandten anhörte und Privilegien erteilte. Den Vorsitz und Vortrag hatte der Strateg: er war aber, gleich den Präsidenten unserer Ständekammern, von der unmittelbaren Teilnahme an der Beratung und der Debatte ausgeschlossen. Wie weit sich die Macht der Bundesversammlung in inneren Angelegenheiten und ihre Obervormundschaft über die einzelnen Bundesorte erstreckte, ist unbekannt. Übrigens wurden zuweilen auch die Phoker, die Lokrer und ein Teil der Arkadier vorübergehend in den Bund aufgenommen, und die Städte des südlichen Thessaliens waren seit dem Einfall der Gallier sogar sehr oft

mit dem Bunde vereinigt, was ihnen den doppelten Vorteil gewährte, daß sie einerseits vor den Räubereien der Ätolier selbst bewahrt blieben und andererseits gegen die makedonischen Könige geschützt wurden.

Etwas genauer, als über die Verbindung der räuberischen Stämme des ätolischen Landes, sind wir über den achäischen Bund unterrichtet, obgleich uns auch über diesen keine zusammenhängenden Nachrichten überliefert worden sind. Die Achäer, welche bis zur Zeit Alexanders des Großen in der griechischen Geschichte nur sehr selten und beiläufig erwähnt werden, waren 1100 Jahre v. Chr. in den nach ihnen benannten nördlichen Küstenstrich des Peloponnes, den schmalen Küstensaum im Süden des Korinthischen Meerbusens, eingewandert. Anfangs herrschten Könige in ihren Städten, nachher aber wandelten sie gleich den übrigen Griechen die monarchische Regierungsform in die republikanische um, und es entstanden 12 kleine, in einen Bund vereinigte Demokratieen. An den allgemeinen Angelegenheiten Griechenlands nahmen diese 12 Städte bis nach Alexanders des Großen Tode keinen Anteil: untereinander aber scheinen sie fast ohne Unterbrechung in Eintracht und Frieden gelebt zu haben. Beides änderte sich unmittelbar nach Alexanders Tod. Damals gerieten die achäischen Bundesstädte in Zwietracht, und die Arglist der um den Besitz von Griechenland und Makedonien streitenden Generale bewirkte, daß ihr Bund sich ganz auflöste und jede Stadt auf Kosten der übrigen ihren Vorteil suchte. Infolge davon wurden einige Städte von Demetrios Poliorketes, Kassander und Antigonos Gonatas unterjocht, in anderen warfen sich Tyrannen auf. Dieser Zustand dauerte bis gegen das Jahr 280 v. Chr., wo die Achäer zur früheren Eintracht zurückzukehren anfingen. Vier ihrer Städte richteten zuerst den alten Bund wieder auf, bald nachher verjagten aber auch die übrigen die makedonischen Besatzungen oder ihre Tyrannen und traten diesem Bunde bei. Nach kurzer Zeit war in ganz Achaja die alte demokratische Konföderation wiederhergestellt, doch blieben damals die beiden Hauptorte der Nordküste des Peloponnes, Korinth und Sikyon, welche übrigens nie zu Achaja gerechnet worden waren, noch immer in der Gewalt des Antigonos Gonatas. Da die anderen Städte nur unbedeutende Orte waren, so würde der Bund die Freiheit derselben nicht sicher gestellt und er würde nie große Bedeutung in der griechischen Geschichte erhalten haben, wenn nicht, 30—40 Jahre nach seiner Erneuerung, auch diese Städte sich frei gemacht und an die Achäer angeschlossen hätten.

Der neue achäische Bund war viel fester, als der alte. Dieser letztere war nichts anderes gewesen, als eine der vielen Amphiktyonieen alter Zeit, d. h. eine lose, durch gemeinsame religiöse Beziehungen zusammengehaltene Verbindung, durch welche die verbündeten Städte oder

Stämme nicht einmal gegen andere Völker ein Ganzes bildeten, da z. B. keine Stadt gehindert war, für sich allein Krieg zu führen oder ein Bündnis mit nicht-achäischen Staaten zu schließen. Der erneuerte achäische Bund dagegen war ein festes Schutz- und Trutzbündnis, durch welches nicht bloß alle auswärtigen Verhältnisse dem Befinden der einzelnen Staaten entzogen und der gemeinschaftlichen Entscheidung aller unterworfen, sondern sogar die inneren Angelegenheiten zum Teil als Bundessache erklärt wurden. Jeder einzelne Staat hatte nämlich zwar seine eigene unabhängige Verwaltung mit selbständigen Behörden, Volksversammlungen und Gerichten, war aber dabei doch an gewisse allgemeine Vorschriften gebunden: alle Staaten mußten z. B. gleiches Maß und Gewicht und gleichen Münzfuß haben, und es gab für die innere Verwaltung gewisse gesetzliche Bestimmungen, welche vom Bunde getroffen worden waren und für alle galten. Übrigens dehnte sich, wie schon das erwähnte Beispiel von Sikyon und Korinth zeigt, auch der achäische Bund gleich dem ätolischen bald über andere griechische Völkerschaften und Städte aus.

Der eigentliche Souverän oder die höchste und herrschende Macht des Bundes war die allgemeine Versammlung, welche regelmäßig jedes Jahr zweimal an bestimmten Tagen zu Ägion, außerordentlicherweise aber auch in anderen Städten und zu anderer Zeit gehalten wurde. Nach der gewöhnlichen Meinung konnte jeder, der einem der verbündeten Staaten als Bürger angehörte, in derselben erscheinen und mitstimmen. Dies ist indes nicht unzweifelhaft gewiß, und es könnte, nach einigen Stellen eines griechischen Geschichtschreibers, die Einrichtung auch die gewesen sein, daß nur eine Anzahl auserlesener Bürger der einzelnen Staaten die Bundesversammlung gebildet hätte. Wenn dies, was jedoch nicht bewiesen werden kann, wirklich der Fall war, so würden die Achäer das erste im Altertum vorkommende Beispiel einer Vertretung des Volks durch Deputierte gegeben haben: eine Einrichtung, die, von so großer Wichtigkeit in der Gegenwart, dem Altertum auffallenderweise fast ganz fremd geblieben ist. Obgleich übrigens, wenn wir die gewöhnliche Meinung beibehalten, jeder Bürger in der Bundesversammlung sich einfinden, einen Vorschlag machen, mitreden und mitstimmen konnte, so erschienen doch, wie dies in der Natur der Sache liegt, in der Regel nur die Reichen und Vornehmen, und die Regierung war also zwar demokratisch, nicht aber ochlokratisch d. h. der großen Masse anheimgegeben. Dies trifft indessen bloß die gewöhnlichen Versammlungen, bei welchen das Volk nur Langeweile gehabt hätte und auch wohl die Kosten der Reise scheute; in stürmischen Zeiten wurden einzelne Versammlungen sehr zahlreich besucht und boten alle jene Erscheinungen dar, welche sich in uneingeschränkten Demo-

kratieen zu zeigen pflegen. Keine Bundesversammlung durfte länger als drei Tage dauern. Die vorgelegten Gegenstände waren daher alle gehörig vorbereitet, jeder einzelne Bürger mußte sich bei der Beratung und Abstimmung auf einen kurzen Vortrag seiner Meinung beschränken, und die ganze Verhandlung konnte wegen der Kürze der Zeit im Grunde nur aus Verwerfung oder Annahme nach sehr kurzer Beratung bestehen. Die Versammlung faßte Beschlüsse über Krieg und Frieden, über die Aufnahme neuer Bundesmitglieder, über Bündnisse mit fremden Staaten, kurz, über alle auswärtigen Verhältnisse, sie ernannte die Gesandten des Bundes und gab denen fremder Staaten Audienz, sie erwählte die Bundesbeamten und hatte die letzte Entscheidung in allen allgemeinen Angelegenheiten.

Der höchste Beamte des Bundes war der Strateg oder Feldhauptmann. Dieser hatte die ausübende Gewalt, leitete die Bundesversammlung, in welcher er allein eine längere Rede für oder wider halten durfte, und führte den Oberbefehl im Kriege. In der ersten Zeit nach der Wiederherstellung des Bundes hatte man stets zwei Strategen oder Bundeshäupter, die jährlich neu ernannt wurden, 25 Jahre später aber fing man an, immer nur einen einzigen Strategen zu erwählen. Wenn die Achäer durch diese Änderung zu erkennen gaben, daß sie das Bedürfnis einer monarchischen Regierung, welches damals überall in Griechenland gefühlt ward, zu befriedigen suchten, so näherten sie sich der monarchischen Form noch mehr dadurch, daß sie ausgezeichnete Strategen meistens entweder im nächsten Jahre oder doch bald nachher wieder erwählten. Gleich der erste, welcher nach jener Änderung an der Spitze des Bundes stand, wurde vier Jahre hintereinander zum Strategen gewählt, und von den beiden berühmtesten Strategen der Achäer, Aratos und Philopömen, wurde der erste in 32 Jahren siebzehnmal, der letztere in 24 Jahren achtmal zu diesem Amte berufen. Die nächsten Beamten nach dem Strategen waren der Bundesschreiber oder Staatssekretär und der Hipparch. Auch gab es einen aus mehreren Mitgliedern bestehenden Bundes- oder Staatsrat, welcher dem Strategen als beratende Behörde beigeordnet war, die politischen Unterhandlungen einleitete und die Sachen bis auf den Punkt brachte, wo sie zur Entscheidung reif waren; über die Ernennung, Einrichtung und eigentliche Thätigkeit dieses Rates aber fehlen uns sichere Angaben.

Dadurch, daß so wichtige Städte wie Korinth und Sikyon und bald nachher noch andere dem achäischen Bunde beitraten, und daß Aratos von Sikyon, vermittelst seiner Verbindung mit dem Könige von Ägypten, der Föderation ein großes Gewicht verschaffte, wurde dieselbe bald aus einer Vereinigung, welche einige kleine Orte für die Erhal-

tung von Rechten, die ihnen zu entreißen kaum der Mühe lohnte, geschlossen hatten, zu einer Hauptmacht in Griechenland erhoben.

8. Die Zeit des Aratos und Kleomenes III.

Die Stadt Sikyon im Peloponnes, welche als Sitz einer der bedeutendsten Kunstschulen einen Namen hatte, behauptete zur Zeit Alexanders des Großen und seiner nächsten Nachfolger noch immer ihre alte Bedeutung für die Kunst. Dies ging so weit, daß selbst Apelles für nötig gehalten hatte, sich dort ebenso, wie unsere Maler in Rom, eine Zeitlang aufzuhalten, bloß damit es heiße, er sei in Sikyon gewesen und habe daselbst seine Studien gemacht. Auch gehörten noch nach Apelles Zeit die dortigen Sammlungen von Gemälden und Statuen zu den besten und vollständigsten in Griechenland, und Aratos wurde hauptsächlich durch diesen Vorzug seiner Vaterstadt in den Stand gesetzt, sich die Gunst des zweiten Ptolemäos zu erwerben: er kaufte nämlich seltene ältere Gemälde, die sonst nirgends zu haben waren, in seiner Vaterstadt auf und schenkte sie dem ägyptischen Könige. Diese Bedeutung Sikyons dauerte selbst dann noch fort, als der Ort alles erlitten hatte, was eine Stadt Hartes erleiden kann. Die Sikyonier hatten im Kampfe der Generale Alexanders und der Söhne dieser Generale mehrere Belagerungen auszuhalten, dann warf sich ein Tyrann nach dem anderen unter ihnen auf und jeder derselben übte Grausamkeiten und Bedrückungen aller Art. So innig waren aber Wissenschaft und Kunst mit dem Wesen und Leben der alten Griechen verschmolzen, daß alle diese Gewalthaber sich ebenso, wie Dionysios I. in Syrakus oder wie die italienischen Tyrannen des Mittelalters, angelegentlich mit beiden beschäftigten. Sikyon behauptete, ungeachtet des Druckes seiner despotischen Gewalthaber, fortwährend seinen alten Ruhm und behielt das größte Ansehen unter den Städten des Peloponnes. Ja, es erlangte in jener traurigen Zeit noch insbesondere dadurch eine größere Wichtigkeit, daß Demetrios Poliorketes es zu einer festen Stadt gemacht hatte.

Einer ihrer Tyrannen, Abantidas, hatte viele freisinnige oder besonders einflußreiche Bürger entweder umbringen lassen, oder aus der Stadt vertrieben. Zu den Getöteten gehörte auch Kleinias, einer der angesehensten Männer der Stadt. Der Sohn desselben, Aratos, war beim Tode seines Vaters als siebenjähriger Knabe zu einem Gastfreunde seiner Familie nach Argos gerettet worden und verlebte hier seine Jugendzeit. Als er 20 Jahre alt geworden war, dachte er an die Befreiung seiner Vaterstadt, in welcher unterdessen nicht nur Abantidas, sondern auch dessen Nachfolger in der Herrschaft erschlagen wor-

den war, und wo nun ein dritter Tyrann, Nikokles, sich der Regierung bemächtigt hatte. Aratos war ganz der Mann zu einem solchen Unternehmen, da er einer der angesehensten Familien von Sikyon angehörte, ein sehr großes Vermögen besaß und von seinem Vater her mit den beiden Königen Antigonos Gonatas und Ptolemäos Philadelphos im Verhältnisse der Gastfreundschaft stand. Es konnte ihm nicht schwer fallen, einen Teil seiner vertriebenen Landsleute zu einer Verschwörung zu bewegen, welche die Befreiung Sikyons zum Zwecke hatte, und an deren Spitze er selbst als Leiter und Anführer stand. Mit einer Schar von Söldnern und bewaffneten Sklaven näherten sich die Verschworenen in einer Nacht den Mauern der Stadt, erstiegen dieselben an einer Stelle, an welcher dies leicht zu bewerkstelligen war und überfielen unversehens die Hauptwache. Sie riefen hierauf sogleich das Volk zur Freiheit auf und steckten das Haus des Tyrannen in Brand. Durch den unerwarteten Überfall und die dadurch entstehende Verwirrung wurde dieser außer stand gesetzt, etwas zur Behauptung seiner Herrschaft zu thun: er ergriff daher schleunig die Flucht, und die Stadt wurde von dem Joch, das er ihr auferlegt, befreit, ohne daß dabei auch nur ein einziger Mensch das Leben verloren hätte (252 v. Chr.). Dagegen brachte die Rückkehr der Verbannten die Stadt in die Gefahr, durch innere Zwietracht in neues Unglück zu geraten. Die Verbannten gehörten nämlich größtenteils zu den reichsten Bürgern, und ihre Güter waren von den Tyrannen eingezogen oder verkauft worden: sie verlangten jetzt dieselben zurück und erregten dadurch eine bedenkliche Verwirrung. Aratos benutzte, um diese Gefahr zu beseitigen, sein Verhältnis zu dem ägyptischen Könige, welcher alle Ursache hatte, den einflußreichsten Mann einer so wichtigen hellenischen Stadt sich zu verpflichten. Ptolemäos Philadelphos schenkte dem Aratos eine Summe von etwa 750 000 ℳ unseres Geldes, und mit Hilfe dieser Summe brachte der Befreier von Sikyon nicht nur die streitigen Besitzverhältnisse in Ordnung, sondern half auch der augenblicklichen Not der ärmeren Bürger ab.

Aratos begnügte sich indessen nicht damit, seine Vaterstadt von der Herrschaft eines Tyrannen erlöst zu haben, sondern er suchte auch die wiedererrungene Freiheit für die Zukunft zu sichern. Dies war nicht anders möglich, als wenn Sikyon ein Glied des achäischen Bundes wurde, welcher die gemeinschaftliche Beschützung jeder einzelnen Bundesstadt gegen Unterdrückung zu seinem Hauptzweck hatte. Sikyon war überdies dadurch, daß 50 Jahre lang ein Tyrann den andern gestürzt und jeder von diesen einen Teil der Bürger vertrieben hatte, in seinem Wohlstande sehr herabgedrückt worden und glich einem gesunkenen Fürstenhause, dessen Armut um so auffallender ist, je größer sein

früheres Ansehen war. Aratos gab der Stadt den alten Glanz zurück und sicherte zugleich ihre Freiheit, indem er sie bewog, sich dem achäischen Bunde anzuschließen. Dies war auch deshalb nötig, weil die Stadt gegen die Ätolier und gegen den König von Makedonien eines Schutzes bedurfte. Der letztere strebte nach der Herrschaft über alle griechischen Städte, und die ersteren hatten erst kurz vor dem Sturz des Nikokles den Versuch gemacht, sich Sikyons zu bemächtigen. Bald nachdem die Stadt sich an die Achäer angeschlossen hatte, erlangte Aratos durch seinen Reichtum, seine Freigebigkeit und sein Verhältnis zu dem glänzenden König von Ägypten großes Ansehen am Bunde, besonders da dieser sich sogleich unter die achäischen Reiter hatte einschreiben lassen und die armen Strategen aus den kleinen Ortschaften sich nicht wenig geschmeichelt fühlten, daß ein so vornehmer, von Königen umworbener und geehrter Mann aus einer großen Stadt unter ihrem Befehle diene. Er erhielt also auf ganz natürliche Weise bald die Hauptrolle bei der Föderation und dadurch einen Rang neben den Königen seiner Zeit. Es ist daher nötig, vor der Erzählung des weiteren Verlaufs der Dinge einige Worte über seine Bildung und seinen Charakter zu sagen.

In seiner Jugend hatte er sich fast nur mit den ritterlichen Übungen der Palästra — des Ringplatzes — beschäftigt und die Schulstudien bei Rhetoren, Sophisten und Philosophen vernachlässigt: indessen bewiesen, wie ein griechischer Geschichtschreiber sagt, die von ihm verfaßten, leider nicht auf unsere Tage gekommenen Denkwürdigkeiten seines Lebens, daß sich jene Schulkünste auch ohne Lehrer erlernen lassen. In Ägypten, wohin er sich bald nach der Befreiung seiner Vaterstadt begab, fand der Hof seine Unterhaltung ganz vortrefflich. Die dortigen Gelehrten und die feine Welt von Alexandria grübelten und unterhielten sich sehr gern über die Urzeit, und da Sikyon eine uralte Kunst, sowie Priester und Könige der pelasgischen Zeit hatte, Aratos aber die Mode mitmachte, über Kunst und Künstler so zu reden, wie man unter uns über Opern und Sänger redet, so war seine Gesellschaft den Gelehrten und dem Hofe sehr angenehm. Dabei liebte er übrigens die Freiheit aufrichtig und strebte nach keiner tyrannischen Herrschaft, aber er liebte doch sich selbst noch weit mehr, als die Freiheit. Er wollte immer an der Spitze stehen und alles selbst leiten, und doch fehlten ihm alle Feldherrntalente und alle diejenigen Eigenschaften, welche den großen Staatsmann ausmachen. Er besaß sogar nicht einmal persönlichen Mut und war schon durch seinen schwachen Körper selbst zum bloßen Soldatendienst nicht recht tauglich, da er beim Anfang eines jeden Gefechts unwillkürlich in eine Art von Fieber geriet. Ebenso entbehrte er der zur Leitung eines Staates nötigen Gaben.

Er war zwar schlau und paßte vortrefflich für solche Fälle, bei welchen es auf Verschlagenheit ankam, allein die wahre Staatsweisheit der hohen und edlen Seele blieb ihm unbekannt. Das Glück war es allein, was ihn und den Bund, an dessen Spitze er gelangte, groß machte; das Glück stürzte ihn aber auch wieder ebenso, wie es ihn erhoben hatte.

Sobald er in dem Alter war, in welchem er schicklicherweise zum Bundeshaupt der Achäer erwählt werden konnte, ward er Strateg (246 v. Chr.), und diese Würde bekleidete er seitdem mit wenigen Ausnahmen ein Jahr ums andere, so daß seine Geschichte zugleich die des achäischen Bundes ist. Antigonos Gonatas hatte kurz vorher, ehe Aratos zum erstenmal Strateg der Achäer ward, sich auf eine sehr hinterlistige und trügerische Weise der Stadt Korinth, des eigentlichen Schlüssels zum Peloponnes, bemächtigt: durch einen Betrug, der nicht weniger schmählich war, ward er von Aratos wieder um den Besitz derselben gebracht. Eine Diebesgenossenschaft war nämlich, nachdem sie den königlichen Schatz in Korinth bestohlen hatte, nach Sikyon geflohen; mit diesen Leuten trat Aratos zum Zweck der Befreiung der Stadt in Verbindung, und sie bereiteten gegen schweres Geld mit Hilfe ihrer Genossen in Korinth alles zu einem unerwarteten nächtlichen Überfall vor. Der Anschlag gelang, und Aratos bemächtigte sich, obgleich nicht ohne Blutvergießen und große Anstrengung, sowohl der Stadt, als auch der schwer zu nehmenden Burg (244 v. Chr.). Er erklärte sogleich die Korinther für frei, setzte sie zum erstenmal seit Philipps II. Zeit wieder in den Besitz ihrer eigenen Burg und bewog sie alsdann, dem achäischen Bunde beizutreten. Nach dem Vorgange von Korinth schlossen sich bald nachher auch Megara und einige andere Städte an die Achäer an. Vergebens verband sich Antigonos Gonatas mit den Ätoliern, um die Ausbreitung eines Bundes zu hindern, welcher alle hellenischen Städte unter gleichen Bedingungen in seinen Schoß aufnahm und keine Eroberungen und Räubereien mehr dulden wollte. Gegen diese beiden Feinde verbündete sich Aratos mit Sparta und vereitelte alle Bestrebungen der Ätolier, ohne dabei je eine eigentliche Schlacht zu liefern.

Während der 10jährigen Regierung des Königs Demetrios II., welcher (wahrscheinlich im Jahre 240 v. Chr.) seinem Vater Antigonos Gonatas auf dem makedonischen Thron nachfolgte, war das Schicksal dem achäischen Bunde oder vielmehr dem Aratos, der fast ohne Unterbrechung an der Spitze desselben stand, noch weit günstiger. Zwischen Demetrios und den Ätoliern brachen nämlich sogleich Feindseligkeiten aus, durch welche die letzteren genötigt wurden, sich mit den Achäern zu verbünden: den beiden Föderationen zusammen aber war damals die makedonische Macht nicht gewachsen. Aratos hätte daher schon jetzt

die wichtigen Städte Argos und Megalopolis mit dem achäischen Bunde vereinigen können, wenn er ein besserer Feldherr gewesen wäre; er war aber im Kampfe auf offenem Felde stets unglücklich und seine mehrmals wiederholten Versuche, den von Tyrannen beherrschten Argivern die Freiheit zu verschaffen und sie dann, wie früher die Korinther, mit seinem Bunde zu vereinigen, scheiterten insgesamt. Erst nach Demetrios' II. Tode wurde das, was Aratos nicht hatte bewirken können, durch die Umstände bewirkt. Jener hatte allen Tyrannen im Peloponnes seine Unterstützung gewährt und es ihnen dadurch möglich gemacht, sich im Besitze der Gewalt zu erhalten; sein Nachfolger aber, der als Vormund des minderjährigen Königs Philipp III. regierende Sohn Demetrios' des Schönen, Antigonos Doson, befolgte andere Grundsätze und faßte andere Ziele ins Auge. Die Tyrannen sahen sich also, bei dem im Kampfe mit Makedonien überall wieder erwachten Sinn für Freiheit, in ihrer Herrschermacht bedroht und hielten es für ratsam, ihre Gewalt freiwillig aufzugeben und so aus der Notwendigkeit sich ein Verdienst zu machen, um ihr Vermögen und ihren Einfluß zu retten. Lydiades, der Tyrann von Megalopolis, der volkreichsten Stadt des ganzen Peloponnes, ging mit seinem Beispiele voran, und die übrigen folgten einer nach dem andern seinem Vorgange. Die frei gewordenen Städte schlossen sich dem achäischen Bunde an. Auch die Athener ließen sich damals (229 v. Chr.) demselben einverleiben. Die entarteten Nachkommen der edeln Krieger von Marathon und Platää hatten unter Demetrios II., welcher zugleich in Munychia, im Piräeus, auf Salamis und auf dem attischen Vorgebirge Sunion Besatzungstruppen liegen hatte, nicht bloß gezwungen mit den Makedoniern gegen die Achäer gekämpft, sondern sie waren auch in ihrer Schmeichelei gegen jenen König so weit gegangen, daß einst, als sich die falsche Nachricht von Aratos' Tode verbreitet hatte, das ganze athenische Volk darüber jubelte und sich festlich bekränzte. Kaum war Demetrios II. gestorben, so zeigten ebendieselben Athener ganz entgegengesetzte Gesinnungen. Sie wandten sich an Aratos, baten ihn, obgleich damals ein Anderer Strateg war, um seinen Beistand zur Befreiung ihrer Stadt und nahmen von ihm ein Geschenk von etwa 60 000 *M* aus seinem Privatvermögen an, um die Summe zahlen zu können, durch welche der makedonische Kommandant sich zum Abzug bewegen lassen wollte. Als die Athener auf diese Weise frei geworden waren, vereinigten sie sich mit den Achäern, obgleich diese von ihnen verachtet wurden.

Jetzt hatte der achäische Bund die höchste Stufe der Macht und des Glanzes erreicht: er umfaßte Athen, Megara, Ägina, Salamis und den ganzen Peloponnes mit Ausnahme von Sparta und einigen weni-

gen anderen Städten. Unglücklicherweise fehlte es aber dem Leiter des Bundes an allen den Eigenschaften, welche in Gefahren erprobt werden, und doch hielt seine Eitelkeit ihn ab, den Platz, den er nicht ausfüllen konnte, einem anderen zu überlassen. Als daher jetzt Umstände eintraten, unter welchen ein kräftiger Feldherr nötiger war, als ein verschlagener Unterhändler, brachte Aratos sich selbst und den Bund um den Ruhm, Griechenland aufs neue gehoben und gegen fremde Herrschaft sichergestellt zu haben.

Die Veränderung der Dinge, durch welche der Befreier von Sikyon den erworbenen Ruhm wieder verlor, ging von Sparta aus. Diese Stadt wurde damals auf einige Jahre wieder eine der Hauptmächte von Griechenland und zwar durch zwei Männer, welchen die Nachwelt einstimmig ihre Bewunderung gezollt hat, und denen allerdings Größe der Seele nicht abgesprochen werden kann, die aber unglücklicherweise nicht genug Besonnenheit und Kenntnis ihrer Zeitgenossen besaßen. Sparta war durch Schwelgerei und oligarchischen Druck tief gesunken und eine Wiederherstellung der alten Sitten schien schon längst unmöglich, als der König Agis III. den Versuch wagte, unter seinen entarteten Mitbürgern die alte Einfachheit und Kraft von neuem zu wecken und dadurch seiner Vaterstadt die frühere Bedeutung wieder zu verschaffen. Agis, welcher kurz nach der Vereinigung Korinths mit den Achäern als 20jähriger Jüngling den Thron bestieg, gab gleich vom ersten Augenblicke seiner Regierung an in allen seinen Handlungen jene Absicht zu erkennen. Obgleich weichlich erzogen und durch seine Großmutter Archidamia und seine Mutter Agesistrata, welche beide den reichsten Familien der Stadt angehörten, mit allen Mitteln zu einem schwelgerischen Leben versehen, legte er doch bei seiner Thronbesteigung alle früheren Gewohnheiten ab und nahm in Kleidung, Nahrung und Vergnügungen die altspartanische Weise an. Dabei erklärte er laut, daß er die alten Sitten und mit ihnen den früheren Ruhm seines Volkes wiederherzustellen gedenke. Die Jugend, welche stets leichter durch einen großen Gedanken angeregt, als durch Klugheit in der Ausführung eines solchen geleitet wird, ahmte ihm nach, und die Frauen der ersten Häuser teilten die Schwärmerei der jungen Männer, deren Liebe sie wünschten oder genossen. Dagegen war der ältere Teil der Bürgerschaft auf das entschiedenste gegen jede Art von Neuerung eingenommen.

Agis' Plan war ohne Revolution nicht ausführbar, diese aber war ohne eine Art von Verschwörung gegen die bestehende Verfassung nicht möglich. Er verband sich daher mit seinem Oheim von mütterlicher Seite, Agesilaos, und einigen anderen älteren Männern. In Verbindung mit diesen brachte er einen der Mitverschworenen, Lysander,

unter die Ephoren, welche als eine Art Volkstribunen damals eigentlich die Herrschaft in Sparta übten. Lysander machte hierauf im Senate, der Gerusia, den Vorschlag, die alten Einrichtungen ihren wesentlichen Bestandteilen nach wieder einzuführen. Es sollten zur Wiederherstellung der von Lykurg befohlenen Gleichheit alle Schulden für getilgt erklärt, der Grundbesitz neu verteilt, die alte Lebensweise wieder eingeführt werden. Agis und seine Freunde dachten jedoch nicht daran, die Dinge völlig zur alten Form und Ordnung zurückzuführen; denn sie wollten, den veränderten Verhältnissen gemäß, das Grundeigentum nur in halb so viel Lose verteilt wissen, als die alte lykurgische Verfassung voraussetzte. Der größere Teil des Senates oder die eigentliche Oligarchie des Landes und der andere König, Leonidas II., waren entschieden gegen diesen Vorschlag eingenommen, und es entstand zum erstenmale seit undenklichen Zeiten eine Spaltung unter den Regenten der spartanischen Republik. Noch ehe die Gerusia zu einem festen Beschlusse gekommen war, rief Agis das Volk zusammen, um es von der Sache zu unterrichten. Die Verschworenen stellten dem versammelten Volke vor, welche großen Vorteile Lysanders Antrag gewähre, und Agis selbst fügte die Erklärung hinzu, daß er nicht nur sein eigenes ganzes Vermögen, welches aus vielen liegenden Gütern und aus einer baren Summe von 600 Talenten (gegen 2 400 000 ℳ) bestand, der Bürgerschaft überlasse, sondern auch von seiner Mutter, seiner Großmutter und seinen übrigen Verwandten und Freunden beauftragt sei, deren Güter ebenfalls dem Wohle der Gesamtheit zum Opfer zu bringen.

Obgleich er so durch seine Anerbietungen das Volk für sich begeisterte, so verwarf nichtsdestoweniger der Senat den Antrag Lysanders und hinderte auf diese Weise jede weitere gesetzmäßige Betreibung der Sache; denn in Sparta durfte ohne die vorhergegangene Genehmigung des Senats kein Vorschlag vor das Volk gebracht werden. Agis und seine Freunde suchten nun zunächst durch Verdrängung des ihnen feindlich gesinnten Königs Leonidas ihren Anhang im Senat zu vergrößern. Dies war nicht schwer, da der letztere während seines Aufenthaltes in Syrien sich mit einer Ausländerin vermählt hatte, was durch die spartanischen Gesetze aufs strengste verboten war. Leonidas ward demgemäß vom Volk abgesetzt und flüchtete sich, um der Rache seiner Gegner auszuweichen, zuerst in einen Tempel und dann in das Ausland. An seine Stelle ward sein eigener Schwiegersohn, Kleombrotos II., welcher der Neuerung zugethan war, mit der königlichen Würde bekleidet. Bald nachher trat für die von Agis betriebene Reform ein neuer ungünstiger Umstand ein, weil das Jahr der seitherigen Ephoren zu Ende ging und die neu ernannten der beabsichtigten

Veränderung entgegen waren. Agis war aber von dem Augenblicke an, da er einen Kollegen erhalten hatte, der mit ihm einverstanden war, kühner geworden und erklärte, daß er die alten Rechte der Könige behaupten und, wie es nach den Gesetzen ihm zustehe, die Ephoren hindern werde, ferner die Staatsgeschäfte an sich zu reißen. Als die neuen Ephoren die Absetzung des Leonidas zu einer Anklage gegen Agis' Freunde benutzen wollten, erschienen die beiden Könige eines Tages mit Bewaffneten auf dem Marktplatze, verjagten die Ephoren von ihren Sitzen und ernannten andere an ihrer Stelle. Unter diesen befand sich auch Agis' Oheim Agesilaos.

Alle Hindernisse waren jetzt beseitigt, und es würde daher dem Agis gelungen sein, die Veränderungen, die er beabsichtigte, durchzusetzen, wenn nicht der edle junge Schwärmer gerade von dem Manne, durch welchen er alles am besten hinausführen zu können hoffte, schändlich betrogen worden wäre. Der alte, schlaue Agesilaos nämlich besaß große Güter, war aber tief verschuldet: er wollte das Streben seines Neffen bloß zu dem Zwecke benutzen, seine Grundstücke von Schulden frei zu machen. Er stellte also dem Agis und seinen Freunden vor, daß es am besten sei, die allgemeine Schuldentilgung und die neue Güterverteilung nicht zu gleicher Zeit vorzunehmen, weil sonst alle bestehenden Verhältnisse zu sehr zerrüttet werden würden. Es gelang ihm wirklich, die Verbündeten durch seine Vorspiegelungen zu täuschen. Die Schuldentilgung wurde von der Güterverteilung getrennt und zuerst vorgenommen, Agis vermehrte aber, als er alle Schuldverschreibungen der Spartaner öffentlich verbrennen ließ, die Übel, denen er abhelfen wollte. Agesilaos nämlich wußte nachher die neue Verteilung der Grundstücke so lange hinzuhalten, bis Agis durch einen Angriff der Ätolier auf den mit Sparta verbündeten achäischen Bund genötigt ward, dem letzteren mit einem Heere zu Hilfe zu ziehen. Dadurch wurde nicht nur der junge König, sondern auch ein Teil seiner entschiedensten Anhänger aus der Stadt entfernt: und Agesilaos bediente sich jetzt der Macht, welche Agis ihm verschafft hatte, zur Befriedigung seines eigennützigen Strebens. Er nahm eine Leibwache an, erlaubte sich viele rechtswidrige Handlungen und ließ nicht undeutlich merken, daß er willens sei, nach Ablauf seines Amtsjahres das Ephorat noch länger zu behalten. Das Volk, welches ohnedies wegen der Vereitelung der Güterverteilung sich in seinen Erwartungen getäuscht sah, erkaltete in seiner Liebe zu Agis, und die Oligarchen benutzten diese Stimmung sehr geschickt zu ihrem Vorteile. Als Agis aus dem Kriege nach Hause zurückkehrte, erfolgte eine Gegenrevolution: seine Feinde erhoben sich in Waffen, das betrogene Volk nahm sich der beiden Könige nicht an, der abgesetzte Leonidas eilte aus der Verbannung zurück, und die Olig-

archen erlangten ohne Schwierigkeit die kaum verlorene Herrschaft wieder.

Diese gewaltsame Unterdrückung des Strebens einiger edlen Seelen, das Schicksal ihres Volkes zu verbessern, war wie gewöhnlich von Ungerechtigkeiten und Abscheulichkeiten gegen die besiegte Partei begleitet. Derjenige Schriftsteller des Altertums, in dessen Werken sich allein ausführliche Angaben über diese Begebenheiten erhalten haben, Plutarch, hat, seinem auf Rührung und Unterhaltung gerichteten Zwecke gemäß, diese Gelegenheit benutzt, um das traurige Geschick der Gestürzten auf eine dem Gemüte wohlthuende dramatische Weise darzustellen. Der kräftige natürliche Sinn des nach wirklicher Belehrung Strebenden bedarf freilich solcher Ausschmückung und absichtlichen Gefühlserregung nicht; er wird bei einem einfachen Berichte an dem traurigen Lose derer, die durch eine Täuschung ihrer Urteilskraft ein Opfer ihrer edlen Bestrebungen wurden, rein menschlichen Anteil nehmen, ohne sich durch empfindsame und poetische Auffassung der Ereignisse die Erkenntnis des menschlichen Lebens und Wesens trüben zu lassen, die der eigentliche Endzweck aller Geschichte ist. Agis und Kleombrotos flüchteten, als sie sich gestürzt sahen, in zwei verschiedene Tempel. Der letztere wurde durch die Fürbitten seiner Gemahlin Chelonis nur mit Mühe vor der Rache seines erbitterten Schwiegervaters gerettet und zog mit Weib und Kindern in die Verbannung. Agis aber ließ sich durch verräterische Freunde täuschen. Diese wußten ihn aus seiner heiligen Zufluchtsstätte herauszulocken und schleppten ihn in das Gefängnis, wo Leonidas zuerst dem Schein zu Liebe Gericht über ihn halten und ihn dann, dem Spruche des Gerichts gemäß, das aus lauter Feinden des Angeklagten zusammengesetzt war, hinrichten ließ. Auch Agis' Mutter und Großmutter fielen der Rache ihrer siegenden Gegner zum Opfer. Sie erlitten, wie Agis, den Tod mit Mut und Würde. Nur der Elende, welcher das edelste Beginnen zu seinen gemeinen Zwecken mißbraucht hatte, Agesilaos, entging der Verfolgung: diesem gelang es, sich durch die Flucht zu retten (240 v. Chr.).

Unerwarteterweise zeigte einige Jahre später Kleomenes III., der Sohn desselben Leonidas, durch welchen Agis und seine Familie gemordet worden war, dieselben Gesinnungen, welche den Agis beseelt hatten, und wiederholte den von diesem gemachten Versuch einer Revolution. Kleomenes benahm sich bei der Ausführung derselben politischen Idee klüger als jener. Er war, als er für die Wiederherstellung der alten Sitten und Einrichtungen seines Volkes auftrat, schon in reiferem Alter und besaß mehr Erfahrung und Menschenkenntnis als Agis. Dieser hatte auf rechtmäßigem Wege und ohne Gewaltthat seinen Zweck erreichen wollen: der Ausgang seines Unternehmens zeigte,

wie übel dies berechnet war. Die Menschen, mit welchen man in verdorbenen Zeiten eine Revolution durchsetzt, eignen sich niemals zu Bürgern einer Republik, sie suchen vielmehr unter dem Deckmantel der allgemeinen Freiheit nur ihren eigenen Vorteil, und je gutmütiger, edler und enthusiastischer derjenige ist, welcher an ihrer Spitze steht, desto schändlicher wird er stets von ihnen betrogen. Auf solche Weise war Agis das Opfer seines patriotischen Eifers geworden. Kleomenes schlug einen anderen Weg ein. Er erkannte, daß die beabsichtigten Veränderungen nur von einer kräftigen Hand durchgesetzt werden könnten, daß Gewalt das einzige Mittel sei, die Oligarchen niederzuwerfen, daß ein militärischer Staat auch auf militärische Weise gebessert werden müsse und die Sittenzucht nicht anders, als wie die zerrüttete Disziplin in einem Lager wiederhergestellt werden könne. Die Umstände waren ihm dabei günstig, denn er ward durch dieselben sehr bald in den Stand gesetzt, sich ein ihm ergebenes Heer zu bilden, mit welchem er später seinen Vorsatz ausführen konnte.

Im Jahre 236 v. Chr. starb Leonidas, welcher seit seiner Rückkehr die Regierung allein geführt hatte. Er vererbte den Thron an seinen Sohn Kleomenes III., den er gleich nach Agis' Tode mit Agiatis, der reichen Witwe desselben, trotz ihres Widerstrebens vermählt hatte. Der neue König, welcher den Grundsätzen der stoischen Philosophie huldigte, eignete sich bald den Gedanken, welchen Agis gehabt hatte, an, ging aber viel behutsamer als dieser zu Werke. Er wußte einen mehrjährigen Krieg mit den Achäern herbeizuführen, welcher ihm die Mittel zur Ausführung seiner Reform an die Hand gab. Die Achäer hatten ihren Bund fast über den ganzen Peloponnes ausgebreitet: und sie suchten endlich auch die demselben noch nicht einverleibten arkadischen Städte an sich zu ziehen. Dies erweckte die Eifersucht der Spartaner und der Ätolier zu gleicher Zeit, beide näherten sich einander, und es brach ein langjähriger Krieg aus, welcher gewöhnlich der Kleomenische Krieg genannt wird, und der von 229—222 v. Chr. dauerte. Die Ätolier nahmen, obgleich sie mit Sparta ein Bündnis schlossen, an demselben nicht eher thätigen Anteil, als bis gegen das Ende des Krieges der von Aratos zu Hilfe gerufene makedonische König sich einmischte. Jetzt war die Zeit gekommen, wo Aratos der Welt beweisen mußte, daß er der Stelle, die er beständig in Anspruch nahm, würdig und zur Leitung des achäischen Bundes befähigt sei; es zeigte sich aber gerade das Gegenteil. Aratos war dem Kleomenes im Felde keineswegs gewachsen, er beging Fehler über Fehler und verhalf dadurch dem spartanischen Könige zu dem, was für diesen das eigentliche Endziel seiner Kriegsunternehmung war. Aratos verlor seinen Ruhm, Kleomenes dagegen erwarb sich den Ruf

eines tüchtigen Feldherrn und gewann zugleich sein Heer für sich und seine Zwecke. Als Kleomenes und Aratos zum erstenmale gegeneinander im Felde erschienen, war Aristomachos von Argos Strateg der Achäer. Dessenungeachtet wußte Aratos es durchzusetzen, daß die von Kleomenes angebotene Schlacht nicht angenommen wurde, obgleich der Spartaner nur 5000 waren, die Achäer aber mit 20 000 Mann ihnen gegenüberstanden. Lydiades von Megalopolis, welcher vor dem Beitritt seiner Vaterstadt zum achäischen Bunde Tyrann in derselben und nachher nicht weniger als dreimal Strateg des Bundes gewesen war, klagte den Aratos deshalb öffentlich an, konnte aber nicht einmal verhindern, daß derselbe für das folgende Jahr dennoch zum Strategen erwählt wurde. Dies erklärt sich leicht, da Aratos als Freund der Freiheit bekannt war und die Gunst des Volkes besaß, das Volk aber nicht mit Unrecht die Tapferkeit und die Geschicklichkeit des ehemaligen Tyrannen mehr fürchtete, als des Aratos Unfähigkeit und Mangel an kriegerischem Mut.

Die Folge der Wiedererwählung des Aratos war, daß die Schlacht verloren ging, zu welcher ihn Kleomenes zwang. Zwar stellte er auf dem Rückzuge, durch einen gelungenen Überfall der von den Spartanern besetzten Stadt Mantinea, seinen Ruf wieder her, er verlor ihn aber noch in demselben Jahre völlig. Zuerst nämlich vermied er aus Feigheit eine neue Schlacht, die ihm Kleomenes bot, bald darauf bewies er, trotz der günstigen Umstände und des Eifers seiner Truppen, noch einmal dieselbe Furchtsamkeit, und als Lydiades damals an der Spitze der Reiterei auf eigene Gefahr den Kampf wagte, blieb Aratos, während sein Nebenbuhler mit den Spartanern focht, ruhig in seiner Stellung und gab auf diese Weise jenen dem Feinde preis. Lydiades starb den Tod eines Helden, Aratos aber ward von seinen eigenen Soldaten verspottet und, als er nach Hause zurückgekehrt war, sogar in der Bundesversammlung öffentlich beschimpft. Er legte dessenungeachtet die Strategenwürde nicht nieder, sah sich aber natürlich in der nächsten Zeit außer stande, etwas gegen den Kleomenes zu unternehmen. Dieser eilte, die Umstände zu benutzen, um die von ihm beabsichtigte Veränderung in Sparta durchzuführen (226 v. Chr.). Sein Heer bestand zum Teil aus Söldnern, welche er mit dem Gelde des mit Sparta verbündeten Ägypterkönigs Ptolemäos Euergetes geworben hatte. Von diesen wählte er eine tüchtige Schar aus und zog mit diesen Auserlesenen in Eilmärschen nach Sparta. Hier ließ er sogleich die Ephoren und ihre Freunde zusammenhauen und vertrieb die achtzig vornehmsten Häupter der Oligarchie. Dann rief er das Volk zusammen und erklärte vor demselben, daß das Amt der Ephoren für immer abgeschafft sei, daß die alten Einrichtungen wieder hergestellt, zu diesem

Behufe aber alle Schulden erlassen und die Güter neu verteilt werden müßten. Was er ankündigte, führte er auch sogleich aus. Zuerst erklärte er alle Schulden für getilgt, dann gaben er und seine Freunde ihr ganzes Vermögen zum Besten des Staates her, und hierauf verteilte er ohne weiteres das liegende Eigentum zu gleichen Teilen unter die Bürger, deren Zahl er durch die Aufnahme von Periöken so vermehrte, daß die Zahl der streitbaren schwerbewaffneten Spartaner wieder auf 4000 stieg. Auch die Bewaffnung änderte er nach dem neuen makedonischen Systeme um und setzte namentlich an die Stelle des kurzen Speeres die lange Sarisse. Endlich führte er auch die längst abgekommene Sitte des Zusammenspeisens und die übrige altspartanische Lebensweise wieder ein. Er selbst ging dabei mit seinem Beispiele voran, verbannte allen Prunk aus seinem Hause, entsagte jeder gewohnten Bequemlichkeit und richtete Kleidung und Essen den lykurgischen Vorschriften gemäß ein. Zugleich ernannte er, um nicht durch seine Alleinherrschaft den Geboten der Verfassung zuwider zu handeln, seinen Bruder Euklides zum Mitkönig.

Auf diese Weise setzte Kleomenes mit bewaffneter Hand und ohne Rücksicht auf die gesetzlichen Formen die beabsichtigte Veränderung durch. Die Gewaltsamkeit seines Benehmens nach der Strenge des Moralgesetzes zu rechtfertigen, ist nicht möglich; aber Kleomenes wollte und konnte kein Held des Gesetzesbuchstabens sein; er war ein Mann nach lykurgischen Grundsätzen: was er sein wollte, war er vollständig. Aber seinem Unternehmen stand der Geist der Zeit entgegen, und die Spartaner konnten sich daher nicht lange auf der Höhe halten, auf welche er sie gestellt hatte. Übrigens gab er durch seine Revolution und seine treffliche Kriegführung dem spartanischen Volke das verlorene Selbstvertrauen wieder, er fesselte durch Freundlichkeit und Einfachheit alle an sich und ward so für die nächsten vier Jahre der wichtigste Mann nicht nur in Sparta, sondern auch im ganzen übrigen Griechenland.

Gleich nach vollbrachter Umwälzung verließ er Sparta wieder, um den Krieg mit den Achäern fortzusetzen. Er rückte erobernd bis in die Landschaft selbst vor und brachte dort den vom Strategen Hyperbates kommandierten Truppen des achäischen Bundes eine sehr empfindliche Niederlage bei (225 v. Chr.). Dieser Schlag bewog den Bund, durch Unterhandlungen die Herstellung des Friedens zu erwirken. Kleomenes verlangte weiter nichts, als daß man ihn zum Oberanführer ernenne und auf diese Weise den ganzen Peloponnes in eine mächtige Konföderation freier Staaten unter einem königlichen Oberhaupte vereinige. Die Annahme dieses Vorschlages hätte wahrscheinlich Griechenlands Selbständigkeit gerettet: sie würde den Aratos aus seiner Stel-

lung verdrängt und zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt haben. Dies war mehr, als der eitle Mann vertragen konnte: und daran scheiterte dieser große Plan. Aratos hatte schon früher mit Antigonos Doson von Makedonien durch Mittelspersonen Unterhandlungen angeknüpft; nach jener Niederlage machte er dem Bunde förmlich den Vorschlag, den makedonischen König dem Kleomenes entgegenzusetzen. Antigonos wollte sich jedoch auf die von Aratos ihm angetragene Verbindung nicht anders einlassen, als unter der Bedingung, daß die Burg von Korinth, der Schlüssel des Peloponnes, ihm überliefert werde. Zu derselben Zeit, als Aratos den Bund zu Unterhandlungen mit dem makedonischen Könige trieb, lehnte er die Strategenwürde, die er sonst ein Jahr ums andere suchte und annahm, entschieden ab, nicht, wie er vorgab, wegen der ihm im vorhergehenden Jahre widerfahrenen Beschimpfung, sondern wegen der schwierigen Lage der Dinge. Dadurch zog er sich von seiten der Achäer den nicht unverdienten zwiefachen Vorwurf zu, daß er aus Furchtsamkeit im Augenblick der Gefahr zurücktrete und aus Vorurteil, Neid und Eifersucht den unumschränkten Monarchen Makedoniens dem Bürgerkönige von Sparta vorzuziehen anrate. Dessenungeachtet wußte er und sein Anhang so viel Mißtrauen gegen Kleomenes zu erregen, daß derselbe es nicht wagen konnte, sich, wie verabredet war, persönlich der achäischen Volksversammlung vorzustellen. Der spartanische König nahm, als er sein Anerbieten zwar zurückgewiesen, zugleich aber auch die Achäer mit Aratos fortwährend entzweit sah, zu demselben Mittel seine Zuflucht, welches ihm in Sparta geholfen hatte, — zur Gewalt der Waffen. Er erklärte dem achäischen Bunde förmlich den Krieg, besetzte das Land der Argiver und drang auf Korinth los. Diese Stadt ward ihm durch die Einwohner selbst übergeben, die Burg aber, welche eine achäische Besatzung hatte, schloß er durch Wall und Graben eng ein. Dann marschierte er gegen Sikyon, wo Aratos selbst sich befand, und belagerte auch diese Stadt. Dieser hatte, obgleich er nicht Strateg war, die Unterhandlungen mit Antigonos fortgesetzt und zuletzt die Achäer dazu gebracht, daß sie den Antigonos dringend um Hilfe baten. Der schlaue Makedonier zog die Unterhandlungen in die Länge und war von seiner Forderung, daß ihm vor allen Dingen die Burg von Korinth eingeräumt werden müsse, durchaus nicht abzubringen. Einem makedonischen König diejenige Stadt zu übergeben, deren Befreiung des Aratos größtes Verdienst gewesen war, und deren Beitritt zum achäischen Bunde diesem erst seine eigentliche Bedeutung unter den Griechen gegeben hatte, mußte sowohl den Achäern als dem Aratos sehr schwer fallen. Sie bedachten sich daher einige Monate hindurch. Aratos insbesondere geriet durch die Hartnäckigkeit, mit welcher Antigonos auf

seiner Forderung bestand, in die größte Verlegenheit, wies aber dessenungeachtet das nochmalige, an ihn persönlich gerichtete Anerbieten des Kleomenes, ihn als Feldherrn des Bundes anzuerkennen und die Burg von Korinth mit einer gemischten spartanischen und achäischen Besatzung zu belegen, entschieden zurück. Auf diese Weise wurden die Achäer zuletzt, wider ihren Willen, durch die Verhältnisse selbst zur Verbindung mit Makedonien gedrängt. Der Umstand, daß die Korinther selbst ihnen die Freundschaft aufgekündigt und beim Herannahen des Kleomenes die achäischen Truppen aus ihrer Stadt gewiesen hatten, hob die Bedenklichkeit auf, welche man seither gegen eine Überlieferung Korinths an die Makedonier gehegt hatte: und Aratos setzte endlich auf einer Bundesversammlung zu Ägion den Beschluß durch, daß man auf Antigonos' Forderungen eingehen wolle. Sogleich wurden Boten an diesen abgeschickt, um die Sache zum Abschluß zu bringen, und der eigene Sohn des Aratos ward nebst einigen anderen Achäern als Geisel zur Verbürgung des Vertrags nach Makedonien gesandt.

Das Schicksal Griechenlands hing somit von dem Ausgang des Krieges zwischen dem makedonischen und spartanischen Könige ab. Der letztere hatte, auf die Nachricht von dem in Ägion gefaßten Beschlusse, sogleich die Belagerung Sikyons aufgehoben und die Landenge von Korinth durch eine Reihe von Verschanzungen gesperrt. Als daher Antigonos mit seinem Heere herankam, fand er es unmöglich, den Durchzug durch den Isthmus zu erzwingen. Er würde auch schwerlich in den Peloponnes eingedrungen sein, wenn nicht ein Vorfall in Kleomenes' Rücken die Spartaner zum Abzug genötigt hätte. Die Bewohner von Argos sagten sich nämlich von der kaum erst geschlossenen Verbindung mit Sparta los, riefen den Aratos zu Hilfe und griffen die in ihrer Burg liegende spartanische Besatzung an. Diese geriet in große Not, eine von Kleomenes zu Hilfe gesandte Schar vermochte nicht ihr Entsatz zu bringen, und der spartanische König mußte sich deshalb zum Rückzug aus dem Isthmus entschließen: denn es wäre thöricht gewesen, die Verteidigung dieser Landenge fortzusetzen, nachdem eine Stadt, durch deren Besetzung die Feinde ihm den Weg nach Sparta versperren konnten, in die Gewalt der Achäer geraten war. Auf diese Weise ward der Eingang zum Peloponnes den Makedoniern geöffnet. Kleomenes marschierte mit seinem ganzen Heere nach Argos, drang kämpfend in diese Stadt ein und vereinigte sich mit der Besatzung der Burg; er konnte sich aber daselbst unmöglich halten, weil gleich nach ihm auch das makedonische Heer, sowie Aratos an der Spitze einer achäischen Schar daselbst erschienen. So zog er sich über Mantinea nach Lakonien zurück und mußte sich von diesem Augenblick an, statt des beabsichtigten Angriffskrieges, auf die Verteidigung des

spartanischen Landes beschränken. Der Krieg nahm jetzt einen sehr wilden, grausamen Charakter an, und es zeigte sich in demselben ebensowohl die gegenseitige Erbitterung, als auch die tiefe Entartung der damaligen Hellenen. So wurde z. B. Aristomachos, ein ehemaliger Strateg der Achäer, welcher zu Kleomenes übergetreten war, als er in die Gefangenschaft der Achäer geriet, auf Aratos' und Antigonos' Befehl zuerst eine ganze Nacht hindurch grausam gefoltert und dann ins Meer gestürzt. Nicht bloß von einzelnen Menschen und gegen einzelne wurden unerhörte Grausamkeiten geübt, sondern auch ganz blühende Städte wurden zu Grunde gerichtet, Megalopolis von den Spartanern, Mantinea von den Achäern, Kleomenes allein bewies sich in diesem Kriege als ein wahrhaft großer Mann. Er war zwar ebenfalls nicht frei von Grausamkeit und hatte große Neigung zu militärischem Despotismus, aber während Aratos seine Rolle ebenso elend wie früher fortspielte und der makedonische König mit kleinlicher Schlauheit seinen Zweck zu erreichen suchte, zeigte die Art, wie Kleomenes unter den schwierigsten Verhältnissen sich benahm, daß er durch wahre Charakterkraft und umfassendes Talent allen Männern seiner Zeit überlegen sei. Ungeachtet er nach dem Verluste von Argos seine geliebte Gemahlin Agiatis verloren hatte, verstand er sich doch dazu, seine Mutter und seine Kinder als Pfänder der Treue nach Ägypten zu schicken, dessen König die ärmliche Unterstützung, die er bisher den Spartanern hatte zufließen lassen, nur unter dieser Bedingung fernerhin gewähren wollte: und als Ptolemäos Euergetes sein Versprechen auch dann nicht hielt, sondern mit Antigonos in Unterhandlung trat, ließ Kleomenes sich doch weder niederbeugen noch entmutigen. Um sein Heer vollzählig zu machen und den Krieg auch ohne ägyptisches Geld mit Nachdruck führen zu können, bot er jedem Heloten für etwa 360 *M* unseres Geldes die Freiheit an und brachte dadurch ungefähr 2 100 000 *M* zusammen. Mit dieser Summe warb er eine bedeutende Zahl Miettruppen, überfiel sodann die Stadt Megalopolis, plünderte dieselbe und gewann aus der daselbst gemachten Beute über 1 200 000 *M*.

Antigonos und die Achäer hatten unterdessen durch Unternehmungen in Arkadien den Spartanern zu schaden gesucht. Der makedonische König war, nachdem er die Burg von Korinth in Besitz genommen und die Spartaner aus Argos vertrieben hatte, zum Oberfeldherrn des Bundes ernannt worden, hatte Tegea erobert, an der Grenze von Lakonien mit Kleomenes unbedeutende Gefechte gehabt und hierauf die arkadischen Städte Orchomenos und Mantinea besetzt. Die letztere Stadt ward von ihm und den Achäern für ihren Abfall zu Kleomenes mit grausamer Strenge bestraft: alle Einwohner wurden zu Sklaven gemacht, die vornehmsten derselben hingerichtet, die Stadt selbst

geplündert und dann den Argivern geschenkt, welche ihr den neuen Namen Antigoneia gaben. Alles dies war zwischen dem Beginn des Frühlings und dem Herbste des Jahres 223 v. Chr. geschehen. Antigonos hatte bereits die Winterquartiere bezogen, als Kleomenes, zum großen Schrecken der Achäer und ihrer Verbündeten, unerwartet schnell in das argivische Land einbrach. Er drang bis zur Hauptstadt vor, verwüstete alles auf seinem Wege und kehrte dann ungestraft nach Lakonien zurück. So hatte Kleomenes bis in den Winter hinein die Oberhand behalten; mit dem Frühling des folgenden Jahres aber (222 v. Chr.) nahm der Krieg eine andere Gestalt an. Antigonos vereinigte die ganze Macht des achäischen Bundes um sich, verstärkte sein Heer durch thrakische, illyrische, epirotische und akarnanische Hilfsvölker und brachte so die Zahl seiner Truppen auf mehr als 29 000 Mann. So nahm er den Angriffskrieg wieder auf und beschloß, den spartanischen König in seinem eigenen Lande zu bekämpfen. Dieser hatte eine Streitmacht von 14 000 Spartanern und 6000 Mann Soldtruppen und konnte wegen der Schwierigkeit, diese letzteren längere Zeit zu unterhalten, sich einer baldigen Entscheidungsschlacht nicht entziehen. Bei dem lakonischen Städtchen Sellasia trafen die beiden Heere aufeinander, und Kleomenes wurde völlig geschlagen (222 v. Chr.). Seine Gegner verdankten ihren Sieg hauptsächlich der Tüchtigkeit der makedonischen Phalanx, sowie der Entschlossenheit des nachher so berühmt gewordenen Megalopolitaners Philopömen, welcher damals den ersten Beweis seines ausgezeichneten Feldherrntalents gab. 6000 Spartaner, der eigentliche Kern des von Kleomenes vor vier Jahren gleichsam neugeschaffenenen Volkes, verloren im Kampfe das Leben. Diese Schlacht bei Sellasia entschied daher nicht nur über den Ausgang des damaligen Krieges, sondern auch über die ganze Zukunft des spartanischen Staats. Der bessere Teil des Volkes ging damals unter, und der Überrest war fortan nur das Spiel kühner Räuber, welche als Tyrannen sich zu Beherrschern von Sparta aufwarfen.

Gleich nach der Schlacht zog Antigonos auf Sparta los und ward ohne Widerstand in die wehrlose Stadt eingelassen. Er benahm sich mit Mäßigung und Vorsicht, erlaubte keine Plünderung und Gewaltthätigkeit, stellte die von Kleomenes aufgehobene Oligarchie wieder her und zwang die Spartaner, dem achäischen Bunde beizutreten. Nach einem Aufenthalte von drei Tagen marschierte er nach Argos, wo die zur Feier der nemeischen Spiele versammelten Griechen in ihrer Verblendung ihn mit großem Jubel als Sieger und Befreier begrüßten, bloß weil er verständig genug war, das Übergewicht in Griechenland, das er gewonnen, nicht durch Grausamkeiten zu bezeichnen und seinen Sieg nicht zur Unterdrückung und Beraubung derer zu mißbrauchen,

die ihn aus freien Stücken zu ihrem Beschützer und Herrn gemacht hatten. Von Argos begab er sich in Eilmärschen nach Makedonien zurück, weil er während seines Aufenthalts in Sparta die Nachricht erhalten hatte, daß ein illyrisches Raubvolk in sein Land eingebrochen sei.

Kleomenes, welcher nach der erlittenen Niederlage seinen Mitbürgern den Rat gegeben hatte, sich den Makedoniern freiwillig zu unterwerfen, war noch vor Antigonos' Ankunft in Sparta mit wenigen Freunden nach Ägypten entflohen. Er ward in Alexandria freundlich aufgenommen. Ptolemäos Euergetes wies ihm einen bedeutenden Jahrgehalt an und gab ihm das Versprechen, daß er wieder in seine verlorene Herrschaft eingesetzt werden solle. Allein zum Unglück für Kleomenes starb Euergetes bald nachher, und dessen Tod änderte die Verhältnisse am ägyptischen Hofe völlig. Der neue König Ptolemäos Philopator war nicht nur selbst ein Mann ohne Charakter, Einsicht und inneren Wert, sondern zugleich auch ganz und gar nur ein Werkzeug in der Hand seines allmächtigen Ministers Sosibios. Dieser gedachte nichts weniger, als das Versprechen des vorigen Königs zu erfüllen; im Gegenteil, er legte aus Launenhaftigkeit, Haß und Mißtrauen dem Kleomenes sogar Hindernisse in den Weg, als derselbe ohne ägyptische Unterstützung zurückkehren und die Verhältnisse Griechenlands, die sich mittlerweile für ihn günstiger gestaltet hatten, zur Wiedereroberung von Sparta benutzen wollte. Kleomenes, ohnedies mit Verachtung gegen die elenden ägyptischen Hofleute erfüllt, wurde dadurch erbittert und machte seinem Unmut durch spöttische Äußerungen über den König und seine niederträchtige Umgebung Luft. Dies mußte den Hof ganz gegen ihn einnehmen: man suchte ihn also unschädlich zu machen. Nichts war bei der allgemeinen Niederträchtigkeit der Menschen jener Zeit leichter, als den Kleomenes so zu verdächtigen, daß der ägyptische König dadurch bewogen ward, ihn fortan in einer Art von freier Gefangenschaft halten zu lassen. In dieser Lage kam Kleomenes auf den unglücklichen Gedanken, sich durch den Versuch einer Revolution gegen Ptolemäos zu helfen. Als der letztere eines Tages nach Kanopus gereist war, täuschte Kleomenes die Wache seines Gefängnisses, zog mit seinen spartanischen Gefährten, deren Zahl nicht mehr als dreizehn betrug, durch die Straßen von Alexandria und rief die Bewohner der Stadt zur Freiheit auf. Dies war auf diesem Boden ein leeres Wort: die für nichts weniger als für politische Freiheit begeisterten Alexandriner sahen mit teilnahmlosem Staunen dem Beginnen der wenigen Spartaner zu, keiner von ihnen hörte auf den Ruf der Befreier, keiner folgte denselben, als sie gegen die Burg selbst zogen. In ihrer Erwartung völlig getäuscht und das Schicksal ahnend, das ihnen bevor-

stand, kamen die Spartaner einem schmählichen Ende durch freiwilligen Tod zuvor (221 v. Chr.). Der erzürnte ägyptische König rächte sich dadurch, daß er die alte Mutter des Kleomenes, dessen Kinder und die Frauen der übrigen Teilnehmer der Empörung hinrichten ließ. Sie gingen alle, wie die Männer, mit echt spartanischem Mut in den Tod. Der Rettungsversuch des Kleomenes hatte unmöglich gelingen können, und er selbst hätte dies sich sagen müssen, da er Zeit genug gehabt hatte, das entnervte, an Sinnenlust und Hofgepränge gewöhnte Volk von Alexandria kennen zu lernen. Man würde ihn daher des Unverstandes und einer unerklärlichen Tollkühnheit zeihen müssen, wenn man nicht bedächte, daß er, wie der Geschichtschreiber Polybios sagt, sich nur wegen der gänzlichen Hoffnungslosigkeit seiner Lage zum Äußersten entschloß. Er selbst hoffte schwerlich ein Gelingen seines kühnen Versuchs, aber er wollte nichts Unwürdiges erdulden und nicht auf gemeine Art aus dem Leben scheiden; denn Männer von wahrhaft großem Sinne vermögen, wie Polybios hinzufügt, nicht mühe- und ruhmlos ihre Tage zu enden: sie wollen ihr Leben mit Thaten ausfüllen, welche des Gedenkens der Nachkommen wert sind.

Durch den Sieg bei Sellasia hatte die neue makedonische Dynastie den Gipfel ihrer Macht in Griechenland erreicht. Im Gedränge zwischen dieser und den Ätoliern spielte Aratos in den nächsten neun Jahren den letzten und traurigsten Teil seiner Rolle. Noch zu seinen Lebzeiten wurden die Römer in die griechisch-makedonischen Angelegenheiten verwickelt, und dieses Volk ward seitdem immer mehr auch im östlichen Europa das gebietende. Die spätere Geschichte der Griechen kann daher auch nur in Verbindung mit der römischen erzählt werden. Ein kurzer Rückblick auf den damaligen Zustand von Griechenland und Makedonien im allgemeinen mag den Beschluß dieses Abschnitts der politischen Geschichte des Altertums bilden.

Spartas Bedeutung war für immer vernichtet. Auch die neu erlangte Selbständigkeit der Athener war nur ein leerer Schein, denn im Grunde galt bis zur Zeit der Römer auch bei ihnen der Wille der makedonischen Könige ganz allein. Die Ätolier erhielten erst nach dem Beginn des Krieges mit den Römern eine größere Bedeutung, sie waren aber ihrem wilden Charakter nach und als derjenige Teil der griechischen Nation, welcher in Bezug auf Geistesbildung am weitesten zurückgeblieben war, nicht geeignet, an der Spitze der Griechen zu stehen. Der achäische Bund konnte Griechenland ebenfalls nicht vor fremder Botmäßigkeit bewahren, sondern erlag, wie unter Aratos der makedonischen, so später unter Philopömens und anderer Leitung der römischen Herrschaft. Die zwischen dem ätolischen und dem achäischen Staatenbund bestehende Zwietracht und der Kampf, in welchen diese

Föderationen teils miteinander, teils mit den Makedoniern, teils mit den räuberischen Beherrschern von Sparta ohne Unterbrechung verwickelt wurden, brachten Griechenland in eine sehr traurige Lage und bewirkten, daß das Land immer mehr verarmte. Der Zustand von Makedonien und Thessalien dagegen war schon unter Antigonos Gonatas viel besser geworden, als er seit dem Tode Antipaters gewesen war. Das Land Makedonien, dessen Beherrscher, seit dem bald nach der Schlacht bei Sellasia erfolgten Tode des Antigonos Doson, Philipp III., der Sohn Demetrios' II. war, hob sich unter den genannten drei Regenten zu neuer Blüte empor. Das makedonische Volk war kriegerisch und tüchtig geblieben, es hatte lauter Könige gehabt, welche wenigstens als Heerführer sich auszeichneten, und verlor seine innere Verfassung und das Bewußtsein, daß es Rechte besitze, die nicht nach Willkür abgeändert werden konnten, niemals bis zu dem Grade, wie die nach Asien verpflanzten Griechen. Wenn auch unter Demetrios Poliorketes, unter Pyrrhus und Ptolemäos Keraunos die makedonische Monarchie eine unbeschränkte, nicht auf der Zuneigung des Volkes, sondern auf der Macht des Heeres beruhende geworden war, so trat doch unter Antigonos Gonatas wieder ein milderes Regierungssystem ein und die Nation erlangte einen Teil ihres früheren Selbstgefühls wieder. Thessalien endlich hatte in vielen seiner Städte selbständige, von ihren Mitbürgern gewählte Obrigkeiten und sogar, wie es scheint, eigene Strategen oder militärische Oberhäupter des ganzen Landes. Dem Namen und der Form nach gehorchten diese zwar den makedonischen Königen, allein die Städte waren doch in ihren eigenen Angelegenheiten ganz unabhängig. Die Oberaufsicht der Beherrscher von Makedonien aber gewährte den Thessalern den Vorteil, daß sie gegen innere Streitigkeiten geschützt wurden und im ganzen damals in einer glücklicheren Lage sich befanden, als in früheren Zeiten.

9. Bildung und geistiges Leben bei den Hellenen von Alexanders Tod bis auf die Zeit der römischen Oberherrschaft.

Die Zeit nach Alexanders des Großen Tod war eine Zeit des Erwerbens und der Gelehrsamkeit, oder mit anderen Worten eine jener Perioden, in welchen einesteils das Streben der Menschen vorzugsweise auf das im äußeren Leben Brauchbare und Nützliche gerichtet ist, anderenteils aber der Geist, obgleich er den Sinn für das Höhere und Bessere an und für sich selbst verloren hat, am Lesen Vergnügen findet und das Bedürfnis hat, verfeinerte Sinnenlust mit geistiger Unterhaltung und Beschäftigung abwechseln zu lassen. In einer solchen

Zeit können nur gelehrte Bestrebungen und diejenigen Wissenschaften gedeihen, welche sich auf die Zwecke des äußeren Lebens anwenden lassen, wie die Mathematik, Mechanik, Physik und Arzneikunde. Sammeln, Erklären, Grübeln treten an die Stelle der aus Begeisterung hervorgehenden wahrhaft wissenschaftlichen Thätigkeit, alles rein Geistige verliert an Gehalt und sinkt in demselben Grade, in welchem die genannten Wissenschaften steigen. Der erschlaffte Geist der Menschen ist dann zu seiner eigenen Qual mit Wissen und mit Bildung angefüllt, er kann zwar neben den sinnlichen Genüssen geistige Beschäftigungen nicht entbehren, ist aber zu kraftlos, zu sehr der Sinnlichkeit ergeben, zu sehr der Natur entfremdet, als daß er noch Wahrheit und Schönheit bloß um ihrer selbst willen lieben könnte. Es sind daher in solchen Zeiten dem Menschen Kunst und Wissenschaft nur Mittel zu äußeren Zwecken, sie dienen gleichsam als Mägde dem Luxus, den Gewerben und der Unterhaltung. So war das Wesen und der Geist der Griechen in den Zeiten nach Alexanders des Großen Tode beschaffen, und dadurch erhielt die damalige griechische Bildung, die man nach ihrem Mittelpunkte, dem ägyptischen Alexandria, die alexandrinische zu nennen pflegt, ihren eigentümlichen Charakter.

Diese alexandrinische Zeit hatte allerdings den Vorzug, daß sie ebenso wie die unsrige eine Zeit der nützlichen Erfindungen und der verschönerten Prosa des Lebens war, — daß alle mit den Gewerben, dem Handel, der Schiffahrt, dem Bauwesen, der Heilkunde und der Kriegskunst in Verbindung stehenden Wissenschaften und Künste sich rasch und in reichem Maße entwickelten. Dies ist ihre glänzendste und für den Zustand der Menschheit in späteren Zeiten wichtigste Seite, und der Einfluß derselben auf die folgenden Jahrhunderte der Geschichte unseres Geschlechts ward um so größer, weil gerade in demselben Augenblicke, als der griechische Geist sich mit dem regsten Eifer den realen Wissenschaften zuwandte, das durchaus nur auf das Reale und Äußerliche gerichtete Volk der Römer die ersten Schritte zur Weltherrschaft that. In allen anderen Beziehungen dagegen bietet die alexandrinische Zeit den traurigen Anblick eines Zustandes der Erstarrung, der Gesunkenheit und der Verderbnis dar. Mattes, eitles, leeres Treiben trat an die Stelle der freien, kräftigen Bewegung des Geistes, und die ganze Litteratur beruhte, mit Ausnahme der den Geschäften und Künsten des Lebens dienenden Wissenschaften, entweder nur auf tändelndem Spielen und Künsteln, oder auf bloßer Gelehrsamkeit, müßigem Grübeln, gehaltloser Vielwisserei und prunkender Katheder weisheit. Nicht der bessere unverdorbene Teil oder die mittlere Klasse der Nation beschäftigte sich damals mit der Litteratur: im Gegenteil, diese ward dem Volke ganz entfremdet und wurde entweder ein Mittel des Zeitvertreibs für den

Hof und die vornehme Welt, oder sie wurde in den Büchersaal der Stubengelehrten zurückgedrängt. Jene Zeit bietet daher eine in der Geschichte der Menschheit oft wiederkehrende Erscheinung dar: ein gebildetes Geschlecht, bei welchem das Bedürfnis der Zeitverkürzung und Abwechselung, der Drang nach Befriedigung der Neugierde, das Streben, die Phantasie zu beschäftigen, an die Stelle eines einfachen, natürlichen Sinnes, der Begeisterung für das Höhere und des lebendigen Anteils an allem wahrhaft Menschlichen getreten sind. Bücher waren die Quellen der Weisheit, Bibliothek und Hof die Angelpunkte, um welche die Litteratur von Alexandria und die ihr nachgebildete syrische und pergamenische, sowie die der späteren römischen Zeit vom Kaiser Tiberius an sich drehte. Dies giebt uns den Schlüssel zur Erkenntnis des Charakters der ganzen späteren Bildung der Hellenenwelt. Welt und Leben, der frische Menschengeist und die ewig junge Natur sind die alleinigen rechten Quellen der Weisheit und Dichtkunst; die steifen Kreise der vornehmen Gesellschaft dagegen zeigen den Menschen nur geschminkt und im Maskenanzug, und Bücher geben nur ein trübes, gefärbtes Spiegelbild. Wo daher, wie in der alexandrinischen Zeit, Bücher und Gesellschaften die alleinigen Quellen sind, aus welchen der Geist seine Nahrung schöpft, da mangelt seinen Erzeugnissen die Wahrheit, Kraft, Gediegenheit und Freiheit; sie sind Früchte der bloßen Gelehrsamkeit, der Grübelei, der überreizten Phantasie und der Eitelkeit. Der Wunsch, bei Hofe genannt zu werden, das Bedürfnis, Schutz und Brot zu finden, der Nutzen des Ruhms für die Erhöhung des Jahrgehaltes, geschäftiger Müßiggang und Haschen nach Gegenständen der Bearbeitung erzeugen das Ringen nach einem leeren Rufe und haben die Aufopferung der Moralität an ein thörichtes, nur auf Erregung von Aufsehen abzweckendes Wissen zur Folge. Die höchste und schärfste Kritik und völlig unkritisches Sammeln leerer Thatsachen oder Zahlen von der einen Seite, tolles Schwärmen und Phantasieren von der anderen sind, wie in allen Zeitaltern der Erschlaffung, miteinander eng verbunden: und während diejenigen Schriftsteller, welche die Zeit- und Hofgeschichte schreiben, sich im Erzählen anstößiger Anekdoten, in abgeschmackten Übertreibungen oder in niedrigen Schmeicheleien gefallen, berichten andere die fabelhaften Geschichten der Urzeit auf dieselbe Weise, als wenn ein Feenmärchen erzählt werden sollte. Kraftlosigkeit des Verstandes, Überschwenglichkeit der Phantasie, der Unfug des gelehrten Citierens, der Mißbrauch der anzuführenden Beweisstellen — indem man nämlich möglichst viele zusammenhäuft, aber keine einzige gehörig prüft und sich nicht schämt, Schriften anzuführen, deren Unechtheit bekannt und handgreiflich ist — und neben allem treffliche philosophische Sprachforschung, tiefes Eindringen in das Wesen der Sprache, umfassende

Gelehrsamkeit und genaue Bekanntschaft mit allen zur Erklärung der Werke älterer Schriftsteller nötigen Hilfswissenschaften — diese Eigentümlichkeiten bilden das Wesen der alexandrinischen Litteratur. Dabei ist es für den Charakter der antiken Welt überhaupt bezeichnend, daß sich auch damals noch ein Hauptzug derselben erhielt, durch welchen sie sich von der neueren Zeit sehr unterscheidet. Die große Lebhaftigkeit nämlich, mit welcher der Geist der Griechen alles erfaßte und trieb, zeigt sich auch noch in der Zeit seiner Entartung, und wie ehedem, so blieben auch damals noch Kunst und Wissenschaft überall mit dem Leben so innig verbunden, daß selbst die elendesten Menschen, die schwelgerischen Höflinge von Alexandria und Antiochia und die Tyrannen der kleinen Staaten Griechenlands ihrer ebensowenig entbehren konnten, als der Werkzeuge ihrer niederträchtigen Lüste. Von den einzelnen Teilen der alexandrinischen Litteratur bedürfen die sogenannte Grammatik, die Poesie, Philosophie und Geschichte, um ihrem eigentlichen Werte nach erkannt zu werden, nur einer kurzen Andeutung; die Fortschritte der realen Wissenschaften aber müssen ausführlicher dargestellt werden, weil sie die für die spätere Welt wichtigste Seite des geistigen Treibens jener Zeit bilden.

Unter dem Namen *Grammatik* verstanden die Alexandriner etwas ganz anderes, als was wir jetzt so nennen; denn die Wissenschaft der Sprache war nur ein Teil der alexandrinischen Grammatik, nicht diese selbst. Die damaligen Gelehrten bezeichnen mit dem Namen Grammatik die neue, erst zu ihrer Zeit entstandene Wissenschaft, welche den ganzen Kreis der Kenntnisse umfaßte, die zum Verständnis der älteren griechischen Schriftsteller nötig waren. Da nun die Erklärung dieser Schriftsteller in alle Fächer des Wissens eingriff, so war die Grammatik der Alexandriner zwar ihrem Hauptwesen nach *Wissenschaft der griechischen Sprache*, vereinigte aber zugleich auch alle übrigen gelehrten Kenntnisse jener Zeit in sich. Sie war auf diese Weise die Grundlage der ganzen alexandrinischen Bildung, die eigentliche Seele des damals entstehenden, der früheren griechischen Welt völlig unbekannten gelehrten Treibens, in gewissem Sinne der Mittelpunkt und die am meisten charakteristische Seite des damaligen geistigen Lebens überhaupt. Auch die sogenannten exakten, d. i. die mathematischen und physikalischen Wissenschaften, gehörten, nach dem alexandrinischen Begriffe des Wortes Grammatik, mit in den Kreis dieser neuen Wissenschaft. Es ist aber für die Klarheit und Richtigkeit der Auffassung besser, dieselben getrennt hiervon darzustellen und unter dem Namen *Grammatik* zunächst nur diejenigen Bestrebungen zu begreifen, welche das Studium der Sprache älterer griechischer Schriftsteller und die Kenntnis der sogenannten Altertümer, oder der von diesen in ihren

Werken erwähnten Gebräuche, Sitten, Religionszeremonien, Völker und Länder zum Zwecke hatten und zugleich die Kritik der älteren Litteratur oder die Berichtigung des durch das Mißverständnis und die Nachlässigkeit der Abschreiber häufig verdorbenen Textes der Schriften früherer Zeiten umfaßten. Die Grammatik war also eine rein gelehrte Wissenschaft oder eigentliche Schulgelehrsamkeit. Da ein solches Treiben an und für sich selbst mit der natürlichen, freien und lebendigen Entwickelung und Thätigkeit des menschlichen Geistes überhaupt und des griechischen Wesens insbesondere im Widerspruch stand, so ist das Überwiegen desselben als ein Zeichen der Entartung und des Verfalls, als eine vielfach zu Kleinigkeitsgeist und tötendem Gedächtniswesen führende Beschäftigung anzusehen. Die alexandrinische Grammatik hatte aber auch, wie alle gelehrten Bestrebungen, eine vorteilhafte und achtungswerte Seite, und diese muß um so mehr hervorgehoben werden, weil sie uns einen der Hauptvorzüge der alexandrinischen Zeit zeigt.

Es tritt nämlich in der Entwickelung unseres Geschlechts von Zeit zu Zeit eine Periode ein, in welcher die Menschheit genötigt wird, gewissermaßen eine Zeitlang stillzustehen, um über sich selbst und ihren früheren Bildungsgang nachzudenken und die gewonnenen Erkenntnisse zu sammeln. Eine solche Periode war die Zeit der alexandrinischen und pergamenischen Gelehrsamkeit. Damals sammelte und ordnete man die Schriften und das Wissen der älteren griechischen Zeiten, man suchte die Formen, in welchen früher der Geist seiner lebendigen, mehr oder weniger unbewußten Thätigkeit Ausdruck gegeben hatte, auf Gesetze zurückzuführen und als Gesetze festzustellen, man übte endlich die Kräfte, die nicht mehr durch eine natürliche und ununterbrochene Wechselwirkung des inneren und äußeren Lebens beschäftigt wurden, an dem Studium der Schöpfungen früherer besserer Zeiten. Damals wurde deshalb nicht nur der Grund zu derjenigen Art von Bildung gelegt, welche den monarchischen Staaten jener Zeit und der nach und neben diesen sich entwickelnden und allmählich zur Herrschaft vorschreitenden römischen Welt angemessen war, sondern es ward auch einer langen Reihe späterer Jahrhunderte auf eine nützliche Weise vorgearbeitet. Damals wurde für das Mittelalter und für die neuere Zeit, wo die Beschäftigungen des Geistes aus dem Leben selbst zurückgedrängt und in Klöster, Studierzimmer und Hörsäle verbannt worden sind, eine Wissenschaft geschaffen, welche, dem Altertum entsprossen und zur Zeit, als die alte Weisheit und Begeisterung noch nicht ganz erloschen waren, weiter ausgebildet und vermehrt, das Dunkel der Schulen finsterer Zeitalter durch die Philosophie und Bildung der schönsten Zeit des menschlichen Geistes erleuchtete.

Es würde zu weit führen, wenn wir alle die Männer aufzählen und einzeln würdigen wollten, welche damals als sogenannte Grammatiker im Geiste ihrer Zeit eine Wirksamkeit ausübten, die sich bis in weit entfernte spätere Jahrhunderte hinab erstreckte. Diese Männer traten nicht allein in Alexandria auf, wo freilich die meisten von ihnen lebten, sondern in allen größeren Städten, welche hellenische Bevölkerung hatten. Die ausgezeichnetsten und berühmtesten derselben waren Zenodotos von Ephesus, der erste Vorsteher des Museums zu Alexandria, sein Schüler Aristophanes von Byzanz, welcher um 240 v. Chr. lebte, und dessen Schüler Aristarchos von Samothrake. Die beiden letzteren sind diejenigen alexandrinischen Gelehrten, welche auch die früher mehrmals erwähnten sogenannten Kanones der älteren griechischen Schriftsteller aufstellten. Man muß diese Männer, welche die ungeheure Masse des Wissens geordnet, die Schriftsteller in Klassen gebracht und ihre Werke nach kritischen Grundsätzen von Entstellungen des Textes gereinigt haben, wohl unterscheiden von der größeren Zahl derer, die des Urteils und jeder Schärfe und Klarheit des Geistes ermangelten und nichts als ein totes Wissen besaßen. Freilich hatte auch das Wesen und Treiben jener besseren Grammatiker eine schlimme Seite: indem sie nämlich über die litterarischen Produkte ihrer Nation hin und her dachten und redeten, durch große Belesenheit eines aus dem anderen zu erklären suchten und, vermittelst eines sehr sorgfältigen Studiums der Sprache und der Formen den Text berichtigten, verloren sie den Gesichtspunkt, aus welchem man das litterarische Leben betrachten muß, ganz aus den Augen, ihre Vielwisserei machte das richtige Wissen und seine Anwendung unmöglich, und ihre auf die äußere Form sich beziehende Kritik nahm der freien Thätigkeit des Geistes den Spielraum. Es mußte also durch dieses gelehrte Treiben die Bildung sich immer mehr von dem eigentlichen Charakter des griechischen Wesens entfernen. Allein dieser Vorwurf trifft im Grunde nicht jene Männer, sondern den Zeitgeist, von welchem ihr Wesen und die Richtung desselben abhing. Wollte man auf die zum Teil lächerlichen Streitigkeiten der damaligen Grammatiker Gewicht legen und die Gelehrten deshalb verspotten, so würde dies Mangel an Menschenkenntnis beweisen, weil der Natur der Sache nach überall, wo Schulen sind, auch Schulgezänk sein wird.

Die Werke der alexandrinischen Dichtkunst bestehen, mit Ausnahme der Erzeugnisse eines einzigen Mannes, entweder bloß aus leerer Spielerei und hohlem Versgeklingel, oder aus einer mühseligen gelehrten Arbeit, oder aus schlüpfrigen und witzigen Versen, welche für die Unterhaltung der schwelgerischen und müßigen Menschen jener Zeit berechnet waren. Wie hätte auch wahrhafte Poesie in einer Zeit ge-



Menander.

Nach dem Original im vatikanischen Museum zu Rom.

beihen können, in welcher der Sinn für die Natur erloschen, die Kraft der Seele gelähmt und statt der Begeisterung und der Freude am Betrachten des Wahren und Schönen an und für sich selbst, sinnlicher Genuß und äußerer Nutzen die Triebfeder und das Ziel jeder Thätigkeit geworden waren! Hatte sich doch die damalige Welt der eigentlichen poetischen Empfindung so sehr entwöhnt, daß Gedichte, deren einziger Wert in einer gekünstelten, abgeschmackten Form bestand, mit Beifall aufgenommen werden konnten! Man verfertigte und bewunderte z. B. Gedichte, welche aus lauter einzelnen Versen Homers zusammengesetzt waren, oder solche, deren metrische Anordnung die Form von Flügeln, Beilen, Eiern u. s. w. bildete.

Von den Zweigen der dramatischen Poesie war die Komödie, wie sie sich unter dem Namen der neueren Komödie ausgebildet hatte, derjenige, welcher zu dem Wesen und Treiben jener Zeit noch am besten paßte. Es gab zwar damals auch Tragödiendichter, und der witzelnde Geschmack der alexandrinischen Gelehrten hat sieben derselben, welche zur Zeit der beiden ersten Ptolemäer lebten, unter dem Namen des tragischen Siebengestirns zusammengefaßt; dieses Siebengestirn bestand aber nur aus Nebelsternen, und die Werke der mit diesem Namen bezeichneten Dichter waren ebenso wässerig, als die Zeit der Erscheinung jenes Sternbildes, welche bei den Alten als die Feuchtigkeit bringende berufen war. Anders verhält es sich mit den Dichtern der sogenannten neueren Komödie. Diese Gattung von Poesie entsprach einerseits ganz derjenigen Art von Witz und Unterhaltung, nach welcher die Menschen jener Zeit strebten, und andererseits konnten auch die Dichter solche Scenen, wie die neuere Komödie sie darstellte, eher in den Kreisen der Höfe großer Reiche und in der gebildeten Welt der damaligen Hauptstädte finden, als unter einem Volk, das der Natur näher steht und in angestammten Sitten und Gewohnheiten verharrt. Dafür hörte denn freilich auch das Lustspiel auf, eine Volksbelustigung zu sein, und ward eines der Mittel des Zeitvertreibs für die Gebildeten und Vornehmen. Es war bestimmt, entweder vorgelesen oder etwa auch vor einer gewählten Gesellschaft aufgeführt zu werden. Für die ausgezeichnetsten Dichter der neueren Komödie galten Menander, Diphilos, Philippides, Philemon und Apollodoros. Von ihnen allen haben sich aber nur so wenige Bruchstücke erhalten, daß eine genauere Prüfung ihres Wirkens unmöglich ist. Für die Folgezeit erhielten zwei dieser Dichter, Menander und Philemon, eine besondere Wichtigkeit dadurch, daß sie den Komödiendichtern der Römer als Muster dienten, und daß die Staatsmänner dieses Volkes die Werke beider bei ihren rednerischen Studien benutzten. Da die neuere Komödie vornehmlich durch die Darstellung von Charakteren sich vor der mittleren und älteren

auszeichnete, so konnte allerdings der angehende Redner diese Gattung der Litteratur sehr gut gebrauchen, um einen Charakter des wirklichen Lebens richtig auffassen, ihm seine richtige Stellung geben und den Ausdruck ihm anpassen zu lernen. Außerdem eigneten sich Menander und Philemon ebenso, wie Euripides, zum Gebrauch in den Rhetorenschulen auch noch wegen ihrer häufigen Sinnsprüche und moralischen Sentenzen, wegen der in ihren Werken vorkommenden längeren Reden, und weil sie, besonders Menander, der römischen Art zu deklamieren entsprachen und deshalb zu Übungen im Vortrag benutzt werden konnten.

Die übrigen Dichter der alexandrinischen Zeit gehören fast insgesamt einer Art gemischter Poesie an, welche man weder der einen noch der anderen reinen Gattung von Dichtwerken zuzählen kann, und denen überhaupt kein ausschließlich poetischer Zweck zu Grunde lag. Der Witz der Gelehrten jener Zeit hat auch aus der Zahl dieser Dichter ein sogenanntes Siebengestirn zusammengestellt. Die wichtigsten derselben sind Theokritos, Apollonios Rhodios, Aratos, Lykophron und der, in das Siebengestirn jedoch nicht mit aufgenommene, Kallimachos. Alle sind, mit Ausnahme des Theokritos, für den Gang der menschlichen Bildung nur insofern wichtig, als sie durch ihre Gelehrsamkeit, Darstellungsweise und Sprache teils die wissenschaftliche Erkenntnis früherer Dichter erleichtert, teils dazu beigetragen haben, daß Mathematik, Physik und Astronomie in den Kreis der Erziehungswissenschaften der gebildeten Stände eingeführt worden sind.

Theokritos von Syrakus, welcher sein Leben abwechselnd am Hofe des Ptolemäos Philadelphos und in seiner Vaterstadt bei dem König Hieron II. zubrachte, ist der ausgezeichnetste der sogenannten bukolischen Dichter oder derjenigen Dichter des Altertums, welche in Idyllen, d. h. poetischen Gemälden, „Bildchen", das Leben der der Natur am nächsten stehenden Menschenklasse darstellten: er lebte bis gegen 250 v. Chr.. Diese Dichtungsart, welche schon früher unter den Griechen ihre Bearbeiter gehabt hatte, ward von ihm der Natur viel näher gebracht, als dies seinen Vorgängern gelungen war. Seine Werke gehören übrigens der alexandrinischen Litteratur und insbesondere dem Wesen und Treiben in Alexandria nur halb an; denn sie sind einesteils in dem Dialekt der sizilischen Griechen abgefaßt und gingen andernteils unstreitig aus der sizilischen Volksdichtung der Mimen hervor. Es muß auf den ersten Blick überraschen, daß in einer der Natur so sehr entfremdeten, an Schwelgerei, Glanz und Formenwesen gewöhnten Zeit und an einem Hofe, wie der von Alexandria war, ein Sänger der Natur mit seinen, die einfachsten Menschen und Lebensverhältnisse darstellenden Gedichten Beifall finden konnte: allein bei näherer Betrachtung wird dies nicht allein begreiflich, sondern das

Wohlgefallen der damaligen gebildeten Welt an Theokrits Werken erscheint auch als ein in der menschlichen Natur selbst begründeter, unter ähnlichen Umständen immer von neuem wiederkehrender Charakterzug. Übertriebene Weichlichkeit und großer Luxus sind stets gerade für diejenigen Menschen am drückendsten, welche in jene am tiefsten versunken sind und diesen am wenigsten entbehren können; sie erhalten eben durch die Wirkung des Kontrastes ihren Reiz. Deswegen zeigt sich in allen Zeiten, in denen die Menschen an Verweichlichung, überspannter Bildung und Entfremdung von der Natur leiden, das größte Wohlgefallen an idyllischen Gesängen, weil diese den Zustand der Hirten darstellen, welchen alle Nationen sich als den ältesten und ursprünglichen Zustand der Menschheit und als das einfachste, reinste und am wenigsten dem Wechsel von Leid und Freude unterworfene Leben gedacht haben. Es ist also gerade der grellste Widerstreit einer der vornehmen Welt ganz fremden Lebens- und Sinnesweise, was idyllische Gedichte für die Menschen einer entarteten und verfeinerten Zeit anziehend macht, deren stumpfe Empfindung der Anregung durch scharfen Gegensatz bedarf.

Für die Griechen war die alexandrinische Periode die einzige Zeit, in welcher sie, nachdem die anderen Dichtungsarten erschöpft waren, die idyllische bis auf den höchsten Grad entwickeln konnten. Sie haben dies in Theokrit so vollkommen gethan, daß sie auch hierin alle anderen Nationen des Westens übertroffen und ihnen das bahnbrechende Muster gegeben haben. Die übrigen europäischen Völker, die Römer, Italiener, Franzosen und Deutschen, glaubten auch in diesem Zweige der Poesie die Natur verbessern oder an die Stelle eigentlicher Empfindung die Empfindsamkeit setzen zu müssen, die Griechen allein sind auch auf diesem Gebiete originell und natürlich geblieben. Unter den Römern ward zweimal der Versuch gemacht, die Städter durch idyllische Darstellung des ländlich Natürlichen zu erfreuen, zuerst von dem in der schwelgerischen und verfeinerten Zeit des Kaisers Augustus lebenden Vergil und dann von Calpurnius und anderen, welche in den späteren Jahrhunderten des sinkenden römischen Reiches auftraten; Vergils Schäfer sind aber gar oft nichts als Rhetoren, und die späteren Idyllendichter der Römer haben nicht die Natur, sondern den Vergil zu erreichen gestrebt. Als nach dem langen Dunkel des Mittelalters in Italien ein neues Licht hervorbrach, als bereits alle anderen Gattungen der Litteratur von den Italiern bearbeitet worden waren, als Luxus und Verdorbenheit unter ihnen ihren höchsten Grad erreicht hatten, ward auch die bukolische Poesie erneut. Wie unnatürlich ist aber die Poesie eines Sannazaro und Guarini! Tasso ist im Hirtengedicht wie im Epos ein zweiter Vergil, was in Beziehung auf die Form der Darstellung unendlich viel, in Beziehung auf Originalität aber nichts sagt; und nun

vollends Marini! Mit den französischen Dichtern, welche nachher der idyllischen Poesie sich zuwandten, und die in gekünstelten, zierlichen Versen die Figuranten der Hofwelt zu Hirten machten, ist es noch viel schlimmer bestellt. In Deutschland schuf Geßner, der — was nach dem vorher Bemerkten nicht befremden wird — am verdorbenen Hofe Ludwigs XV. sehr viel und gern gelesen ward, ebenfalls eine ganz sentimentale Idyllenpoesie, mit einer ganz gemachten Natürlichkeit. Voß und Hebel haben später das deutsche Idyll dem griechischen genähert, und es ist ihnen gelungen, nicht allein für die verwöhnten höheren Stände ein unentstelltes Bild des einfachen, natürlichen Lebens zu entwerfen, sondern auch den der Natur noch nahe stehenden Menschen der gebildeten Mittelklasse den inneren Sinn aufzuschließen und sie mit einer Art Begeisterung für ihr einfaches Leben zu erfüllen. Die Griechen haben also das Verdienst, selbst noch in der alexandrinischen Zeit ihrer Bildung eine neue Art Poesie bis zu dem Grade entwickelt zu haben, daß diese späteste Blüte ihrer Dichtung noch für alle Zeiten und Völker des Abendlandes Muster geworden ist. Theokrit blieb nachher, gerade wie Homer im Fache des Heldengedichts, ein Licht, welches die Idyllendichter späterer Zeiten auf den rechten Weg zurückleiten mußte, wenn ihre Vorgänger nach der einen oder anderen Seite abgewichen waren.

Der Sänger der Natur, dem es übrigens ebensowenig als den anderen damaligen Dichtern an Künsten der Schmeichelei fehlte, hatte nicht den ersten Rang unter den Poeten seiner Zeit. Der Herrscher im Gebiete der Poesie zu Alexandria war Kallimachos, welcher einem der vornehmsten Geschlechter von Kyrene angehörte, und dessen Blütezeit in die Regierung des zweiten Ptolemäos fällt. Seine Werke sind ein getreues Spiegelbild der ganzen Poesie und des Geschmacks der Ptolemäischen Zeit. Sie zeichnen sich durch Fülle von Gelehrsamkeit aus, man vermißt aber überall den Ausdruck dichterischer Empfindung; statt desselben findet man den in zierliche Worte gefaßten Erguß eines mit gelehrten Kenntnissen überladenen Gedächtnisses und das Selbstgefühl eines Mannes, der auf sein gelehrtes Talent stolz ist. Auch Apollonios von Rhodus, ein Schüler des Kallimachos, zeigt nur wenig wahre Begeisterung und natürliches poetisches Gefühl und ist nie Original; aber er ist in Beziehung auf dichterische Form und Sprache wichtig und bezeichnet uns den Übergang des antiken Charakters der Poesie in den modernen. Apollonios hat nämlich die Sage von dem Argonautenzug in einem Heldengedichte behandelt, durch welches er auf den in seiner Zeit herrschenden poetischen Ton wohlthätig einwirkte und sogar auf die Dichtkunst der Römer großen Einfluß ausübte. Er strebte nicht ganz ohne Glück danach, in Homers Fußstapfen zu treten,

und hat durch die Reinheit des Vortrags, die Zierlichkeit der Wortfügung, den Wohlklang des Verses, der sich streng nach dem Muster des Homerischen bewegt und doch dem Tone der neueren Zeit näher steht, seinen Zeitgenossen und den römischen Dichtern das Auffassen des Homer ungemein erleichtert. Es verhält sich daher sein Heldengedicht zu der römischen Poesie ebenso, wie die soviel als möglich das griechische Original wiedergebenden deutschen Übersetzungen Homers zu unserer Dichtkunst; denn diese Übersetzungen haben der deutschen Nation ebenfalls das Eindringen in den Geist der griechischen Poesie erleichtert. Apollonios faßte jeden Laut des alten Sängers auf, die Wendungen, die Gleichnisse und alle anderen Eigentümlichkeiten Homers erscheinen bei ihm wieder: aber sie sind in das Gewand der Rhetorik gekleidet und dadurch dem Sinn und Wesen der Menschen jener Zeit und der rhetorisch angelegten Römer näher gebracht. Apollonios hat auf diese Weise nicht allein historische, sondern auch gelehrte Bedeutung erhalten: sein Gedicht ist, wie aus dem Angegebenen hervorgeht, in einem gewissen Sinne der beste Kommentar zur Iliade und Odyssee, das beste Mittel, um auf dem Wege der Vergleichung, vermittelst der künstlichen Formen und mühsam gebauten Verse seines Werkes, die einfache Sprache und den natürlichen Versbau Homers verstehen und würdigen zu lernen. Außerdem sind auch die in Apollonios' Heldengedicht enthaltenen Länder-, Völker- und Sittengemälde für die Kenntnis des Altertums sehr wichtig. Dem rein poetischen Werte nach gehört Apollonios zu den besten Dichtern der alexandrinischen Zeit, er war sogar der einzige von allen epischen Dichtern der Griechen, dem es einigermaßen gelungen ist, den Homer nachzuahmen. Indes erscheint er nur in betreff der Sprache und einzelner Geschichten, Episoden und Gleichnisse als großer Dichter, der Einfluß aber, welchen er auf die römische Poesie ausübte, war sehr groß, weil selbst Vergil ganze Reihen von Bildern und Formen aus ihm in fast wörtlicher Übersetzung entlehnt hat.

Ganz anders verhält es sich mit Lykophron, einem Griechen von der Insel Euböa, der am Hofe des zweiten Ptolemäos lebte. Dieser Dichter verdient nur deshalb angeführt zu werden, weil er ein abschreckendes Beispiel der gelehrten Dichtkunst ist und am besten zeigen kann, wie weit es schon im Anfang der alexandrinischen Zeit mit dem Haschen nach leerem Wissen und dunklen Vorstellungen gekommen war. Das Charakteristische seiner litterarischen Thätigkeit besteht in der Rätselhaftigkeit und im Wohlgefallen an Dunkelheiten. Es ist daher bezeichnend für ihn, daß er für den Erfinder der Anagramme oder jener Spielerei gilt, vermittelst deren man, durch Buchstabenversetzung, aus einem Worte ein mit demselben in irgend eine Beziehung gebrachtes anderes bildet. Lykophron verfaßte in einer Zeit, wo das Lösen von

Rätseln, das Spielen mit Begriffen und die Aufhellung von Dunkelheiten eine Art von gelehrtem Handwerk geworden war und die altgriechische Religion in eine Wissenschaft der Geheimlehren umgeschaffen wurde, ein Gedicht voller Rätsel und Dunkelheiten, welches eine Aufgabe für Gelehrte sein sollte: er gab dadurch ein sehr übles Beispiel. Dieses sonderbare Machwerk, welches von Anfang bis zu Ende aus lauter Weissagungen der Kassandra besteht, ist gleichsam eine fortlaufende Reihe von Rätseln, da in demselben sogar die Götter und Heroen nicht mit ihren eigentlichen Namen genannt, sondern statt dessen vermittelst ihrer am wenigsten bekannten Attribute bezeichnet werden. Die in diesem Gedichte vorkommenden Länder sind durch irgend eine dunkle Geschichte, welche in ihnen einmal vorgefallen ist, bezeichnet, die kühnsten Metaphern oder Übertragungen von Begriffen, etwa wie Miltons sichtbare Finsternis*), finden sich auf jeder Seite, die fremdartigsten Dinge werden miteinander verbunden, Blitze werden gewöhnlich gehört, Töne gesehen; kurz die höchste Überschwenglichkeit der Einbildungskraft, die größte Rätselhaftigkeit und das Aufbieten der mannigfaltigsten Gelehrsamkeit bilden den eigentlichen Charakter des Werkes. Die Phantasie des Dichters erwärmt uns aber nicht, sie macht uns vielmehr starr, weil wir immer einen Gelehrten vor uns sehen, der sich und uns auf die Folter spannt und seine unnütze Belesenheit zeigen will. Die späteren Gelehrten, welche für das Einfache und wahrhaft Große allen Sinn verloren hatten, fanden freilich an einem solchen Werke Freude und Genuß. Auch ist nicht zu leugnen, daß, wenn man Lykophrons Rätsel gelöst hat, man aus ihm den Reichtum der griechischen Sprache und die unendliche Fülle der Erfindungen und Bilder, welche das damalige Religionssystem darbot, am besten kennen lernen kann. Lykophron war zu seiner Zeit auch als tragischer Dichter berühmt, es hat sich aber von seinen Tragödien, in welchen er auf ähnliche Weise wie in seiner Kassandra das Verständnis möglichst zu erschweren suchte, keine einzige erhalten.

Von der Philosophie der alexandrinischen Zeit wird besser bei der Darstellung der Bildung des römischen Volkes gehandelt, weil sie durch ihren Einfluß auf dieses Volk in der unmittelbarsten Beziehung zu dessen geistigem Leben steht und dies denjenigen Teil ihrer Wirksamkeit bildet, welcher für die Geschichte der menschlichen Kultur am wichtigsten gewesen ist.

Die Geschichtschreibung der alexandrinischen Periode hat ganz den Charakter der damaligen Dichtkunst: sie ward zur Zeit der ersten

*) Milton gebraucht diesen Ausdruck „darkness visible“ bei der Schilderung der Hölle.

Ptolemäer von einigen Männern ebendahin geführt, wohin Kallimachos und Lykophron die Poesie geführt hatten. Der Geist der alexandrinischen Zeit war ein Geist der Eitelkeit, der Unterhaltungssucht und der Unwahrheit und deshalb ebensowenig für eigentliche geschichtliche Belehrung empfänglich, als einer wahrhaft historischen Auffassung der wirklichen Welt und ihrer Charaktere fähig. Die Berichte über die Zeitgeschichte, welche man sonst bei den Griechen vorzugsweise häufig zu finden gewohnt ist, verschwinden mit einigen Ausnahmen ganz; die rhetorischen Schriftsteller jener Tage wagten sich nicht an diese Geschichte, weil sie durch entstellte und falsche Darstellung des Bekannteren die Gewogenheit des Publikums zu verlieren fürchteten, durch die Wahrheit aber die Könige und Vornehmen beleidigt und sich um deren Gunstbezeugungen gebracht haben würden. Statt der Geschichte ihrer Zeit behandeln sie daher die der Götter und Heroen, erzählen unverschämt erdichtete oder auf eine wunderliche Weise mit griechischen Mythen und Sagen durchflochtene Urgeschichten und Märchen von Indien, Assyrien, Phönikien, Ägypten, ja sogar von dem bis dahin ganz verachteten und kaum genannten jüdischen Volk. Wie sehr schon Nearch, Onesikritos und andere dem unterhaltungssüchtigen und wundergläubigen Sinne ihrer Landsleute durch Märchen und Erdichtungen der ärgsten Art gehuldigt hatten, ist bereits früher bei der Geschichte Alexanders des Großen angedeutet worden. Die Geschichtschreiber der eigentlichen alexandrinischen Zeit folgten den Spuren dieser sehr beliebt gewordenen Aufschneider oder Romantiker, sie verbanden aber damit meist noch die Vorliebe für das Uralte und Ungeheure und das Streben, die Sagen und das Priesterwesen der orientalischen Urzeit mit der Vergangenheit des griechischen Volkes in Verbindung zu bringen.

Man braucht nur auf die berühmtesten damaligen Erzähler urweltlicher Geschichten, auf Timäos, Euhemeros, Berosos und Manetho, einen Blick zu werfen, um den Charakter der alexandrinischen historischen Litteratur überhaupt und ihr Verhältnis zum Geiste jener Zeit kennen zu lernen. Timäos von Tauromenion, welcher im Anfang des dritten Jahrhunderts v. Chr. lebte, wird zwar wegen seiner chronologischen Genauigkeit in seiner Geschichte von Griechenland und Sizilien gerühmt: er bringt aber dessenungeachtet, wenn er über ältere Zeiten schreibt, Altweibermärchen vor. Sein Zeitgenosse Euhemeros aus Messene ist für die Erkenntnis des Geistes der damaligen Geschichtschreibung noch merkwürdiger. Er hat nämlich eine sogenannte heilige Geschichte geschrieben und in derselben die Erdichtungen, durch welche man zu jener Zeit die griechische Religion in orientalisches Priesterwesen und in ein zur Täuschung des Volkes dienendes Gaukelwerk umzuwandeln suchte, durch ebenso unverschämte Lügen und einen nicht

weniger dreist durchgeführten Trug zu bekämpfen gesucht. Er benutzte zu diesem Zwecke eine auf Kassanders Befehl unternommene Entdeckungsreise im Indischen Ocean und verfertigte Inschriften, die er dann für uralt ausgab. Mit Hilfe dieser Inschriften, welche er auf einer erdichteten Insel Panchaia gefunden zu haben behauptete, suchte er zu beweisen, daß Zeus, Kronos und ihre ganze Sippschaft Menschen gewesen seien, welche sich durch Betrug göttliche Verehrung verschafft hätten. Er ward dafür zwar von den christlichen Kirchenvätern des Mittelalters gepriesen, von seinen heidnischen Landsleuten aber gescholten und mit dem Spottnamen eines Atheisten belegt. Seine erdichteten Geschichten und Inschriften beweisen dasselbe, was aus den Schriften derer, welche damals die Religionen und ihre Sagen in ein recht mystisches Dunkel zu hüllen suchten, hervorgeht, daß nämlich der Geist jener Zeit ein Geist der Lüge und des Truges war und alte Täuschung nur durch neue Täuschung zu zerstören wußte. Man bezeichnet seitdem die von ihm eingeschlagene rationalistische Richtung, die Götter des Volksglaubens zu verdienten Menschen oder kühnen Abenteurern zu machen, mit seinem Namen als Euhemerismus.

Die für die Erkenntnis des damaligen Zeitgeistes wichtigsten Männer aus der historischen Klasse der Schriftsteller sind Berosos und Manetho. Berosos soll zur Zeit des Ptolemäos Philadelphos chaldäischer Priester am Belus-Tempel zu Babylon gewesen sein: er war einer der vielen orientalischen Astrologen, welche seit der Erbauung von Seleukia am Tigris sich Einfluß auf den Geist der Griechen verschafften. Diese Leute lernten Griechisch und suchten die Leichtgläubigkeit des großen Haufens zu ihrem Vorteil zu benutzen. Berosos gehörte zwar weder dem europäischen Griechenland, noch dem Ptolemäischen Ägypten an, aber er muß hier erwähnt werden, weil in dieser Darstellung zusammengefaßt wird, was den Charakter der alexandrinischen Bildung an sich trägt und in irgend einem griechischen Staate dieser Zeit sich besonders bemerkbar gemacht hat. Dieser Chaldäer Berosos schrieb eine Geschichte der Babylonier, welche er 473 000 Jahre vor Alexander dem Großen beginnen läßt, und in die er die wunderlichsten Mythen und Märchen einmischte. Er hat dadurch den Gelehrten des Altertums und der mittleren Zeit viele fruchtlose Mühe gemacht. Sein Werk ist ganz untergegangen. Es haben sich zwar unter seinem Namen einzelne Bruchstücke der babylonischen Urgeschichte erhalten, diese gehören aber nicht ihm, sondern irgend einem späteren christlichen oder jüdischen Gelehrten an. Was Berosos für den Hof und die gelehrte Welt von Syrien war, das war sein Zeitgenosse Manetho, ein ägyptischer Priester, für den Hof und die Gelehrten von Ägypten. Durch Berosos Geschichte erschienen nämlich die Seleukiden

als die Beherrscher des Urlands der Götter und Menschen und gleichsam als die Herren der Quellen aller Weisheit; Manethos Werk aber bewies den Ptolemäern, daß Ägyptens Könige noch ganz andere Ansprüche hätten, als die Beherrscher von Babylonien. Manetho war Priester an einem uralten ägyptischen Tempel, gehörte der Priesterkaste des Landes an und verstand das Griechische ebenso gut wie Berosos. Er schrieb in hellenischer Sprache eine ägyptische Geschichte, welche mit der Urzeit seines Volkes begann und bis auf Alexander den Großen herabreichte. Außerdem soll er auch eine Erklärung der ägyptischen Religionsgebräuche verfaßt haben. Von seinen Schriften haben sich einzelne Bruchstücke erhalten. Seine ägyptische Geschichte, welche er aus den Tempelarchiven geschöpft haben wollte, ist zwar keineswegs so anzusehen, als wenn er alles Mitgeteilte erdichtet hätte, aber schon der bloße Umstand, daß er sich zur Beglaubigung seiner Nachrichten auf den Hermes der ägyptischen Mythe und auf Inschriften, die derselbe geschrieben haben soll, berief, bezeichnet dem, der von dem Geschichtsforscher Menschenkenntnis und Kritik fordert, den Geist und den Wert seiner Geschichtschreibung hinlänglich.

Erfreulicher als alles Vorhererwähnte ist das, was zum Schluß noch von den realen Wissenschaften und von den Verdiensten zu berichten ist, welche die Griechen sich nach Alexanders des Großen Tod um die Künste und Wissenschaften des industriellen Lebens erworben haben. Die Zeit der Ptolemäer war eine durchaus prosaische Zeit und hatte nur für solche Dinge Sinn, welche einen unmittelbaren äußeren Nutzen gewährten. Der Schwung des Geistes scheint bei den damaligen Griechen gelähmt zu sein; es scheint, als sei die Kenntnis desjenigen Teils unserer Natur, der mit der sichtbaren Welt nur wenig gemein hat, völlig erschöpft gewesen und die Zeit gekommen, wo der Mensch sich als ein der äußeren Natur angehörendes und ihren Gesetzen unterworfenes Wesen kennen lernen sollte. Die dieser Zeit eigentümliche Bildung ist eine ganz neue Erscheinung in der alten Geschichte: sie bereitet auf den Charakter der praktischen, juristischen und aristokratischen römischen Zeit vor. Die Betrachtung derselben ist aber nicht bloß an sich selbst für die Erkenntnis der menschlichen Natur und ihres Entwickelungsganges wichtig, sondern sie hat auch noch eine besondere Bedeutung dadurch erhalten, daß das römische Volk, welches in der späteren Zeit des Altertums den Mittelpunkt der Welt bildete, so praktisch dasselbe auch war, doch keinen Zweig der mathematischen und physikalischen Wissenschaften weiter geführt hat, als die gleich nach Alexanders Tod entstandenen Schulen des hellenistischen Orients sie gebracht hatten. Die Schriftsteller dieser Schulen sind bis auf die Zeiten der Araber in den Fächern der Mathematik und Naturkunde die Lehrer der ganzen

Welt geblieben. Selbst die Araber haben, mit Ausnahme der Chemie, der Algebra und einiger Teile der Astronomie, die sogenannten exakten, d. h. die mathematischen und physikalischen Wissenschaften nicht weiter gefördert, als diese in Alexandria schon zur Zeit der Ptolemäer gebracht worden waren. Die Araber schöpften ihre Wissenschaft aus den Büchern der in Syrien und Ägypten gestifteten griechischen Schulen, und auch wir Europäer kehrten, nachdem wir seit dem zwölften Jahrhundert lange Zeit von den Arabern gelernt hatten, endlich im vierzehnten Jahrhundert zu jenen griechischen Quellen zurück. Die Griechen der alexandrinischen Zeit waren also in den bezeichneten Fächern des Wissens die Lehrer der Römer, der Araber und des ganzen christlichen Mittelalters: und diese Seite ihrer Thätigkeit und Bildung hat folglich eine welthistorische Wichtigkeit.

Die Fortschritte des Ptolemäischen Zeitalters in der Naturkunde sind zuerst anzudeuten. Aristoteles hatte die Naturwissenschaften fast ganz neu geschaffen, sein Schüler Theophrast war in die Spuren seines großen Meisters getreten und hatte die von demselben übrig gelassenen Lücken ergänzt. Der von beiden Männern gegebene Anstoß wirkte auf die Ptolemäer und ihre Gelehrten und rief in Alexandria die weitere Entwickelung der Naturkunde hervor. Die ersten Ptolemäer förderten, wie bereits oben angegeben, diese Wissenschaften dadurch, daß sie naturhistorische Sammlungen anlegen und sogar mit großen Kosten seltene Tiere in Alexandria zusammenbringen und unterhalten ließen. Es galt jedoch nicht gerade der wissenschaftlichen Erkenntnis der Natur, sondern auch die Naturwissenschaft mußte sich dem Bedürfnisse des Lebens anpassen lassen. Man richtete beim Studium der Natur den Blick vorzugsweise auf die Heilkunde und auf diejenigen Zweige der Wissenschaft, welche mit dieser enger verbunden sind. Die Physiologie oder die Lehre von der Natur und dem Leben der organischen Wesen, die Anatomie, die Chemie und Botanik sind diese Zweige. Ohne Physiologie ist die Naturgeschichte der lebenden Wesen dasselbe, was die Physik oder Naturlehre ohne Chemie sein würde. Ohne die Anatomie oder ohne das Studium der einzelnen Teile des menschlichen Körpers und ohne die vergleichende Anatomie des Menschen und der Tiere hat weder die Physiologie noch die Heilkunde überhaupt eine feste Grundlage, sondern beide bestehen dann nur in bloßen Mutmaßungen und in einem unsicheren, unvollkommenen Erfahrungswissen. Die Physiologie und Anatomie waren aber bei den Alten bis auf Aristoteles' Zeit ganz vernachlässigt worden, ungeachtet allerdings schon am Ende des peloponnesischen Krieges Hippokrates von Kos und seine Schüler die Medizin im allgemeinen zum Range einer eigentlichen Wissenschaft erhoben hatten. Der Grund jener Vernachlässigung lag in dem Cha-

rakter der Griechen, weil ebendieselben Vorurteile, durch welche bis vor kurzem die eifrige Betreibung der Anatomie in England erschwert war, das Studium dieser Wissenschaft bei ihnen unmöglich gemacht hatten. Als dagegen mächtige griechische Fürsten in einem Lande wie Ägypten, wo die altherkömmliche Weise, die Toten zu behandeln, anatomische und chemische Kenntnisse erforderte, der Heilkunde Unterstützung gewährten, mußte dies den Fortschritten der Anatomie und Physiologie in hohem Grade förderlich sein. Die beiden berühmten Männer, Herophilos von Chalkedon und Erasistratos von der Insel Keos, von welchen jener der Leibarzt des Ptolemäos Soter, dieser aber zuerst der Leibarzt des Seleukos Nikator und dann des Ptolemäos Philadelphos war, erhielten auf Befehl der beiden ersten Ptolemäer, den Vorurteilen der Griechen und der Ägypter zum Trotz, Leichname zum Zergliedern geliefert. Es ward ihnen sogar nachgesagt, daß sie sich Verbrecher hätten geben lassen, um auch an lebenden menschlichen Körpern ihre Forschungen und Versuche anzustellen: allein diese Behauptung ist unbegründet und rührt wohl nur von dem damals noch allgemein herrschenden Abscheu gegen das Sezieren von Menschenleibern her, wie denn auf ähnliche Weise auch die Wiederhersteller der Anatomie in der neueren Zeit, Modini und Vesalius, derselben Grausamkeit beschuldigt worden sind. Herophilos und Erasistratos wichen in ihren wissenschaftlichen Grundsätzen voneinander ab, und es entstanden dadurch in und außerhalb Ägyptens verschiedene medizinische Schulen, welche sich Herophilische oder Erasistratische nannten. Herophilos hatte übrigens außer der Anatomie auch die Botanik mit der praktischen Heilkunst verbunden, seine Schüler trieben dieses Studium ebenfalls mit Eifer, und unter den letzten Ptolemäern oder kurze Zeit nach ihnen trat endlich der berühmte Botaniker Dioskorides auf, dessen Werk sowohl für die Araber, als für die christlichen Völker des Mittelalters die Grundlage ihrer Pflanzenkunde geworden ist.

Die mathematischen Wissenschaften wurden in Alexandria viel weiter gefördert, als die Naturwissenschaften: denn abgesehen vom Praktischen wird die Mathematik, als Verstandesbeschäftigung betrachtet, ewig auf den Grundlagen feststehen bleiben, welche damals in Alexandria gelegt worden sind. Die mathematischen Wissenschaften blühten außerdem in dieser Stadt fast 1000 Jahre hindurch, also bis tief in das Mittelalter hinein. Unter den Mathematikern der Ptolemäischen Zeit verdient Euklides sowohl in Rücksicht der Zeit, in welcher er lebte, als auch seiner Verdienste wegen, zuerst genannt zu werden. Er lebte und lehrte unter Ptolemäos Soter in Alexandria und führte ein Gebäude der Mathematik auf, zu welchem Aristoteles den ersten Grund gelegt hatte Euklids Lehrgebäude umfaßte nur die Arithmetik, die

Geometrie und die Stereometrie oder die Wissenschaft der Ausmessung des von festen Körpern eingenommenen Raumes; er leistete aber für diese Wissenschaften ebendasselbe, was Aristoteles für die Logik geleistet hatte. Er schuf ein System, brachte alle Sätze in eine wissenschaftliche Ordnung und erfand für die Mathematik eine Methode, welche von allen denkenden Mathematikern bis auf unsere Zeit als die einzig richtige gepriesen worden ist. Die Neueren haben zwar oft Euklids Beweise zu lang, zu verwickelt und zu wenig verständlich gefunden und statt derselben einfachere und leichtere gesucht, weil ihnen logische Schärfe und Strenge oft weniger wichtig war, als ein praktisches Resultat, und daher jeder praktische Beweis auch ein guter Beweis zu sein schien: wer aber den Geist der Alten kennt und das Studium der Mathematik als reine Geistesbeschäftigung treibt, wird anders urteilen und sich an die Antwort halten, welche Euklid selbst einst dem Ptolemäos Soter gab. Als dieser ihn nämlich fragte, ob nicht eine leichtere Methode zur Erlernung der Geometrie ausfindig zu machen sei, antwortete ihm Euklid: „Zur Geometrie giebt es keinen besonderen Weg für Könige." Wie mit den Beweisarten Euklids, so verhält es sich auch mit einzelnen Lehrsätzen seines Systems: fast jeder denkende Mathematiker der neueren Zeit stieß hier und da an und wollte bessern, konnte aber am Ende trotz aller Anstrengungen die Sache nicht weiter bringen, als Euklid sie gebracht hatte.

Von dem Augenblicke an, als Euklid das System der Mathematik wissenschaftlich vollendet und so den festen Grund für diese Wissenschaft gelegt hatte, fühlten alle Handelsstädte jener Zeit die Wichtigkeit der exakten Wissenschaften für ihren Handel, ihre Schiffahrt und ihre Gewerbe. Diese Städte, welche für die damalige Welt dasselbe waren, was die Niederlande und England dem neueren Europa geworden sind, waren vornehmlich Alexandria, Rhodus, Byzanz, viele kleinasiatische Seeplätze und die meisten griechischen Pflanzstädte in der westlichen Hälfte des Mittelländischen Meeres. In allen diesen Städten blühten seitdem Anstalten zur Unterweisung in den mathematischen Wissenschaften auf, und durch dieselben wurden die Künste des äußeren Lebens in ihrer Entwickelung sehr gefördert. Selbst die Dichtkunst, welche damals vornehmlich als ein Mittel diente, dem an sich nicht Gefälligen eine gefällige Form zu geben, wurde gebraucht, um jene Wissenschaften zugänglicher zu machen. Der erste Dichter, welcher dies that, war Aratos von Soli in Cilicien. Er gehört nicht der Stadt Alexandria an, sondern lebte am Hofe des Königs Antigonos Gonatas (um 270 v. Chr.). Sein Verdienst bestand darin, daß er durch ein astronomisches Gedicht in Griechenland ebendenselben Eifer für die mathematischen Wissenschaften erweckte, der in Alexandria, Rhodus, Byzanz und in

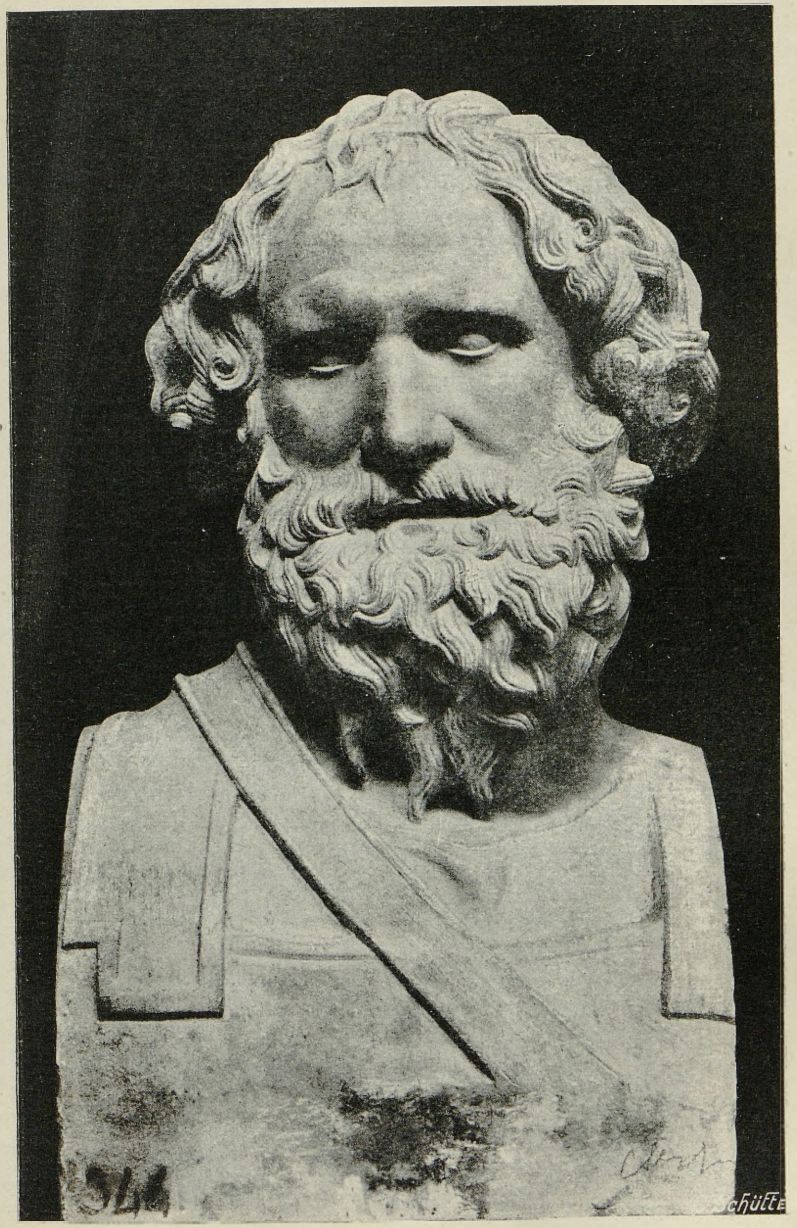
anderen Städten der Schiffahrt und des Handels wegen erwacht war. Er selbst war kein Mathematiker, er hat aber zwei Werke des ausgezeichneten Mathematikers und Astronomen Eudoxos von Knidos, welcher zu Philipps II. Zeit lebte, in eine poetische Form gebracht und dadurch zu einem Kompendium für Schulen und zu einem Lesebuch der gebildeten Welt des späteren Altertums gemacht. Arat hat also weder durch gelehrte Forschungen und Kenntnisse, noch auch durch den Inhalt seines Gedichtes eine Bedeutung in der Geschichte der Kultur gewonnen, sondern dadurch, daß er dem Werke eines großen Mathematikers diejenige Form gab, welche dasselbe der reiferen Jugend und dem größeren Publikum zugänglich machte. Er trug dadurch ungemein viel zur Verbreitung der mathematischen Wissenschaften bei; denn sein Gedicht ward eine Art Handbuch für Gebildete, und da dasselbe einer Erklärung bedurfte, um verstanden zu werden, so nötigte er dadurch die Gelehrten, welche dasselbe in der Schule behandeln mußten, sich mit Astronomie und Mathematik zu beschäftigen. Wegen der großen Verbreitung von Arats Gedicht traten in der folgenden Zeit sogar die ersten Mathematiker und Astronomen als Erklärer desselben auf und der ganze astronomische Unterricht ward auf dieses Werk gegründet oder an dasselbe angeschlossen.

Zunächst nach Aratos' Zeit war Eratosthenes einer der bedeutendsten Mathematiker. Er war in Kyrene geboren und stand unter Ptolemäos Euergetes an der Spitze des Museums. Da er zugleich Dichter, Sprachgelehrter, Erklärer der Alten, Philosoph, Geograph, Mathematiker und Astronom war und in allen diesen Fächern mit ausgezeichnetem Talent arbeitete, so ist er gleichsam ein lebendiges Muster der Bildung seiner Zeit, sowie dessen, was in dem ganzen späteren Altertum und dann wieder am Ende des Mittelalters, als man das Studium der griechischen Litteratur von neuem zu betreiben anfing, liberale Bildung genannt wurde. Eratosthenes hat sich namentlich um die Geographie und um die beobachtende Astronomie bedeutende Verdienste erworben; diese können aber hier nicht dargelegt werden, weil zum Verständnis derselben eine tiefere Kenntnis der mathematischen Wissenschaft erfordert wird, als wir bei den Lesern dieses Werkes voraussetzen dürfen. Es mag genug sein, zu bemerken, daß Eratosthenes unter anderem zuerst eine Gradmessung machte, die Schiefe der Ekliptik (Sonnenbahn) berechnete und den Umfang der ganzen Erde bestimmte, was alles freilich nicht sehr genau sein konnte. Bemerkenswert ist ein kleines Gedicht, welches sich von ihm erhalten hat, weil es für den Charakter der alexandrinischen Litteratur dadurch bezeichnend ist, daß der Verfasser desselben das gründliche mathematische Streben mit dem Rätselhaften und Sonderbaren der Methode und dem wunderlichen

Wesen der damaligen Poesie verband. In diesem Gedichte hat nämlich Eratosthenes die Aufgabe, aus einem einfachen Würfel die Verdoppelung desselben zu berechnen, auf die damals zur Mode gewordene poetische Weise gelöst, nach welcher viele Dichter ihren metrischen Leistungen die Form von Beilen, Altären und anderen Gestalten gaben oder ähnliche poetische Kunststücke machten.

Weit bedeutender für die Entwickelung der Wissenschaft ist Archimedes, Eratosthenes' Zeitgenosse. Er war der größte Mechaniker des Altertums und steht in betreff der Anwendung der Mathematik auf Gewerbe und Künste ebenso als Schöpfer und Gründer da, wie Aristoteles, Euklides und die beiden alexandrinischen Gelehrten in anderen Hinsichten. Archimedes war um das Jahr 287 v. Chr. in Syrakus geboren und machte seine Studien in Alexandria, kehrte aber bald wieder in seine Vaterstadt zurück. Er hatte also seine Wissenschaft auf die der alexandrinischen Welt gegründet und blieb auch stets mit Ägypten in Verbindung. Bei dem ungelehrten Teile der Nachwelt ist er weniger wegen seiner großen wissenschaftlichen Bedeutung berühmt geworden, als vielmehr wegen des zufälligen Umstandes, daß er bei der Belagerung von Syrakus durch den Römer Marcellus (213 und 212 v. Chr.) in seiner Vaterstadt anwesend war und dadurch Gelegenheit erhielt, derselben bei ihrer Verteidigung mit seinem Talente und seiner wissenschaftlichen Erfahrung nützlich zu sein. Er selbst verlor bei der Einnahme der Stadt sein Leben durch einen römischen Soldaten. In betreff der Erfindungen, welche Archimedes zur Verteidigung von Syrakus machte, enthalten die späteren Schriften des Altertums manche Übertreibungen und Anekdoten, so daß die Wahrheit der einzelnen Angaben nicht sicher festgestellt werden kann. Dies ist besonders der Fall mit den Brennspiegeln, welche Archimedes angewandt haben soll, um die im Hafen liegende römische Flotte in Brand zu stecken, was eine physikalische Unmöglichkeit ist. Im allgemeinen kann man aber doch aus allen jenen Erzählungen den Schluß ziehen, daß er durch seine kriegswissenschaftlichen Erfindungen sowohl die Syrakusaner, als auch die Römer und Karthager in Staunen setzte und also auch übertraf, obgleich die ersteren und letzteren durch ihre Geschicklichkeit in mechanischen Künsten von jeher berühmt waren, die Römer aber damals von allen Künsten nur die auf das Kriegswesen Bezug habenden ehrten, bei deren Anwendung sie sich allerdings der Griechen von Unteritalien bedienten.

Unendlich viel wichtiger und folgenreicher, als in Bezug auf die Kriegskunst, ist Archimedes' Wirksamkeit für die mathematischen Wissenschaften an und für sich selbst und für das gewerbliche Leben gewesen. Beides war bei ihm so innig verbunden, daß er selbst bei rein theo-



Archimedes von Syrakus.

Nach einer antiken Büste im National-Museum zu Neapel.

retischen Arbeiten, wie z. B. bei seiner Bestimmung des Verhältnisses des Durchmessers zum Umfange des Kreises, nie den praktischen Zweck aus den Augen verlor. Von seinen zahlreichen Entdeckungen und Erfindungen rein wissenschaftlicher Art sollen nur einige wenige andeutungsweise angeführt werden. Er hat z. B. zuerst auf die sogenannte Ausrechnung des Unendlichen geleitet, indem er zuerst zeigte, wie man die Körner des Sandes zählen, oder vielmehr ihre Menge in einer bekannten Größe oder in Zahlen ausdrücken könne. Diese Arbeit könnte auf den ersten Blick hin als ein bloßer Scherz erscheinen, in der That aber schließt sie eine sehr wichtige Anwendung auf die Meßkunst in sich ein und ward für die Fortschritte der Arithmetik des Altertums sehr bedeutend. Ferner hatten alle früheren hellenischen Astronomen den Durchmesser der Sonne für höchstens achtzehnmal größer gehalten, als der des Mondes ist: Archimedes dagegen nahm ihn schon einer bloßen Voraussetzung nach dreihundertmal größer an und näherte sich dadurch der wirklichen Größe desselben um vieles mehr. Für seine Verdienste um die astronomischen Kenntnisse und um die Mechanik zugleich ist es ferner von besonderer Bedeutung, daß er zuerst ein Planetarium oder Orrery verfertigte, d. h. eine künstliche Maschine, durch welche die Bewegung der himmlischen Körper anschaulich gemacht wird. Endlich fand Archimedes auch das Verhältnis zwischen einem Cylinder und einer Kugel von gleichem Durchmesser: eine Entdeckung, welche ihm selbst so wichtig schien, daß er sein Grabmal mit den Figuren dieser Körper zu schmücken verordnete.

Wie schon die Erfindung des Orrery beweist, erwarb sich Archimedes auch ganz ausgezeichnete Verdienste um die Theorie der Mechanik und ihre Anwendung. Für diese Wissenschaft zeigte überhaupt die griechische Welt seit Demetrios Poliorketes ein so großes und allgemeines Interesse, daß man die Beschäftigung mit derselben sogar als unentbehrlich für den gebildeten Staatsmann und Regenten ansah. Archimedes war, um nur einige wenige Punkte beispielsweise anzugeben, der Gründer der Statik oder der Wissenschaft von den Gesetzen des Gleichgewichts der Körper. Er hat zuerst die Bedeutung und Lage des sogenannten Schwerpunktes der Körper oder des eigentlichen Mittelpunktes ihrer Schwere und Kraft erkannt und eine Theorie des Flaschenzuges und der Schraube aufgestellt. Er entdeckte außerdem namentlich das wichtige Gesetz, daß jeder Körper, der in eine Flüssigkeit getaucht wird, ebensoviel von seinem Gewichte verliert, als die Masse der von ihm verdrängten Flüssigkeit wiegt, und bediente sich dieses Gesetzes als einer der Grundlagen der Statik. Einige andere seiner mechanischen Erfindungen sind früher bei der Beschreibung des auf Hierons II. Befehl erbauten Prachtschiffes erwähnt worden. Er

hat ferner während seines Aufenthaltes in Ägypten manche wesentliche Verbesserungen des Kanal- und Deichwesens ausgedacht. Ob er auch die Wasserschraube oder Archimedische Schnecke, d. h. die schneckenförmig ausgehöhlte Maschine, in welcher, wenn sie mit dem einen Ende im Wasser steht und beständig umgedreht wird, das Wasser aufsteigen muß, erfunden habe, ist zweifelhaft. Daß man aber dieselbe ihm zuschreiben konnte, zeigt deutlich, wie sehr man gewohnt war, im Fache der Mechanik ihn als den erfindungsreichsten Mann des Altertums anzusehen.

Archimedes stand in betreff der mechanischen Wissenschaften durch das ganze Altertum hindurch unübertroffen, ja fast einzig da. Übrigens lebten teils vor ihm, teils zu gleicher Zeit mit ihm noch einige andere Männer, welche sich hierin auszeichneten. Nur einer von ihnen aber, Heron von Alexandria, hat die theoretische Seite der Wissenschaft erweitert, alle anderen waren nur für die Vervollkommnung der praktischen Teile thätig. Heron und sein Lehrer Ktesibios haben einige wichtige physikalische Erfindungen gemacht, wie z. B. die des gekrümmten Hebers, der Wasserorgeln und des nach des Erfinders Namen benannten Heronsbrunnens.

Den nächsten Platz nach Archimedes hat man in Hinsicht auf die Geometrie des Altertums seinem Schüler Apollonios von Perga in Pamphylien angewiesen, welcher zu Pergamon und Alexandria lebte. Neben Archimedes und Euklides gilt dieser für den größten Mathematiker des Altertums, weil er für die wichtige Lehre vom Kegelschnitt ganz dasselbe leistete, was der erstere für die oben bezeichneten Fächer der praktischen Mathematik, Euklides aber für die reine Mathematik, die Arithmetik und einzelne Teile der Geometrie geleistet haben. Seine Verdienste können hier nicht im einzelnen dargelegt werden: man darf bei der Würdigung derselben nicht übersehen, daß Apollonios nicht bloß durch Entdeckungen und Berechnungen sich auszeichnete, sondern, wie Aristoteles und Euklides, die Größe seines Geistes auch in der Art zeigte, wie er das bereits Erforschte und Bekannte gebrauchte, vervollkommnete und erweiterte.

Der größte Astronom des Altertums war Hipparchos von Nicäa in Bithynien. Er lebte im zweiten Jahrhundert v. Chr., gehörte aber ebensowenig als Aratos von Soli der Stadt Alexandria an, da er den größten Teil seines Lebens in Rhodus zubrachte und auf dieser Insel seine astronomischen Beobachtungen machte. In Alexandria lebte er nur kurze Zeit. Von seinen Schriften sind leider gerade die wichtigsten untergegangen; erhalten haben sich nur zwei weniger bedeutende, nämlich ein Verzeichnis der Fixsterne und ein Kommentar über Arats Gedicht, welches letztere Werk noch dazu wahrscheinlich eine Jugendarbeit ist. Weder Euklid noch Archimedes hatten an eine ebene und sphärische

Trigonometrie gedacht, d. h. an diejenige Wissenschaft, welche Ebenen und Kugeln in Dreiecke zerlegen und vermittelst dieser ausmessen lehrt; Hipparch war es, der diese beiden Teile der Trigonometrie zuerst begründete. Er hat ferner die ersten Tafeln für die Mondbewegungen entworfen, zuerst sichere Regeln für die Berechnung der Sonnen- und Mondfinsternisse aufgestellt und die Methode gefunden, vermittelst deren man in der folgenden Zeit die Größe und Entfernung der Sonne und des Mondes richtig bestimmen konnte. Er gründete seine Beobachtungen auf diejenigen, welche der Astronom Aristarchos aus Samos 100 Jahre vor ihm gemacht hatte, weil diese die besten von allen früher gemachten waren, übertraf dieselben aber durch die Schärfe der seinigen in hohem Grade. Auf Aristarchs Beobachtungen gestützt, hat Hipparchos sich um die Zeitrechnung unsterbliche Verdienste erworben; denn er hat zum erstenmale die wahre Länge des Sonnenjahrs bestimmt. Er hat außerdem aus der Vergleichung seiner Beobachtungen mit denen des Aristarch eine der wichtigsten Entdeckungen hergeleitet, welche jemals über die Bewegung der Himmelskörper gemacht worden sind. Er entdeckte nämlich das sogenannte Vorrücken der Nachtgleichen oder die Veränderungen in der scheinbaren Bewegung der Fixsterne, welche, während sie unter sich einerlei Lage behalten, alle zusammen von Osten nach Westen fortzurücken scheinen. Hipparch hatte dabei trotz der unvollkommenen Beobachtungen und Instrumente, welche ihm zu Gebote standen, in der Bestimmung des Maßes jener Veränderungen sich der richtigen Zahl in einem Grade genähert, der selbst einen La Place mit Bewunderung für seinen großen Scharfsinn erfüllt hat. Nur durch diese Entdeckung Hipparchs ist es möglich gemacht worden, Sterne, welche Hunderte von Jahren früher bestimmt worden waren, wiederzufinden und folglich eine Wissenschaft zu vollenden, die zu ihrer Entwickelung durchaus jahrhundertelang fortgesetzte genaue Beobachtung erfordert.

Hipparch hat, außer seinem Verdienst um die Astronomie an und für sich selbst, noch eine ungemein große Bedeutung für die historischen Wissenschaften, für die Länder- und Völkerbeschreibung und für den Handel der Alten Welt gehabt. Er lehrte nämlich zuerst die Methode, wie man die geographische Lage oder die Länge und Breite eines Ortes mit Hilfe der Astronomie richtig bestimmen könne, und machte dadurch zuerst eine wahre Kartenzeichnung möglich. Dieses und die vorher angegebenen Beobachtungen und Entdeckungen sind nur ein kleiner Teil der Verdienste, welche sich dieser Mann um die Astronomie und Erdkunde erwarb. Er übertraf an Geist und Scharfsinn alle Astronomen bis auf Kepler, und die Wissenschaft der Sternkunde blieb 300 Jahre lang auf dem Punkte stehen, auf welchen er sie erhoben hat.

Geschichte der Römer.

I. Einleitung.

1. Das Land Italien.

Italien hieß vor alters die lange und schmale Halbinsel, die sich von der südlichen Grenze der Lombardei an etwa 130 deutsche Meilen weit in das Mittelländische Meer hinein erstreckt. Was wir heute Oberitalien nennen, ward von den Alten nicht als zum eigentlichen Italien gehörend betrachtet. Die Dichter gebrauchten statt des Wortes Italien auch die Namen Hesperien und Ausonien. Die eigentliche Halbinsel ist gebirgig, von den Apenninen und ihren Ausläufern durchzogen; die wenigen Ebenen, welche dieselbe zeigt, sind teils höchst fruchtbare Landstriche, wie die um Neapel und Capua liegende Kampanische Ebene, teils Moräste oder mit Gras bedeckte feuchte Niederungen, wie die Pontinischen Sümpfe und die sogenannten Maremmen von Pisa, Arezzo und anderen Orten, teils wasserarme Flächen, welche mehr oder weniger öde und steppenartig sind, wie die Apulische Ebene und die Römische Campagna.

Die Apenninen, welche die Halbinsel ihrer ganzen Länge nach durchziehen, bestehen nicht aus einem einzigen Gebirgszug, sondern aus einem Hauptrücken und vielen, teils in gleicher Richtung mit diesem laufenden, teils quer gegen denselben gerichteten und durch Hochflächen mit ihm verbundenen Nebenketten. Der berühmteste Berg Italiens, der Vesuv, gehört nicht zu den Apenninen, sondern ist ein von denselben getrennter, aus der Kampanischen Ebene emporsteigender Vulkan. Der höchste Teil der Apenninen befindet sich in der Mitte von Italien; er umfaßt die sogenannten Abruzzen, hat eine durchschnittliche Höhe von 2000 m und erstreckt sich von dem Monte Sibilla im Kirchenstaat bis zum Monte Matese im Neapolitanischen. Hier bildet der Gipfel

des Monte Corno oder Gran Sasso d'Italia den höchsten Punkt der Apenninen (2909 m).

Da der Hauptrücken der Apenninen der östlichen Küste meistens näher liegt als der westlichen, so sind die in das Adriatische Meer mündenden Flüsse fast insgesamt viel kleiner, als die der westlichen Seite des Gebirges. Doch haben überhaupt, mit Ausnahme des Po, alle Flüsse Italiens keine bedeutende Größe: der Tiber, der längste von den Flüssen der eigentlichen Halbinsel, ist der mittleren Breite seines Bettes nach mit dem Main oder der Mosel zu vergleichen, steht aber in Rücksicht auf die Länge seines Laufes diesen beiden Flüssen weit nach. Der Po führte im Altertum den Namen Padus. Von seinen Nebenflüssen sind der Ticinus oder heutige Tessin und die Trebia die für die Geschichte der Alten Welt wichtigsten. Die übrigen vorzugsweise bemerkenswerten Flüsse Italiens sind der Arnus oder Arno, der Tiberis mit seinen Nebenflüssen Allia (jetzt Aja) und Anio (jetzt Teverone), der Liris oder Garigliano, der Volturnus oder Voltorno, der Metaurus oder Metro, der Aufidus oder Ofanto und der Rubikon oder (vielleicht) Pisatello. Von den italienischen Seen werden folgende in historischen Schriften noch öfters mit ihren antiken Namen angeführt: der Trasimenische See, heutzutage Lago di Perugia, der Fucinische See, jetzt Lago di Celano genannt, der Averner und der Lukriner See, welche ihre alten Namen behalten haben. — Die Küsten Italiens sind teils auf weite Strecken hin flach, teils hoch und steil. Die älteren Namen der Italien bespülenden Meeresteile sind: das Tyrrhenische oder Untere Meer (das ganze Meer, welches die Westküste Italiens bespült), das Jonische Meer, das Adriatische oder Obere Meer.

Oberitalien wurde, wie gesagt, im Altertum nicht zu Italien gerechnet, sondern es wurde wegen seiner ursprünglich gallischen Bevölkerung als ein Teil des angrenzenden Landes Gallien oder Frankreich angesehen. Es führte deshalb den Namen Gallia cisalpina, d. i. das diesseit der Alpen gelegene Gallien. Der um den Busen von Genua liegende gebirgige Landstrich, welcher das Genuesische und die Grafschaft Nizza umfaßt, wurde im Altertum Ligurien genannt.

Das mittlere Italien bestand aus folgenden Ländern. Etrurien, welches auch Tuscien oder Tyrrhenien hieß, entsprach im allgemeinen dem heutigen Toscana, reichte aber im Süden bis an das nördliche Ufer des Tiber. Latium war das südlich davon, zur linken Seite des unteren Tiber gelegene Land. Umbrien lag im Osten von Etrurien und erstreckte sich von dem Flüßchen Rubikon an über einen Teil der heutigen Romagna, sowie über Urbino und Perugia hin. Picenum war das zwischen Umbrien und dem Adriatischen Meer ge-

legene Land oder die Mark Ancona. Samnium lag zwischen Picenum, Umbrien, Latium, Kampanien und dem Adriatischen Meere, von dem mittleren Tiber an bis zum oberen Aufidus; es begriff also die Abruzzen, die Binnenlandschaften des ehemaligen Königreichs Neapel und einen kleinen Teil des früheren Kirchenstaates in sich.

In Unteritalien oder Großgriechenland war Kampanien, die jetzige Terra di Lavoro, das südliche Nachbarland von Latium; es breitete sich zwischen Samnium und dem Tyrrhenischen Meere aus. Auf der entgegengesetzten Seite von Samnium und am Adriatischen Meere lag das Land Apulien, welches die südöstliche Landschaft vom Aufidus bis zum Golf von Tarent mit Brindisium und Bari umfaßte. Lukanien erstreckte sich vom Busen von Salerno bis zu dem von Taranto; Bruttien begriff das heutige Kalabrien in sich: mit dem Namen Kalabrien aber bezeichneten die Alten die jetzige Terra d'Otranto; sie benannten dieselbe auch Japygien oder Messapien.

Die drei großen Nebeninseln Italiens führten im Altertum bereits ihre heutigen Namen Sizilien, Sardinien und Corsica.

2. Abstammung der älteren Bevölkerung Italiens.

Die Herkunft der älteren italischen Völker ist, wie die aller anderen Nationen der Urzeit, im einzelnen nicht mit Sicherheit zu erkennen. Man weiß aus der Vergleichung der Sprachen, daß die meisten derselben dem sogenannten pelasgischen oder griechisch-lateinischen Zweig des indogermanischen Völkerstammes angehörten und also mit den alten Griechen eine und dieselbe Völkergruppe bildeten. Oberitalien ward schon sehr früh von gallischen oder keltischen Völkern besetzt. Von den älteren Völkerschaften dieses Landes aber waren die Ligurer im Genuesischen und in Nizza und die Veneter an der Küste des Adriatischen Meeres keine Kelten; man weiß jedoch nicht, welchem anderen Stamme sie beide angehörten. Die Umbrier, ein Teil des pelasgischen oder eigentlich italischen Völkerstammes, wohnten in dem nach ihnen benannten Teile von Mittelitalien; die Opiker, welche auch Osker und Auſoner genannt wurden, in Kampanien und auf der Südgrenze von Latium. Beide gehörten zu den ältesten Völkern Italiens. Ein Teil der Opiker waren die den Latinern benachbarten Volsker und Äquer. Die Etrusker dagegen waren kein Volk des griechisch-lateinischen Zweiges. Sie sollen mit einem Alpenvolk, das den Namen der Rätier führte und nicht mit der gleichnamigen keltischen Völkerschaft verwechselt werden darf, verwandt gewesen sein; in welchem Verhältnis sie aber ihrer Abkunft nach zu den

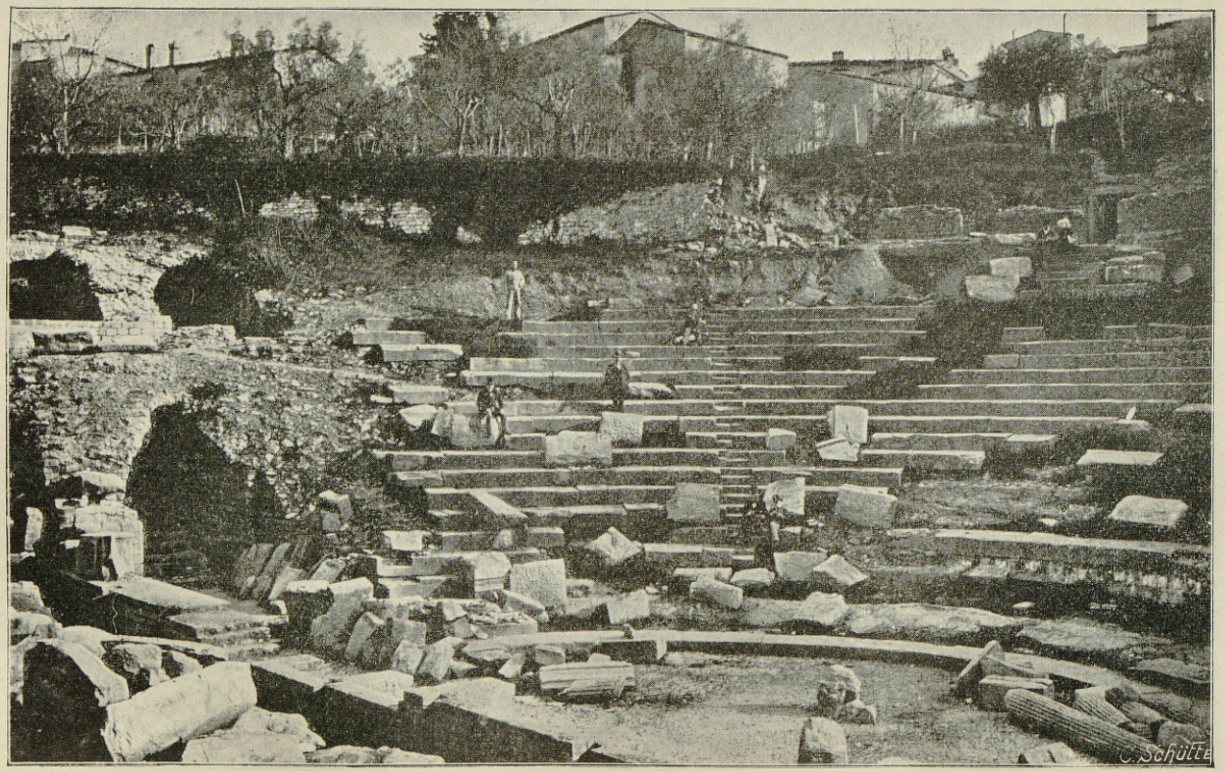
verschiedenen Zweigen des kaukasischen Menschenstammes standen, wird dadurch ebensowenig klar, als durch die verhältnismäßig zahlreichen Überreste ihrer Sprache, deren Worte wir zwar lesen, deren Sinn wir aber nicht entziffern können. Im Südosten der Halbinsel finden wir das Volk der Japygier verbreitet, von dem man annimmt, daß es den Griechen näher verwandt gewesen sei. Dasjenige Volk aber, auf welchem die weltgeschichtliche Bedeutung Italiens in der Folgezeit beruhte, waren jene Stämme des mittleren Italiens, die in mancherlei Dialekten eine und dieselbe Sprache redeten, und bei denen man zwei Hauptzweige, den lateinischen und den samnitischen oder umbrisch-sabellischen, unterscheiden kann.

II. Die vorrömische Zeit Italiens.

1. Allgemeines.

Das römische Volk ist erst in dem achten Jahrhundert v. Chr. entstanden und aus latinischen, sabinischen und, in geringer Beimischung, etruskischen Elementen hervorgegangen; diese drei älteren Völker hatten aber schon lange vor der Gründung der Stadt Rom einen gewissen Grad von Kultur erlangt, ja, Italien bot sogar schon Jahrhunderte vorher, vom Fuße der Alpen an bis zum Lande der Lukaner hin, das Bild des am meisten angebauten Landes von ganz Europa dar. Von dieser frühen Blüte Italiens ist unglücklicherweise nur eine dunkle Kunde zu uns gekommen, und die wenigen noch übrigen Nachrichten und Baureste aus jener Zeit werfen, gleich den pelasgischen Sagen und den cyklopischen Mauern der Hellenenwelt, nur ein schwaches Licht auf die Urzeit zurück. Eine Geschichte Italiens vor der Entstehung Roms zusammenzusetzen, ist nicht möglich; alles, was wir von den ältesten Zeiten dieses Landes wissen, kann bloß dazu dienen, die Überzeugung festzustellen, daß der Zustand derselben ein verhältnismäßig civilisierter und blühender war.

Wahrscheinlich bestanden die ersten Einwohner von Italien aus Völkerschaften des sogenannten pelasgischen oder griechisch-lateinischen Zweiges, welche von Osten her, und zwar zu Lande, eingewandert waren. Andere Scharen desselben Stammes fuhren vielleicht später über das Adriatische Meer nach Italien und ließen sich daselbst nieder, während von Norden her keltische und andere Völker in die Halbinsel eindrangen. Unter diesen verschiedenen Völkerschaften hatten einige schon früh einen hohen Grad der Kultur erreicht, welche nachher mit der der Griechen, die in früheren Zeiten im südlichen Italien Kolonieen gründeten, sich vermischten, so daß jene Stämme deshalb wie auch wegen ihrer ursprünglichen Verwandtschaft manche Ähnlichkeit mit den Griechen



Ruinen des Römischen Theaters in Faesulae,

erbaut auf alt-etruskischen Mauerresten.

zeigen. Auf diese Weise würde es sich, in Ermangelung bestimmter und sicherer Beweise, erklären lassen, warum die meisten Urvölker der Halbinsel zugleich Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten untereinander zeigen.

Die drei wichtigsten Urvölker Italiens, die Etrusker, Latiner und Samniter, bestanden jedes aus einer Anzahl selbständiger Städte und Gaue, die miteinander in einem größeren Staatenbund vereinigt waren; alle drei aber scheinen gewisse gemeinschaftliche Feste und Opfer gehabt zu haben und also auch unter sich durch ein wenn auch loses Band verknüpft gewesen zu sein.

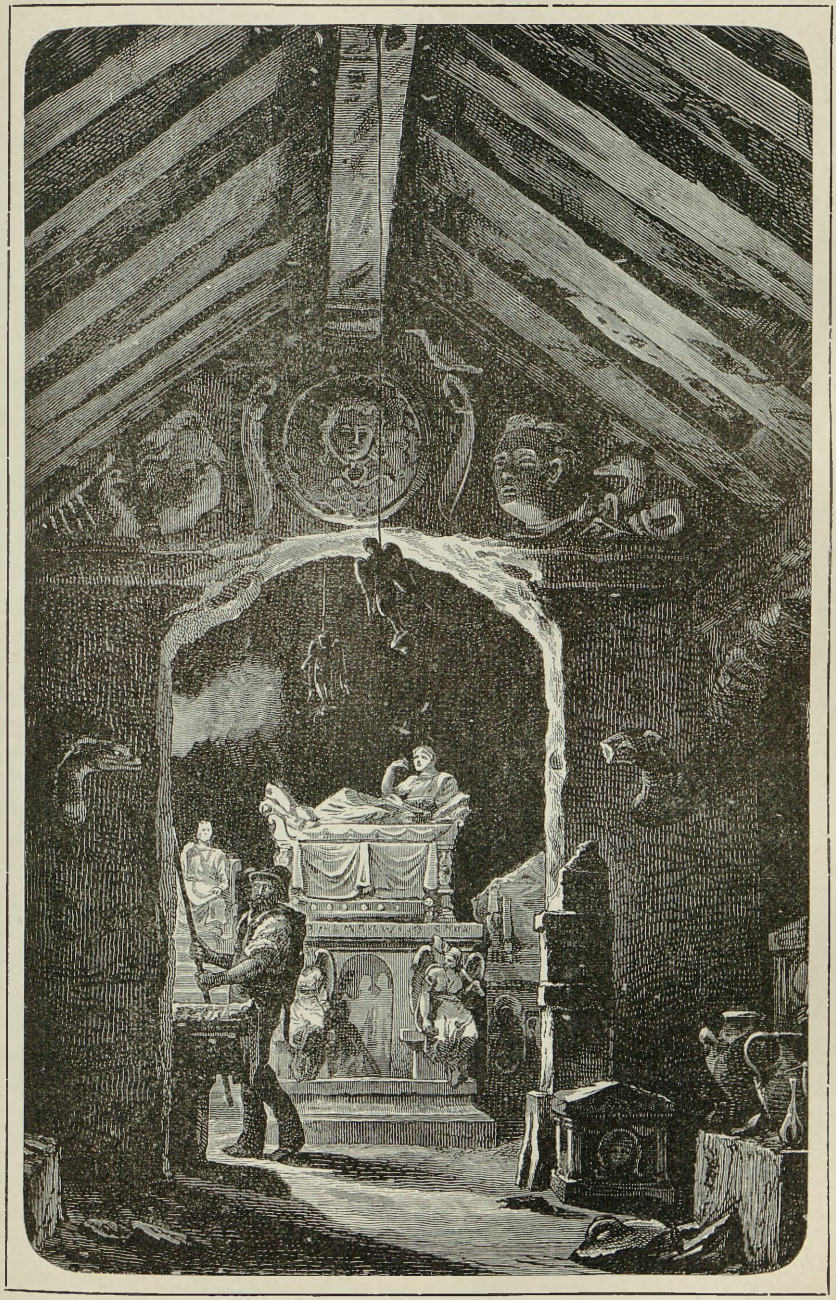
2. Die Etrusker.

Auf die Etrusker, welche auch Tusker und Tyrrhener hießen, sich selbst aber Rasena nannten und vor der römischen Zeit von den Alpen bis an den Tiber und zuletzt sogar noch bis nach Kampanien hinein ausgebreitet waren, übten die benachbarten Völker des pelasgischen Zweiges und die in Unteritalien gegründeten hellenischen Kolonieen einen nicht unerheblichen Einfluß, so daß griechische Sprache, Religion, Sitte und Kunst unter ihnen vielfach Eingang fanden. Es ist daher für den Forscher oft sehr schwer, ältere griechische und neuere etruskische Werke voneinander zu unterscheiden. Die noch übrigen Reste der etruskischen Kultur sind größtenteils aus einer Zeit, wo das Griechische schon in die etruskische Bildung eingedrungen war. Zu den wichtigsten derselben gehören die sogenannten Eugubinischen Tafeln oder sieben kupferne Platten, von welchen fünf auf beiden Seiten mit etruskischer, zwei aber mit lateinischer Schrift beschrieben sind. Dieselben wurden im Jahre 1444 n. Chr. bei der in der Mark Ancona gelegenen Stadt Gubbio, dem alten Iguvium, gefunden und rühren unstreitig erst aus einer Zeit her, in welcher Rom bereits erbaut war. Es ist bis jetzt nicht gelungen, sie zu lesen, so sehr man sich auch Mühe damit gegeben hat: man hat überhaupt von allen ziemlich zahlreichen Resten der etruskischen Sprache bis jetzt nur wenige mit Zuversicht zu erklären vermocht. Ein zweites merkwürdiges Denkmal sind die sogenannten Philistinischen Gräben, deren Ursprung weit über die Zeit der Gründung Roms hinausgeht. Sie befinden sich in der Gegend von Adria und bestehen aus Überresten großer Kanäle und Ausschachtungen, durch welche teils der Po eingedämmt und von Überschwemmungen abgehalten, teils Sümpfe in trockenes und anbaufähiges Land verwandelt wurden. An der Mündung des Po selbst finden sich die Spuren von ungeheuren Erdwällen, durch welche die Etrusker die Umgegend gegen Überschwemmungen sicherten und Kulturboden gewannen. Andere Überreste ihrer Baukunst sind die Trümmer von

Mauern und Gebäuden, die zum Teil ebenfalls mit Bestimmtheit der vorrömischen Zeit zugeschrieben werden müssen. Dahin gehören namentlich die Ruinen von Volaterrä, dem heutigen Volterra im Toscanischen. Hier finden sich die zum Teil noch gut erhaltenen Reste einer uralten, mit zwei Thoren versehenen Stadtmauer, welche einen Umfang von fast zwei Stunden hatte und aus riesenmäßigen Steinblöcken erbaut war. Ebensolche ungeheuren, gleichsam für die Ewigkeit errichteten Mauern haben sich von den etruskischen Städten Clusium (dem heutigen Chiusi), Cortona, Arretium (Arezzo), Perusia (Perugia), Volsinii (Bolsena) und anderen erhalten. In Clusium stand außerdem ein labyrinthartiges Grabmal des Königs Porsenna, welches, nach den Beschreibungen römischer Schriftsteller, einem Feenpalast zu vergleichen gewesen wäre und unter anderem nicht weniger als fünf Pyramiden von je 22 m Tiefe und Breite und 47 m Höhe enthalten haben soll. Obgleich diese Berichte sehr übertrieben sind, so kann doch die Existenz eines ungeheuren Grabmals zu Clusium nicht bezweifelt werden. Zu Tarquinii (in der Nähe des heutigen Corneto) findet man unterirdische Gewölbe von erstaunlichem Umfang, bei Fiesole, dem alten Fäsulä, sind noch Trümmer einer Stadtmauer und eines kolossalen Theaters übrig, und andere Gegenden Etruriens enthalten ebenfalls Reste von alten Kanälen, Mauern und Wohngebäuden: besonders liefern die Gräber, z. B. die Felsengräber bei Perugia, eine große Anzahl von Terracottavasen, das Erzeugnis einer durch den trefflichen Thon des Landes begünstigten Industrie.

Viele der angegebenen Reste, wie die Philistinischen Gräben, gehören ganz gewiß einer Zeit an, in welcher Rom noch nicht gegründet war. Sie zeigen aufs deutlichste, daß die Etrusker schon in sehr früher Zeit eine höhere Kultur und einen größeren Wohlstand besaßen, als das eigentliche Etrurien später unter der römischen Herrschaft besessen hat. Aus jener Zeit haben sich aber zu wenige Nachrichten erhalten, um die Entwickelung dieser Kultur nachweisen und eine Geschichte der Etrusker zusammensetzen zu können. Eine auf ihren Zustand im allgemeinen sich beschränkende Kenntnis ist das einzige, was aus den Überlieferungen gewonnen werden kann. Der überraschende Anblick der angeführten Reste von Städten, Wasserbauten und Kunstwerken, sowie der Umstand, daß die Toscaner sich durch den Ruhm und die Größe der ältesten Bewohner ihres Landes geschmeichelt fühlten, haben freilich in neuerer Zeit auch manche Übertreibungen und Erdichtungen in betreff der Etrusker hervorgerufen und erst in den letzten Jahrzehnten sind die dadurch entstandenen Irrtümer berichtigt worden.

Die Grundlage der etruskischen Verfassung war, wie in den asiatischen Urstaaten, die Herrschaft einer besonderen Kaste. Die Glieder



Das Innere eines etruskischen Felsengrabes bei Perugia.

derselben, welche Lucumonen hießen, waren zugleich die Priester und der Adel des etruskischen Volkes. Sie allein bildeten den freien Teil der Nation und hatten die ganze Regierung in ihrer Gewalt. Die Verfassung also war aristokratisch-hierarchisch: eine Kaste von Patriziern, welche allein den Willen der Götter aus gewissen Zeichen ermitteln zu können behauptete, gebot über ein leibeigenes Volk von Bauern, zu dem sie in schroffem Gegensatze stand. Jede Stadt war ein Staat für sich und besaß eine Anzahl von kleineren Orten, welche ihr unterthan waren. Die Gesamtheit des Priesteradels der Stadt war die regierende Behörde, einer aus ihrer Mitte aber hatte auf Lebenszeit die königliche Würde, welche bei den Etruskern, soviel wir sehen, nie erblich war. Dieser König besorgte die Vollziehung der in einem patrizisch-priesterlichen Rate gefaßten Beschlüsse, führte im Kriege das Heer, berief und leitete die Versammlungen der herrschenden Kaste, hatte den Vorsitz bei allen Festen und heiligen Handlungen und entschied Rechtsstreitigkeiten von geringerer Bedeutung. Die Kennzeichen seiner Würde waren das Purpurkleid, der goldene Kranz, das mit dem Bilde des Adlers geschmückte Scepter, eine besondere Art von Sessel, von den Römern der kurulische Sessel genannt, und die stete Begleitung durch einen Liktor oder öffentlichen Diener, welcher einen Bündel Stäbe mit einer Axt trug: doch ist nicht sicher, ob die Römer wirklich diese Insignien von ihnen entlehnt haben.

Zwölf Städte bildeten zusammen einen Staatenbund, wie denn überhaupt die Zahl 12 bei den Etruskern eine wichtige Rolle spielte und fast in allen ihren Einrichtungen wiederkehrt, wahrscheinlich weil dieses Volk 12 Hauptgötter verehrte. Es gab vor der römischen Zeit drei etruskische Staatenbünde. Der eine war der Bund der Städte des eigentlichen Etruriens. Die berühmtesten von den 12 Städten, aus welchen er bestand, waren Clusium, Perusia, Cortona, Arretium, Volaterrä, Tarquinii, Volsinii, Cäre und Veji. Nahe bei Volsinii wurden in einem Tempel der Göttin Voltumna die Versammlungen des Bundes gehalten. Zu dem in Oberitalien bestehenden etruskischen Bunde, von welchem sich die oben erwähnten Philistinischen Gräben, sowie die Eugubinischen Tafeln als Denkmale erhalten haben, gehörten Felsina oder Bononia (das heutige Bologna), Verona, Mantua, Adria, Iguvium und andere Städte. Der südetruskische Städtebund umfaßte das Land Kampanien und enthielt unter andern Capua, das die Hauptstadt war, Pompeji, Herculanum und Atella. Die Etrusker waren sogar, nicht lange nach der Gründung von Rom, im Begriff, noch eine vierte Staatenverbindung zu bilden, wurden aber durch die Karthager, welche die See beherrschten, sowie durch die steigende Macht der griechischen Kolonieen in Unteritalien und durch die von Norden her ein-

dringenden Gallier daran gehindert. Die etruskischen Föderativ-Staaten waren Verbindungen, deren Zweck in der Verteidigung gegen äußere Feinde bestand. Diese Vereine waren so lose geknüpft, daß jede Bundesstadt als völlig souveräner Staat sogar besondere Bündnisse schließen durfte, wenn diese nur den Grundgesetzen des Bundes nicht zuwider liefen. Auf einer allgemeinen Versammlung, zu welcher jede Stadt Deputierte schickte, wurden die Angelegenheiten des Bundes beraten und Beschlüsse gefaßt. Hier entschied zwar die Mehrzahl der Stimmen, allein es scheint, daß, wenn ein allgemeiner Kriegszug beschlossen worden war, es doch jeder Stadt frei stand, an demselben teilzunehmen oder nicht. Für einen gemeinschaftlichen Krieg wählte man aus den Lucumonen der 12 Staaten einen, welcher den Oberbefehl führte und der zum Zeichen seiner Würde 12 Liktoren, von jeder Stadt einen, vor sich herschreiten ließ.

Die Etrusker verehrten 12 Hauptgötter, denen sie in früherer Zeit sogar Menschen opferten. Die Grundlehren des etruskischen Glaubens waren Geheimnis des Priesteradels und wurden ebensowenig, als die heiligen Zeremonien, dem Volke mitgeteilt. Sie waren, wie bei den orientalischen Völkern, mit überlieferten Schöpfungssagen in eine innige Verbindung gebracht. Die Religion und ihre Ausübung hatte etwas Düsteres und drehte sich hauptsächlich um Weissagungen. Ein aus der Erde emporgestiegener Zwerg, Tages, hatte der Sage nach den Etruskern in uralter Zeit die Mittel gezeigt, durch welche man aus den Eingeweiden der Opfertiere, aus dem Vogelfluge und dem Blitze den Willen der Götter und die Zukunft ersehen könne. Diese Wahrsagekunst und Zeichendeuterei war die höchste Weisheit des etruskischen Volkes. Alte Bücher, welche zum Teil noch aus der Zeit des fabelhaften Zwerges Tages herrühren sollten, gaben Belehrung über die Art und Weise des Wahrsagens und enthielten die Rituale und das hierarchische Staatsrecht der Nation. Die ganze innere Thätigkeit des etruskischen Volkes ging von dieser feststehenden, überlieferten Weisheit aus. Sie haben daher auch nie ein selbständiges und reicheres geistiges Leben entwickelt und keine wahre Wissenschaft hervorzubringen vermocht, obgleich sie Heilkunst und Astronomie trieben und mit Hilfe der letzteren Wissenschaft eine ordentliche Zeitrechnung ausgedacht hatten. Die Römer entlehnten einen Teil ihrer Priesterweisheit von den Etruskern und nahmen außerdem auch manches von den Staatseinrichtungen dieses Volkes, sowie religiöse und bürgerliche Zeremonien, die Musik und andere Eigentümlichkeiten der Etrusker an; sogar die römischen Zahlzeichen scheinen etruskischen Ursprungs.

Die Kunst der Etrusker, von welcher sich Überreste in gebranntem Thon, in Erz und in Mauerwerk erhalten haben, ist von der des alten

Ägyptens und anderer Priesterstaaten verschieden. Die noch übrigen Bauwerke sind nämlich zwar, wie die ägyptischen, das Werk eines Volkes, das unter der Leitung einer für edler gehaltenen Kaste im Frondienste arbeitete; aber mit Ausnahme des zuvor erwähnten Grabmales zu Clusium hatten sie doch alle einen auf das Wohl der gesamten Bevölkerung gerichteten Zweck und sollten nicht, wie die Pyramiden, die Obelisken und die übermäßige Zahl der ägyptischen Tempel, bloß der Eitelkeit und dem Glanze dienen. Sie bestanden in Befestigungen, in Anstalten zur Entwässerung und zur Abwehr von Überschwemmungen, in Hafenbauten u. dgl. Auch darin unterscheidet sich die Kunstthätigkeit der Etrusker von der ägyptischen, daß sie sich nicht ganz gegen die Veredelung abschloß, welche der Verkehr mit den Griechen hervorrief: im Gegenteil, die Mehrzahl der erhaltenen etruskischen Malereien und Bildhauerarbeiten zeigt einen so starken Einfluß des Griechischen, daß es oft unmöglich ist, dieselben von echthellenischen Werken zu unterscheiden. Selbst Sagen und Mythen der Griechen wurden von den Etruskern auf ihren bemalten thönernen Gefäßen dargestellt.

Die Fruchtbarkeit des von Leibeigenen bebauten Bodens brachte der gebietenden Kaste großen Reichtum. Dazu kam der Ertrag eines blühenden Handels und der noch gewinnreicheren Seeräuberei. Die letztere ward bei den Etruskern ein förmliches Gewerbe und nahm nach und nach so sehr an Umfang zu, daß die Namen Etrusker und Tyrrhener im Westen des Mittelländischen Meeres ebenso verrufen und sprichwörtlich wurden, wie in späterer Zeit der Name der ciliciſchen Seeräuber im Osten. Alles dieses verdarb den Sinn der herrschenden Kaste und lähmte die Kraft ihrer Herrschaft. Die priesterlich-adeligen Herren der Etrusker liebten ohnedies von jeher die Freuden der Tafel, die Barbarei blutiger Kampfspiele, die orientalische Pracht des Hauswesens und die rauschenden Genüsse des Tanzes und der Musik. Es ist daher kein Wunder, daß ein Volk, bei welchem kein freier Bürger- und Bauernstand erfrischend und kräftigend der Erschlaffung des schwelgerischen Adels entgegen wirkte, seine eigentliche Kraft einbüßte und nicht etwa einem mächtigen äußeren Feinde, sondern, schon ehe dieser kam, seiner eigenen Lebenseinrichtung und Entartung erlag. Dies mußte um so leichter geschehen, als die innige Verbindung mit den Griechen viel Fremdes in die Kunst, die Wissenschaft und das ganze Leben überhaupt gebracht hatte, das streng hierarchische Regierungssystem aber seiner Natur nach sich nicht nach dem Bedürfnisse der Zeit mildern ließ. Noch ehe Rom sich zu einer für seine Nachbarn gefährlichen Größe erhoben hatte, war die Kraft der Etrusker schon halb gebrochen. Nur während der römischen Königszeit zeigte sich das etrus-

kische Volk als ein gefährlicher Feind für den aufstrebenden jungen Staat; später aber erscheint es im Vergleich mit anderen italischen Völkern als eine sehr unkräftige Nation. Die Etrusker selbst hatten durch ihre Entartung der Herrschaft der Römer den Weg gebahnt und wurden daher auch noch früher, als die Latiner und Samniter, unter das Joch des römischen Staats gebeugt.

3. Die Latiner.

Das Volk der Latiner bewohnte die Küstenebene, die sich von dem unteren Tiber bis zum südlichen Ende der Pontinischen Sümpfe erstreckt. Es war in 30 Stadtrepubliken geschieden, deren Verfassung und Föderation mit den Staatseinrichtungen der Etrusker Ähnlichkeit hatte. Die einzelnen Gemeinden hatten ähnliche, wenn auch nicht völlig so streng hierarchische Einrichtungen, wie die der Etrusker waren, die zwischen ihnen bestehende Verbindung war ebenso lose und zeigte ebensowenig Einheit in den beschlossenen Maßregeln, als die Staatenvereine des etruskischen Volkes. Von den größeren Städten des Landes, welche alle auf Anhöhen lagen und eine Art Burg hatten, war Albalonga am Fuße des Albanischen Berges die berühmteste.

Auch von den Latinern sind uns nur Mythen und Sagen überliefert worden, und es ist unmöglich, eine zusammenhängende Geschichte derselben in der vorrömischen Zeit zu geben. Dagegen lassen alle Nachrichten und die noch übrigen Trümmer latinischer Bauwerke auf einen überraschend blühenden Zustand des alten Latiums schließen. Man kann mit Bestimmtheit behaupten, daß dieses Land zu keiner anderen Zeit bevölkerter war und einen schöneren Anblick von allgemeinem Wohlstande darbot, als in jenen frühen, außerhalb des Bereichs der Geschichte liegenden Jahrhunderten. Selbst als später das mächtige Volk der Römer die Schätze der reichsten Länder in Latium zusammengehäuft hatte, war der Zustand des Landes nicht mit dem der Urzeit zu vergleichen. Latium zeigte zur Zeit der römischen Größe bloß den ungeheuren Reichtum einiger wenigen Familien, neben welchem das Elend eines entarteten Pöbels und einer Unzahl von Sklaven nur um so auffallender hervorstach; in der vorhistorischen Zeit aber scheint ein großer Wohlstand über das ganze Land und über alle seine Bewohner gleichmäßig verbreitet gewesen zu sein. Da, wo jetzt die Pontinischen Sümpfe eine weite, entweder ganz öde oder nur zur Viehzucht geeignete Strecke Landes bilden und ringsumher die Luft verpesten, lagen damals nicht weniger als 23 volkreiche Ortschaften: der Fleiß der Latiner hatte also dieses sechs Meilen lange Sumpfland ebenso in Kulturland umgeschaffen, wie die Etrusker durch ihre Kanäle und Dämme die Mo-

räste der Lombardei zuerst bewohnbar gemacht hatten. Die Menge von größeren und kleineren latinischen Ortschaften, welche in den Schriften der römischen Geschichtschreiber angeführt werden, läßt auf eine ungemein starke, auf kleinem Raume zusammenlebende Bevölkerung des Landes schließen; und da zur Ernährung derselben der Boden durchaus gartenmäßig bebaut sein mußte, so würde schon allein dieser Umstand ein Beweis für die obige Behauptung sein, daß lange vor der Zeit der Römer Latium ebenso, wie ein großer Teil des übrigen Italiens, zu den blühendsten Ländern der Alten Welt gehörte.

4. Die samnitischen Völker.

Der ganze Bergrücken der Apenninen, von der Grenze der Etrusker an bis zum äußersten Süden Italiens hin, wurde nebst einigen anliegenden Landschaften von einer Anzahl von Völkern bewohnt, welche größtenteils einem und demselben Stamme angehörten, und die wir deshalb unter dem Namen der Samniter als des berühmtesten von ihnen zusammenfassen. Die Samniter selbst, die Sabiner, Vestiner, Marser, Marruciner, Peligner, Herniker, Frentaner, Hirpiner und Picentiner gehören zu diesen Völkerschaften. Auch die Lukaner waren ein samnitisches Volk; die Bruttier aber, welche im vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung das südliche Ende von Italien besetzten, sind aus zusammengelaufenen Söldnern und Knechten von verschiedener Herkunft entstanden. Die in der römischen Zeit das Land Kampanien bewohnende Völkerschaft war nur halb-samnitisch; sie war aus der Verbindung von Samnitern, welche das Land den Etruskern entrissen, mit den älteren Einwohnern desselben, den Ausonern oder Oskern, hervorgegangen.

Die ältesten Vorfahren der samnitischen Völkerschaften, deren eigentlicher Stammsitz das rauhe Gebirge der Abruzzen gewesen zu sein scheint, waren ein rüstiges Bergvolk, und ihre Nachkommen behielten zum Teil sehr lange Zeit diesen Grundzug ihres Charakters bei, während seit der Besetzung von Kampanien ein anderer Teil zu entarten begann. Namentlich versanken die Picentiner und das Mischlingsvolk der Kampaner schon früh in Weichlichkeit, und die Lukaner wurden ein eigentliches Räubervolk; dagegen blieben die Samniter, die Sabiner, die Marser, Marruciner und Peligner kriegerische und freiheitliebende Völkerschaften und behaupteten den samnitischen Stammcharakter durch die ganze römische Geschichte hindurch. Von allen diesen Völkern aber bewahrten die Sabiner die alten guten Sitten und den einfachen, frommen und gerechten Sinn der früheren Zeit am strengsten und reinsten.

Die Verfassung, die Sitten und die ganze Lebenseinrichtung der samnitischen Völker verdienen unsere größte Bewunderung. Schon die alten Griechen haben denselben das schönste Lob gezollt, indem sie wegen der Ähnlichkeit des samnitischen Wesens mit den dorischen Einrichtungen und mit dem Grundgedanken des pythagoreischen Systems, sich der Meinung hingaben, es sei eines aus dem andern entstanden. Das ganze staatliche Leben der Samniter beruhte, wie bei den Etruskern, auf Aristokratie und Kultus; allein die samnitische Aristokratie war nicht von Leibeigenen umgeben und der Kultus wurde nicht etwa bloß durch die Willkür eines priesterlichen Adels und nach einem geheimgehaltenen Wissen bestimmt, sondern nach alten, in Schriften niedergelegten Anordnungen und Vorschriften. Die Aristokratie war überdies auch deshalb nicht drückend, weil die samnitischen Völkerschaften keinen Luxus kannten, häusliche Sklaverei bei ihnen entweder gar nicht, oder doch nur in ganz geringem Umfange bestand und wechselseitiges Bedürfnis alle innig miteinander verband.

Die allgemeine Beschäftigung war Ackerbau und Viehzucht. Mit ihr hing, was auch bei den Latinern der Fall war, die Religion des Landes eng zusammen, und die Nationalfeste bezogen sich auf diese Beschäftigungen. Besondere Priester, welche die Brüderschaft des Feldbaues (fratres arvales) hießen, beschäftigten sich neben ihren gottesdienstlichen Verrichtungen auch mit dem Feldbau, und zwar nicht etwa bloß in seiner Beziehung auf den Kultus, sondern auch, soweit in jener Zeit von einer solchen die Rede sein kann, in wissenschaftlicher Hinsicht, d. h. sie sammelten und sichteten die gemachten Erfahrungen. Die ganze Einrichtung der religiösen Zeremonien und alle Volksfeste dienten dazu, den Anbau des Landes unter der obrigkeitlichen Aufsicht zu erhalten und durch religiöse Pflichten die Gewohnheitsliebe des Ackermanns anzuspornen oder den erwachenden Hang zur Bequemlichkeit zu beschränken. Alle, der erste wie der letzte im Volk, trieben den Ackerbau mit eigener Hand. Dieser gedieh dadurch bei den Samnitern in einem ebenso hohen Grade, wie bei den Latinern; der älteste Zustand beider Völker bietet uns daher die interessante Erscheinung dar, daß die Landwirtschaft, welche zu allen Zeiten nebst der Jurisprudenz eine echt nationale Wissenschaft der Italiener war, schon im grauen Altertum eine dem Lande Italien vorzugsweise eigentümliche Beschäftigung bildete. Sogar das Aufkommen des Weinbaues ward von den Römern auf die Sabiner zurückgeführt: und auch die Viehzucht wurde bei den samnitischen Völkern auf eine vortreffliche Weise betrieben, und sie blieb bei ihnen durch das ganze Altertum hindurch so vorzüglich, daß selbst das spätere Rom seine Rinder, Maultiere und Schweine vorzugsweise aus den samnitischen Gebirgen zog. Da der Ackerbau bei den Sam-

nitern eine allgemeine Beschäftigung war, so versteht es sich von selbst, daß es in ihrem Lande fast gar keine Städte gab; die Bevölkerung war in zahlreiche Dörfer zerstreut, die wenigen Städte aber lagen in den unzugänglichen Gegenden des Landes und dienten zum Schutz und Zufluchtsorte gegen einbrechende Feinde. Der Fleiß des Volkes war so groß, daß in ihrem durchaus gebirgigen Lande nur äußerst wenige Strecken unbenutzt blieben. Das ganze Gebiet des Monte Matese, welches einen großen Teil des Jahres mit Schnee bedeckt und seit der Zeit der Samniter nie mehr angebaut worden ist, war damals durch den Fleiß eines glücklichen und abgehärteten kleinen Volks teils in Ackerland, teils in Weiden umgewandelt und auf eine fast unglaubliche Weise bevölkert. Wie dies möglich war, wird man begreifen, wenn man an den durchaus rüstigen Sinn dieser ältesten Bevölkerung, an ihre gleichsam angeborene Thätigkeitsliebe und an die innige Beziehung denkt, in welcher bei ihnen der Ackerbau zu allen Einrichtungen und Verhältnissen des Lebens stand. Waren ja doch bei den Samnitern auch die Wälder des Gebirges wegen ihrer Einflusses auf das Klima unter öffentliche Aufsicht gestellt! Und wie sehr vereinigte ein vortrefflich angebautes Gebirgsland unter dem italienischen Himmel alle Vorteile der von der Natur am meisten begünstigten Länder in sich! Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß dieses Land so gut bevölkert war, zumal wenn man bedenkt, daß nach samnitischen Gesetzen öfters unbebautes Land unter die Bewohner verteilt ward, damit es urbar gemacht würde. Übervölkerung konnte nicht eintreten, da ein alter heiliger Brauch dagegen schützte. In gefährlichen Zeiten wurde nämlich ein sogenannter heiliger Lenz gelobt: man verpflichtete sich gegen die Götter, den Wurf der Herde jenes Jahr zu opfern oder zu lösen und alle in jenem Jahre geborenen Knaben, wenn sie zu rüstigen Jünglingen herangereift wären, als eine bewaffnete Kolonie zur Ansiedelung in andere Länder auszusenden. Ebenso sonderbar und klug zugleich war die Art, wie die Ehen geschlossen wurden. Es geschah unter obrigkeitlicher Aufsicht und recht eigentlich von Staats wegen: zu gewissen Zeiten wurde die Jugend versammelt, es wurden die jungen Männer geprüft und dann denen, welche für die besten erkannt worden waren, die Wahl unter den heiratsfähigen Jungfrauen gelassen, den andern aber von der Behörde selbst die Frauen zugeteilt. So diente die Ehe einesteils als ein Mittel, die Jugend zur Thätigkeit anzuspornen, und andernteils wurden alle jungen Männer auf eine kluge Weise mit Weibern versehen, welche Genossinnen der ländlichen Arbeiten und Vorsteherinnen des kleinen Haushalts waren.

Von Kunstwerken ist bei diesem einfachen und wahrhaft freien Volke nur selten die Rede, und ebensowenig finden sich in dem Stammlande

desselben Trümmer von kolossalen Bauwerken, wie die Etrusker sie hinterlassen haben. Dagegen knüpft sich eine besondere Seite der späteren römischen Litteratur an die strengen Sitten und den genügsamen Sinn des alten Samniums. Wie nämlich unter den Griechen, hauptsächlich in den dorischen oder in den nach Pythagoras' Grundsätzen eingerichteten Städten die Gesetze des bürgerlichen Lebens und die frommen Sitten der Väter in Verse eingekleidet und in dieser Form der Jugend eingeprägt wurden, so ging auch von den Samnitern eine Art strenger Sittenlehre zu den Römern über und entwickelte bei diesen in ihrer früheren Zeit eine besondere Gattung der Poesie. Die alten Samniter, namentlich das wackere Volk der Sabiner, verliehen, als sie mit den Römern vereinigt und staatlich verschmolzen wurden, diesen nicht allein durch ihre unverdorbenen Sitten, ihre moralische Festigkeit, ihre Frömmigkeit und Gerechtigkeit Macht und Ansehen unter den Völkern Italiens, sondern sie blieben auch den späteren Römern, die zum Teil ihre Nachkommen waren, Muster der Einfachheit und Biederkeit, so daß die Bezeichnung sabinische Tugend sprichwörtlich wurde und das Wort in den Werken der römischen Dichter nicht selten gebraucht wird, wo es sich um einen kurzen und treffenden Ausdruck für redlichen, gewissenhaften und einfachen Sinn handelt.

Auch zwischen den samnitischen Gemeinden oder Kantonen bestand eine Staatsverbindung, welche in gewissen Rücksichten der latinischen und etruskischen ähnlich war. Doch wurde das Band, welches die einzelnen samnitischen Völkerschaften umschlang, nie so schlaff, als in den Staatenbündnissen der beiden anderen Nationen. Übrigens umfaßte nicht etwa ein Gesamtbund die sämtlichen samnitischen Völkerschaften, sondern die Nation zerfiel in eine Anzahl von Verbindungen, welche die Gemeinden der einzelnen Stämme zusammenhielten. Aber selbst in dieser Zersplitterung zeigte sich die gediegene Kraft der Nation und die Stärke des zwischen den Gliedern ihrer einzelnen Stämme bestehenden Bandes; denn auch vereinzelt leisteten die samnitischen Völker äußeren Feinden stets einen furchtbaren Widerstand.

III. Die erste Zeit des römischen Volkes.

1. Einleitung.

Die wenigen vorhergehenden Notizen über Etrusker, Latiner und die unter dem Namen der Samniter von uns zusammengefaßten Völker zeigen, daß Italien vor der Zeit der Römer in Bezug auf allgemeine Verbreitung der Kultur kaum weniger blühend war, als in irgend einem folgenden Jahrhundert des Altertums. In dieser Urzeit Italiens nahmen drei verschiedene Kreise der Civilisation den Norden und die Mitte der apenninischen Halbinsel ein, und zur Zeit der Gründung von Rom bildete sich durch die griechischen Kolonisationen im Süden noch ein vierter. Von Piemont und Tirol an bis zum Tiber, ja zuletzt sogar noch in Kampanien war die etruskische Nation angesiedelt. In drei Konföderationen, die lombardische, toscanische und kampanische, zerteilt, hatte sie, gleich den Priesterstaaten der orientalischen Vorzeit, den Dienst der Götter zur Grundlage der Staatsweisheit gemacht, sie hatte es in Wissenschaft und Kunst bis zu einem hohen Grade äußerer Fertigkeit gebracht, hatte durch die Anwendung derselben auf das Bauwesen, auf die Entwässerungskunst, auf Ackerbau und Handel für die Bedürfnisse des täglichen Lebens gesorgt und auf diese Weise den Grund zur Entwickelung eines freien Volkslebens gelegt. Die latinische Nation hatte durch Fleiß und Industrie die jetzt größtenteils öde Küstenebene der westlichen Mitte der Halbinsel auf eine ausgezeichnete Weise angebaut, mit Städten bedeckt und dem Handel geöffnet. Die Bergvölker endlich, welche wir unter dem Namen Samniter zusammenfaßten, hatten in den Gebirgen des mittleren Landes nicht nur ebenfalls eine einträgliche Bodenkultur hergestellt, sondern auch in gewisser Art das Ideal eines demokratischen Staates verwirklicht, dessen Regierung und Religion auf Familienleben, Sitteneinfalt und Ackerbau beruhten. Zu diesen einheimischen Civilisationen, die in der

Mitte Italiens einander berührten, kam von außen her noch eine vierte, die der griechischen Kolonieen, welche, von Kampanien anfangend, die Küsten von Süditalien fast ringsum bedeckten. Diese durch Handel, Kunst und Wissenschaft schon früh bedeutend gewordenen Pflanzstädte, welche in den ersten Zeiten Roms zu hoher Blüte gelangten, mischten der einheimischen Kultur Italiens ein neues Element bei und belebten dieselbe durch die anregende Kraft des hellenischen Geistes.

Jene drei alten Föderationen der Hauptvölker Italiens standen sich durch eine gewisse Gleichartigkeit des Kultus und durch gemeinschaftliche Feste sehr nahe. Zugleich hielten sie aber einander gegenseitig in Schranken, weil jede von ihnen in ihrer vollen Kraft dastand und doch das Band, welches die einzelnen Städte und Kantone verknüpfte, allzu lose war, um den einen Bund zur Herrschaft über die anderen gelangen zu lassen. Diese Lage der Dinge änderte sich, als durch die Gründung der Stadt Rom eine Kolonie eben an dem Punkte entstand, wo Latiner, Sabiner und Etrusker sich berührten, und diese neue Volkspflanzung von ihnen allen das beste in sich vereinigte, aber dabei eine ganz verschiedene Organisation erhielt und gleich anfangs eine kriegerische Richtung annahm. Ein solcher Staat konnte und mußte diesen drei Völkerbünden allen gefährlich werden, und es ist daher in den angegebenen Verhältnissen Italiens der Grund zu suchen, weshalb die römische Macht so schnell emporstieg und allmählich zur Herrschaft über die ganze Halbinsel gelangte.

Die neu entstehende Stadt lag nicht im Gebirge, wie die Wohnsitze der Samniter, wohl aber in der Nähe desselben. Dies gab ihr gleich bei ihrer Entstehung eine von der Bedeutung der einzelnen latinischen Städte verschiedene Stellung, während sie andererseits, als eine zunächst aus Latium selbst hervorgegangene Stadt, den Vorteil besaß, daß ihre Kindheit aus der Verbindung mit der latinischen Konföderation Kraft zog. Ihre Verbindung mit dem den Latinern verwandten, aber anders gearteten Volke des benachbarten sabinischen Berglandes entwickelte und unterhielt in dem jungen Staate die Rüstigkeit des Sinnes und das kriegerische Element. Andererseits aber stand Rom an den Ufern des Tiber mit den Etruskern in einer unmittelbaren Berührung. Die Stadt Rom nahm von dem etruskischen Volke alles dasjenige an, was in einem sich neu bildenden Staate Ehrfurcht gegen die herrschende Klasse einflößen konnte, diese aber lernte von dem Priesteradel der Etrusker die Kunst, dem Staatswesen vermittelst der Täuschungen und Selbsttäuschungen des Aberglaubens eine feste Stütze zu geben, ohne daß sie jedoch bei sich selbst das hemmende Trugbild der Priesterherrschaft aufkommen ließ. Doch war der Einfluß der Etrusker, welche eine andere Sprache redeten, als die Latiner und Sa-

biner und die diesen verwandten Völker, und denselben überhaupt als ein fremdartiges Volk gegenüberstanden, kein so tiefgehender und bezog sich mehr auf gewisse Äußerlichkeiten, als auf den Kern des Volkscharakters, dem vielmehr das latinisch-sabinische Element seine Eigentümlichkeit gab. Von allen älteren Staaten Italiens erfreute sich Rom allein in seiner frühesten Zeit der monarchischen Pflege, obgleich seine Verfassung von Anfang an auch einen republikanischen Zug hatte: denn bei den Samnitern war fast nie an einen König zu denken, und in den latinischen und etruskischen Städten standen nur von Zeit zu Zeit Könige oder auch Diktatoren an der Spitze des Staates, weil in der Regel die Aristokratie einen erblichen Alleinherrscher nicht aufkommen ließ. Die Römer dagegen erkannten auf eine sehr verständige Weise das Recht der Erbfolge neben dem Wahlrecht an und machten von dem letzteren nur dann Gebrauch, wenn das wirkliche Wohl des Staates eine andere Nachfolge, als die der unmündigen Kinder des vorigen Fürsten, zu fordern schien. Der junge römische Staat, der sich so an den Grenzen der drei Hauptvölker an einer zugleich begünstigten und gefährdeten Stelle bildete, wurde also durch die Verbindung der Sitten und Einrichtungen von diesen und durch die Gunst der Umstände gleich anfangs in den Stand gesetzt, nicht allein unter allen dreien zu glänzen, sondern auch sich über sie emporzuheben.

Es vereinigte also das römische Volk, welches mit einer in der Weltgeschichte bis dahin unbekannten Kunst Fremdes sich anzueignen und umzubilden wußte, das dreifache Wesen der ältesten italischen Kultur in ein Ganzes und brachte an die Stelle der seitherigen Vielherrschaft der latinischen, etruskischen und samnitischen Republiken und Föderationen die Einheit und Kraft einer einzigen militärisch organisierten und die Kräfte eines mehr und mehr sich erweiternden Gebietes in sich konzentrierenden Stadt.

2. Die Sage von der Entstehung Roms.

Die wirkliche und eigentliche Geschichte des alten Italiens beginnt für uns erst mit der Entstehung von Rom. Selbst die ersten Jahrhunderte des römischen Staates aber gehören in betreff der einzelnen Ereignisse noch ganz der Sage an, und erst viertehalbhundert Jahre nach der Gründung der Stadt nimmt die einigermaßen sichere und zusammenhängende Geschichte derselben ihren Anfang. Was dieser Zeit vorausgeht, muß durch scharfsinnige Hypothesen aus gesammelten Notizen erraten oder aus rhetorischen und poetischen Darstellungen späterer Schriftsteller entlehnt werden. Dieser Grund erscheint nicht fest genug, um

darauf zu bauen. Obgleich die überlieferten Geschichten von der Entstehung Roms nicht gerade als reine Erdichtungen verworfen werden können, so ist doch das Wahre in ihnen von dem Romanhaften der poetischen Sagengeschichte, die wir nicht berücksichtigen, nicht mit Sicherheit zu unterscheiden. Kennen muß man jedoch diese ältere römische Geschichte, weil sie ungeachtet des sagenhaften Gewandes, in das sie gehüllt ist, eine ebenso große Wichtigkeit hat, als die der folgenden historischen Perioden: denn sie hat den Römern der späteren Zeit als Geschichte ihres Volkes gegolten. Sie haben ihre Religion, ihr Staatswesen, ihre Kriegsverfassung, ihre Litteratur und Kunst mit jenen poetischen Erzählungen in Verbindung gebracht; die fabelhaften Sagen von ihrer Vorzeit bildeten deshalb für die Römer selbst einen ebenso wichtigen Teil ihrer Geschichte, als die zuverlässigen Berichte über die nachherigen Schicksale und Unternehmungen der Nation. Auf diese Weise erhielten die Mythen und Sagen der Römer, gleich denen der Griechen, für alle folgenden Zeiten dieses Volkes eine für unsere prosaische Zeit fast unbegreifliche Bedeutung. Sie knüpften, wie die Griechen, alles in nationaler Hinsicht Wichtige an den ihnen überlieferten Sagenkreis an; ihre Künstler entlehnten aus demselben die meisten Gegenstände ihrer Gebilde; ihre Dichter sahen ihn als eine Hauptfundgrube der nationalen Poesie an; ihre Staatsmänner und Redner bezogen sich vor dem versammelten Volke und Senate vorzugsweise auf ihn; ihre Jugend endlich bildete sich ebenso sehr an diesen Sagen der Urzeit, von denen indes manches verhältnismäßig späten Ursprungs und keineswegs alte Volkserinnerung oder Volksdichtung ist, wie in den Berichten der späteren zuverlässigen Geschichte. Diese Sagen und Erzählungen waren mithin den Römern selbst zur Geschichte geworden: und auch für uns haben sie schon allein darum eine große Wichtigkeit, weil ohne ihre Kenntnis vieles in den Schriften, den Kunstwerken, dem religiösen Kultus und den Rechtsinstitutionen der Römer nicht verstanden werden könnte.

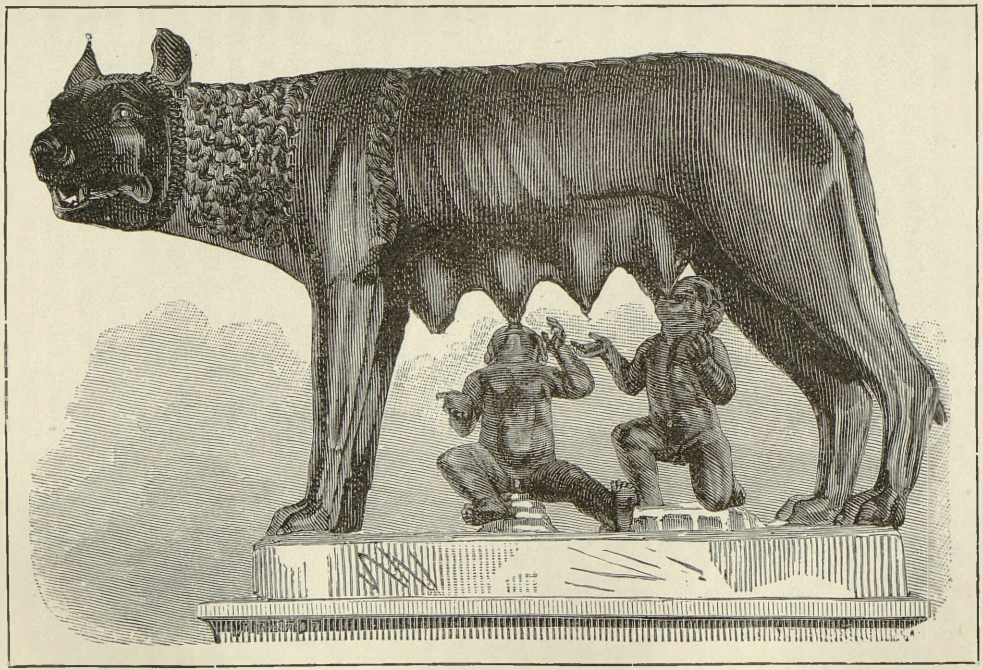
Diese Erzählungen, welche schon unter griechischem Einfluß ausgebildet und weiter ausgesponnen wurden, brachten die älteste Geschichte von Latium mit dem, was die Griechen von ihrer Urzeit erzählten, in Verbindung. Sie ließen zuerst eine Schar Arkadier unter Evander nach Latium wandern, wo dieselben auf einem der sieben Hügel des späteren Stadtgebiets von Rom eine Kolonie gründeten. Wie auf diese Weise das für einen Überrest der alten Pelasger oder für ein eigentliches Urvolk angesehene Volk der Arkadier eine Beziehung zur römischen Urzeit erhielt, so wurden auch die Sagen von dem Halbgotte Herkules (Herakles), der in den Mythen der Griechen als der Befreier der durch Ungetüme aller Art gequälten Welt erscheint, mit den Vorstellungen

von Roms Stammvätern verknüpft. Die junge arkadische Kolonie hat nämlich von Kakus, einem furchtbaren Riesen, viel zu leiden, Herkules kommt daher auf einer seiner Wanderungen auch nach Latium, tötet denselben und wird zum Dank dafür von Evander und seinen Leuten fortan als einer der Götter des Landes verehrt. Auch derjenige Teil der griechischen Sagen, der für die Hellenen selbst die Hauptfundstätte ihrer Poesie und Kunst war und am meisten in die Vorstellungen ihrer späteren Zeiten eingriff, die Erzählung von dem trojanischen Krieg und seinen Helden, ward mit der Entstehung des römischen Volkes in Zusammenhang gebracht. Der Trojaner Äneas nämlich, so erzählen diese Sagen, rettete sich bei der Zerstörung Trojas mit einer Schar seiner Landsleute und gelangte nach manchen Irrfahrten an die Küste von Latium. Hier herrschte damals König Latinus, welchen die Sage bald für den Sohn des Gottes Faunus und einer Nymphe, bald für einen Sohn des Odysseus und der Kirke erklärt. Latinus erlaubte dem trojanischen Helden, sich in seinem Lande anzusiedeln, und gab ihm seine Tochter Lavinia zur Gemahlin. Darüber kam es zu einem Kriege mit Turnus, dem König der benachbarten Rutuler, welchem Lavinia kurz vorher von ihrem Vater zur Gemahlin versprochen worden war. Latinus verlor in diesem blutigen Kriege das Leben, Äneas folgte ihm in der Regierung nach und gründete eine Stadt, welche er seiner Gattin zu Ehren Lavinium nannte. Turnus, der sich gegen ihn mit Mezentius, dem König der etruskischen Stadt Cäre, verbündet hatte, blieb zwar zuletzt im Kampfe, aber auch Äneas verlor bald nachher das Leben. Seine Unterthanen verehrten ihn nach seinem Tode als Gott. Mezentius fiel bald nachher von der Hand des Julus oder Ascanius, des Sohnes und Nachfolgers des Äneas.

Ascanius gründete später eine neue Hauptstadt, Albalonga, welche sich auf dem Abhang des Albanerberges erhob. Hier herrschten seine Nachkommen einige hundert Jahre lang, und die spätere Zeit hat nicht unterlassen, sowohl eine bestimmte Zahl derselben (vierzehn), als auch für jeden dieser Könige einen besonderen Namen zu erfinden. Der letzte war Numitor. Dieser ward durch seinen jüngeren Bruder Amulius gestürzt: der Thronräuber ließ zwar seinen Bruder am Leben, brachte aber dessen einzigen Sohn um und zwang seine Tochter, Rhea Silvia, sich unter die Priesterinnen der Vesta aufnehmen zu lassen, weil diese unvermählt bleiben mußten und Amulius also durch sie keinen rechtmäßigen Erben des Throns zu fürchten hatte. Der Kriegsgott Mars aber, so erzählt die Sage weiter, erzeugte mit der Rhea Silvia Zwillingssöhne. Diese waren Romulus und Remus, die Gründer der Stadt Rom. Ihre Mutter wurde zur Strafe für das gebrochene priesterliche Gelübde im Aniofluß ertränkt: die Kinder

aber, welche Amulius gleich nach ihrer Geburt in einer Mulde oder Wiege ebenfalls in den Fluß hatte werfen lassen, wurden in den Tiber hinabgeschwemmt und an die Wurzeln eines Feigenbaumes getrieben, wo eine Wölfin, welche durstig an den Strom gekommen war, sie fand. Das Tier trug die wimmernden Kleinen in seine Höhle und ernährte sie, bis nach einiger Zeit Faustulus, der Oberhirte des Königs Amulius, zufällig zur Höhle kam und sich ihrer annahm. Dieser trug sie in sein Haus, wo seine Gattin, Acca Larentia, sie als ihre leiblichen Kinder auferzog. Als sie herangewachsen waren, zeichneten sie sich durch ihren kühnen Mut vor allen andern Hirten des Landes aus und erwarben sich in den Kämpfen mit Räubern und wilden Tieren einen so großen Ruf, daß sie bald bei allen Unternehmungen zu Führern gewählt wurden. Das Glück machte sie immer kühner, zugleich aber auch übermütig: so gerieten sie mit den Hirten des Numitor in Zwist, diese nahmen eines Tages den Remus gefangen und brachten ihn vor Numitor, damit er die gebührende Strafe erhalte. Numitor wurde, als er den jungen Mann erblickte, von einer eigentümlichen Empfindung ergriffen; er ahnte die Herkunft desselben, und der herbeieilende Faustulus bestätigte ihm das, was er vermutete. Hierauf kehrte auch Romulus zu seinem Großvater zurück, und die beiden heldenmütigen jungen Männer beschlossen nun, vor allen Dingen die ihnen und ihrem Hause widerfahrene Schmach zu rächen. Mit ihren Genossen stürmten sie die Burg des Amulius, töteten den Thronräuber und setzten ihren Großvater wieder als Herrscher von Albalonga ein.

Numitor gab hierauf seinen Enkeln ein großes Stück Land an derjenigen Stelle des Tiber, an welcher einst die Wanne, die sie getragen, stillgestanden hatte, und erlaubte ihnen, sich daselbst eine Stadt zu gründen. Kaum hatten sie sich mit ihren seitherigen Genossen dahin begeben, als sich ein Streit zwischen ihnen entspann, weil jeder die Ehre haben wollte, der eigentliche Gründer der Stadt zu sein, ihr seinen Namen zu geben und sie zu beherrschen. Man kam überein, den Göttern die Entscheidung zu überlassen. Romulus und Remus nahmen auf zwei verschiedenen Hügeln ihren Stand, um zu erwarten, wem die Götter ein Zeichen ihrer Gunst geben würden. Ein ganzer Tag und die darauf folgende Nacht ging ohne ein solches Zeichen oder Augurium vorüber. Endlich erblickte zuerst Remus sechs Geier, die von Norden nach Süden flogen; bald nachher aber erschien auf Romulus' Seite ein Zug von zwölf Geiern. Nun entstand von neuem ein heftiger Streit zwischen ihnen: der eine machte die frühere Zeit der Erscheinung, der andere die größere Zahl der erschienenen Vögel für sich geltend. Das Vogelzeichen also entschied nichts; jeder wurde von der Schar seiner Kampfgenossen als König begrüßt, und es kam darüber zu



Die Kapitolinische Wölfin mit Romulus und Remus.

(Etruskischer Erzguß.)

einem Kampfe, welcher durch den stärkeren Anhang des Romulus zum Nachteil des Remus entschieden wurde. Der erstere begann nun die Gründung der Stadt. Er legte sie an dem linken Ufer des Tiber, auf dem Palatinischen Hügel an. Nach einem bei etruskischen Städtegründungen herrschenden Brauche bezeichnete er vermittelst der Furche, welche der mit einem Stier und einer Kuh bespannte Pflug zog, rings um den Hügel die Grenzlinie der Stadt. Längs der gezogenen Furche wurde die neue Stadt mit Wall und Graben eingeschlossen. Remus, über das erlittene Unrecht grollend, sprang spottend über diese armselige Befestigung und ward von seinem erzürnten Bruder erschlagen, weil er die Heiligkeit des geweihten Raumes der Stadtmauer verletzt hatte.

So wurde also die Stadt Rom von einem Latiner unter etruskischen Zeremonien gegründet. Der älteste Teil derselben war die sogenannte Palatinische Anhöhe, einer der sieben Hügel, über welche sich Rom nach und nach ausbreitete. Als Stiftungstag galt den späteren Römern der 21. April, an welchem sie deshalb alljährlich die Palilien oder das Fest der altitalischen Hirtengöttin Pales zugleich als Stiftungsfest ihrer Stadt feierten. Über das Jahr der Gründung Roms sind die Angaben der Alten verschieden, und es ist sowohl wegen der mangelhaften Art, wie zu Rom jahrhundertelang die Nachrichten von der Vorzeit überliefert wurden, als auch wegen der Verwirrung und Willkür, die daselbst in betreff der Zeitrechnung stattfand, durchaus unmöglich, das erste Jahr der Stadt Rom mit Sicherheit zu bestimmen, wie ja überhaupt eine Stadt nicht an einem Tage entsteht und auch von dem Geburtsjahr einer Stadt nur etwa bei eigentlichen Koloniegründungen die Rede sein kann. Die Etrusker hatten zwar eine Zeitrechnung, und vielleicht nahm das römische Volk diese gleich anfangs an; später aber war bei den Römern jahrhundertelang ein Mondjahr im Gebrauch, welches von Zeit zu Zeit durch Einschaltung eines Monats mit dem Sonnenjahr in Übereinstimmung gebracht wurde: diese Einschaltung selbst hing von der Willkür des Oberpriesters der Stadt ab. Infolge davon mußten Unregelmäßigkeiten eintreten, welche sich nicht berechnen lassen und es deshalb unmöglich machen, daß man die einzelnen Angaben auf bestimmte sich gleichbleibende Jahre zurückführe. Von den verschiedenen Berechnungen des Gründungsjahres der Stadt Rom ist die von dem römischen Gelehrten Varro gemachte die gebräuchlichste geworden und wird namentlich in den historischen Schriften der neueren Zeit fast durchgehends angenommen. Nach dieser Varronischen Zeitrechnung wäre das Jahr 753 vor Christi Geburt das Gründungsjahr der Stadt Rom.

3. Romulus.

Die Erzählungen, welche unter den Römern späterer Zeit über ihre Königszeit in Umlauf waren, sind so ausführlich und mit so vieler Verstandesreflexion zurechtgelegt, daß in ihnen nicht bloß die Namen und Hauptthaten der Könige, sondern sogar auch die Zahl ihrer Regierungsjahre angegeben werden: allein dessenungeachtet tragen sie keinen geschichtlichen Charakter, und einen Kern wirklicher Thatsachen aus diesen Erzählungen herausschälen, das Erdichtete von dem Wirklich-Geschehenen scheiden zu wollen, ist völlig unmöglich. Man muß sie so, wie sie gegeben sind, hinnehmen und sich damit genügen lassen, daß in ihnen nur der Zustand des römischen Staates ganz im allgemeinen und der Hauptgang seiner Entwickelung mit einiger Sicherheit zu erkennen ist. Auf diese Weise läßt sich denn auch in der Sagengeschichte der königlichen Zeit nicht verkennen, daß Rom in seinem frühesten Zustande den Urstaaten der älteren asiatischen und osteuropäischen Völker zu vergleichen ist. Es bildeten sich, wie wir in der Geschichte des Orients gesehen haben, fast in allen Gegenden der Erde zuerst solche Staaten, in welchen die Gesamtheit der Bürger in mehrere Kasten oder erbliche Stände zerfiel und die Kasten der Priester und des Adels nicht bloß alle Gewalt in sich vereinigten, sondern auch jahrhundertelang den Geist und das Leben des Volkes innerhalb gewisser Schranken zu halten wußten. Denselben Charakterzug, nur auf besondere Weise und in eigentümlichen Formen ausgeprägt, zeigt auch das älteste Rom: erst am Ende der königlichen Zeit ging das römische Volk aus diesem Zustande in eine andere Form des Staatswesens über, deren nachherige weitere Entwickelung seine selbständige Geschichte bildet.

Roms ursprüngliche Bevölkerung war, wie wir sahen, eine gemischte und vereinigte in sich Elemente der drei Hauptvölker von Italien, an deren Grenzen, im äußersten Norden des latinischen Landes, die Stadt gegründet worden war. Die Sage meldet, daß Romulus, um sein Volk zu mehren, gleich anfangs ein Asyl eröffnet und alle Vertriebenen und Flüchtigen aus den benachbarten Völkerschaften als Bürger in seine Stadt aufgenommen habe. Weil nun aber, fährt die Erzählung fort, auf diese Weise die Bevölkerung der Stadt Rom größtenteils aus dem Auswurfe anderer Völker sich gebildet hatte, so wurden sie mit ihrem Gesuche um Heiratsverbindungen von allen benachbarten Völkerschaften zurückgewiesen, und Romulus nahm daher seine Zuflucht zur List. Er veranstaltete ein mit feierlichen Spielen verbundenes Götterfest und lud die Bewohner der benachbarten Städte Cures, Cänina, Crustumerium und Antemna, welche teils sabinischen, teils latinischen Stammes waren, zu demselben ein. Diese erschienen

denn auch in großer Zahl mit ihren Frauen und Töchtern. Mitten in der Festlichkeit fielen die Römer, auf ein von Romulus gegebenes Zeichen, bewaffnet über ihre Gäste her und nahmen ihnen die Töchter weg, welche dann gleich am nächsten Tage mit ihren Räubern vermählt wurden. Die nächste Folge dieser frevelhaften Verletzung des Gastrechts war ein Krieg mit den dadurch beleidigten latinischen Städten, der aber einen für die Römer sehr glücklichen Ausgang hatte: Romulus eroberte nicht nur die feindlichen Städte, sondern zwang auch ihre Einwohner, sich nach Rom überzusiedeln.

Kaum war diese Gefahr glücklich beseitigt, als der Krieg mit den Sabinern begann. Diese zogen unter Titus Tatius, dem Könige der Stadt Cures, zu einem stattlichen Heere vereinigt, bis vor die Mauern von Rom und schlugen hier ein verschanztes Lager auf, aus welchem Romulus sie vergebens zu vertreiben suchte. Nach einigen kleineren Gefechten kam es am Fuße des von den Sabinern besetzten Capitolinischen Hügels, da, wo später das Forum oder der Marktplatz von Rom war, zu einer entscheidenden Schlacht. Mitten in derselben stürzten sich jedoch die geraubten Sabinerinnen zwischen die beiden feindlichen Heere und baten dieselben als ihre Männer, Väter, Brüder, aus Mitleid mit ihnen den Kampf, bei dem sie in jedem Falle verlieren würden, einzustellen. Es gelang ihnen, den Zorn und die Kampflust beider Teile zu beschwichtigen, und nun ward ein Vertrag geschlossen, kraft dessen Cures und Rom zu einem Föderativstaate miteinander vereinigt wurden. Die Sabiner erbauten sich auf dem Quirinalischen Hügel, gegenüber den auf dem Palatinischen Hügel angesiedelten Römern eine neue Stadt und bildeten eine besondere selbständige Gemeinde, welche von dem Könige Titus Tatius und einem aus 100 Mitgliedern bestehenden Senat beherrscht wurde und mit den Römern durch eine Waffenverbrüderung verbunden war. Derjenige Teil des zwischen beiden Städten liegenden Forums, welcher später das Comitium hieß, diente zu den gemeinschaftlichen Zusammenkünften und Beratungen der beiden Gemeinden. Einige Jahre nachher starb Titus Tatius: seine Unterthanen erkannten hierauf den Romulus auch als ihren König an und verschmolzen seitdem mit den Römern zu einer einzigen Gemeinde. Von der sabinischen Ansiedelung und ihrer Verschmelzung mit den Bewohnern von Rom leitet die Sage sowohl das Wort Quiriten (d. h. Bewohner von Cures), welches später häufig statt des Wortes Römer gebraucht ward, als auch den Namen des Quirinalischen Hügels her.

Auch mit einigen etruskischen Städten soll Romulus glückliche Kriege geführt haben; namentlich berichtet die Sage, daß er das benachbarte Veji bezwungen habe. Aber nicht bloß Kriege und Kämpfe bil-

den den Gegenstand der poetischen Erzählungen vom ersten Könige Roms, sondern auch der Ursprung des römischen Staatswesens wird in die Sagen von ihm verflochten. Romulus setzte, wie es heißt, nach der Gründung von Rom eine aus 100 Ältesten, Senatoren, bestehende Regierungsbehörde ein, welche nachher durch die Vereinigung seines Volks mit den Sabinern bis auf 200 vermehrt wurde und unter der Leitung des Königs die Staatsverwaltung handhabte. Die Mitglieder derselben hießen die Patres oder Väter, und ihre Familienzugehörigen und Nachkommen bildeten die Patrizier oder den Adel von Rom, welchem die Plebejer oder das von ihnen und dem König beherrschte Volk entgegengesetzt waren. Auf diese Weise wäre Romulus also der Stifter des römischen Adelsstandes gewesen. Auch die Einführung des später als ein Mittelglied zwischen Adel und Bürgerschaft bestehenden zweiten Standes oder der Ritter wird ihm von der Sage zugeschrieben. Außerdem soll er zuerst die später bestehende zwiefache Einteilung der Römer nach Tribus und nach Kurien gemacht und die ganze Bürgerschaft in drei Tribus, sowie jede von diesen wieder in zehn Kurien geteilt haben. Endlich traf er der Sage nach auch die Einrichtung, daß jeder Plebejer sich einen Patrizier wählen mußte, den er als seinen Schützer anzusehen und als solchen zu ehren hatte. Dieser Patrizier hieß sein Patron, er selbst war der Klient dieses Patronus. Das zwischen beiden bestehende Verhältnis, welches auf ihre Nachkommen forterbte, verpflichtete den Patron zur Beschützung seines Klienten gegen jede Art von Bedrückung, den Klienten aber zu gewissen Dienstleistungen, wie sie etwa der erste Sohn dem Vater schuldig ist.

Dies ist die Art, wie die erste Entstehung der späteren bürgerlichen Verhältnisse Roms von der Sage dargestellt wird. Es liegt aber einesteils in der Natur der menschlichen Einrichtungen selbst, daß solche Verhältnisse nicht durch einen einzelnen Menschen und plötzlich geschaffen werden, und andernteils zeigt der Verlauf der Geschichte und die Vergleichung der früheren römischen Zustände mit denen der drei italischen Urvölker, daß hier, wie dies gewöhnlich in den Sagenberichten geschieht, Dinge, die von selbst und allmählich entstanden sind, auf bestimmte Personen, Zeiten und Örtlichkeiten übertragen wurden. Man hat in unseren Tagen durch sehr gelehrte und scharfsinnige Untersuchungen die wirkliche Einrichtung des römischen Staates in der ersten Zeit zu erforschen gesucht und ist auf diese Weise zu einer ganz anderen Ansicht gelangt, als die der Sagengeschichte zu Grunde liegende ist. Wenn auch in den Ergebnissen dieser Forschungen manches Einzelne nicht für gewiß ausgegeben werden kann, so steht doch alles dasjenige fest, was die Volkszustände der früheren römischen Zeit im all-

gemeinen betrifft. Diesen Untersuchungen zufolge, welche noch nicht zum Abschluß gekommen sind und zu einem ganz sicheren Ergebnis auch schwerlich je führen werden, verhielt es sich mit der ersten Staatseinrichtung der Römer etwa folgendermaßen.

Das ältere Rom hatte eine ähnliche Verfassung, wie die der alten Etrusker, Latiner und Samniter war. Seine Bevölkerung bestand aus einer herrschenden Klasse, einem Adel, und den diesem unterworfenen Leibeigenen oder Hörigen: ein Verhältnis, das sich ursprünglich auf das Recht der Eroberung gegründet haben mag. Der Adel, welcher den Namen der Patrizier führte, vereinigte alle Macht und Gewalt im Staat in sich und bildete auch die Priesterschaften. Die Hörigen dagegen, Klienten genannt, waren erbunterthänige Leute, welche weder frei waren, noch Anteil an der Staatsverwaltung hatten, sondern den einzelnen patrizischen Familien angehörten und von diesen dem Staate gegenüber vertreten wurden. Sie bebauten das den Patriziern als den alleinigen Grundbesitzern gehörige Land, zahlten denselben dafür eine bestimmte Abgabe und hatten außerdem noch gewisse andere Obliegenheiten gegen sie zu erfüllen. Neben diesen beiden Klassen des römischen Volks entstand schon sehr früh eine dritte Klasse von Einwohnern, welche den Namen der Plebejer führte und einen Bürgerstand in unserem Sinne des Wortes darstellte. Wahrscheinlich ging sie aus den vielen Bürgern benachbarter Städte hervor, welche die vorteilhafte Lage der Stadt an der Grenze zweier zahlreichen Völker und am Unterlauf eines größeren Stromes, wie auch andere günstige Verhältnisse, welche die Sage in der Erzählung vom Asyl des Romulus anzudeuten scheint, herbeilockten. Diese Plebejer trieben nicht nur, wie die Patrizier und ihre Klienten, Ackerbau, sondern auch städtische Gewerbe; sie blieben zwar lange Zeit ohne allen Anteil an der Staatsverwaltung, waren aber persönlich frei und bildeten deshalb einen eigentümlichen Stand, der sowohl der latinischen, als der etruskischen und samnitischen Staatseinrichtung in dieser Ausdehnung fremd gewesen zu sein scheint.

Mit der Regierung und Verwaltung verhielt es sich bei den Römern gerade so wie bei den Etruskern. Ein patrizischer Senat, oder mit andern Worten ein Ausschuß aus dem Adel ordnete und leitete die Angelegenheiten des Staates. Der König aber war das von dieser Aristokratie erwählte Oberhaupt, welches in Gemeinschaft mit dem Senate den Staat zu verwalten, die Gerichte und den Gottesdienst zu leiten und im Kriege das Heer anzuführen hatte. Wie es sich mit den Rittern verhielt, ist ungewiß: nur so viel ist ausgemacht, daß dieselben erst am Ende der Königszeit als ein neuer, zwischen den Patriziern und Plebejern stehender Stand erschienen. Die Einteilung der Bürger in Tribus und Kurien begriff bloß die Patrizier und ihre Klienten in

sich und beruhte auf den drei verschiedenen Bevölkerungselementen, aus denen die altrömische Gemeinde zusammengesetzt war. Wenigstens werden die Namen der drei Tribus, Ramnes, Tities und Luceres, von den Gelehrten so gedeutet, daß die Ramnes als Latiner, die Tities (vom Namen des Titus Tatius) als Sabiner und die Luceres als Etrusker anzusehen wären: doch ist man von der letzteren Annahme, die nur dem zufälligen Anklang des Namens Luceres an die etrurischen Lucumonen ihren Ursprung verdankte, zurückgekommen, ohne daß man freilich Name und Herkunft dieser dritten Tribus mit Bestimmtheit sonstwie erklären könnte. Übrigens sind die Tribus des Romulus von denen der späteren Zeit sowohl der Zahl als dem Einteilungsgrunde nach verschieden. Wahrscheinlich diente diese ältere Einteilung in Tribus hauptsächlich als Grundlage der Heereseinrichtung. Die Einteilung in Kurien aber bezog sich vornehmlich auf den Gottesdienst und ist etwa unserer Einteilung nach Kirchengemeinden zu vergleichen.

4. Numa Pompilius.

Romulus endigte, den alten römischen Heldensagen nach, sein Leben auf eine wunderbare Weise. Als er eines Tages das versammelte Volk musterte, verfinsterte sich plötzlich die Sonne, nächtliches Dunkel überzog die Erde und ein heftiges Gewitter brach aus; die Bürger flohen entsetzt nach allen Seiten hin auseinander. Als das Gewitter vorüber und das Tageslicht zurückgekehrt war, suchte das Volk seinen König Romulus vergebens. Er war nirgends zu finden; denn sein Vater, der Kriegsgott Mars, hatte ihn gen Himmel entführt. Dies verkündigte den bestürzten Römern einer der Senatoren, welchem Romulus bald nachher im Traume erschienen war und den Hergang der Sache mit der Versicherung erzählt hatte, daß er als Gott Quirinus über seinem Volke walten werde. Man hat diese Sage dahin zu erklären versucht, daß Romulus durch Verschworene vom Senate ermordet worden sei und daß dieser zur Verhüllung seiner That des Königs Versetzung unter die Götter erdichtet habe, allein an einer Sage ist nichts historisch zu deuten, und jeder Versuch, dies zu thun, wird stets zwecklos und eine Versündigung an der Poesie der Sage sein.

Nach Romulus' Tod, den die künstlich zurechtgemachte aber wertlose Chronologie in das Jahr 717 v. Chr. setzt, erwählte der Senat keinen neuen König, sondern führte allein die Regierung weiter. Nach einem Interregnum oder einer Zwischenregierung von einem Jahre aber forderte, wie es heißt, das gedrückte Volk einen König und der Senat mußte diesem Verlangen nachgeben. Bei der neuen Wahl entstand darüber Streit, ob der König aus der römischen oder aus der



Vestalin.

Nach einer antiken Statue.

sabinischen Gemeinde ernannt werden solle; man verständigte sich zuletzt dahin, daß die erstere den König erwählen sollte, daß aber der zu Erwählende ein Sabiner sein müßte. Auf diese Weise ward Numa Pompilius, der Eidam des Titus Tatius, König der Römer.

Diesem Fürsten schreibt die Sage ganz andere Eigenschaften und Verdienste zu, als seinem Vorgänger. Während dieselbe nämlich sonst, dem kriegerischen Charakter der Römer gemäß, vorzugsweise die Tapferkeit, den kriegerischen Mut und die Eroberungslust verherrlicht, erzählt sie von Numa keine einzige Kriegsthat, sondern preist ihn als den Befestiger heiliger Sitte und Ordnung, ohne welche kein Staat bestehen kann. Numa ist der Moses, der Minos oder Lykurg der Römer, und er wird, wie diese Männer von ihren Völkern, von der Sage mit einer Art heiliger Ehrfurcht behandelt. Die Weisheit, mit welcher er den Staat und seine religiösen Einrichtungen ordnete, erschien in den Augen der Nachkommen so außerordentlich, daß man sie teils mit den Bestrebungen des berühmtesten Weisen, der im alten Italien auftrat, in Verbindung brachte, teils aus einer übernatürlichen Quelle herleitete. Obgleich nämlich Pythagoras mehr als $1\frac{1}{2}$ Jahrhunderte nach der vorausgesetzten Zeit des Numa lebte, so entstand auf diese Weise doch bei den späteren Römern und Samnitern die Sage, er sei der Lehrer Numas gewesen. Noch viel mehr verbreitet aber war der Glaube, daß eine Nymphe, Egeria, Numas Vertraute gewesen sei, und daß dieser die weisen Gesetze, durch welche er sich so sehr verdient machte, aus ihrem Munde vernommen und als göttliche Offenbarung den Römern mitgeteilt habe, obgleich eine solche Vorstellung zu dem einfachen, an den alten ländlichen Sitten festhaltenden Sinne und Leben eines samnitischen Volkes viel weniger paßt, als die Wundersagen von Minos und Lykurg zu dem Zustande und Charakter der älteren Griechen. Kurz, der junge römische Staat erstarkte unter Numa wie unter Romulus in seinem Innern, unter diesem durch Kriege und durch Aufnahme der kräftigen Sabiner, unter jenem aber durch passende Gesetze und Einrichtungen und durch die Einführung eines Kultus, der dem Ackerbauleben der Patrizier und ihrer Klienten angemessen war.

Der zweite der römischen Könige ordnete die Art und Weise des Gottesdienstes, teilte die Priester in Klassen und bestimmte die Pflichten eines jeden dieser Priestertümer. An die Spitze des gesamten Religionswesens stellte er das Kollegium der Pontifices, welches gleichsam das dem Senate untergeordnete Ober-Konsistorium der Römer war und dessen Leitung der Pontifex maximus oder Oberpriester hatte. Er setzte ferner die drei Flamines oder die den besonderen Dienst der Götter Jupiter, Mars und Quirinus leitenden Hauptpriester oder „Opferzünder" ein, sowie vier Vestalinnen oder Priesterinnen der Vesta,

der Göttin des Stadtherds; zwölf Priester, welche die Salier hießen und die heiligen Schilde des Mars bewahrten; ferner die Fetialen, die beim Ausbruch eines Krieges und beim Abschlusse eines Friedens oder Bündnisses dafür zu sorgen hatten, daß alle diese politischen Akte unter den herkömmlichen Feierlichkeiten und religiösen Bräuchen „nach rechter Art" ins Werk gesetzt wurden; endlich eine Anzahl Auguren oder wahrsagende Priester, deren Aufgabe und Kunst es war, die Zeichen, welche die Götter durch den Flug der Vögel gaben, zu beobachten und zu deuten, und endlich die oben schon erwähnte ursprünglich sammitische Brüderschaft des Feldbaues, die Arvalbrüder. Auf den Ackerbau bezogen sich ebenfalls viele Einrichtungen Numas: er entwarf vor allem andern diesen Teil seiner Gesetzgebung und gründete auf ihn erst seine weiteren Verfügungen. Er verteilte die von Romulus eroberten Länder und stiftete, zur Sicherung des Eigentums, den Dienst des Terminus oder Grenzgottes. Es ist der Richtung seines Wirkens angemessen, daß die Sage ihm auch die Verbesserung des römischen Kalenders zuschreibt; denn die Einrichtung desselben hing bei den Römern, wie bei allen anderen Völkern und auch noch bei uns, mit dem Kultus eng zusammen. Endlich soll Numa auch die Sitte eingeführt haben, daß jedesmal während der Dauer des Krieges die zwei einander gegenüberstehenden Thüren des Janusheiligtums offen gehalten, während des Friedens aber geschlossen wurden. Der Gott Janus, der mit zwei Gesichtern dargestellt wurde und über dessen eigentliche Bedeutung die Gelehrten verschiedener Meinung sind, war eine uralte Gottheit der Latiner. Ein Tempel soll ihm schon von Romulus erbaut worden sein und zwar an der Grenze der rammensischen Gemeinde und der auf dem Quirinalischen Hügel angesiedelten Sabiner.

5. Tullus Hostilius und Ancus Marcius.

Als Numa starb, so fährt die Sagengeschichte fort, trat, wie nach Romulus' Tode, eine kurze Zwischenregierung des Senats ein. Dann wählte man zum Nachfolger des frommen Priesterkönigs den Tullus Hostilius, dessen Großvater unter Romulus aus einer latinischen Stadt nach Rom gezogen war und daselbst die Herfilia, die vornehmste unter den geraubten Sabinerinnen, geheiratet hatte. König Tullus war ein kriegerischer Herrscher und seine Regierung bot daher dem dichterischen Sinne späterer Zeiten einen reichen Stoff dar. Der wichtigste seiner Kriege, der mit der völligen Unterwerfung der Stadt Albalonga endigte, ist von der Sage in so hohem Grade poetisch ausgeschmückt worden, daß die Beschreibung, welche die späteren Geschichtschreiber der Römer von demselben geben, als ein eigentliches

Heldengedicht, als ein Stück römischer Iliade angesehen werden kann. Historisch gewiß ist das eine, daß zur Zeit dieses Königs Albalonga dem römischen Staate einverleibt und die Einwohner dieser Stadt Rom unterthan und zum Teil dorthin versetzt wurden: die Erzählungen von dem Kriege selbst haben durchaus das Ansehen von Erdichtungen, ja, es ist sogar aus manchen Gründen nicht unwahrscheinlich, daß Albalonga gar nicht von den Römern, sondern von den andern latinischen Städten zerstört worden ist, und daß der Rest seiner Einwohner infolge davon freiwillig nach Rom wanderte. Die Sage von diesem Kriege aber ist folgende.

Rom geriet über einige Vorfälle mit seiner Mutterstadt Albalonga in Krieg, deren Oberhaupt damals zuerst Cluilius und dann Mettus Fuffetius war. Jener wurde gleich beim Beginn des Krieges von seinen eigenen Truppen erschlagen, weil es ihm an Mut und Entschlossenheit fehlte; sein Nachfolger aber sah sich durch das Benehmen der Städte Veji und Fidenä bald genötigt, mit dem römischen Könige in Unterhandlung zu treten. Die Vejenter und Fidenaten, Städte etruskischen Stammes, so heißt es, hatten miteinander verabredet, die Römer und Albaner sich eine Zeitlang bekriegen zu lassen und dann, sobald dieselben durch den Kampf geschwächt wären, mit vereinter Macht über beide herzufallen. Dies machte die Könige von Rom und Albalonga zu einem Frieden geneigt: sie beschlossen in einer persönlichen Zusammenkunft, ihre beiden Völker miteinander in enger Verbrüderung zu verbinden und durch einen Zweikampf von je drei Kriegern aus jedem der beiden entscheiden zu lassen, welches von ihnen dem andern inskünftige unterworfen sein sollte. Der Zufall fügte es, daß dieser Kampf sowohl von seiten der Römer, als von seiten der Albaner drei Brüdern übertragen werden konnte, welche nahe miteinander verwandt waren. Die drei Curiatier, so hießen die albanischen Brüder, waren die Vettern ihrer Gegner, der drei Horatier, da die Mutter der letzteren eine Albanerin und die leibliche Schwester der Mutter der ersteren war. Eine Schwester der Horatier war außerdem mit einem der Curiatier verlobt: so nahe Beziehungen walteten zwischen beiden Städten.

Im Angesichte beider Heere traten die sechs Kämpfer einander entgegen und jeder der Curiatier griff den ihm dem Alter nach zunächst stehenden Horatier an. Zunächst fiel der älteste der Horatier, bald nach ihm auch der zweite: und schon frohlockten die Albaner, als wäre der Sieg ihnen sicher, als der dritte Horatier durch List und Gewandtheit die Entscheidung doch zu Gunsten der Römer lenkte. Er stellte sich, als wenn er vor seinen drei Gegnern fliehe, und trennte sie dadurch voneinander; als er aber sah, daß sie ihm in verschiedenen

Entfernungen folgten, wandte er sich gegen den nächsten und tötete ihn: und dann nacheinander auch dessen beide Brüder. Siegesstolz kehrte der junge Held, vom jubelnden Heere geleitet, nach Rom zurück. Am Thore der Stadt stand seine Schwester, die Braut des einen der Curiatier. Als diese ihn triumphierend die errungene Beute mit dem Waffenrock ihres Verlobten tragen sah, geriet sie in Verzweiflung und verfluchte den Bruder. Dieser aber zückte, von Wut ergriffen, sogleich das Schwert und durchbohrte die Schwester. Er wurde dafür vor Gericht gestellt und zum Tode verurteilt: die Volksversammlung aber, an welche er auf des Königs Rat appellierte, hob aus Rücksicht auf seine dem Vaterlande erwiesenen Dienste diesen Spruch wieder auf. Doch ward der jähzornige junge Mann, um nicht ganz unbestraft zu bleiben, zu einer beschimpfenden, sonst nur über Kriegsgefangene verhängten Strafe verurteilt: er mußte mit entblößtem Haupte unter einem quer über den Weg gehaltenen Stabe, der ein Joch vorstellen sollte, hinweggehen.

Nach dem glücklich beendigten albanischen Kriege wandte sich Tullus Hostilius gegen die Fidenaten und die Vejenter. Mettus Fuffetius leistete ihm dabei mit dem albanischen Aufgebot als sein Unterthan die Heeresfolge, verbündete sich aber, um das römische Joch wieder abwerfen zu können, insgeheim mit den Feinden. In der Schlacht selbst wagte er seine verräterische Absicht nur zur Hälfte auszuführen: er zog sich beim Beginn derselben vom Schlachtfelde auf eine Anhöhe zurück, um je nach dem Ausgang des Kampfes sich für die einen oder für die anderen zu entscheiden. Die Römer gerieten darüber in Schrecken und wären wahrscheinlich das Opfer der albanischen Treulosigkeit geworden, wenn nicht Tullus Hostilius sich schnell gefaßt und seinen Truppen zugerufen hätte, jener Rückzug der Albaner habe auf seinen Befehl stattgefunden und sei in der Absicht, die Feinde zu umgehen, angeordnet worden. Als der Sieg sich für die Römer entschied, griff endlich auch Mettus Fuffetius, um, was er geplant hatte, zu bemänteln, die fliehenden Feinde an. Tullus Hostilius that, als wenn er sich wirklich habe täuschen lassen: am folgenden Tage aber übte er ein furchtbares Strafgericht. Er rief beide Heere unbewaffnet zusammen, vorgeblich um den Lohn der Tapferkeit auszuteilen, trug jedoch Sorge, daß die Römer ihre Schwerter unter den Kleidern versteckt mitbrachten. Sobald die Truppen versammelt waren, ließ er die Albaner plötzlich umzingeln und verkündete ihnen hierauf, daß Alba Longa als ein Sitz der Verräterei dem Erdboden gleich gemacht, Mettus Fuffetius zur Strafe dafür, daß er treulos und unentschlossen zwischen den Römern und ihren Feinden geschwankt habe, von vier Pferden nach entgegengesetzten Seiten hin auseinandergerissen, alle Albaner aber nach

Rom versetzt werden sollten. So ward Albalonga zerstört, und seine Bewohner wurden in die neue Stadt verpflanzt, wo man ihnen den Cälischen Hügel zum Wohnsitze anwies.

Auch mit den Fidenaten, Vejentern und Sabinern führte Tullus Hostilius glückliche Kriege. Zuletzt wandte sich aber die Gunst der Gottheit von ihm, und zwar weil er, wie die Sage hinzusetzt, die Himmlischen durch die Vernachlässigung ihres Dienstes erzürnt habe. Steinregen, Seuchen und andere Erscheinungen verkündigten ihm den göttlichen Zorn, und endlich überfiel ihn auch noch schwere Krankheit. Nun wandte er sich mit ängstlicher Sorgfalt den versäumten religiösen Pflichten zu, beging aber, als er eines Tages durch geheimnisvolle Zeremonien den Himmelsgott Jupiter beschwören wollte, dabei ein Versehen und ward von dem erzürnten Gotte mit Weib und Kindern durch einen Blitzstrahl getötet.

Zu seinem Nachfolger ward Ancus Marcius, Sohn einer Tochter des Numa Pompilius, ernannt. Von ihm rühmt die Sage, daß er im Geiste seines Großvaters den unter Tullus Hostilius vernachlässigten Dienst der Götter von neuem zu Ansehen gebracht habe. Seine Regierung war aber nicht, wie die Numas, eine durchaus friedliche, sondern er gehörte vielmehr auch zu den durch Kriegsthaten und Eroberungen ausgezeichneten Königen. Unter ihm waren es hauptsächlich die Latiner, mit welchen Rom Krieg zu führen hatte. Die Römer waren nämlich durch die Unterwerfung der Stadt Alba, die an der Spitze des latinischen Städtebundes gestanden hatte, so sehr erstarkt, daß sie, obgleich sie selbst außerhalb des latinischen Städtebündnisses standen, doch auf den Vorrang unter den Städten der Gesamtlandschaft Anspruch machten. Ancus Marcius besiegte das Heer der Latiner, eroberte einige ihrer Städte und führte die Bewohner derselben nach Rom, wo sie auf dem Aventinischen Hügel angesiedelt wurden. Auch andere Städte, wie das früher von Albalonga, später von Veji unterstützte Fidenä, wurden von ihm erobert. Auch Veji erlitt Niederlagen und mußte den Römern das Mündungsgebiet des Tiberflusses abtreten, wo Ancus Marcius dann Ostia, den Hafen von Rom, anlegte. Außerdem faßten die Römer unter seiner Regierung zuerst auf der rechten, der etruriſchen Seite des Tiber festen Fuß: Ancus Marcius baute nämlich die erste Brücke über den Fluß und befestigte den jenseit des Tiber gelegenen Hügel Janiculum.

6. Tarquinius Priscus.

Mit Ancus Marcius' Tode nahm der Wechsel der Herrschaft, welcher seither zwischen den Ramnes und der mit ihnen vereinigten sabinischen Gemeinde bestanden hatte, ein Ende und ein Etrusker

gelangte auf den Thron. Dieser neue König hieß Lucius Tarquinius und führt in der Geschichte den Beinamen Priscus, d. i. der Ältere. Die Sage läßt ihn in der etruskischen Stadt Tarquinii geboren sein, väterlicherseits aber von einem vornehmen, in Etrurien eingewanderten korinthischen Geschlechte abstammen: wahrscheinlich weil um jene Zeit griechische Sprache, Kultur und Sitte sich unter den Etruskern verbreiteten. Tarquins Vater, Demaratus, welcher dem vornehmen Geschlechte der Bakchiaden zu Korinth angehörte, wurde der Sage nach durch Kypselos zur Auswanderung genötigt und begab sich mit großen Schätzen und mit einem Gefolge, in welchem sich auch mehrere korinthische Maler und Bildhauer befanden, nach Tarquinii. Hier heiratete er eine Etruskerin aus der Adelskaste und erhielt von ihr zwei Söhne, Aruns und Lucumo. Diese erzog er so, daß sie zugleich etruskischer und griechischer Bildung teilhaftig wurden. Nach seinem Tode ging sein großer Reichtum ganz auf den jüngeren Sohn Lucumo über, da der ältere früh starb. Lucumo wanderte von Tarquinii nach Rom aus, weil ihm seiner fremden Abkunft wegen der Weg zur Herrschaft im tuscischen Lande versperrt war, und weil sein mit einem Wahrsagegeist begabtes Weib, Tanaquil, erkannt hatte, daß er bei den Römern zu hohen Ehren gelangen werde. Er fand in Rom, wo er seinen etruskischen Namen Lucumo in den römischen Lucius verwandelte und sich nach seiner Geburtsstadt den Namen Tarquinius gab, eine sehr gute Aufnahme und gewann durch seinen Reichtum und sein kluges, gewandtes Wesen alle so sehr für sich, daß er von Ancus Marcius zum Vormund seiner minderjährigen Söhne, gleich nach des Königs Tode aber vom Senate zu dessen Nachfolger ernannt wurde.

Auch dieser halb griechische, halb etruskische König führte nach den Erzählungen mehrere glückliche Kriege mit Latinern, Etruskern und Sabinern und erhob den römischen Staat zu noch größerem Ansehen, als derselbe unter Ancus Marcius gehabt hatte. Noch viel wichtiger aber war sein Einfluß auf die inneren Einrichtungen der Stadt und ihrer Bewohner. Das meiste, was in dieser Beziehung von ihm erzählt wird, weist auf etruskische Einflüsse: namentlich erinnern die Beschreibungen seiner Bauwerke teils an die Philistinischen Gräben, teils an die Reste etruskischer Stadtmauern. Er ließ die sogenannten Kloaken oder Wassergewölbe erbauen, durch welche das Forum und einige andere Gegenden der Stadt trocken gelegt wurden, und die das spätere Rom als Riesenwerke anstaunte. Auch umgab er die Stadt mit einer Mauer von Quadersteinen: er ließ ferner auf der Spitze des Kapitolinischen Hügels eine große Fläche ebnen und legte auf ihr den Grund zu einem mächtigen Tempelbau, den jedoch erst der zweite seiner Nachfolger voll-



Mündung der Cloaca Maxima in den Tiber.

(Rechts die Überreste der Anlage unter Tarquinius Priscus.)
Nach einer Original-Photographie.

endete. Dann ließ er zuerst das Forum oder das zwischen dem Palatinischen und Quirinalischen Berge gelegene Thal zu einem Markte und Versammlungsorte der Bürgerschaft einrichten, und endlich erbaute er den Circus maximus oder das zu großen öffentlichen Wettspielen, namentlich Wagenrennen, bestimmte Gebäude. Diese Spiele waren ebenfalls eine etruskische Sitte, die in Rom eingeführt ward, und können ihrer Beziehung und Wirkung nach durchaus nicht mit denen der Griechen verglichen werden: bei den Griechen waren nämlich die öffentlichen Kampfspiele nicht allein die beliebteste Volksbelustigung, sondern auch eine der wichtigsten Angelegenheiten der Nation, und ein bei solcher Gelegenheit errungener Sieg galt für die höchste Ehre; die italischen Völker dagegen sahen nur das Wagen- und Pferderennen als ein dem freien Mann wohlanstehendes Wettspiel an und überließen die eigentlichen Wettkämpfe gedungenen Leuten von geringer Herkunft, welche daraus ein besonderes Geschäft machten. Solche Kämpfe und die mit den öffentlichen Spielen verbundenen Prachtaufzüge mitanzusehen, war für die italischen Völker zwar eine ebenso große Ergötzung, als für die Griechen, aber sie haben, zum Unterschiede von diesen, dem Gegenstande ihrer Schaulust niemals Achtung und Ehre gewährt. Gerade so verhielt es sich auch mit den theatralischen Darstellungen. Diese Verschiedenheit beider Nationen hing auf eine ganz natürliche Weise mit der verschiedenen Natur und Einrichtung ihres bürgerlichen Lebens zusammen: Priesterherrschaft, Leibeigenschaft und andere an Kastenwesen erinnernde Verhältnisse, welche einen schroffen Unterschied der Stände und ihrer Rechte zur Folge haben, erhielten sich bei den Italikern sehr lange, während sie bei den Griechen schon in sehr alter Zeit verschwanden; bei jenen hatten daher auch die Volksvergnügungen einen aristokratischen Charakter, während sie bei diesen von Anfang an eine dem Zweck der Gesamtheit dienende Sache waren, bei welcher alle Teilnehmer, mochten sie nun bloße Zuschauer oder Mitspielende sein, als gleich berechtigte Glieder einer Nation auftraten.

Daß Bauwerke, wie Tarquinius Priscus sie errichtete, gleich denen der Etrusker nicht ohne den Frondienst des gemeinen Volkes ausgeführt werden konnten, versteht sich von selbst. Tarquins Regierung muß daher für die unteren Klassen des römischen Volkes drückend gewesen sein, wie dies die überlieferte Erzählung auch andeutet. Wodurch dieselbe sich sonst noch in Bezug auf innere Angelegenheiten auszeichnete, ist nicht recht klar. Unter anderem soll Tarquinius wegen der vermehrten Bevölkerung der Stadt die Zahl der zum Eintritt in den Senat oder zur Regierung berechtigten Familien um 100 vermehrt und ebenso die Zahl der Senatoren bis auf 300 erhöht haben. Er erhob also 100 plebejische Familien zu patrizischen. Auch die Ritter, welche erst um jene

Zeit als ein zwischen den Patriziern und den Plebejern aufkommender mittlerer Stand eine Bedeutung erlangten, soll er vermehrt und neu organisiert haben. Über die Kriege, welche unter Tarquinius Priscus geführt wurden, weichen die Berichte der alten Schriftsteller voneinander ab: im allgemeinen scheint nur so viel gewiß zu sein, daß auch dieser König die römische Macht auf Kosten latinischer, samnitischer und etruskischer Städte erweitert hat.

Tarquinius starb nach der romantischen Darstellung der Sage eines gewaltsamen Todes. Als er 80 Jahre alt war, verschworen sich die Söhne des Ancus Marcius gegen ihn, weil sie ihn als einen Usurpator haßten und zugleich überzeugt waren, daß er, wenn er länger lebe, die Regierung gewiß seiner eigenen Familie zu erhalten wissen werde. Zwei von ihnen gedungene Mörder, welche als Holzhauer verkleidet waren und deshalb, ohne Verdacht zu erregen, Beile bei sich führen konnten, fingen eines Tages vor dem königlichen Palaste zum Schein einen Streit an und ließen den König ersuchen, diesen zu schlichten. Als sie vor ihn gelassen waren, ersahen sie sich einen günstigen Augenblick, um ihn zu erschlagen.

7. Servius Tullius.

Die Söhne des Ancus Marcius erreichten ihren Zweck aber dennoch nicht, weil, wie die Sage berichtet, die Königin Tanaquil beim plötzlichen Tode Tarquins die Geistesgegenwart nicht verlor: schnell ließ sie die Thore des Palastes verschließen und dem zahlreich zusammenströmenden Volke verkünden, daß Tarquinius nicht getötet, sondern nur verwundet sei, und daß er bis zu seiner Genesung seinem Eidam, Servius Tullius, die Leitung der Regierung übertragen habe. Die Anstifter des Mordes entflohen hierauf aus Rom; Servius Tullius aber herrschte eine Zeitlang in Tarquins Namen; alsdann behauptete er sich mit Gewalt im Besitze des Thrones, bis er es zuletzt dahin brachte, daß das gesamte Volk durch freie Wahl ihn als König anerkannte. Es war also teils eigenes Verdienst, teils der Wille seines Vorgängers, was den sechsten König der Römer auf den Thron brachte und im Besitze desselben erhielt.

Des Servius Tullius Herkunft und Jugendgeschichte ist mehr noch als die ganze Geschichte der Königszeit in Dunkel gehüllt: was die Sage hierüber berichtet, ist so beschaffen, daß man nichts davon als wahr annehmen kann. Eine vornehme Latinerin oder Etruskerin, heißt es, geriet in römische Kriegsgefangenschaft, ward Sklavin im königlichen Palaste und gebar als solche unter wunderbaren Erscheinungen einen Knaben, welchem man den Namen Servius Tullius gab. Andere

Erscheinungen von ungewöhnlicher Art zeigten während der Kindheit desselben zu wiederholten Malen seinen angeborenen Beruf zu hohen Dingen an: einst, als er schlief, sollte ein feuriger Glanz sein Haupt umstrahlt haben. Tanaquil, welche sich auf die Wahrsagekunst verstand, hielt wegen dieser Anzeichen den Servius Tullius schon als kleines Kind hoch und ließ ihn gleich ihren eigenen Söhnen königlich erziehen. Auch Tarquinius gewann ihn sehr lieb, zumal da Servius Tullius als Jüngling sich durch Tapferkeit und Gewandtheit vor allen seinen Altersgenossen auszeichnete. Zuletzt gab ihm der König nicht allein seine Tochter Tarquinia zur Gemahlin, sondern ließ ihn auch in den letzten Jahren seines Lebens an der Regierung teilnehmen.

Kriegerische Unternehmungen bildeten nur den weniger wichtigen Teil der Thaten, durch welche dieser sechste König sich für alle Zeiten zum gepriesensten und berühmtesten der römischen Herrscher gemacht hat. Jedoch wird ihm doch nach zwei Richtungen hin eine bedeutende Erweiterung der römischen Macht zugeschrieben: er soll die etruskische Stadt Veji oder nach einer anderen Angabe sogar die ganze etruskische Nation in einem 20jährigen Kriege besiegt und zur Anerkennung des Vorrangs der Römer gezwungen haben, und außerdem wußte er das Volk der Latiner auf eine schlaue Weise unter römischen Einfluß zu bringen und Rom gewissermaßen zum Haupte des latinischen Bundes zu machen. Der Bund der Latinerstädte hatte seither seine Versammlungen im Gebiete von Albalonga, an einer der Göttin Ferentina geweihten Quelle gehalten; Servius Tullius schloß aber einen Vertrag mit den Latinern, kraft dessen ein gemeinschaftlicher Tempel der Diana auf dem, unter Ancus Marcius mit Latinern bevölkerten Aventinischen Hügel errichtet ward. Obgleich nun die latinischen Bundestage auch ferner noch an der früheren heiligen Stätte gehalten wurden, so war doch durch die Gründung jenes Tempels der Anfang zur Hegemonie von Rom über die gesamte latinische Nation gemacht.

Die größte Bedeutung jedoch erhielt Servius Tullius durch die Gesetze und Einrichtungen, welche er in Rom einführte. Er verschaffte nach den Erzählungen während seiner Regierung ebenso den latinischen und griechischen Sitten Eingang, wie Tarquinius die etruskischen befördert hatte. Von der Zeit seiner Regierung an faßten Religion und Geisteskultur der Griechen in Rom immer mehr Wurzeln, ganz besonders aber wurde seitdem der griechische Grundsatz herrschend, daß man die alten ererbten, auf Gewohnheitsrecht beruhenden Verfassungen durch positive Verordnungen den veränderten Verhältnissen der Zeit und der veränderten Mischung des Volkes gemäß einrichten müsse. Die Regierung des Servius Tullius bildete also den Anfang einer ganz

neuen Zeit, und mit ihrem Beginne endigt die eigentliche Urzeit der Römer, weil seitdem Entwickelung und Bürgerfreiheit an die Stelle des starren Adelswesens und der mit ihm verbundenen Unfreiheit des Volkes traten. In den römischen Überlieferungen wird daher Servius Tullius ebenso als der eigentliche Urheber und Stifter der späteren bürgerlichen Verfassung Roms dargestellt, wie Numa Pompilius in der Sage als der Gründer und Ordner des altrömischen Kultus erscheint. Jedoch hat man freilich, gerade weil Servius Tullius in dieser Hinsicht so berühmt war, viele Einrichtungen der späteren Zeit auf ihn übertragen, und es ist bei der Beschaffenheit der römischen Geschichtswerke unmöglich, hierin Neues und Altes bestimmt zu unterscheiden und so die Verhältnisse jener Zeit mit Sicherheit zu ermitteln.

Die wichtigste Verfassungsänderung, die sich an den Namen des Servius Tullius anknüpft, war die Einteilung der Bürger nach dem Vermögen. Infolge dieser Veränderung ward in Rom ebenso, wie durch eine ähnliche Maßregel Solons in Athen, die Macht der älteren Aristokratie gebrochen und für das Staatswesen ein ganz neuer, bis dahin völlig unbekannter Grund gelegt. Servius Tullius breitete dadurch die Einführung der republikanischen Verfassung auf eine vortreffliche Weise vor, wenn anders diese Maßregel und die damit verbundenen anderen Einrichtungen ihm mit Recht zugeschrieben werden. Er begann damit, daß er der Plebs oder dem freien Bürgerstand, welcher nach und nach in Rom entstanden war, eine bestimmte Ordnung und Einrichtung gab: er teilte denselben nach Bezirken in Abteilungen oder Zünfte ein, über deren Zahl die Nachrichten nicht übereinstimmen. Diese Bezirke oder Zünfte, welche Tribus hießen, umfaßten also bloß Plebejer, während die schon früher vorhandene, dem Romulus zugeschriebene Einteilung in Tribus und Kurien nur die Patrizier in sich begriff. Die Plebejer zerfielen also von jetzt an in eine Anzahl von Korporationen oder Zünften, deren jede ihren besonderen Vorsteher, Tribunus genannt, hatte, und das römische Volk bestand seitdem aus zwei Hauptklassen, den Patriziern oder Geschlechtern und den Plebejern oder Gemeinen. Erst in späterer Zeit wurde die Einteilung in Tribus auf die ganze Nation übertragen und umfaßte dann sowohl die Patrizier als die Plebejer.

Servius Tullius organisierte auch eine Einteilung des ganzen römischen Volkes. Bei dieser nahm er auf den Unterschied der Geburt und die dadurch geschiedenen Stände gar keine Rücksicht, sondern er gründete dieselbe auf den Unterschied des Vermögens. Er teilte nämlich das Volk in sechs Klassen ein und jede Klasse wieder in eine Anzahl Centurien. In die erste Klasse kamen alle Bürger, welche ein Vermögen von wenigstens 100 000 As (6900 ℳ) hatten; für die

zweite war die geringste Summe des Vermögens 75 000 As, für die dritte 50 000, für die vierte 25 000, für die fünfte 12 500; die sechste aber begriff alle diejenigen in sich, welche ein noch geringeres oder überhaupt kein Vermögen besaßen; indes sind die bestimmten Summen sicher einer späteren Periode der römischen Entwickelung entnommen. Die Unterabteilungen der Klassen oder die Centurien hatten den doppelten Zweck, daß das römische Volk nach ihnen zugleich als Heer in Kompagnieen, Hundertschaften, eingeteilt werden und als Bürgerschaft seinen verhältnismäßigen Anteil an der Verwaltung des Staats ausüben sollte. Ein wichtiger Punkt bei dieser Einteilung war der Umstand, daß die einzelnen Klassen nicht in eine gleich große Zahl von Centurien zerfielen: denn darauf beruhte das eigentliche Wesen der dem Servius Tullius zugeschriebenen Verfassungsreform. Die erste Klasse nämlich bestand aus 80 Centurien schwerbewaffneten Fußvolks, außerdem war ihr aber noch der gleichfalls aus den reichsten Bürgern gebildete Ritterstand zugefügt, welchen Servius Tullius durch die Aufnahme reicher Plebejer vermehrt und in 18 Centurien eingeteilt hatte. Die zweite, dritte und vierte Klasse zerfielen jede in 20 Centurien Fußvolk; von diesen waren die Leute der zweiten Klasse noch schwerbewaffnet, die der beiden anderen aber bildeten den Übergang zu den leichten Truppen. Die fünfte Klasse bestand aus 30 Centurien Leichtbewaffneter zu Fuß. Die sechste Klasse bildete nur eine einzige Centurie: diese zerfiel aber in drei Abteilungen, in die der sogenannten Accensi, der Proletarier und der Capite-censi. Die Accensi (d. i. Zugezählten) oder Velati (d. i. die Eingehüllten oder nur mit dem Kriegsmantel Bekleideten) umfaßten die Besitzer von 1500—12 500 As, hatten keine Waffen und folgten dem Heere als eine Art von Reserve, um an die Stelle der Gefallenen oder Verwundeten einzutreten und mit den Waffen derselben zu kämpfen. Proletarier hießen die, welche ein Vermögen von 375 bis 1500 As besaßen, und jener Name ward ihnen deswegen gegeben, weil er entweder diejenigen bezeichnete, welche noch im stande waren, eine Proles oder Nachkommenschaft aufzuziehen, oder diejenigen, welche dem Staate keinen anderen unmittelbaren Nutzen gewährten, als daß sie Kinder erzeugten und also die Zahl der Bürger vermehrten. Sie sollten nur im äußersten Notfall zur Teilnahme am Kriege hinzugezogen werden: vom Beginn des dritten Jahrhunderts v. Chr. an wurden sie aber in der Regel mit zum Kriegsdienste aufgeboten. Die Capite censi endlich (d. i. die bloß nach der Köpfezahl Geschätzten) begriffen alle Bürger in sich, deren Vermögen weniger als 375 As betrug: sie waren vom Kriegsdienste frei und wurden erst fast 200 Jahre später infolge einer wichtigen Umgestaltung des römischen Heerwesens zu demselben herangezogen.

Wie die 18 Centurien des Ritterstandes der ersten Klasse beigegeben waren, so fügte Servius Tullius den vier ersten Klassen noch vier ohne Beziehung auf den Vermögensstand eingerichtete Centurien hinzu. Er bildete nämlich eine aus Zimmerleuten bestehende Centurie und je eine Centurie Waffenschmiede, Hornisten und Zinkenbläser und reihte diese an die Centurien der vier ersten Klassen an. Die Gesamtzahl aller Centurien betrug also 193, und diese waren so verteilt, daß die erste Klasse mit den Rittern in allem 98 Centurien, die zweite, dritte und vierte je 20, die fünfte 30, die sechste aber nur eine enthielt, wozu dann noch die vier Handwerker- und Musikanten-Centurien kamen.

Diese Klasseneinteilung wurde durch die von Servius Tullius eingeführte, alle fünf Jahre stattfindende Schätzung, den Census, immer wieder berichtigt. Ein solcher fünfjähriger Zeitraum, zwischen Schätzung und Schätzung, hieß ein Lustrum. Am Ende desselben kam das ganze Volk bewaffnet auf dem Marsfelde, einem großen, im Nordwesten der Stadt liegenden freien Platze, zusammen und nach einem feierlichen Sühnopfer mußte hier jeder Bürger dem Könige sein bewegliches und unbewegliches Vermögen angeben. Auch außerdem versammelte sich die gesamte Bürgerschaft zuweilen daselbst, um den Anteil an der Staatsverwaltung auszuüben, welchen Servius Tullius ihr eingeräumt haben soll. Diese Volksversammlungen oder Komitien hießen Comitia centuriata, weil die Bürger centurienweise über das ihnen Vorgelegte abstimmten. Die Rechte der Centuriatkomitien bestanden in der Wahl der höchsten Beamten, in der Entscheidung über Krieg und Frieden und in der Genehmigung oder Verwerfung der Gesetzesvorschläge des Senats. Die Bürger jeder einzelnen Centurie entschieden unter sich durch Stimmenmehrheit, wie ihre Centurie stimmen solle: dann wurden die 193 Centurien-Stimmen gesammelt und nach der Majorität derselben entschieden. Neben den Centuriatkomitien blieben die patrizischen und die plebejischen Versammlungen oder die Kurien- und Tribuskomitien bestehen, diese hatten aber als bloße Standesversammlungen eine viel geringere Bedeutung. Die Tribuskomitien verhandelten nur die Angelegenheiten ihres eigenen Standes. Die Kuriatkomitien dagegen hatten größere und allgemeinere Rechte; denn unter ihrer Aufsicht standen nicht nur alle religiösen Sachen, zu welchen auch die Adoption und das Testamentswesen gerechnet wurden, sondern sie hatten auch den in den Centuriatkomitien erwählten Magistraten das Imperium oder die Kriegshoheit, das Recht des militärischen Kommandos feierlich zu erteilen und übten also eine Art Bestätigungsrecht den von der allgemeinen Volksversammlung gemachten Wahlen gegenüber.

Faßt man die Art, wie die 193 Centurien unter die einzelnen Klassen verteilt waren, genauer ins Auge, so sieht man leicht, daß Servius Tullius, wenn er anders wirklich der Schöpfer dieser neuen Einrichtung war, ebenso wie Solon in Athen der bisherigen Alleinherrschaft des Adels eine Aristokratie der Reichen entgegensetzte: denn da die ganze letzte Klasse nur eine Centurie bildete und also auch nur eine Stimme abgab, die erste Klasse aber in Verbindung mit den 18 Ritter-Centurien mehr als die Hälfte aller Centurien und Stimmen in sich begriff, so hatte der reichere Teil der Bürgerschaft einen sehr überwiegenden Einfluß auf die Gesetzgebung, die Beamtenwahl und die auswärtigen Angelegenheiten. Übrigens ist die Einführung der Komitien nach Centurien nicht so zu verstehen, als wenn durch dieselbe die alte Aristokratie oder das Patriziat seine Bedeutung verloren hätte. Im Gegenteil, die Patrizier hatten, weil das Grundeigentum damals noch größtenteils in ihren Händen war, auch in dieser neuen Verfassung das Übergewicht: und Servius Tullius hat also nicht die Timokratie oder Geldherrschaft an die Stelle der Aristokratie oder Adelsherrschaft gesetzt, sondern nur wie Solon beide Staatsformen auf eine vortreffliche Weise miteinander verbunden. Freilich beruhte das fortdauernde Übergewicht des Adels nicht mehr auf der Geburt allein, sondern auf der Verbindung des Reichtums mit dem Geburtsvorzug, und dies mußte sich bald ändern, da in einem freien Volke der Reichtum niemals bei einem besonderen Stande festgehalten werden kann. Endlich ist zur richtigen Beurteilung der neuen Verfassungsveränderung noch das eine hinzuzufügen, daß durch sie die Pflichten gegen den Staat mit den politischen Rechten in Verhältnis gebracht waren. Die militärischen Verpflichtungen und die Abgaben wurden nämlich ebenfalls centurienweise geleistet. Da nun die Zahl der Bürger in jeder Centurie der ersten Klasse viel geringer sein mußte, als in denen der übrigen Klassen, so hatten die so sehr begünstigten Mitglieder der höchsten Klassen natürlich auch die meisten Steuern zu entrichten. Außerdem hatten sie als Schwerbewaffnete die Kosten für eine vollständige Ausrüstung zu tragen, weil in Rom jeder Bürger seine Waffen selbst sich beschaffen mußte. Auch bildeten sie den auf dem Schlachtfelde stets am meisten in Anspruch genommenen Teil des Heeres oder den eigentlichen Kern desselben, während die Bürger der letzten Klasse teils gar nicht, teils nur in geringem Maße am Krieg teilnahmen. Der Staat selbst hatte den größten Vorteil davon, daß ebenso die kriegerischen Unternehmungen, wie die inneren Angelegenheiten dem gediegeneren und gebildeteren Teile seiner Bürger anvertraut waren, die Masse der Besitzlosen aber auf beide nur einen sehr geringfügigen Einfluß ausübte. Endlich muß man noch hervorheben, daß die Centurien jeder Klasse in eine gleiche

Zahl von Centurien der Jüngeren und der Älteren zerfielen, und daß die letzteren die Abstimmung begannen: ein Vorzug, den man dem Alter und der Erfahrung einräumte, und der sich jederzeit als eine nützliche und verständige Maßregel bewährt hat.

Servius Tullius, dem die späteren Römer diese Verfassungsänderung zugeschrieben, hatte bei ihnen durch alle Zeiten hindurch etwa dasselbe Ansehen, wie Solon bei den späteren Athenern: er war in ihren Augen der große Gesetzgeber, welcher den Grund zu der bis in die Kaiserzeit hinein bestehenden Staatsverfassung gelegt hatte. Doch ist dabei zu bemerken, daß das Verdienst des athenischen Gesetzgebers für uns sicherer und fester begründet ist, als das des Servius Tullius; denn während Solons wichtige Reform ihren wesentlichen Teilen nach über allem Zweifel steht, ist es dagegen, wegen der Beschaffenheit der Nachrichten über die frühere römische Geschichte, keineswegs ausgemacht, ob nicht vielleicht jene Änderungen in der Form des römischen Staates nur nach und nach eingetreten sind und dem Servius Tullius von der Nachwelt nur deshalb zugeschrieben wurden, weil er einen großen Teil derselben durchsetzte, oder weil unter seiner Regierung der allmähliche Fortschritt der Römer zu einer freieren Verfassung sein Ziel erreichte, oder endlich, weil die populäre Vorstellung das Bedürfnis empfindet, hinter jeder bedeutsamen öffentlichen Einrichtung eine bestimmte einzelne schöpferische Persönlichkeit zu suchen. Die ihm zugeschriebenen Einrichtungen sind so beschaffen, daß man sie sich im Grunde nicht wohl von einem republikanischem Zustande getrennt denken kann: denn sie heben die wesentlichen Bestandteile der königlichen Macht in der That fast ganz auf. Einige Schriftsteller haben sich dadurch sogar zu der Vermutung bewegen lassen, daß Servius Tullius die Absicht gehabt habe, die Republik einzuführen. Sicherer bezeugt ist, daß er den Esquilinischen Hügel und den Viminal noch zur Stadt zog und um die sieben Hügel, auf welchen die so rasch angewachsene Bevölkerung Roms wohnte — den Aventinus, Cälius, Esquilinus, Viminalis, Quirinalis, Capitolinus und Palatinus — eine steinerne Mauer zog und zwar so, daß dieselbe unterhalb des Aventinus am Tiber begann und in weitem Bogen dann unterhalb der Tiberinsel zum Flusse zurückkehrte.

Die letzten Tage dieses Königs wurden durch Scenen der entsetzlichsten Art getrübt. Die Geschichten, welche uns von seinem Lebensende berichtet werden, sind so gräßlich, daß wir sie für unglaublich halten müßten, wenn uns nicht die italienischen Staaten des Mittelalters viele ähnliche Beispiele lieferten. Servius Tullius hatte keine Söhne, sondern nur zwei Töchter, welche beide den Namen Tullia führten. Diese vermählte er mit seinen beiden Schwägern, den Söhnen des Tarquinius Priscus, von welchen der ältere, Lucius Tarquinius,

später den Beinamen Superbus erhielt, der jüngere Aruns Tarquinius hieß. Sowohl zwischen den beiden Töchtern, als auch zwischen den beiden Schwiegersöhnen des Servius Tullius bestand die größte Verschiedenheit des Temperaments und der Gesinnung: und Servius Tullius hatte, wie die Erzählung berichtet, nicht die gleichartigen, sondern die entgegengesetzten Naturen miteinander verbunden, weil er hoffte, daß eines das andere im Zaume halten und der wilde Sinn durch die Einwirkung des ehelichen Zusammenlebens sich mildern würde. Der hartherzige, jedes Verbrechens fähige Lucius Tarquinius war mit der sanften und frommen älteren Tullia vermählt, der milde, redliche und schlichte Aruns Tarquinius aber mit der jüngeren Schwester derselben, einer von zügelloser Machtbegierde erfüllten Frau. Diese haßte ihren Gemahl, und sie wünschte einst Königin zu werden: sie suchte sich also des Gatten zu entledigen und ihren Zweck dadurch zu erreichen, daß sie mit dem gleich ihr ungestümen und ehrgeizigen Lucius Tarquinius in Verbindung trat. Aruns und die ältere Tullia fielen durch die Hand des Bruders und der Schwester, und diese vermählten sich hierauf miteinander. Dem Bruder- und Schwestermord fügten sie bald nachher ein noch schrecklicheres Verbrechen hinzu. Servius Tullius lebte für ihren herrschsüchtigen Sinn zu lange, und sie mochten vielleicht außerdem auch befürchten, daß derselbe sich durch das, was geschehen, bewogen fühlen könnte, ihnen die Nachfolge in der Regierung zu erschweren. Sie beschlossen daher auch den Vater aus der Welt zu schaffen und sich durch eine Verschwörung mit dem unzufriedenen Teile der Patrizier den Weg zum Throne zu bahnen. Nachdem die nötigen Vorkehrungen getroffen waren, erschien Tarquinius eines Tages mit den Insignien der königlichen Würde geschmückt im Senat, dessen Glieder zum größeren Teile mit ihm verschworen waren und ihn daher sogleich zum Herrscher ausriefen. Auf die Nachricht davon eilte Servius Tullius unerschrocken in das Ratsgebäude. Kaum aber hatte er hier angefangen, seinen Eidam wegen des versuchten Hochverrats zur Rede zu stellen, als dieser auf den schwachen Greis losſprang und ihn die steinernen Stufen des Geländers hinabstürzte. Schwer verletzt, raffte sich der unglückliche König auf und ward von einigen Leuten aus dem Volke nach seinem Palaste geführt; noch ehe er aber denselben erreichte, wurde er von nachgeschickten Dienern Tarquins erschlagen. Tullia war, sobald sie von dem glücklichen Erfolge der Sache im Senat Nachricht erhalten hatte, auf einem Wagen nach dem Ratsgebäude geeilt, um ihren Gemahl als König zu begrüßen. Bei ihrer Rückkehr führte sie der Zufall durch dieselbe Straße, in welcher die Leiche ihres Vaters lag: und als ihr Wagenlenker, um dieser auszuweichen, das Gespann zur Seite wenden wollte, befahl sie ihm, über

die Leiche selbst wegzufahren. Mit blutbespritztem Wagen und Gewand kam die unmenschliche Tochter nach Hause zurück. Auf diese gräßliche Weise endete nach der mit dichterischem Sinn ausgeführten Sage Servius Tullius sein Leben: auch der römische Königspalast, sagt der Geschichtschreiber Livius, der diese Erzählungen mit poetischem Gemüt erfaßt und wiedergegeben hat, war fruchtbar an Beispielen tragischen Frevels.

8. Tarquinius Superbus.

Wenn der eben erzählten Geschichte Wahrheit zu Grunde liegt, so gelangte der jüngere Tarquinius auf eine ähnliche Weise zur Regierung, wie die kleinen italienischen Tyrannen des Mittelalters sich gewöhnlich der Herrschaft in ihren Vaterstädten bemächtigten. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß er den Thron auch auf dieselbe Weise wie diese zu behaupten suchte, nämlich durch militärische Gewalt, durch Willkür und Grausamkeit. Die spätere römische Welt hat ihn deswegen mit dem Beinamen des Despoten (Superbus) gebrandmarkt. Ob jedoch alles, was von ihm erzählt wird, der Wahrheit gemäß ist, muß nicht allein dahingestellt bleiben, sondern es ist auch nicht zu verkennen, daß seine ganze Geschichte, besonders aber die seiner Vertreibung, sehr abenteuerlich und in sich unwahrscheinlich ist.

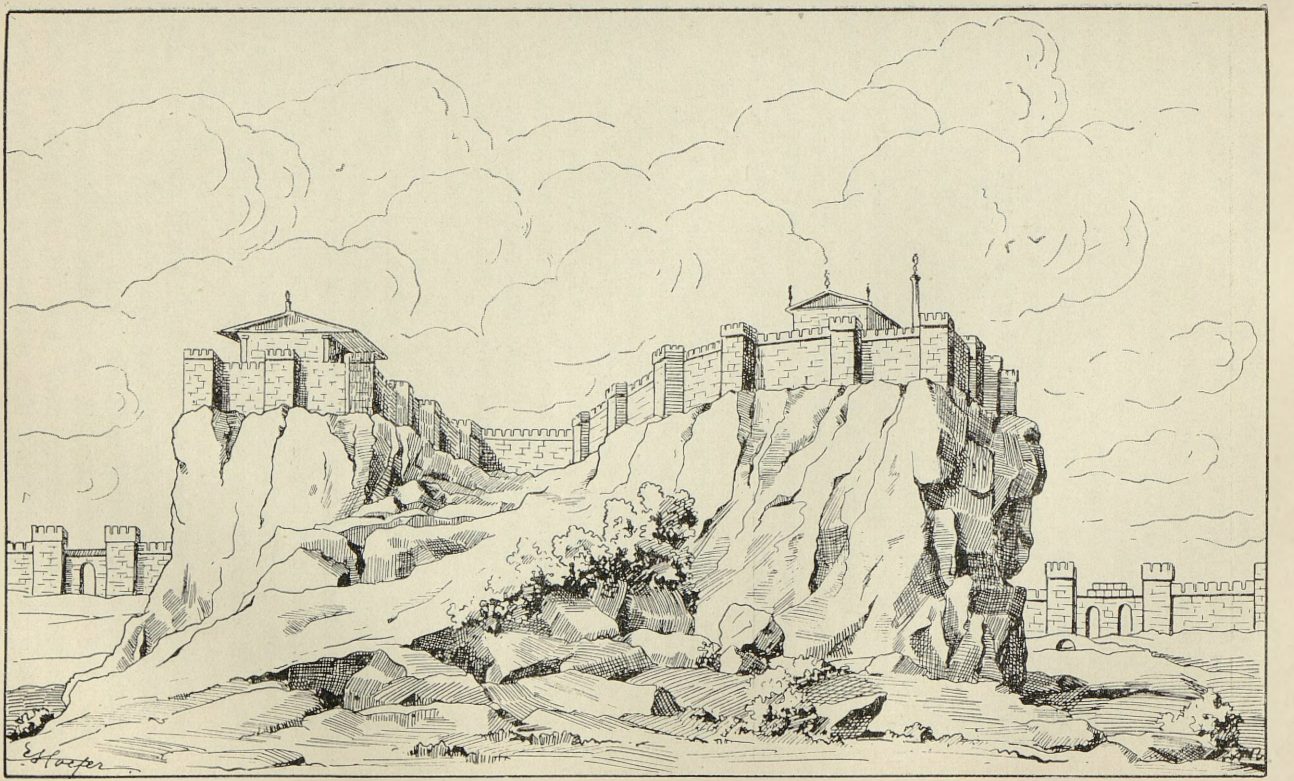
Im Gegensatz gegen Servius Tullius suchte Tarquinius Superbus das Volk um den kaum erst ihm zugestandenen Anteil an der Regierung zu bringen und wieder ganz zur Knechtschaft herabzudrücken. Die den Plebejern gewährte Verfassung mit allen ihren Rechten, so gering diese auch waren, wurde von ihm sogleich aufgehoben, den Reicheren des plebejischen Standes wurden willkürlich Steuern auferlegt, die Ärmeren zum Frondienst gezwungen. Tarquinius blieb aber in seinen Gewaltmaßregeln nicht bei diesem Stande stehen: auch die Patrizier hatten den Druck seines despotischen Regiments zu erdulden. Er ließ den Senat auf eine kleine Zahl zusammenschwinden, was ihm ohne Gewaltthätigkeiten leicht möglich war, weil die Senatoren von den Königen ernannt wurden; aber selbst die übrig bleibende geringere Zahl berief er nie zu Beratungen zusammen. Mit Hilfe einer Leibwache oder besoldeten Garde schützte er sich gegen den Zorn der Unzufriedenen und ließ viele vornehme Patrizier töten oder verbannen. Wie er sich eine Garde geschaffen hatte, so bildete er sich auch einen geheimen Rat, befragte aber in keiner Angelegenheit den Senat oder das Volk, sondern beratschlagte nur mit seinen Freunden im Kabinett. Dabei war er nur sehr schwer zugänglich, begünstigte Ankläger und Ohrenbläser, ließ das Vermögen aller Verurteilten einziehen und bediente sich desselben zur festeren Begründung seiner Gewaltherrschaft.

Auch die Bundesgenossen Roms suchte Tarquinius durch List und Gewalt sich ganz zu unterwerfen. Er wußte zu diesem Zwecke die Stellung, welche Rom unter den Städten des latinischen Bundes errungen hatte, sehr geschickt zu benutzen, indem er den seitherigen Einfluß der Stadt auf den Bund in eine Art Oberherrschaft verwandelte. Turnus Herdonius, der angesehenste Mann von Aricia, welcher dies zu verhindern suchte und dem Tyrannen mit Erfolg entgegentrat, mußte sein patriotisches Streben mit dem Leben büßen: Tarquinius wußte durch eine gut eingeleitete falsche Anklage die Ariciner zu bewegen, daß sie ihren Mitbürger als Hochverräter zum Tode verurteilten. Während Tarquinius auf diese Weise in Latium ebenso, wie in Rom, gefährliche Gegner aus dem Wege räumen ließ, suchte er andererseits auch durch angeknüpfte politische und Familienverbindungen seinen Zweck zu erreichen. Namentlich war ihm der einflußreiche Tusculaner Octavius Mamilius, dem er seine Tochter zur Ehe gab, sehr behilflich. Tarquinius brachte die Latiner wirklich zu der gewünschten Unterwerfung: es ward nämlich unter ihm die in allen späteren Zeiten fortbestehende Einrichtung getroffen, daß das Oberhaupt des römischen Volkes bei dem jährlichen Bundesfeste auf dem Albanerberge im Namen der Latiner das Opfer darbrachte oder, mit anderen Worten, auf eine feierliche Weise das gewaltsam erworbene Vorrecht Roms als ein durch die Götter und ihren Dienst geheiligtes Herkommen zu erkennen gab. Selbst die römischen Legionen oder Regimenter wurden seitdem nicht nur aus Römern, sondern auch aus den Bundestruppen der Latiner zusammengesetzt. Übrigens war die Erlangung der Oberherrschaft über die Latiner für Tarquinius nicht so schwer, als es auf den ersten Blick hin scheinen könnte: denn es geht aus den Erzählungen von den fortwährend glücklichen Kriegen der vorigen Könige, namentlich aber aus dem, was von Servius Tullius' Eroberungen berichtet wird, deutlich hervor, daß Roms Macht unter seinen letzten Königen sehr bedeutend war, und daß die viel geringere Macht, welche der römische Staat unmittelbar nach der Vertreibung seiner Könige besaß, nicht zum Maßstab der Beurteilung für die vorhergehende Zeit dienen darf.

Nachdem er sich die Oberherrschaft über die Latiner verschafft hatte, trat er als Eroberer auf, um seine Macht noch mehr zu vergrößern. Zuerst besiegte er die Volsker im Süden der latinischen Landschaft, besetzte ihr Land, legte in demselben zur Behauptung seines Besitzes einige Kolonieen an und schleppte viele Gefangene sowie eine unermeßliche Menge Gold als Beute mit nach Rom. Hierauf wandte er sich gegen die latinische Stadt Gabii, weil dieselbe sich weigerte, den Beschluß der Bundesversammlung anzuerkennen, welcher die Latiner unter die Oberherrschaft des römischen Königs beugte. Mehrere

Jahre lang bot Tarquinius vergebens alles auf, um sich der gut befestigten Stadt zu bemächtigen: endlich fiel sie durch Verrat in seine Hände. Die Art, wie dies der Sage zufolge geschehen sein soll, ist abenteuerlich und märchenartig. Tarquins Sohn, Sextus Tarquinius, erschien nämlich im Einverständnisse mit seinem Vater vor dem Thor von Gabii und bat um Aufnahme, indem er vorgab, sein Vater habe ihn wegen eines geringen Vergehens auf eine schmähliche Art mißhandeln lassen. Da er sich gut zu verstellen wußte und die Wunden, die er sich selbst beigebracht hatte, als Zeichen der Mißhandlung vorwies, so schenkten die Gabiner ihm Glauben. Bald wußte er sich bei ihnen großes Ansehen zu verschaffen, indem er an der Spitze kleiner Scharen glückliche Ausfälle machte; denn sein Vater gab ihm, nach zuvor getroffener Abrede, die von ihm angegriffenen römischen Truppen preis. Da auf diese Weise das Glück den jungen Überläufer unablässig zu begünstigen schien, so stieg das Vertrauen zu ihm von Tag zu Tage höher. Man vertraute ihm immer größere Scharen an, und zuletzt machte man ihn zum Oberbefehlshaber. Kaum hatte jedoch Sextus Tarquinius die gewünschte Stellung erlangt, als er die Unmöglichkeit erkannte, einen Teil der Truppen Gabiis für seinen Plan zu gewinnen und auf diese Weise den Römern die Thore der Stadt zu öffnen. In solcher Verlegenheit wandte er sich durch einen Boten fragend an seinen Vater. Dieser, welcher dem Boten nicht recht traute, führte denselben in einen Garten, schlug vor seinen Augen die höchsten Mohnköpfe ab und entließ ihn dann ohne Antwort. Sextus verstand den Wink seines Vaters: er ließ unter allerlei Vorwänden die angesehensten Bürger von Gabii töten oder verbannen, verschaffte sich mit ihrem eingezogenen Vermögen einen großen Anhang unter dem Pöbel, bemächtigte sich dadurch der Alleinherrschaft und übergab dann die Stadt den Römern. Diese Erzählung giebt die Art, wie Sagen von einem Volke auf das andere übertragen werden, zu klar zu erkennen, als daß wir nicht auf ihre Quelle hinweisen sollten. Sie ist offenbar aus zwei unter den Griechen häufig erzählten und von ihnen zu den Römern gebrachten Geschichten zusammengesetzt. Die eine ist die früher mitgeteilte Erzählung von der Art, wie Zopyros dem Perserkönig Darius Hystaspes zum Besitze von Babylon verhalf, die andere erkennen wir in dem, was Herodot von Periander, dem Beherrscher von Korinth berichtet, der einst einen ihm befreundeten milesischen Tyrannen um die beste Art, seine Herrschaft zu befestigen, befragen ließ. Dieser aber riß statt einer Antwort in Gegenwart des Boten die höchsten Ähren eines Saatfeldes aus und warf sie weg.

Andere Kriege Tarquins werden auf eine weniger fabelhafte Weise erzählt. Daß er in seinen Eroberungsversuchen vom Glück begünstigt



Der Kapitolinische Hügel zur Zeit des Tarquinius Superbus.

(Rekonstruktion.)

wurde, große Schätze erbeutete und sich eine weit ausgedehnte und bedeutende Macht erwarb, kann nicht bezweifelt werden, wenn auch die in den Überlieferungen enthaltene Versicherung, die Zahl seiner Truppen habe sich bei einzelnen Gelegenheiten bis auf 70 000 Mann belaufen, sowie andere Angaben über seine Kriege nicht für buchstäblich wahr gehalten werden können. Ganz der gewöhnlichen Art und Weise gewaltthätiger und erobernder Könige angemessen ist das, was von den riesenhaften Gebäuden, die er errichtet und den neuen Städten, die er gegründet, erzählt wird. Seine Stadtgründungen hatten schon den Zweck, welchen die Römer bei ihren späteren Volkspflanzungen verfolgten, und den die Sage sogar schon dem Romulus zuschreibt. Sie waren nicht, wie die der Griechen, neue selbständige Staaten, die sich gleich anfangs vom Mutterstaate trennten, sondern sie blieben stets in Abhängigkeit von Rom. Sie wurden aus einem doppelten Grunde angelegt, sowohl um als feste Punkte im Lande eines unterworfenen Volkes den Eroberern den Besitz desselben zu sichern, als auch um den überflüssigen Teil der Bevölkerung von Rom zu versorgen und unschädlich zu machen.

Von Tarquins Bauwerken war der kapitolinische Tempel das großartigste. Schon der ältere Tarquinius hatte den Grund zu demselben gelegt, und gewiß war unter Servius Tullius weitergebaut worden; Tarquinius Superbus aber vollendete das gewaltige Gebäude, indem er dabei das gemeine Volk zu Frondiensten anhielt und die großen Kosten des Werkes mit dem Gelde seiner reichen Kriegsbeute bestritt. Daß dieser Tempel und überhaupt die Gebäude sowohl des älteren als des jüngeren Tarquinius ganz im etruskischen Stil gebaut waren, und daß bei ihrer Errichtung auch etruskische Künstler gebraucht wurden, ist ausgemacht: ebenso gewiß ist es aber auch, daß der kapitolinische Tempel, der aus drei besonderen Räumen oder Cellen bestand, von denen die mittlere dem Jupiter, die beiden andern der Juno und der Minerva geweiht waren, für den griechischen Kultus bestimmt war, der zu jener Zeit sich über Italien verbreitet hatte. Eine genauere Beschreibung des Tempels ist uns nicht überliefert worden: wir wissen nur, daß im Giebelfeld der mittleren Cella ein thönernes Bild des Jupiter angebracht war.

Trotz der großen Macht Tarquins und trotz des Glanzes seiner Herrschaft konnte er sich doch nicht auf dem Throne behaupten, sondern fiel dem allgemeinen Hasse seiner römischen Unterthanen zum Opfer. Die von ihm eingeführte militärische Despotie war nicht bloß den patrizischen Geschlechtern, die um ihren ganzen Einfluß gekommen waren und dem durch Fronarbeiten und beständige Kriege gequälten Volke, sondern sogar auch einem großen Teil der königlichen Familie

selbst verhaßt: das letztere deshalb, weil in einer auf die bewaffnete Macht gestützten Monarchie alle außer dem Herrscher und seinen Werkzeugen ohne Bedeutung sind und bleiben. Wie sehr aber Tarquinius durch Willkür und Druck alles gegen sich aufgebracht hatte, geht unter anderem daraus hervor, daß sich in allen benachbarten Städten, die dem Despoten noch nicht unterworfen waren, römische Flüchtlinge befanden, daß er seinen letzten Kriegszug nur in der Absicht, das durch Fronarbeiten erbitterte Volk durch Beute zu trösten, unternommen haben soll, und daß er, wenn es seine tyrannischen Zwecke galt, sogar seine eigenen Verwandten nicht verschonte. Er tötete z. B. seinen Schwager, um dessen ansehnliches Vermögen zu erlangen, und ließ auch den einen Sohn desselben ermorden. In betreff des andern Sohnes, Lucius Junius Brutus, welcher nicht nur am Leben blieb, sondern der bald nachher auch im Heere und am Hofe seines Oheims die bedeutendste Stellung erhielt, hat die Sage sich eines zufälligen Umstandes bedient, um seine Geschichte interessanter zu machen. Weil nämlich das Wort Brutus soviel als dumm oder geistesschwach bedeutet, so erzählte man, jener Neffe Tarquins habe beim Tode seines Vaters nur dadurch, daß er sich blödsinnig gestellt, sein Leben gerettet und deshalb den Beinamen Brutus erhalten. Die Sache widerlegt sich selbst schon durch den einfachen Umstand, daß Tarquinius einen Mann, den er für blödsinnig hielt, doch unmöglich zu einem der ersten Beamten seines Reiches gemacht haben würde; Brutus hatte aber beim Sturze Tarquins den Oberbefehl über die Reiterei und gehörte zu dem geheimen Rate des Königs.

Die Vertreibung des Tarquinius und seiner Söhne ging von einem Nebenzweige der königlichen Familie aus. Sein Schwestersohn Brutus machte nämlich mit Lucius Tarquinius Collatinus, dem Großneffen des Tarquinius Priscus, mit mehreren Verwandten der Gattin desselben und mit einer Faktion des Adels eine Verschwörung gegen ihn und wartete eine günstige Gelegenheit ab, um den Despoten zu verjagen. Diese Gelegenheit zeigte sich, als der König, um die gut befestigte Stadt Ardea zu belagern, sich mit dem Heere auf längere Zeit entfernte und deshalb den Brutus zu seinem Stellvertreter in Rom ernannte. Die nächste Veranlassung zum Ausbruch der Verschwörung aber ward durch die verruchte That eines Sohnes Tarquins, Sextus, gegeben, die zwar von der Sage romantisch ausgeschmückt worden ist, allen denen aber nicht unglaublich vorkommen wird, welche die Geschichte der kleinen Herrscher Italiens im Mittelalter kennen und an die Gewalt der Leidenschaft bei einem Cäsar Borgia und Ezzelino sowie an den übermütigen Trotz denken, den diese beiden Männer, wie so viele ihresgleichen, nicht einmal, sondern unzählige Male gezeigt

haben. Sextus bricht, von wilder Lust getrieben, eines Tages insgeheim aus dem Lager nach dem Städtchen Collatia auf, wo sein Vetter Lucius Tarquinius Collatinus Statthalter oder Lehnsfürst war und beim Abzug in den Krieg seine schöne und treffliche Gattin Lucretia zurückgelassen hatte. Alle Pflichten der Gastfreundschaft, der Ehre und der Blutsverwandtschaft mit Füßen tretend, überwältigt Sextus die Lucretia durch die Drohung, daß er, wenn sie sich nicht seinem Begehren füge, sie ermorden, einen erwürgten Knecht neben ihre Leiche legen und so ihr Andenken bei dem geliebten Gemahl und in den Augen der ganzen Welt schänden werde. Nachdem er auf diese Weise seinen Zweck erreicht hatte, kehrte er in das Lager zurück. Die entehrte Lucretia aber gab sich selbst den Tod. Spätere Geschichtschreiber, welche die Geschichte hauptsächlich nur als ein Mittel zur Belebung des Patriotismus ansahen, haben diesen Vorfall weiter ausgesponnen und aus ihm eine ergreifende dramatische Scene gemacht. Sie haben die Schandthat des Sextus Tarquinius, welche der Geschichte des römischen Volkes nur als die Veranlassung zum Ausbruch der Verschwörung angehört, als die eigentliche und unmittelbare Ursache der Vertreibung der Tarquinier hingestellt. Lucretia berief, erzählen sie, ihren Gemahl und ihren Vater zu sich; diese erschienen begleitet von Brutus, von Publius Valerius Publicola, einem Verwandten ihres Hauses, und von anderen vornehmen römischen Männern. In Trauerkleider gehüllt erzählte ihnen Lucretia, was geschehen, erklärte zugleich ihren festen Entschluß, die Schande nicht zu überleben, forderte die Anwesenden zur Rache gegen Sextus Tarquinius auf, nahm dann zärtlich von Vater und Gemahl Abschied und durchbohrte sich mit einem Dolche. Brutus, welcher jetzt die Maske des Blödsinns ablegte, hob den blutigen Dolch auf, und seiner Aufforderung folgend schworen alle über der Leiche der Lucretia, Rache zu nehmen an Sextus und seinem ganzen Geschlechte und nicht zu dulden, daß jemals wieder ein Tarquinier in Rom herrsche. Man trug sogleich die Leiche der Lucretia auf den Marktplatz von Collatia und bewog die Bürger dieser Stadt mit leichter Mühe, daß sie ihren Abfall von Tarquinius erklärten und sich dem Brutus zur Befreiung von Rom anschlossen. Dann wurde die Leiche nach Rom gebracht und dort sogleich das Volk zusammengerufen. Alle Bürger waren aufs heftigste ergrimmt und beschlossen einstimmig die Vertreibung der Tarquinier, die Abschaffung der Königswürde, die Errichtung einer Republik. Der König, der auf die Nachricht von diesen Begebenheiten sogleich nach Rom eilte, fand die Thore der Stadt schon verschlossen, alle Bürger aber bewaffnet und zur Verteidigung der Freiheit bereit. Er kehrte daher in sein Lager bei Ardea zurück, traf aber hier gleichfalls das Heer in vollem Aufstande: denn Brutus war zu

derselben Zeit, als Tarquinius sich nach Rom begeben hatte, in das Lager geeilt und hatte die Soldaten zu dem einstimmigen Beschluß bewogen, dem Despoten den Gehorsam aufzukündigen. Als daher Tarquinius sich dem Lager näherte, wurde er mit Drohungen zurückgewiesen. Mit den Seinigen begab er sich nach der etruskischen Stadt Cäre.

Dies berichtet die Sage über die Vertreibung der Tarquinier. Gewiß ist, daß drei Männer, Brutus, Collatinus und Valerius Publicola, an der Spitze der patrizischen Verschwörung standen und das Ganze leiteten. Ebenso gewiß ist es, daß zwei von ihnen, Brutus und Valerius, das begonnene Unternehmen trotz großer Schwierigkeiten durchzuführen verstanden, während der dritte, Collatinus, sich der Aufgabe nicht gewachsen zeigte. Die Einrichtung der neuen Verfassung und die Art, wie Brutus und Valerius die Stadt Rom und ihre eben erst errungene Freiheit gegen Tarquins Verbündete schützten und verteidigten, stehen mit den Begebenheiten des nächsten Zeitraums in der engsten Verbindung, ihre Darstellung gehört daher in den folgenden Abschnitt. Übrigens fand die Vertreibung Tarquins, welche von den späteren Römern jährlich am 24. Februar durch ein besonderes Fest gefeiert wurde, im Jahre 510 vor unserer Zeitrechnung statt, und die Königsherrschaft hätte also der gewöhnlichen Rechnung nach 245 Jahre bestanden.

IV. Geschichte der ersten Zeit der römischen Republik.

1. Die beiden ersten Jahre der Republik.

Die Quellen, aus welchen die späteren Römer die Geschichte der ersten Zeiten ihrer Republik schöpften, waren, wie die der vorhergehenden Periode, immer noch mündliche Sagen und vielleicht Heldenlieder, die von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt waren: und außerdem Fabeleien griechischer Erzähler, welche sich des dankbaren Stoffes bemächtigten. Die Erzählungen von diesen Zeiten geben daher ebensowenig, wie die Sagen von der Königszeit, schon einen festen Boden für die geschichtliche Darstellung, wohl aber können sie dazu dienen, die Art und Weise, wie Rom sich zum höchsten Gipfel der Macht erhob, ahnen zu lassen und die allmähliche Entwickelung der römischen Verfassung ihren Hauptzügen nach kennen zu lernen.

Diese mit Recht bewunderte Verfassung ward, wie die englische, mit Blut und Kampf errungen und nicht auf einmal fertig hingestellt oder gegeben, sondern wie alles, was die Natur selbst Großes erzeugt, erst nach und nach ausgebildet. Der Anfang der römischen Republik war sogar eher ein Rückschritt als ein Fortschritt zu nennen. Die Vertreibung der Könige war das Werk einer mit einem Nebenzweige des königlichen Hauses verbundenen aristokratischen Partei gewesen: diese suchte an die Stelle der seitherigen monarchischen Form eine strenge Adelsherrschaft zu setzen und gewissermaßen die alte Kastenregierung der Patrizier wiederherzustellen. Natürlicherweise konnte das letztere nicht in vollem Maße geschehen, sondern die römischen Patrizier mußten, um sich gegen die Angriffe der vertriebenen Königsfamilie behaupten zu können, ebenso, wie die englischen Barone, das Volk in ihr Interesse ziehen und zu diesem Zwecke den Plebejern gewisse Rechte einräumen. Sie gewährten dem Volke nicht mehr, als durchaus nötig

war, so daß die Verfassungsveränderung doch zunächst nur den Patriziern wesentlich zu statten kam. Die monarchische Verwaltung ward in eine patrizische, die erbliche Regierung eines Einzigen in eine Herrschaft von zwei jährlich neu gewählten Regenten verwandelt; der Vorteil des Volkes aber beschränkte sich darauf, daß seine Versammlungen nach Centurien wiederhergestellt wurden, und daß die Leiter der Revolution ebenso, wie die Männer, die am Ende des vorigen Jahrhunderts den alten französischen Staat stürzten, den großen Haufen durch die Teilung des den Gestürzten zugehörenden Eigentums an die neue Verfassung zu knüpfen suchten. Die sämtlichen Güter der Tarquinischen Familie wurden eingezogen und unter die Plebejer verteilt; nur ein Teil derselben ward für Staatseigentum erklärt, dem Gotte Mars geweiht und unter dem Namen des Marsfeldes zum Hauptversammlungsplatze des römischen Volkes, so oft es außerhalb des Mauerrings zusammentrat, bestimmt. Freilich mußte die neue patrizisch-republikanische Verfassung, dem natürlichen Gange der Dinge nach, früher oder später die Folge haben, daß auch plebejische Familien nach und nach an den Rechten der Aristokratie Anteil erlangten, und daß endlich die Staatsformen den Charakter einer wirklichen Demokratie annahmen.

Die königliche Gewalt wurde nicht sowohl abgeschafft, als vielmehr nur umgestaltet. Sie ward in die Hände von zwei Männern gelegt und diesen immer nur für die Dauer eines einzigen Jahres anvertraut. Diese Häupter des Staates wurden jährlich in einer Centurienversammlung erwählt. Sie führten die meisten Abzeichen der königlichen Würde, namentlich die Rutenbündel und Beile, welche vor ihnen hergetragen wurden von 12 Liktoren, die beiden Regenten gemeinschaftlich waren und zwischen ihnen alle Monate wechselten. Diese Regenten führten den Namen Konsuln, den man gewöhnlich von dem Konsultieren des Senats oder von der durch die Konsuln an denselben gerichteten Aufforderung zum Beraten und Abstimmen herleitet, der aber wahrscheinlich nur die Bedeutung hat, die beiden Konsuln als Kollegen, als die zwei Obersten, welche gemeinsam regieren, zu bezeichnen. Die Konsuln besaßen dieselbe Macht, wie seither die Könige, konnten aber, wegen der Teilung und der kurzen Dauer ihrer Gewalt, der Freiheit der Bürger nicht gefährlich werden, ohne daß dabei doch die Energie des Regiments gelähmt worden wäre. Der Senat bildete, wie unter den Königen, die höchste beratende und Verwaltungsbehörde. Er ward gleich anfangs durch Ergänzung aus dem plebejischen Teile der Ritterschaft wieder auf die Zahl von 300 Mitgliedern gebracht.

Die beiden ersten Konsuln waren Lucius Junius Brutus und Lucius Tarquinius Collatinus. Der letztere erweckte, wie es heißt, als Angehöriger der Tarquinischen Familie Verdacht und ward

durch seinen Kollegen bewogen, abzudanken und freiwillig aus Rom auszuwandern. An seine Stelle wurde Publius Valerius erwählt, dem man nachher, wegen der von ihm zu Gunsten der Plebejer getroffenen Maßregeln, den Beinamen Publicola, d. i. Volksfreund, erteilte. Unmittelbar nach diesem Amtswechsel bildete sich zu Rom eine Verschwörung. Ein Teil der angesehensten Bürger war der streng monarchischen Form mehr gewogen als der neuen republikanischen und unterhielt mit dem vertriebenen König eine geheime Verbindung. Namentlich gehörten viele junge Leute aus den ersten Häusern zu den Anhängern des Königtums. Diese verschworen sich gegen die neue Staatsform, und unter den Verschworenen befanden sich sogar die beiden Söhne des Brutus. Die Sache wurde bald verraten, und alle Teilnehmer wurden gefänglich eingezogen. Die Konsuln hatten die Verschworenen zu richten, weil sie in der ersten Zeit der Republik die Kriminalgerichtsbarkeit besaßen, welche später nur von der Volksversammlung geübt ward: sie sprachen über die Verschworenen das Todesurteil aus und ließen dasselbe sogleich vollziehen. Die späteren Redner und Geschichtschreiber des römischen Volkes haben von dem Umstand, daß unter den Teilnehmern auch zwei Söhne des einen Konsuls sich befunden haben sollen, häufig zur Belebung des Patriotismus Gebrauch gemacht und deshalb die Scene der Hinrichtung auf eine recht ergreifende Weise dargestellt und ausgemalt. Die angesehensten Jünglinge wurden — so heißt es in den späteren römischen Schriften — vor den beiden Konsuln mit dem Beile gerichtet und die ganze zuschauende Volksmenge war dabei von nichts so sehr ergriffen, als von dem Anblick der beiden Söhne des Brutus, welche vor den Augen und auf Befehl des eigenen Vaters den Tod empfingen. Denn mit patriotischer Strenge befahl Brutus die Vollziehung der Strafe, und ungebeugt sah er das Blut der Seinen fließen.

Nachdem die zu seinen Gunsten gemachte Verschwörung mißglückt war, suchte König Tarquinius mit Hilfe seiner auswärtigen Verbindungen die verlorene Herrschaft wiederzuerlangen. Er bewog durch seinen Einfluß die Städte Veji und Tarquinii, ihn durch ein Heer zu unterstützen. Dieser Krieg hat zu ähnlichen Sagen Veranlassung gegeben, wie diejenigen, welche wir bei Gelegenheit der messenischen Kriege kennen gelernt haben. Die Hauptschlacht ward an dem auf der Grenze von Latium und Etrurien gelegenen Walde Arsia geliefert: Brutus und Valerius führten gemeinschaftlich das Heer der Römer an, der König Tarquinius und sein Sohn Aruns befehligten die Truppen der Feinde. Gleich beim Beginn der Schlacht erblickte der letztere den Brutus, den eigentlichen Urheber der Vertreibung des Tarquinischen Hauses. Er eilte, nach der ganz theatralischen Ausschmückung,

die man den Erzählungen vom Kriege mit Tarquinius gegeben hat, spornstreichs auf ihn los, Brutus ritt dem gehaßten Gegner mit gleicher Wut entgegen: und es entspann sich ein hitziger Zweikampf, welcher damit endigte, daß beide sich mit ihren Lanzen durchbohrten und sterbend von ihren Rossen herabsanken. Der Kampf der beiden Heere selbst blieb unentschieden; die Römer siegten auf dem rechten, ihre Feinde auf dem linken Flügel. In der darauf folgenden Nacht aber rief aus der Tiefe des Forstes der Waldgott dem unbesiegten Teile der Feinde mit lauter Stimme zu, daß die Römer Sieger seien, da ein etruskischer Mann mehr auf dem Schlachtfelde liege, und hierauf ergriffen auch diejenigen, welche am Tage vorher ihren Gegnern kräftig widerstanden hatten, die Flucht.

Wie die Sage von diesem Kriege, so gehören auch die Erzählungen von den nachfolgenden Begebenheiten zu denen, welche den späteren Römern die Geschichte ihrer Vorfahren so anziehend machten. Valerius kam nach seiner Rückkehr aus dem Kriege bald in den Verdacht, daß er nach der königlichen Würde strebe, weil er das Volk nicht sogleich zur Besetzung der durch Brutus' Tod erledigten Stelle zusammenrief, und weil er auf der Spitze des Palatinischen Hügels sich einen festen Palast erbaute. Er ließ hierauf das angefangene Gebäude sogleich wieder abtragen und am Fuße des Hügels aufführen und widerlegte das über seine Absichten entstandene Gerücht zur allgemeinen Überraschung dadurch, daß er eine Volksversammlung hielt und in derselben zwei Gesetzesvorschläge in demokratischem Sinne machte, welche sogleich angenommen wurden. Diese Gesetze, welche dem römischen Gebrauche gemäß nach dem Namen dessen, der sie beantragt hatte, die Valerischen genannt wurden, erklärten jeden, der nach dem Throne strebe oder ohne Ernennung durch das Volk ein öffentliches Amt bekleide, des Todes schuldig, und sie bestätigten jedem wegen eines Kriminalverbrechens verurteilten Plebejer das wichtige Recht, an die Tribus-Komitien zu appellieren. Erst nachdem Valerius auf diese Weise sich gerechtfertigt hatte, berief er die Centurien zusammen, um einen neuen Konsul an Brutus' Stelle erwählen zu lassen. Als das Jahr zu Ende war, wurde er selbst zum zweitenmale zum Konsul ernannt.

2. Der Krieg mit Porsenna und Tarquins Ende.

Unterdessen hatte der vertriebene Tarquinius den mächtigen König der etruskischen Stadt Clusium, Porsenna, zum Kriege gegen Rom zu bewegen gewußt. Auch die Erzählungen von diesem Kriege sind durchaus fabelhaft; dagegen geht aber aus allem hervor, daß der Staat Clusium und sein fürstliches Oberhaupt damals vor allen anderen

etruskischen Städten eine besonders große Macht besessen haben. Dies wird nicht allein in den Sagen ausdrücklich ausgesprochen, sondern auch die überlieferten Beschreibungen von Porsennas Bauwerken beweisen es. Die damalige Macht der Clusiner hing wahrscheinlich mit dem Eindringen der Gallier in Oberitalien zusammen. Nach der gewöhnlichen Erzählung nämlich waren nicht lange zuvor, zur Zeit des älteren Tarquinius, gallische Scharen über die Alpen gezogen und hatten sich in Oberitalien niedergelassen, dessen größerer Teil seitdem einer der Wohnsitze des gallischen Völkerzweiges blieb. Sie hatten damals die Städte und Staaten der nördlichsten der drei etruskischen Konföderationen vernichtet und sich nach und nach bis an den Fuß der Apenninen ausgebreitet. Die flüchtigen Etrusker konnten natürlich nur bei ihren Brüdern im eigentlichen Etrurien Schutz und Zuflucht suchen; hier war aber von allen 12 Städten des mittleren etruskischen Bundes Clusium durch seine Lage am besten geeignet, den vertriebenen Landsleuten Schutz zu gewähren. Dadurch ward diese Stadt einesteils viel stärker bevölkert und mächtiger, als sie vorher gewesen war, und anderenteils bedurfte sie, um den vordringenden Galliern widerstehen zu können, der Leitung eines kriegerischen und entschlossenen Fürsten. So erklärt sich auf ganz natürliche Weise die Macht und das Ansehen sowohl des clusinischen Staats, als auch seines damaligen Beherrschers Porsenna.

Dieser zog mit seinem Heere gegen Rom, bemächtigte sich der diesseit des Tiber gelegenen Anhöhe des Janiculum und drängte die römischen Truppen in die Stadt zurück. Rom wäre damals verloren gewesen, wenn nicht drei heldenmütige Jünglinge, von welchen Horatius Cocles am berühmtesten geworden ist, ihre Vaterstadt gerettet hätten. Diese stellten sich am Zugang zur Tiberbrücke auf, um die den fliehenden Römern nachsetzenden Feinde so lange aufzuhalten, bis der Teil der Brücke am linken Ufer abgebrochen war. Ehe die letzten Balken hinweggenommen wurden, retteten sich die beiden anderen über dieselben; Horatius Cocles aber hielt noch eine kleine Zeit gegen die Feinde aus, dann sprang er in den Fluß hinab und schwamm, unter einem Hagel von Pfeilen, glücklich ans jenseitige Ufer. Durch Horatius Cocles' Heldenthat war die Stadt zwar gerettet: allein Porsenna schloß sie eng ein und hemmte die Zufuhr von Lebensmitteln, um die Römer durch Hunger zu besiegen. Es entstand bald eine große Not in Rom, und alle Anstrengungen der Bedrängten scheiterten an der Übermacht des Feindes. Ein heldenmütiger Jüngling suchte mit Gefahr des eigenen Lebens die bedrohte Vaterstadt zu retten. Dieser junge Mann war Cajus Mucius mit dem Beinamen Scävola, d. i. Linkhand, welchen ihm seine Heldenthat schuf. Mit Erlaubnis der Konsuln und des Senats begab er sich verkleidet in das Lager der

Feinde, um den Porsenna zu töten. Niemand erkannte ihn dort: er ging nach dem königlichen Zelt, vor welchem Porsenna gerade mit seinem Geheimschreiber arbeitete, zu seinem Unglücke aber verwechselte er beide Personen miteinander und durchbohrte den letzteren, den er für den König hielt. Er ward auf der Stelle ergriffen, verlor aber den Mut so wenig, daß er vielmehr, als Porsenna ihm mit dem Feuertode drohte, sogleich freiwillig seine rechte Hand in ein nahestehendes Kohlenfeuer hielt und verbrennen ließ, um den Feinden zu zeigen, wie wenig er sich vor dem Tode fürchte. Von Bewunderung hingerissen, schenkte Porsenna ihm die Freiheit: Scävola aber machte ihm zum Danke dafür die Mitteilung, daß zugleich mit ihm 300 junge Römer sich zu ebender That verschworen hätten, die ihm selbst mißlungen sei. Dies erschreckte den König Porsenna so sehr, daß er den Römern Unterhandlungen anbot und bald nachher Frieden mit ihnen schloß. Die Friedensbedingungen, welche Porsenna vorschrieb, waren sehr hart: die Römer mußten nicht nur einen Teil ihres Gebiets abtreten, sondern auch alle Waffen abliefern, ja sogar den König von Clusium als ihren Oberherrn anerkennen und ihm 10 Jünglinge und ebensoviele Jungfrauen aus den ersten Familien als Geiseln übergeben. Dagegen ließ Porsenna aus bloßer Großmut die Sache des Tarquinius fallen, um derentwillen er doch den ganzen Zug unternommen hatte; dies ist freilich mehr, als man begreifen und aus dem gewöhnlichen Gange der Dinge erklären kann, allein wir dürfen auch nicht vergessen, daß die Berichte aus jener Zeit nicht Geschichte, sondern poetische Volkssagen und zum Teil sogar spät und von ungeschickten Händen zurechtgemachte Erzählungen sind. Diese Sagen geben uns, zum Schlusse der Geschichte des clusinischen Krieges, noch ein drittes Beispiel von römischem Mute und Patriotismus an. Die 10 Jungfrauen nämlich, welche sich als Geiseln in Porsennas Hand befanden, entrannen unter der Anführung der Clölia, der mutigsten von ihnen, schwammen durch den Tiber und gelangten glücklich in ihre Vaterstadt zurück. Hier aber gaben der Senat und die Konsuln durch strenges Festhalten am geschlossenen Vertrage auch ihrerseits ein Beispiel ehrenhafter Gesinnung. Sie lieferten die Entflohenen wieder an Porsenna aus, der ihnen dann seinerseits aus Achtung vor ihrem Heldenmut die Freiheit schenkte.

Ein unglücklicher Krieg, welchen Porsenna gleich nach seinem Abzuge gegen die latinische Stadt Aricia unternahm, brachte ihn bald um die über das römische Volk errungenen Vorteile und vernichtete Clusiums Übermacht. Die Römer dagegen erhielten um jene Zeit einen sehr bedeutenden Zuwachs von streitbarer Mannschaft, denn nicht nur nahmen viele Etrusker, welche bei Porsennas Niederlage vor Aricia entkommen waren, ihre Zuflucht in Rom und blieben daselbst, sondern

es wanderte auch damals einer der vornehmsten sabinischen Patrizier, Attius Clausus, der mit seinen Landsleuten in Zwist geraten war, nebst seinen 5000 Klienten nach Rom aus. Er trat hier mit allen Rechten eines Patriziers in die Bürgerschaft ein, änderte seinen Namen in Appius Claudius und ward der Stammvater eines berühmten Geschlechts, welches in der römischen Geschichte eine große Rolle spielte und sich zu allen Zeiten durch seinen hochstrebenden Sinn und seinen Adelsstolz auszeichnete.

Der König Tarquinius wandte sich, als Porsenna ihn aufgegeben hatte, nach der latinischen Stadt Tusculum, wo sein Schwiegersohn Octavius Mamilius Herrscher war, und erhielt nicht allein von den Tuskulanern, sondern auch von allen übrigen Staaten des latinischen Bundes Hilfe. Doch geht aus allem, was von diesem Kriege der Römer mit den Latinern erzählt wird, deutlich hervor, daß es den letzteren weniger darum galt, den vertriebenen König wieder nach Rom zurückzuführen, als vielmehr dieser Stadt die Hegemonie im latinischen Bunde streitig zu machen. Eine Schlacht, welche nach einigen anderen Gefechten am See Regillus geliefert wurde (496 v. Chr.), entschied den Streit: die Römer blieben Sieger, schlossen aber einige Jahre später einen Frieden, in welchem statt der früheren Abhängigkeit der Latiner ein Verhältnis der Gleichheit zwischen ihrem und dem römischen Staate hergestellt wurde. Beide Teile gelobten einander auf ewige Zeiten, sich weder gegenseitig zu bekriegen, noch auch einer des anderen Feinde durch sein Gebiet ziehen zu lassen. Sie vereinigten sich, die Kriege gemeinschaftlich und unter wechselndem Oberbefehle zu führen, die gemachte Beute zu gleichen Losen zu verteilen und bei Schuldklagen dem Gerichte des Ortes, an welchem der Schuldner wohne, die Entscheidung anheimzugeben. Der von den Latinern aufgegebene König Tarquinius zog sich nach der griechischen Kolonie Cumä in Kampanien zurück, wo er bald darauf starb.

So steht von allen diesen ausführlichen Erzählungen nur das eine fest, daß infolge der großen Umwälzung, welche das Königtum zu Rom entwurzelte, der junge Freistaat mit Mühe seine Unabhängigkeit gegen die ihn umgebenden Feinde aufrecht hielt und an äußerer Macht schwächer war, als in den Zeiten seiner letzten Könige.

3. Innere Geschichte Roms von der Aufrichtung der Republik bis zur Einsetzung des Volkstribunats.

Schon in der ersten Zeit der Republik beginnen die inneren Bewegungen, durch welche die Verfassung des römischen Staats sich unter hartnäckigen Kämpfen nach und nach umbildete. Der Streit zwischen

den Plebejern und Patriziern betraf jedoch anfangs nicht die Verfassung selbst, sondern nur die Handhabung der Gesetze und besonders der Schuldgesetze. Als dieser Zwist zum erstenmale ausbrach, half sich der Senat, wie es heißt, durch die Ernennung eines Diktators. Die Diktatur war latinischen Ursprungs. Auch bei den Latinern ward nämlich, wie bei den Etruskern, einer aus dem Adel auf kürzere oder längere Zeit an die Spitze des Staats gestellt, so oft man bei bedenklichen Umständen das Bedürfnis königlicher Vollgewalt empfand. Der auf diese Weise vorübergehend zum König Ernannte führte bei den Latinern den Namen Diktator. In den früheren Zeiten der römischen Republik befand man sich zuweilen in der gleichen Lage und erwählte dann ebenfalls einen mit königlicher Gewalt bekleideten Gebieter oder Ordner des Staats, der ebendenselben Namen führte, aber nicht länger als höchstens sechs Monate die ihm übergebene Macht behalten durfte. Auch in den griechischen Republiken geschah dies zuweilen; der Ernannte hatte dort den Namen Äsymnet, und Pittakos von Mytilene kann als das berühmteste Beispiel eines solchen Herrschers auf bestimmte Zeit angeführt werden. Der Diktator wurde in Rom anfangs vom Senat, späterhin von den Konsuln ernannt und zwar in der Regel aus den Konsularen, d. h. aus der Zahl der Männer, welche schon einmal Konsuln gewesen waren. Der Diktator hatte als Hauptzeichen seiner Würde und Macht 24 Liktoren als Ehrenwache: so viele als beide Konsuln zusammen, deren geteilte Macht er auf kurze Zeit wieder in die Einheit seines Imperiums d. h. seiner diktatorischen Vollgewalt sammelte. Der nächste nach ihm war der Magister equitum, d. h. der Anführer der Ritter, etwa wie in Griechenland der Hipparch bei dem ätolischen Staatenbunde neben dem Strategen. Derselbe wurde anfangs vom Senat, in späterer Zeit aber vom Volke oder vom Diktator selbst ernannt. Daß er nicht bloß General oder Anführer der Reiter war, ist ausgemacht; worin aber seine Befugnisse im einzelnen bestanden, ist unbekannt.

Der erste Diktator, Titus Lartius, wurde etwa 10 Jahre nach der Vertreibung Tarquins gewählt, als die durch Schulden gedrückte große Masse der Plebejer sich weigerte, gegen die mit Tarquinius verbündeten Latiner ins Feld zu rücken. Die Furcht vor der unumschränkten Gewalt, mit der er bekleidet war, beugte sogleich den aufrührerischen Sinn der Plebejer, und ohne Widersetzlichkeit folgte die aufgebotene Bürgermacht dem Diktator in den Krieg. Weil aber das eigentliche Übel dadurch nicht gehoben worden war, so brach die Unzufriedenheit des Volkes bald von neuem und immer wieder aus. Der Grund des Übels lag in folgenden Verhältnissen. Die patrizischen Familien besaßen nicht nur großen Wohlstand, sondern sie erhöhten

denselben auch fortwährend dadurch, daß ihre Klienten für sie arbeiteten, und daß sie die dem Staate gehörenden Ländereien — Ackergebiet, das in siegreichen Kriegen dem Feinde entrissen war — ausschließlich benutzten oder auch geradezu als ihr Eigentum ansahen. Ihnen schadeten also auch die beständigen Kriege nicht: im Gegenteil, der Kriegsdienst war für sie und ihre Klienten, wie in den Zeiten des Rittertums für den christlichen Adel und seine Leute, eine angenehme Beschäftigung, ein Spiel, welches der noch rohen Kraft und Leidenschaft entsprach. Ganz anders verhielt es sich mit den Plebejern. Diese versäumten, solange sie zu Felde lagen, die Besorgung ihrer Äcker, sie entbehrten also während des Krieges des zu ihrem Unterhalt nötigen Einkommens und mußten doch, da der Kriegsdienst eine ohne Entgelt zu leistende Pflicht war, sowohl von dem Ihrigen zehren, als auch die Grundsteuer zu zahlen fortfahren und wurden dann im besten Fall durch einigen Anteil an der Kriegsbeute, wenn solche gemacht ward, entschädigt. Verschuldung war für die ärmeren Plebejer die notwendige Folge dieser Verhältnisse. Dies mußte aber in jenen Zeiten besonders drückend sein, weil die Stadt Rom und ihr kleines Gebiet weder erheblichen Handel noch Bergwerke hatte, ein verarmter Bürger also, bei dem Mangel an edeln Metallen, bares Geld nur unter den härtesten Bedingungen aufnehmen konnte. Der Zinsfuß betrug wenigstens zwölf vom Hundert: und, was das allerdrückendste war, die Schuldgesetze waren sehr hart und wurden, weil die Richter Patrizier waren, also demselben Stande, denselben Familien angehörten wie die Gläubiger, ihrer ganzen Strenge nach in Ausführung gebracht. Der Schuldner verfiel, wenn er nicht bezahlen konnte, nicht nur mit seinem gesamten Eigentum, sondern auch mit seiner Person dem Gläubiger, oder mit anderen Worten, der letztere nahm die Habe des Schuldners und ihn selbst als Unterpfand in Besitz, führte ihn gefesselt in seine Wohnung und hielt ihn zum Frondienste an, während die Familie desselben dem Elend preisgegeben war. Ein solcher mit seiner Person verpfändeter Bürger hieß in der Sprache der Römer ein Nexus. Er war bis zur Befriedigung des Gläubigers dessen Leibeigener, blieb aber während dieser Zeit doch im Besitze seiner bürgerlichen Rechte. Konnte der Gläubiger sich auf diese Weise nicht bezahlt machen, so ward der Schuldner ihm durch richterlichen Spruch als sein wirklicher Knecht zugesprochen oder addiziert nnd verlor dadurch einen Teil seines Bürgerrechts.

Die meisten Häuser der Patrizier waren infolge dieser drückenden Verhältnisse und Gesetze wahre Schuldtürme und sehr viele Plebejer schmachteten, mit Ketten beladen und zu harter Arbeit gezwungen, in denselben. Dies mußte den plebejischen Teil des römischen Volkes von

Zeit zu Zeit zu Versuchen treiben, seine verzweifelte Lage mit Gewalt zu ändern. Die reicheren Plebejer und eingewanderte Adelige aus anderen Städten, welche von den Patriziern meistens ebenso behandelt wurden, wie der Landadel von den venezianischen Nobili, bedienten sich des unzufriedenen oder in offene Empörung ausbrechenden Haufens, um Rechte zu erlangen, welche diesem wenig nützten, den nicht patrizischen reichen Familien aber nach und nach einen Platz neben dem ursprünglichen römischen Adel verschafften. Auf diese Weise erhielt die streng aristokratische Verfassung der Römer allmählich demokratische Zusätze: und es bildete sich neben dem ursprünglichen Patriziat ein ganz neuer Adel, welcher jenem immer mehr Rechte zu entreißen wußte. Dies giebt der inneren Geschichte Roms in den ersten Jahrhunderten nach der Vertreibung der Könige ihren eigentlichen Charakter. Man darf aber, um denselben richtig zu erkennen und vollständig aufzufassen, dabei den Umstand nicht übersehen, daß Rom im Gegensatz gegen andere Staaten jener Zeit mehrmals ansehnliche Bruchteile verwandter Völkerschaften in sich aufnahm, deren Sitten mit den römischen verschmolzen. Bei jeder Eroberung blieb nur der dritte Teil des eroberten Gebiets Eigentum der seitherigen Einwohner, die beiden anderen Drittel wurden zur einen Hälfte römische Staatsdomäne, zur anderen aber einer Anzahl Römer übergeben, welche als Kolonisten dahin auswanderten und auch nach verändertem Wohnsitz römische Bürger blieben. Schon dies mußte das Eindringen fremder Elemente in das römische Wesen befördern. Da aber außerdem auch unter den Königen ganze Stadtgemeinden und Stämme geradezu, wenn auch nicht nach Rom versetzt, so doch dem römischen Staatsganzen einverleibt wurden, so ward dadurch nicht allein das Aneignen fremder Sitten sehr gefördert, sondern auch der Stand der Plebejer stark vermehrt und mit fremden Familien gemischt, unter denen solche waren, die demselben ein größeres Selbstgefühl verliehen und seine Kraft erhöhten. Vermutlich lag hierin eine der Haupturſachen jener allmählichen Veränderung in der Verfassung, da die ärmeren Plebejer, welche der Schuldenlast und ihres Druckes wegen die erste Veranlassung zu jener Änderung gaben, für sich allein die Sache schwerlich durchgesetzt haben würden.

Nach der Beendigung des latinischen Krieges erlangte das Volk jene erwartete Milderung des bestehenden Schuldrechts nicht. Die Schuldner wurden vielmehr mit der früheren Härte behandelt, und als die Unzufriedenheit des getäuschten Volkes wieder zum Ausbruch kam, suchte man dasselbe durch unaufhörliche Kriege zu beschäftigen und zu zerstreuen. So oft einer dieser Kriege mit den Volskern, den Sabinern, den Aurunkern geendigt war, entstanden von neuem Unruhen. Diese wurden zuletzt immer gefährlicher, die Behörden erfuhren immer

mehr Widerstand, und die Gärung ward aufs höchste gesteigert, als (495 v. Chr.) einer der beiden Konsuln, Appius Claudius, dem Ungestüm des Volkes den seiner Familie eigentümlichen stolzen Trotz entgegensetzte, während der andere, Publius Servilius, sich der Sache der Unterdrückten mit dem größten Nachdruck annahm. Es kam zu einem förmlichen Aufruhr in der Stadt selbst, und nur mit großer Mühe vermochte der Senat den Sturm dadurch zu beschwören, daß er den Konsul Servilius zu einem Kriege mit den Volskern ausrücken ließ und für die Dauer dieses Krieges die Lage der Schuldner erleichterte. Im nächsten Jahre verweigerte das Volk von neuem den Kriegsdienst, der Senat sah sich genötigt, einen Diktator zu ernennen, und dieser, Marcus Valerius, besänftigte das Volk durch Versprechungen. Als jedoch Valerius nach glücklich beendigtem Kriege wieder nach Rom zurückgekehrt war, konnte er nicht Wort halten, weil die Patrizier nicht nachgaben; es brach daher eine förmliche Empörung aus. Die Plebejer im Heere kehrten nicht in die Stadt zurück, sondern trennten sich von den Patriziern und beschlossen, an einem anderen Orte für sich allein eine Gemeinde — einen neuen Staat — zu bilden. Sie erwählten aus ihrer Mitte den Lucius Sicinius zu ihrem Anführer und ließen sich 3000 Schritte vor der Stadt jenseit des Aniosflusses, welcher eine Stunde oberhalb Roms in den Tiber fällt, auf einer Anhöhe nieder, welche später den Namen des Heiligen Berges führte (494 v. Chr.). Sie waren entschlossen, sich hier eine Stadt zu gründen und nach ihren eigenen Gesetzen zu leben. Es ward von ihnen eine Art von Verfassung, wenn auch nur eine militärische oder tumultuarische, eingerichtet, gerade wie dies von den süddeutschen Bauern in den Bauernkriegen des 16. Jahrhunderts und von den thüringischen und münsterschen Wiedertäufern geschah, wiewohl die Plebejer nicht roh waren, wie die ersteren, und nicht fanatisch und sich selbst überlassen, wie die letzteren; denn es befanden sich unter ihnen sehr reiche Leute und selbst Adelige, nur keine vom altrömischen Patrizieradel, und es fehlte ihnen auch nicht an Landeigentum. Es lag also in dieser Sezession der Plebs eine ernstliche Gefahr für das Gemeinwesen.

Die Patrizier bequemten sich, um diese Trennung zu beseitigen, zu einigen Zugeständnissen. Die Sage berichtet, die Plebejer hätten sich auf das vernünftige Zureden einiger gemäßigteren Patrizier zur Rückkehr nach Rom verstanden. Sie kleidet dies in eine Erzählung ein, welche zugleich eine moralische Belehrung gewähren soll. Menenius Agrippa nämlich, ein beim Volke beliebter Patrizier, bewog, wie es heißt, die Plebejer dadurch zur Rückkehr, daß er ihnen die Fabel erzählte, wie sich einst die verschiedenen Glieder des menschlichen Leibes gegen den Magen verschworen hätten, weil derselbe alles allein ver-

zehre; sie hätten aufgehört, ihm ihre Dienste zu leisten, seien aber alsbald durch ihre eigene Entkräftung belehrt worden, wie notwendig ihnen der angefeindete Magen sei: genug, es kam nach einigen Unterhandlungen zu einem Vertrage, und die Plebejer verließen ihr befestigtes Lager auf dem Berge, welcher von ihnen damals dem Gotte Jupiter geweiht wurde und daher seinen neuen Namen des Heiligen erhielt. Was man in Rücksicht auf den Hauptpunkt, die Schulden, bestimmt hat, wissen wir nicht: wahrscheinlich wurde das seitherige Schuldrecht beibehalten, die Schuldkontrakte der Unvermögenden aber aufgehoben und den eingekerkerten Schuldnern die Freiheit gegeben. Viel wichtiger war, daß die Plebejer einen größeren Einfluß auf den Staat erhielten, als sie seither gehabt hatten. Man mußte ihnen nämlich das Recht einräumen, durch besondere aus ihrer Mitte erwählte Beamte, Volkstribunen genannt, gegen jeden Mißbrauch der patrizischen Gewalt sich zu schützen. Diese Volkstribunen, deren Zahl anfangs wahrscheinlich zwei betrug und nach und nach bis auf zehn stieg, wurden für unverletzlich erklärt, und jeder, welcher Hand an sie legte, war geächtet. Sie hatten dem Senate und den Konsuln gegenüber zunächst nur die Befugnis, die Rechte der einzelnen Plebejer zu wahren. Sie wohnten aber, weil man sie vermöge ihrer Unverletzlichkeit daran nicht hindern konnte, den Sitzungen des Senats bei, wo sie zwar weder an der Beratung noch an der Abstimmung teilnahmen, aber jeden gefaßten Beschluß durch das Wort Veto (d. h. ich verbiete es) unwirksam machen konnten, da ihnen das Recht zustand, jeden Plebejer zu schützen, der dem gefaßten Beschlusse den Gehorsam verweigerte. Sie hatten ferner das wichtige Recht, die Tributkomitien zu berufen oder, mit anderen Worten, solche Volksversammlungen zu halten, in denen ohne Rücksicht auf Geburt oder Vermögen bloß nach Köpfen gestimmt wurde, und wo folglich die Masse des Volks das Übergewicht hatte. Die Volkstribunen konnten endlich auch das Aufbieten der Plebejer zum Kriegsdienst und die Erhebung einer Kriegssteuer hindern; denn da sie selbst unverletzlich waren und jeden Einzelnen in Schutz nehmen durften, so konnten der Senat und die Konsuln eine von den Tribunen selbst ausgehende thätliche Widersetzung der Plebejer nicht, wie früher, durch Ergreifung und Bestrafung der Leiter derselben unterdrücken.

Die eigentliche Macht und Bedeutung des Volkstribunats entwickelte sich erst nach und nach. Sie ward aber doch bald so groß, daß seit dessen Einsetzung die ganze innere Geschichte Roms sich hauptsächlich um den Kampf der plebejischen Volkstribunen gegen die patrizischen Konsuln dreht. Dies wird besser verstanden werden, wenn man folgende wesentliche Punkte und Verhältnisse beachtet. Die Volkssouveränität war in Rom und in allen älteren italischen Staaten ebenso

Grundsatz, wie bei den alten Griechen: der Übergang vom Monarchischen zum Republikanischen hatte daher in beiden Völkern ohne völlige Umwälzung gemacht werden können. Diese Volkssouveränität war aber in Rom, wie in Sparta, nur eine scheinbare. Die gesetzgebende Gewalt war unter den Königen bei dem Ausschusse der Patrizier oder desjenigen Standes gewesen, der sich allein als die eigentliche Nation ansah. Am Ende der königlichen Zeit erhielt zwar die gesamte Bürgerschaft die Gesetzgebung, die letzte Entscheidung in Kriminalangelegenheiten und die Wahl der Obrigkeiten; allein die Ausübung dieser Rechte war dadurch sehr beschränkt, daß man nach Kurien oder nach Centurien abstimmte. In den Kuriatkomitien entschieden nämlich die Patrizier und ihre Klienten, in den Centuriatkomitien aber hatte der Reichtum die Stimmenmehrheit. Außerdem konnten beide Versammlungen ohne den Senat nicht gehalten werden, in beiden führte eine senatorische Magistratsperson den Vorsitz, beide waren in der Gewalt des Augurs d. h. eines patrizischen Priesters, der aus den heiligen Zeichen die Gunst oder Ungunst der Götter ermittelte, also jeden Beschluß hemmen konnte. Die große Masse der Plebejer, die ohnehin an militärischen Gehorsam gewöhnt war, hatte also fast gar keinen Einfluß auf die Staatsverwaltung und keine entscheidende Stimme in Fragen der Gesetzgebung. Dies änderte sich, als die Plebejer in den Volkstribunen ebenso für sich eine Art Obrigkeit erhielten, wie sie der Adel in den beiden Konsuln hatte. Die Tributkomitien, welche durch diese plebejischen Beamten zusammengerufen werden konnten, beschäftigten sich zwar anfangs nur mit Angelegenheiten der Plebejer, nach und nach dehnten sie aber ihre Gewalt mehr aus; sie bestanden ferner lange Zeit hindurch nur aus Plebejern und waren schon bei der Gründung des Tribunats dadurch unabhängig, daß sie ohne Auspizien, also ohne priesterlich-patrizischen Einfluß gehalten wurden.

Zu gleicher Zeit mit dem Tribunat oder doch bald nachher ward noch eine andere plebejische Magistratur eingeführt, oder vielmehr es wurde neben den Volkstribunen, welche Repräsentanten, Schützer und Leiter der Plebejer waren, eine besondere verwaltende Behörde aus der Mitte der Plebs geschaffen. Dies waren die sogenannten plebejischen Ädilen. Sie hatten eine Art von polizeilicher Gewalt, überwachten den Marktverkauf und dienten den Tribunen als untergeordnete Gehilfen.

4. Coriolanus.

Mit der Einführung des Tribunats war der erste Schritt zur Vernichtung der alten Adelsvorrechte gethan: die Plebejer wurden durch diese wichtige Veränderung eine Macht im Staate. Die ange-

sehreneren Familien unter ihnen, welche keinen Anspruch an das Konsulat hatten und nicht in den Senat aufgenommen wurden, begannen seitdem einen förmlichen Kampf zur Erlangung dieser Rechte und gewannen dadurch, daß sie dem Übergewichte der Patrizier den Einfluß der Volkstribunen entgegensetzten, einen Sieg nach dem andern. So ward in den folgenden Zeiten die alte Aristokratie nach und nach aus dem Besitze der Gewalt verdrängt. Schon drei Jahre nach der Errichtung des Tribunats machten die Plebejer ihre richterliche Befugnis gegen solche, welche dem Vertrag vom Heiligen Berge zuwiderhandelten, mit Nachdruck geltend (491 v. Chr.). Dies geschah, als ein junger Patrizier, Cajus Marcius Coriolanus, sich der Not des Volkes bedienen wollte, um demselben die errungenen Rechte wieder zu entziehen.

Dieser mißglückte Versuch Coriolans hat außer seinem Einfluß auf die raschere Entwickelung des seit der Entstehung des Tribunats begonnenen Streites zwischen dem Volke und denen, die im Besitz der Vorrechte waren, noch eine besondere große Bedeutung durch die Art, wie die Nachkommen, besonders die späteren Staatsmänner und Geschichtschreiber der Römer, sich der Geschichte Coriolans bedienten, um das, was sie Tugend der Vorfahren nannten, anschaulich darzustellen und den Patriotismus ihres Volkes anzuregen. Coriolans Thaten und das Verhalten des Volkes und der Patrizier gegen ihn galten nämlich als ein glänzendes Beispiel von altrömischer Gesinnung und wahrem Mute. Die Art, wie damals, nach dieser Auffassung der Geschichte Coriolans, beide streitenden Teile des römischen Volkes gleich fest, gleich kräftig, gleich patriotisch ihre Rechte forderten oder verteidigten, ward als eine Lehre der Väter für die Enkel von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht überliefert.

Cajus Marcius, so wurde erzählt, hatte sich im Kampfe mit den Volskern sehr ausgezeichnet und namentlich Corioli, die Hauptstadt derselben, in die Gewalt der Römer gebracht: man belohnte ihn dafür mit dem Beinamen Coriolanus. Bald nachher stellte er sich an die Spitze der strengeren Partei unter den Patriziern, um eine Reaktion zu stande zu bringen, deren nächstes Ziel die Wiederbeseitigung des Tribunats war. Zu diesem Zweck ward auf seinen Rat sogar Teuerung und Hungersnot benutzt: er ging dabei so weit, daß er, als auf Veranlassung des Senats Getreide aufgekauft und nach Rom gebracht worden war, alles aufbot, um zu verhindern, daß dasselbe an irgend einen anderen Bürger als an die Patrizier und an deren Klienten abgegeben werde. Das Volk, welches damals einige sehr entschiedene Männer zu Tribunen hatte, war dadurch aufs höchste entrüstet, und die Tribunen forderten den Coriolanus vor die Tributkomitien. Von diesen sollte er gerichtet

werden, da nach dem Vertrag vom Heiligen Berge und nach altitalischem Recht derjenige, welcher den Vertrag verletzt hatte, von dem geschädigten Teile zur Verantwortung gezogen ward. Er weigerte sich, diesem Gebote zu gehorchen, und verhöhnte trotzig die Drohungen der Tribunen; als aber die Stimmung des Volkes immer bedenklicher wurde, war der gegen ihn heraufziehende Sturm nicht länger zu beschwören. Vergebens boten seine Anhänger in den Tributkomitien Bitten und Vorstellungen auf, vergebens erinnerten sie an seine großen Verdienste: die Mehrzahl des Volkes erklärte ihn für schuldig, und er mußte in die Verbannung gehen.

Von Rache glühend, begab er sich nach Antium zu seinem Gastfreunde, dem König der Volsker, bot demselben seine Dienste gegen die Römer an und ward mit offenen Armen aufgenommen. Der folgende Teil der Geschichte Coriolans erscheint in der Sage zwar ebenfalls als eine belehrende Erzählung für das römische Volk und seine Jugend, hat aber offenbar einen ganz anderen Zweck, als der vorhergehende. Wie in diesem dem Volke und Senat ihr gegenseitiges Verhältnis dramatisch vorgestellt werden sollte, so wurden in der Sage von Coriolans Verbindung mit den Volskern der römischen Jugend die Pflichten des Bürgers und des Menschen auf eine wirksame Weise eingeschärft. Nach diesen Erzählungen erschien Coriolan an der Spitze eines volskischen Heeres im Felde, unterwarf sich alle mit Rom verbündeten latinischen Städte und griff dann seine Vaterstadt selbst an. Er schlug ganz nahe bei der Stadt sein Lager auf und verwüstete die Ländereien der Plebejer, während er die der Patrizier verschonte. In Rom herrschte Mißtrauen und Zwietracht: der Senat konnte kein Heer gegen Coriolan zusammenbringen, weil die Plebejer argwöhnten, man werde sie, wenn sie aus der Stadt ausrückten, ihrem Todfeinde überliefern. Als endlich die Stadt unrettbar verloren schien, entschlossen sich beide Teile der Nation, den Weg der Verhandlung einzuschlagen. Coriolans Verbannung ward durch einen Beschluß der Kurien und der Tribus widerrufen, und einige der angesehensten Bürger begaben sich in das feindliche Lager, um ihn im Namen des Volkes zur Versöhnung und zur Rückkehr einzuladen. Coriolan willigte nur unter der Bedingung ein, daß den Volskern alle ihnen früher entrissenen Städte zurückgegeben und daß alle aus Rom verbannten Bürger wieder aufgenommen würden. Er gestattete seinen früheren Mitbürgern eine Bedenkzeit von 33 Tagen. Diese verlief, ohne daß man sich zur Annahme jener Bedingungen, namentlich der gefährlichsten, der Wiederaufnahme aller Geächteten, hätte verstehen können, und eine neue Gesandtschaft, welche aus den zehn vornehmsten Senatoren bestand, wurde von Coriolan schnöde zurückgewiesen. Ebenso unbeugsam zeigte er sich, als man am

folgenden Tage alle Priester der Stadt absandte, um durch die Heiligkeit der Religion seinen harten Sinn zu erweichen.

Roms Freiheit und Macht schien jetzt unwiderbringlich verloren zu sein; da traten die Frauen als Retterinnen der Stadt auf. Die edelsten Matronen begaben sich in das feindliche Lager, von Coriolans Mutter Veturia, seiner Gemahlin Volumnia und seinen Kindern begleitet. Was der Stolze den Gesandten der Vaterstadt und ihren flehenden Priestern verweigert hatte, das vermochte er nicht zu versagen, als Mutter, Gemahlin und Kinder sich vor ihm auf die Kniee warfen und ihn bei allem, was für sein Herz einen Wert hatte, um Schonung für seine Mitbürger anflehten. „Mutter", sagte er nachgebend unter Thränen, „so erhalte denn statt meiner die Vaterstadt; Rom ist gerettet, aber dein Sohn verloren!" Am anderen Morgen hob er die Belagerung der Stadt Rom auf, nachdem er einen Frieden geschlossen hatte, vermöge dessen zwar von den früher gemachten Bedingungen etwas nachgelassen wurde, die Volsker aber doch einen Teil des eroberten Landes behielten. Über seine letzten Schicksale haben sich zwei verschiedene Sagen gebildet, die jedoch darin einander ähnlich sind, daß sie, wie die ganze Erzählung von Coriolan, eine politisch-moralische Beziehung enthalten und ihn eine poetische Strafe erleiden lassen. Nach der einen dieser Sagen lebte er bis ins hohe Greisenalter geehrt unter den Volskern, klagte aber oft, daß erst der Greis fühlen könne, wie herb das Leben in der Fremde sei; nach der andern hätte er, als die Frauen ihn zur Beendigung des Krieges bewogen, den Vorteil seiner neuen Landsleute dem der Römer aufgeopfert und sei dafür entweder von den erzürnten Volskern umgebracht worden, oder sei wie Themistokles, im Zwiespalte seiner Pflichten und Empfindungen durch Selbstmord aus dem Leben geschieden.

5. Innere Geschichte Roms von Coriolans Tod bis auf das Decemvirat.

Die Patrizier hatten bei dieser Krisis, alles Widerstrebens ungeachtet, dem Volke diese Geltendmachung der im Jahre 494 erzwungenen Rechte zulassen müssen; sie konnten aus dem Ausgange dieses Kampfes erkennen, was ihnen noch weiter bevorstehe. Bald brachen zwischen den beiden Ständen von neuem heftige Zwistigkeiten aus, die eine Vermehrung der plebejischen Rechte zur Folge hatten. Diese neuen Bewegungen betrafen den Anteil der Plebejer an den im Kriege gemachten Eroberungen. Es ward nämlich von den Ländereien einer überwundenen Völkerschaft stets, wie erwähnt, ein Drittel für Eigentum des römischen Staates erklärt, die auf diese Weise erworbenen Staats-

domänen kamen aber nur den Patriziern zu statten. Denn da die Beamten, welche die eroberten Länder zur Benutzung auszuteilen hatten, Patrizier waren, so konnten sich die patrizischen Familien diese Domänen oder doch die Nutznießung derselben mit leichter Mühe zueignen: sie brachten daher alle diese Ländereien entweder unmittelbar an sich, oder gaben wenigstens nur einen geringen Zehnten von denselben und verstanden es, Eigentum und Pachtgut so miteinander zu verbinden und zu vermischen, daß die Unterscheidung zwischen beiden sehr schwer und die Einnahme des Staats von seinen Domänen sehr gering war; sie bezogen sich dabei auf die rechtlichen Verhältnisse der Zeit, wo die Patrizier allein den Staat gebildet und seine Kriege ausgefochten hatten: Verhältnisse, die seit der Verfassungsreform des Servius Tullius nicht mehr zutrafen. Das römische Volk ward auf diese Weise um die Vorteile seiner Kriege betrogen, und die Plebejer nahmen bloß an den Lasten derselben teil. Was war daher natürlicher, als daß die Gewalt, welche die Plebejer durch die Errichtung des Tribunats erlangt hatten, hauptsächlich zur Änderung dieser Mißverhältnisse angewendet wurde? Indessen waren die Tribunen nicht die ersten, welche diese Ungerechtigkeit zu heben suchten, sondern ein Mann aus der Mitte der Patrizier selbst brachte die Sache zuerst in Anregung.

Dieser Patrizier war Spurius Cassius Viscellinus, ein Mann, der schon zweimal Konsul gewesen war, und der in seinem zweiten Konsulat den oben erwähnten Friedensvertrag mit den Latinern geschlossen hatte. Außerdem hatte er sich, wenn anders diese Erzählung gegründet ist, um die Plebejer bereits dadurch sehr verdient gemacht, daß er sich einst nach einer Hungersnot, wiewohl vergebens, große Mühe gegeben hatte, daß dem Volke der Kaufpreis für das damals empfangene Getreide zurückgegeben werde. In seinem dritten Konsulate (486 v. Chr.) nun schlug Cassius das erste sogenannte agrarische oder Acker-Gesetz vor, d. h. er stellte den Antrag, daß auch die Plebejer Anteil an der Benutzung der Staatsdomänen erhalten sollten. Sein Vorschlag erschütterte die Republik nicht nur während seines eigenen Konsulats, sondern derselbe ward auch später öfters wiederholt und veranlaßte jedesmal gefährliche Unruhen, welche bis zum Untergang der Republik einen Hauptgegenstand der römischen Geschichte bilden. Der Senat, erbittert über einen Konsul, der das patrizische Interesse zu verraten schien, suchte ihn durch das Volk selbst zu verderben. Er entzog ihm dessen Gunst dadurch, daß er den Plebejern einen Teil der Staatsdomänen zur Benutzung zu überlassen versprach und den Bemühungen des Konsuls den Schein zu geben suchte, als wenn dieser sich des Volkes bedienen wolle, um zur königlichen Herrschaft zu gelangen. Die Plebejer ließen sich um so leichter täuschen,

da ihnen Cassius als ein Mann von hochstrebendem Ehrgeiz bekannt war: sie mißtrauten demselben und thaten, als der den Patriziern so gefährliche Mann vor den Kuriatkomitien des Hochverrats angeklagt wurde, nichts zu seiner Rettung. So blieb Spurius Cassius der Rache seiner Standesgenossen überlassen: diese verurteilten ihn zum Tode, er ward schmählich hingerichtet und sein Haus unter Verwünschungen niedergerissen.

Nach Cassius' traurigem Tode wußten die Patrizier, unter welchen damals besonders die Familie der Fabier hervortritt, die von jenem angeregte Sache durch Schrecken, Kabalen und Kriege zu beseitigen. Endlich aber (im Jahre 473 v. Chr.) trat der Tribun Genucius mit der Forderung auf, daß alle die, welche seit Cassius Konsuln gewesen wären, der Gemeinde wegen der Nichterfüllung jenes vom Senate gegebenen Versprechens verantwortlich sein müßten. Er lud zunächst die Konsuln des vorhergehenden Jahres vor das Gericht des Volkes. Die Patrizier boten alles auf, um dies zu hintertreiben; aber ihre Bemühungen waren vergeblich, das Volk kam wirklich zur Anhörung und Entscheidung der Anklage zusammen, und die beiden Konsuln wären gewiß verurteilt worden, wenn man nicht in der Nacht vorher den Tribun Genucius ermordet und das bereits versammelte Volk durch die plötzliche Meldung von seinem Tode in Schrecken gesetzt hätte. Die Sache ward indessen durch die Ermordung der Verteidigers der Volksrechte nur noch verschlimmert; denn sie war bloß für den Augenblick beseitigt und mußte, wenn sie früher oder später wieder zur Sprache kam, dem natürlichen Gange der Dinge nach dann von seiten der Plebejer nur um so nachdrücklicher betrieben werden.

In demselben Jahre, in welchem Genucius ermordet worden war, erhob sich an seiner Stelle ein Mann, welcher ein ebenso entschiedener Feind der Patrizier war, aber mehr vom Glücke begünstigt wurde, als sein Vorgänger. Publilius Volero, der in früheren Kriegen schon als Centurio gedient hatte, wurde bei einem neuen Aufgebot durch die Konsuln in die Reihen der gemeinen Soldaten eingestellt. Er weigerte sich, zu gehorchen: die Konsuln befahlen hierauf einem ihrer Liktoren, ihn in gefängliche Haft zu nehmen: Volero widersetzte sich, rief seine in großer Zahl bei dieser Scene anwesenden Mitbürger um Hilfe an und ward von diesen so kräftig unterstützt, daß nicht allein die Liktoren die Flucht ergreifen mußten, sondern auch die Konsuln selbst sich genötigt sahen, von dem Forum in das Ratsgebäude zu fliehen. Die Verständigeren unter den Patriziern fanden es bedenklich, Gewalt zu gebrauchen, und bewogen daher den Senat, den ganzen Vorfall als ungeschehen zu betrachten. Wenige Wochen nachher ward Volero zum Volkstribunen für das nächste Jahr ernannt.

Als Tribun arbeitete Volero, der nachher für ein weiteres Jahr wieder erwählt wurde, weder für seine eigene Angelegenheit, noch wiederholte er den Antrag des Genucius, sondern er strebte nach Erweiterung der plebejischen Rechte überhaupt. Er trug darauf an, daß die Volkstribunen und die plebejischen Ädilen nicht mehr in den Komitien der Centurien, sondern in denen der Tribus gewählt werden sollten, oder mit anderen Worten, er suchte die Wahl jener beiden Beamten des Volks dem Einfluß der Reichen und des Adels zu entziehen. Die Tribunen und Ädilen waren früher ebenso, wie die übrigen Beamten, in den Centurienversammlungen erwählt und von den ganz patrizischen Kurienversammlungen bestätigt worden. In den ersteren hatten die Reichen, in den letzteren der Adel alle Gewalt; beide Komitien konnten außerdem nur zufolge eines Senatsbeschlusses durch die Konsuln berufen werden, hatten einen der Konsuln zum Vorsitzenden und durften nicht eröffnet werden, ohne daß zuvor die Auspizien gehalten worden waren, d. h. die ganz vom Senat abhängenden Zeremonien, durch welche man vorgeblich den Willen der Götter erforschte. In den Tributkomitien dagegen entschieden bloß Plebejer über die vorgetragenen Gegenstände, und es bedurfte für dieselben weder der Auspizien, noch der Erlaubnis des Senats, noch der Bestätigung durch die Kurien. Volero blieb nicht bei diesem Vorschlag allein stehen, sondern beantragte außerdem noch, daß die Tributkomitien das Recht erhalten sollten, nicht bloß über plebejische Angelegenheiten, sondern auch über alle anderen das öffentliche Wesen betreffenden Gegenstände zu beratschlagen und Beschlüsse zu fassen.

Seine Anträge gingen, trotz aller Gegenbemühungen des Senats, durch, und es begann damit die Reihe der Veränderungen, durch welche die aristokratische Verfassung Roms nach und nach gänzlich umgestaltet wurde. Die Plebejer, deren Vertreter und Leiter durch Voleros Gesetze jedem Einfluß des Adels entzogen waren, durften nun alle Staatsangelegenheiten zum Gegenstande ihrer Beratungen und Entschließungen machen. Freilich hatten die von ihnen in den Tributkomitien gefaßten Beschlüsse oder, wie dieselben in der römischen Sprache hießen, die Plebiszite nicht die Kraft von Gesetzen und bedurften, um diese zu erlangen, erst der Bestätigung des Senats und der Kurien; allein das Recht, über alle Staatsangelegenheiten untereinander zu beraten, war für die Plebejer jener Zeit eben so wichtig oder vielmehr noch weit wichtiger und folgenreicher, als etwa die Preßfreiheit oder das Versammlungsrecht für die Bürger der konstitutionellen Staaten unserer Zeit es ist. Die Bahn war gebrochen und den Tribunen eine so große Macht in die Hände gegeben, daß sich die Vorrechte der Patrizier auf die Dauer nicht mehr behaupten ließen.

Als die Plebejer auf diese Weise sich einen festen Boden im Staate erkämpft und den Zugang zu den wichtigsten Rechten gebahnt hatten, suchten sie zunächst die Schranken hinwegzuräumen, die noch aus den schroffen Standesgegensätzen der ältesten Zeit herrührten und die Entwickelung des römischen Staats hemmten. Bis dahin war namentlich die Kenntnis der Gesetze, nach welchen die Gerechtigkeit gehandhabt wurde, ein Privilegium der Patrizier gewesen, denen sie durch mündliche Überlieferung und durch Zeremonienbücher mitgeteilt wurden, während man sie vor dem ganzen übrigen Volke geheim hielt. Dieser Schleier mußte weggezogen werden. Auch die Gewalt, welche die Konsuln als oberste Richter besaßen, war allzu groß: sie mußte daher ebenfalls gebrochen werden. Endlich durfte man auch das uralte Verbot ehelicher Verbindungen zwischen Plebejern und Patriziern nicht länger bestehen lassen, wenn die letzten Spuren des alten Patrizierstaats aus Rom verschwinden sollten. Um alles dies zu erreichen, war eine umfassende, geschriebene Gesetzgebung oder mit anderen Worten die Abfassung einer Art von Konstitution nötig.

Den Vorschlag dazu that im Jahre 462 v. Chr. der Tribun Terentilius Arsa. Das Gemeinwesen geriet dadurch auf einige Jahre in die heftigste Gärung. Anfangs gelang es den Patriziern zwar, die Sache zu hintertreiben; allein im folgenden Jahre trat das ganze Kollegium der Tribunen aufs neue mit jenem Vorschlage auf, und derselbe wurde nachher so unablässig und mit so großer Hartnäckigkeit wiederholt, daß man endlich (454 v. Chr.) nicht länger widerstehen konnte. Am meisten von allen Patriziern hatte der tapfere L. Quinctius Cincinnatus, das Musterbild eines kräftigen, mäßigen, arbeitsamen aristokratischen Römers von altem Schrot und Korn, sowie sein Sohn Käso Quinctius dem Begehren der Plebejer Widerstand zu leisten gesucht. Unter der Leitung dieser beiden Männer boten die Patrizier Recht und Gewalt gegen das Ungestüm der Tribunen auf, sie nahmen die sogenannten Sibyllinischen Bücher — die alten, im kapitolinischen Tempel aufbewahrten Orakel aus der Königszeit — zu Hilfe, sie warnten auf den vorgeblichen Rat der Götter vor Unruhen und begannen einen Krieg mit den Volskern und Äquern. Alles vergeblich: die Tribunen beschieden sogar den Käso Quinctius, dem sie ein übermütiges Gebaren gegen die ganze Plebs und rohe Thätlichkeiten gegen einzelne Plebejer vorwarfen, vor das Gericht der Tributkomitien, damit er ihnen wegen seines Verfahrens Rede stehe. Weder die Bitten seines Vaters, noch seine eigenen und die seiner Standesgenossen konnten ihn retten, so daß er für besser hielt, den Ausgang seines Prozesses nicht abzuwarten, sondern aus der Stadt zu weichen. Da er gleich anfangs, um nicht verhaftet zu werden, Bürgen hatte stellen müssen, so wurden diese zur

Zahlung des gesetzlichen Bürgschaftsgeldes verurteilt. Käsos Vater entschädigte sie, verarmte aber dadurch so sehr, daß er nur ein einziges Gütchen von geringem Umfang übrig behielt. Auf diesem lebte Cincinnatus nun eine Zeitlang in Zurückgezogenheit und betrieb nach altrömischer Weise an der Spitze seiner Klienten den Ackerbau, während sein Sohn in Verbindung mit andern Flüchtlingen einen Überfall auf Rom versuchte und dabei das Leben verlor. Cincinnatus ward aber von seinen ländlichen Beschäftigungen bald wieder nach Rom gerufen, um das Konsulat zu übernehmen. Als Konsul bot er vergebens alle seine Kräfte auf, um den drohenden Sturm gegen die patrizische Herrscherstellung zu beschwören. Im nächsten Jahr erging es seinen Nachfolgern ebenso, und diese erlitten noch dazu von den Äquern eine Niederlage. Jetzt nahm der Senat seine Zuflucht zur Diktatur und bekleidete den alten Cincinnatus, der sich wieder auf sein Gut zurückgezogen hatte, mit dieser Würde. Die Sage giebt bei dieser Gelegenheit ein schönes Gemälde von dem Charakter des altrömischen Lebens, indem sie berichtet, daß die Gesandten des Senats, welche dem Cincinnatus seine Ernennung anzeigen sollten, ihn auf dem Felde angetroffen hätten, wie er den Pflug mit eigener Hand lenkte. Cincinnatus empfing, wie die poetische Tradition weiter hinzufügt, die Boten des Senats erst, nachdem er sein Arbeitskleid mit der Toga, dem Staatskleide der Römer, vertauscht hatte; dies ist römischer Sinnesart gemäß, welche allenthalben die Form wahrte und nichts von dem griechischen Sichgehenlassen hatte. Er trat das übertragene Amt sogleich an, stellte sich als Diktator an die Spitze des römischen Heeres, schlug die Äquer und legte nach 16 Tagen die Diktatur wieder nieder.

Das unablässig fortgesetzte Widerstreben der Patrizier fruchtete so wenig, daß sie vielmehr sogar gerade während des heftigsten Kampfes gegen die von den Tribunen geforderte Konstitution (457 v. Chr.) diesen die Verdoppelung ihrer Zahl zugestehen mußten, eine Maßregel, durch welche nicht allein die Beschützung jedes einzelnen Plebejers erleichtert ward, sondern auch das Kollegium der Tribunen selbst an Ansehen und Kraft gewann. Schon ein Jahr nachher wurden außerdem den Plebejern die auf dem Aventinischen Hügel gelegenen Staatsdomänen als Bauplätze überlassen, und zu gleicher Zeit ward ihnen das Recht gewährt, daß alle Plebiszite von dem Senat beraten werden mußten und die Tribunen dieselben dabei verteidigen durften. Endlich gaben die Patrizier der Forderung einer allgemeinen, für beide Stände verbindlichen Gesetzgebung, einer genauen Festsetzung und geschriebenen Fixierung des römischen Landrechts, nach (454 v. Chr.). Es wurden hierauf, wie erzählt wird, drei Männer senatorischen Standes nach Athen gesandt, um zum Behufe der Herstellung derselben die dortige Ver-

fassung kennen zu lernen. Als diese nach zwei Jahren zurückgekehrt waren, ward die Sache selbst endlich ausgeführt.

6. Das Decemvirat.

Eine aus 10 Patriziern bestehende Kommission, Decemvirn oder Zehnmänner genannt, wurde mit der neuen Gesetzgebung, welche übrigens weniger Neues schaffen, als das geltende Recht genau begrenzen und bestimmen sollte, beauftragt (451 v. Chr.). Diesen Gesetzgebern ward zugleich auch die ganze Leitung und Regierung des Staates übertragen, was der Natur der Sache nach geschehen mußte und auch bei den Gesetzgebungen griechischer Staaten immer geschah. Die Decemvirn mußten, um ihre Aufgabe genügend lösen zu können, dem Einflusse jeder höheren oder auch selbst nur gleichen Gewalt entzogen sein. Es ward ihnen daher für die Zeit ihres Geschäftes eine unumschränkte Macht eingeräumt und jede andere Gewalt, sogar die der Tribunen, aufgehoben. Die Decemvirn teilten die ihnen übertragene Regierungsgewalt in der Weise, daß abwechselnd alle 10 Tage ein anderer die Leitung des Staates und die Ehrenwache der 12 Liktoren als das Zeichen der Regierungsgewalt erhielt. Die Tribunen hatten anfangs verlangt, daß die eine Hälfte der Decemvirn aus den Plebejern gewählt werden sollte, nach einigem Streite aber ward den Patriziern allein diese Würde vorbehalten.

Die Jahre der Decemviralregierung waren eine Zeit tiefer Bewegung im Volke, die uns aber in ihren Einzelheiten nur verworren überliefert ist. Das Hauptergebnis der neuen Gesetzgebung war die Vereinigung der noch immer fast wie zwei Völker nebeneinander stehenden Teile der römischen Nation. Dies wurde hauptsächlich dadurch bewirkt, daß die Einteilung der Bürger nach ihren Wohnbezirken auch auf die Patrizier und ihre Klienten ausgedehnt ward. Die Gesamtheit der Tribus, deren Zahl später allmählich bis auf 35 erhöht wurde, umfaßte also seit dem Decemvirat ebenso, wie die Centurien, das ganze römische Volk. Ferner traten infolge der Gesetzgebung der Decemvirn die Tributkomitien als gesetzgebende Versammlung an der Stelle der Centuriatkomitien in den Vordergrund, und da in jenen ohne vorhergehende Auspizien und ohne Rücksicht auf Reichtum und Geburt bloß nach Köpfen abgestimmt wurde, so erhielt der römische Staat durch diese Änderung eine entschieden demokratische Grundlage. Dadurch hörte das Kastenwesen auf, oder, wie man es auch ansehen kann, erst von dieser Zeit an bestand Rom nicht mehr aus zwei aneinander gefügten Staaten, sondern aus einer einzigen Nation. Es können daher auch die römischen Einrichtungen erst seit dieser Veränderung mit denen

der Athener und anderer demokratischen Staaten Griechenlands einigermaßen verglichen werden, während der vorhergehende Zustand dem wesentlichsten nach nur an die früheste Zeit der Griechen erinnert. Das Klientelverhältnis blieb zwar bestehen, allein es hörte seit dem Decemvirat nach und nach auf, ein Vasallentum oder eine Art Leibeigenschaft zu sein, und ging in das Verhältnis des bloßen Schutzes und der Verteidigung des Geringen und Armen durch den Vornehmen und Reichen über. Das ebenfalls in dem alten Kastengeiste begründete Verbot der Heiraten zwischen Patriziern und Plebejern wurde zwar durch die neue Gesetzgebung ausdrücklich wiederholt, aber doch schon sechs Jahre später aufgehoben.

Nach der Staatsverfassung, welche teils durch das Decemvirat geschaffen, teils unmittelbar nachher eingeführt wurde, wurden die Tributkomitien die eigentliche gesetzgebende Versammlung des römischen Staates. Diese hatten außerdem die Tribunen, die Ädilen, sowie die später erst eingeführten Quästoren oder Schatzbeamten, kurz alle Magistrate des zweiten Ranges zu erwählen und behielten auch einen Teil der richterlichen Gewalt. Die Centurienversammlung dagegen wählte die Konsuln und die anderen später hinzukommenden höheren Beamten, sie entschied über Krieg und Frieden und als höchstes Kriminalgericht und oberste Appellationsinstanz über alle peinlichen Verbrechen. Die Kurienversammlungen hatten zwar auch fernerhin durch einen feierlichen Akt das Imperium oder Militärkommando den erwählten höheren Beamten zu erteilen und die von den Centuriatkomitien gefaßten Beschlüsse zu bestätigen: dies war aber von dieser Zeit an nur noch eine leere Form, so daß man später sogar statt der 30 Kurien meistens nur 30 Liktoren, welche dieselben repräsentierten, versammelte, um dieser Form Genüge zu leisten.

Die große Macht, welche die Tributkomitien erhielten, wäre vielleicht in eine Pöbelherrschaft ausgeartet, wenn man nicht durch einen geschickten Kunstgriff in Rom ebenso, wie Solon in Athen gethan hatte, den ganz armen, ungebildeten und müßigen Teil des Volkes in den Tribusversammlungen unschädlich zu machen gewußt hätte, ohne ihn seiner Rechte zu berauben oder ihm durchaus jeden Einfluß auf das Staatswesen zu versagen. Die Tribus wurden nämlich in *städtische* und *ländliche* eingeteilt, also in solche, deren Mitglieder der Mehrzahl nach gewerbtreibend waren, und in solche, welche meist Grundbesitzer enthielten; die Zahl der ersteren betrug nicht mehr als vier, während die der letzteren in den nächsten zwei Jahrhunderten bis auf 31 vermehrt wurde, und in jene versetzte man von Zeit zu Zeit, ohne Rücksicht auf die Wohnbezirke, den ganzen Haufen der Unbegüterten, welcher in diesen sich fand. Man hatte infolge dieser Maßregel in den

Tributkomitien nur vier von den 35 Stimmen als bedenkliche zu fürchten und kannte also die Seite, von welcher her Gefahr drohte, ebenso gut, wie man etwa in England genau die Orte kennt, an denen bei den Parlamentswahlen ein Einfluß des Pöbels zu besorgen ist. Ebenso klug benahm man sich später, als ganzen Städten oder Völkerschaften Italiens das Stimmrecht erteilt wurde: man vermehrte nämlich um ihretwillen nicht die Zahl der Tribus, sondern man warf sie in gewisse einzelne Tribus, in welchen dann ihre Stimmen sich verloren.

Der Senat erlitt durch das Decemvirat selbst keine Änderung, sondern behielt seine seitherige Macht und Stellung. Diese ward überhaupt nie auf einmal bedeutend vermehrt oder vermindert, sondern sie änderte sich im Laufe der Zeit allmählich und in Übereinstimmung mit dem Gange der Dinge überhaupt. Die Mitglieder des Senats waren seit der Vertreibung der Könige durch die Konsuln ernannt worden: als aber einige Jahre nach dem Decemvirat die neue Magistratur der Censoren eingesetzt ward, übertrug man diesen das Recht, den Senat zu ergänzen. Da auch Plebejer in den Senat gelangen konnten, so war derselbe nicht mehr, wie in älterer Zeit, ein Ausschuß der Patrizierkaste. Freilich wählte nie das Volk selbst und unmittelbar die Senatoren, allein es hatte doch einen Einfluß auf die Ergänzung des Senats: es wählte die Censoren, diesen war es zur Pflicht gemacht, nur die Vorzüglichsten aus der Bürgerschaft aufzunehmen, und außerdem ward schon früh der Gebrauch eingeführt, daß alle diejenigen, welche zum Amte eines Quästors, das als die erste Stufe zu den höheren Magistraten galt, erwählt worden waren, nach dem Ablauf ihres Amtsjahres in den Senat eintraten. In der ersten Zeit der Republik, als die Macht des Senats am größten war, hatte er thatsächlich die Befugnis, Krieg und Frieden zu schließen, verordnete die Truppenaushebungen, erkannte über die Notwendigkeit, einen Diktator zu ernennen, schrieb Steuern aus, verwaltete die Staatsdomänen, verfügte über dieselben und gab oder entzog dem Heere die Kriegsbeute. Selbst in der späteren Zeit behielt der Senat, obgleich unter der Oberhoheit des Volkes, die Aufsicht über Religion und Gottesdienst, die Erteilung der Statthalterschaften in den Provinzen und des Oberbefehls im Kriege, die Bewahrung und Anwendung der öffentlichen Gelder, die Gerichtsbarkeit über Italien, die Besorgung aller auswärtigen Angelegenheiten, die Aufnahme und Zulassung von fremden und die Ernennung von römischen Gesandten: er bestimmte ferner die Zeit der Volksversammlungen und bereitete alle Angelegenheiten vor, welche in denselben verhandelt wurden. Endlich konnte er in gefährlichen Zeiten den höheren Beamten vorübergehend eine unbegrenzte Macht erteilen.

In dem Vorhergehenden sind die wichtigsten Veränderungen angegeben, welche das römische Staatswesen durch das Decemvirat oder infolge desselben erfahren hat. Die einzelnen von den Decemvirn nach dem bisherigen Gewohnheitsrechte festgestellten Gesetze dagegen, welche das Privatrecht betrafen, sind kein Gegenstand der Weltgeschichte, sondern sie gehören der speciellen Rechtsgeschichte der Römer an. Wir wenden uns daher zu der Geschichte der Decemvirn selbst. Im ersten Jahre ihres Amtes benahmen sich diese 10 Männer so vortrefflich, daß man mit ihrer Verwaltung allgemein zufrieden war. Auch brachten sie ihre Gesetzgebungsarbeit fast ganz zu stande; am Ende des Jahres behaupteten sie aber, daß die von ihnen entworfenen Gesetze, um vollständig zu sein, noch um eine Anzahl weiterer vermehrt werden müßten, und daß also eine Verlängerung ihrer Amtsgewalt nötig sei. Dieser Antrag fand keine Schwierigkeit. Unter dem Vorsitze des Appius Claudius, welcher die Seele des Kollegiums gewesen war, wählte die Centurienversammlung von neuem 10 Männer und zwar zur einen Hälfte aus den Patriziern, zur anderen, was eine sehr bedeutungsvolle Neuerung war, aus den Plebejern. Unter den ersteren befand sich Appius Claudius selbst. Die Gesetze, welche diese neuen oder zum Teil neuen Decemvirn den früheren hinzufügten, wurden mit diesen in späterer Zeit auf 12 Tafeln eingegraben; daher kommt es, daß man alle zusammen gewöhnlich die Gesetze oder die Rechte der 12 Tafeln nennt.

Appius Claudius, dessen neue Kollegen ganz und gar mit ihm einverstanden und zum Teil sogar seine Kreaturen waren, hatte ganz andere Dinge im Auge, als die Vervollständigung der Gesetze: eine von ihm geleitete Oligarchie sollte die Regierungsform des römischen Staates werden. Dieses Streben gab sich gleich von Anfang an in dem Auftreten und Benehmen der neuen Gewalthaber zu erkennen. Jeder der 10 Männer erschien beständig mit einer Begleitung von 12 Liktoren, und diese trugen, wie einst zur Zeit der Könige, in ihren Fasces oder Stäbebündeln das Beil, obgleich im zweiten Jahr der Republik auf Valerius Publicolas Vorschlag den Konsuln verboten worden war, dieses furchtbare Zeichen der Gerichtsbarkeit über Leben und Tod in der Stadt selbst vor sich hertragen zu lassen. Außerdem ward von den neuen Decemvirn gleich im Anfang ihrer Herrschaft das einzige Mittel aufgehoben, durch welches der Bürger sich seither gegen den Mißbrauch der unbeschränkten Gewalt der Decemvirn hatte schützen können: es wurde nämlich nicht gestattet, daß man, wie im vorhergehenden Jahre, von dem Ausspruch eines Decemvirn an seine Kollegen appellieren könne. Der Bürger wurde also, während man keine Art von Bedrückung und Gewaltmaßregeln scheute, jedes Schutzes beraubt,

und das Decemvirat des zweiten Jahres war völlig despotisch. Am Ende ihres Amtsjahres aber behielten die Decemvirn, ohne sich wieder wählen zu lassen, eigenmächtig ihre Regierungsgewalt bei und waren also seitdem Tyrannen in jedem Sinne des Wortes.

Lange konnte jedoch eine ungesetzmäßige Regierung, die immer mehr in eine Schreckensherrschaft ausartete und doch zu ihrer Verteidigung keine bewaffnete Macht besaß, sich unmöglich halten. Sie wurde noch in demselben Jahre durch die beiden Heere gestürzt, welche die Zehnmänner bei einem Angriff der Äquer und Sabiner hatten aufbieten müssen. Die von einigen der Decemvirn befehligten und mit übergroßer Strenge behandelten Truppen waren in allen Kämpfen unglücklich. Als nun die Gewaltherrscher gar den Sicinius Dentatus, den einzigen Mann, der die Ehre der römischen Waffen durch außerordentliche Tapferkeit gerettet hatte und eine Zierde des plebejischen Standes war, dem er angehörte, wegen seiner Freimütigkeit auf eine schändliche Weise ermorden ließen, steigerte sich der Unmut der Soldaten aufs höchste. Während so im Lager jeden Augenblick ein Aufruhr auszubrechen drohte, beging Appius Claudius, welcher in der Stadt zurückgeblieben war, einen noch schlimmeren Frevel, als die Ermordung des Sicinius gewesen war. Virginia, eine ausgezeichnet schöne Jungfrau, reizte seine Begierden: sie war die Tochter des Virginius, eines tapferen Offiziers, und die Verlobte des Icilius, der sich früher als Volkstribun Verdienste erworben hatte. Ihr Vater hatte sie, als er mit dem Heere auszog, einem nahen Anverwandten übergeben. Um sich ihrer zu bemächtigen, ersann Appius Claudius eine schändliche Kabale. Einer seiner Klienten mußte vor seinem Richterstuhle mit der Behauptung auftreten, Virginia sei eine ihm zugehörige Sklavin: Appius Claudius sprach sie seinem Klienten zu: und Virginia würde sogleich in das Haus desselben abgeführt worden sein, wenn nicht ihr Bräutigam alles aufgeboten hätte, um sie zu retten. Die bedenkliche Stimmung des von diesem aufgereizten Volkes nötigte den wollüstigen Tyrannen, seinen Spruch dahin abzuändern, daß Virginia ihren Verwandten einstweilen zurückgegeben und die Ankunft des Vaters, der sich im Lager beim Heere befand, bis zum nächsten Tage abgewartet werden solle. Er ließ sogleich durch einen Boten seine Kollegen bitten, Virginius an der Rückkehr nach Rom zu hindern; noch ehe aber jener im Lager erschien, hatte dieser bereits Kenntnis von der Sache erhalten und war nach Rom geeilt. Appius Claudius suchte sich jetzt auf eine andere Weise zu helfen: er ließ falsche Zeugen vor seinem Richterstuhle auftreten, und trotz aller Bemühungen des Virginius und seiner Verwandten wurde das unglückliche Mädchen dem Klienten des Tyrannen als Sklavin zugesprochen. Vergebens rief der verzweifelnde Vater das

zahlreich versammelte Volk um Schutz und Hilfe an: Appius Claudius gebot seinen Liktoren, Gewalt zu gebrauchen. Die Menge ließ sich schrecken, Virginius aber faßte mit echt römischem Geiste den Entschluß, seine Tochter, die er nicht mehr retten konnte, durch den Tod vor der Schande zu bewahren. Er bat den Tyrannen um die Erlaubnis, noch einige Worte mit ihr zu sprechen, ehe sie ihm für immer entrissen würde, führte sie dann an eine nahe stehende Fleischerbude, ergriff hier ein Messer und durchbohrte sie.

Mit Entsetzen sah das Volk die unglückliche Virginia durch die Hand ihres eigenen Vaters sterben. Von Virginius und Icilius zur Rache aufgerufen, stürzte die Menge auf die Liktoren des Wüterichs los, und dieser sah sich genötigt, in einen Tempel zu fliehen. Der von einem seiner Kollegen zusammengerufene Senat sprach sich gegen die Empörung aus. Diese wäre daher gewiß wieder unterdrückt worden, wenn nicht Virginius und Icilius sich schnell zu den beiden Heeren begeben und dieselben zu gewinnen gewußt hätten. Von den beiden Männern geführt, zogen sie gegen Rom und besetzten den Aventinischen Hügel. Nun stand das römische Volk wieder, in zwei feindliche Hälften geschieden, in Waffen sich gegenüber. Der Senat schickte eine Botschaft an die beiden vereinigten Heere ab, diese wiesen aber die Gesandten zurück und erklärten, sie würden keine anderen Senatoren zur Unterhandlung vor sich lassen, als die beiden Männer, welche seither allein der unrechtmäßigen Gewalt der Zehnmänner sich zu widersetzen gewagt hätten. Diese waren Lucius Valerius Potitus, ein Enkel des Valerius Publicola, und Marcus Horatius Barbatus. Jedes der beiden Heere wählte sich hierauf eine aus 10 Tribunen bestehende, leitende Behörde und zog dann unter Anführung derselben nach dem Heiligen Berg. Die Patrizier beschlossen anfangs, aller Drohungen ungeachtet, die Decemvirn zu schützen, Valerius und Horatius weigerten sich aber, Unterhändler zwischen Volk und Senat zu sein, solange die unrechtmäßige Gewalt fortdauere. Erst als die Plebs Anstalten zu einer förmlichen Trennung von Rom machte, gaben die Patrizier nach und gestanden die Aufhebung des Decemvirats zu. Das Heer kehrte hierauf nach dem Aventinischen Hügel zurück und erwählte hier unter dem Vorsitze des Pontifex maximus oder Oberpriesters 10 Volkstribunen, unter welchen sich auch Virginius und Icilius befanden. Diese Tribunen unterhandelten mit dem Senat: und auf ihren Antrag wurde die alte Verfassung wiederhergestellt, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß künftighin die Entscheidungen der Tributkomitien vollkommen gesetzliche Kraft haben sollten.

Valerius und Horatius, welche nach der Aufhebung des Decemvirats zu Konsuln erwählt wurden, ließen diese Bedingung und einige

andere für die Plebejer wichtige Bestimmungen durch die Volksversammlungen zu förmlichen Gesetzen machen. Nach diesen sogenannten Valerisch-Horatischen Gesetzen waren die Beschlüsse der Tribusversammlungen für alle Teile des römischen Volks bindend; außerdem ward aber noch verfügt, daß kein Beamter mehr eingesetzt werden dürfe, von dessen Geboten keine Berufung an das Volk stattfinden könne, und daß jeder, der ein solches Amt einsetze, sich des Todes schuldig mache und in die Acht verfalle. Appius Claudius und derjenige seiner Kollegen, der sich am meisten zu seinem Werkzeuge hergegeben hatte, wurden vor das Gericht der Volksversammlung geladen: beide entleibten sich im Gefängnis. Die übrigen wurden aus Rom verbannt (449 v. Chr.).

An dieser so ausführlichen, in alle Einzelheiten so genau eingehenden Erzählung mag manches der Sage angehören, die sich in Zeiten, wo noch keine gewissenhafte und kritische Geschichtschreibung Wahres und Falsches sonderte, leicht an jedes bedeutende geschichtliche Ereignis knüpft und seinen wirklichen Zusammenhang verdeckt und unkenntlich macht. Soviel aber ist gewiß, daß die Decemviralgesetzgebung mit einem entscheidenden Siege der Plebejer endigte. Neben den Tribunen hatten sie den weiteren Rechtsschutz, der in einer geschriebenen unverrückbaren Gesetzgebung liegt, an welche die Magistrate gebunden waren, und die Tributkomitien waren aufs neue in ihren gesetzgeberischen Rechten anerkannt.

V. Vom Ende des Decemvirats

bis auf die völlige Gleichstellung der Patrizier und Plebejer.

1. Innere Angelegenheiten bis zum gallischen Krieg.

Durch die Gesetzgebung der zwölf Tafeln und die wenige Jahre nachher durch ein Gesetz des C. Canulejus (445 v. Chr.) erlangte Beseitigung der Hindernisse, welche Heiraten zwischen Patriziern und Plebejern verboten, war die Schranke gebrochen, durch welche das römische Volk seither in zwei schroff sich entgegenstehende Stände geschieden gewesen war. Die Herbeiführung einer vollkommenen staatsbürgerlichen Gleichheit beider war nun nicht mehr abzuwehren, und sie trat, wiewohl nicht ohne einen weiteren hartnäckigen Kampf in der nächsten Zeit, nach und nach ein. Die Plebejer und ihre Tribunen wußten, ohne Blutvergießen und ohne eigentliche Gewaltthätigkeit, den Patriziern ein Vorrecht nach dem anderen zu entreißen, sie gingen auf der einmal eröffneten Bahn Schritt vor Schritt weiter, bis endlich, ungeachtet die alten Volksabteilungen und zum Teil auch ihre Rechte beibehalten wurden, eine ganz neue Staatsform fertig dastand. Diese Umgestaltung der Verfassung hing übrigens mit dem persönlichen Charakter der Tribunen, welche sie durchsetzten, ebenso zusammen, wie die Entwickelung der athenischen Demokratie mit dem eines Klisthenes, Perikles und anderer Staatsmänner. Nur war in der älteren Zeit der römischen Republik der Ehrgeiz aller Tribunen und die Triebfeder ihrer Handlungen sehr verschieden von denjenigen, welche die Tribunen der späteren Zeit leiteten. Diese letzteren arbeiteten nur für sich oder für die Häupter einer bestimmten Partei, die ersteren aber für ihren Stand. Darin liegt auch der Grund, warum in jener früheren Zeit, nachdem man einmal die Vorrechte der Patrizierkaste vernichtet und

das Recht der freien Abstimmung über allgemein verbindende Gesetze erlangt hatte, vom Volke selbst keine heftigen Bewegungen mehr ausgingen, sondern nur noch solche Unruhen, die von jedem republikanischen Verfassungsleben unzertrennlich sind. Es bildete sich nämlich aus den reicheren plebejischen Familien eine neue Aristokratie, und diese hatte ein gemeinschaftliches Standesinteresse, durch welches sie einerseits zur Erkämpfung weiterer Rechte angetrieben wurde, andererseits aber auch, wie wir sehen werden, bewirkt ward, daß die römische Verfassung, trotz aller scheinbaren demokratischen Gleichheit, ein sehr stark ausgesprochen aristokratisches Gepräge beibehielt.

Die erste Stufe, auf welcher diese plebejische Aristokratie zur Gleichberechtigung mit dem alten Adel emporstieg, war die Veränderung der Form des Konsulats. In demselben Jahre nämlich, in welchem die Plebejer die Aufhebung des Verbots der Ehe zwischen den beiden Ständen durchsetzten (445 v. Chr.), drangen sie mit solchem Nachdruck auf die Zulassung zum Konsulate, daß die Patrizier nicht länger widerstehen konnten und deshalb auf Mittel dachten, wenigstens die Form und den Schein zu retten, um unter günstigeren Umständen auch die Sache wiedererlangen zu können. Es wurde festgesetzt, daß in den Centuriatkomitien fürs nächste Jahr statt der beiden Konsuln sechs Militärtribunen mit konsularischer Gewalt gewählt werden und Männer aus beiden Ständen zu dieser Würde berechtigt sein sollten. In den nächsten 80 Jahren wurden nun bald solche Militärtribunen, bald Konsuln ernannt, je nachdem die Umstände für die Plebejer günstig oder ungünstig waren. Die Zahl der konsularischen Militärtribunen war schwankend und betrug drei, vier, sechs oder acht; auch wurden sie keineswegs immer zur Hälfte aus den Plebejern gewählt, sondern die Patrizier wußten es sogar nicht selten zu bewirken, daß die Militärtribunen eines Jahres insgesamt ihrem Stande angehörten, und nur zweimal bildeten Plebejer die Mehrzahl derselben. Die Patrizier suchten also auf jede Weise ihre Vorrechte zu behaupten, allein alle ihre Bemühungen blieben am Ende doch erfolglos: sobald die Plebejer einmal, selbst ohne wirklich Konsuln zu werden, zur höchsten Würde im Staate zugelassen worden waren, mußten sie im natürlichen Entwickelungsgang der Verhältnisse zuletzt auch zum Konsulat selbst gelangen.

Die Patrizier, welche dies voraussahen, halfen sich damit, daß sie dem Konsulate von Zeit zu Zeit einen Teil seiner Machtbefugnisse entzogen und dann neue, nur ihnen zugängliche Ämter bildeten. Sie schufen zuerst die Censur oder das Amt der Censoren (443 v. Chr.). Dieses Amt vereinigte, dem von den Sabinern herkommenden Gebrauche gemäß, die Aufsicht über die Sitten der Bürger mit der Militär-

disziplin, der Besteuerung und einem großen Teil der eigentlichen Administration. Der wichtigste Teil des Censorenamtes war die Schätzung der Bürger, weil diese nicht allein mit dem ganzen Finanzwesen des Staats zusammenhing, sondern auch mit der bürgerlich-militärischen Einteilung nach Centurien und dem darauf beruhenden Anteil eines jeden Bürgers an der Politik. Die Verbindung dieses wichtigen Geschäfts der Censoren mit der Sittenaufsicht erklärt sich leicht daraus, daß in einem republikanischen Staate, in welchem das Staatswesen noch nicht, wie bei uns, eine Art von Mechanismus geworden war und ganz auf bestimmten Formen und geschriebenen Gesetzen beruhte, die Erhaltung der alten Religion und Sitte eine Hauptstütze des Ganzen war. Man muß daher auch bei der den Censoren obliegenden Aufsicht über die Sitten weniger an unseren Begriff von Moral denken, als vielmehr an dasjenige, was wir Nationalcharakter, altherkömmliche Sitte und ererbte Vorstellungen von den Verhältnissen und Pflichten des Privatlebens nennen. Übrigens ward die Errichtung der Censur nicht bloß durch den Streit um die Standesvorrechte veranlaßt, sondern der Gang der Dinge selbst mußte die Römer auf sie führen. Da nämlich jene Streitigkeiten die ganze Aufmerksamkeit der Konsuln in Anspruch nahmen, so waren diese öfters nicht im Stande gewesen, die so wichtige Zählung und Schätzung des Volkes oder den sogenannten Census vorzunehmen. Außerdem wurden die Konsuln aber auch durch ausgedehnte Verwickelungen im Staatsleben, sowie durch die beständigen Kriege immer mehr in Anspruch genommen. Es war daher natürlich, daß man den Census und alle mit demselben verbundenen Geschäfte vom Konsulate trennte und daraus ein neues Amt bildete; und die Errichtung desselben beweist ebenso, wie die ganze Entwickelungsgeschichte des römischen Staats, daß man in Rom stets darauf bedacht war, die Staatseinrichtungen den veränderten Umständen anzupassen. Ebenso natürlich war es, daß man dieses wichtige Amt nur solchen Männern übertrug, welche bereits einmal das Konsulat verwaltet hatten, und daß dasselbe also anfangs bloß den Patriziern zugänglich war.

Die Censoren, zwei an Zahl nach demselben Prinzip, welches wir bei den Konsuln und den andern Magistraten beobachtet sehen, wurden gleich diesen in den Centuriatkomitien erwählt und zwar nur alle fünf Jahre, weil dies der Zeitraum war, innerhalb dessen immer ein Census gehalten werden mußte. Anfangs blieben sie auch fünf Jahre hintereinander im Amte. Dies konnte aber die republikanische Eifersucht nicht lange zugeben: schon neun Jahre nach der Errichtung der Censur wurde das Gesetz erlassen, daß die Censoren ihr Amt nur 18 Monate lang bekleiden durften. Übrigens wurden später nicht gerade

alle fünf Jahre neue Censoren gewählt, und oft ließ man auch nicht einmal fünf Jahre verfließen, ehe man neue ernannte. Die Censoren erledigten gleich nach dem Antritt ihres Amtes ihr Hauptgeschäft, indem sie auf dem Marsfelde die Schätzung des römischen Volks und die damit verbundene Heerschau über die Bürgermacht vornahmen. Alle Bürger erschienen bewaffnet und einer nach dem anderen gab vor den Censoren sein Vermögen an, worauf er, je nachdem sein Wohlstand seit dem letzten Census zu- oder abgenommen hatte, von neuem in das Steuerregister eingetragen, in die bestimmte Vermögensklasse eingewiesen wurde. Jeder mußte Namen, Alter und Wohnung, sowie Namen und Alter seiner Frau, die Zahl seiner Kinder, seiner Sklaven, seiner Güter und seines Viehstandes angeben. Alles dies mußte er mit einem Eide bekräftigen, und wenn eine seiner Angaben sich als falsch erwies, so wurde er mit Einziehung seiner Güter und mit dem Verluste der Freiheit bestraft. Wer sich gar nicht stellte, verlor das Bürgerrecht. Aus den gemachten Angaben bildeten die Censoren das Steuerregister und die Verzeichnisse der Bürger jeder Klasse, Centurie und Tribus. Außer dem Census hatten die Censoren auch die Verwaltung und Verpachtung der Staatsdomänen, sowie die Oberaufsicht über die Herstellung von Heerstraßen und Wasserleitungen und über das öffentliche Bauwesen überhaupt.

Die Sorge für die Erhaltung der alten Sitten und Gesinnungen gab dieser Magistratur eine Macht und ein Ansehen, welche um so größer waren, je weniger die Würde ihres Amtes, gleich der des Konsulats, eines militärischen Kommandos und äußerer in die Augen fallender Abzeichen zu bedürfen schien. Sie prüften den Lebenswandel und den Ruf jedes Einzelnen und hatten das Recht, über alle Klassen der Bürger Ehrenstrafen zu verhängen, deren Zweck die Ausrottung aller derjenigen Vergehen und übeln Gewohnheiten war, die das Familien- und Staatsleben beeinträchtigten. Sie konnten einen Unwürdigen aus dem Senate ausstoßen, jedoch nur für die Dauer von fünf Jahren, da die nachfolgenden Censoren den Ausgestoßenen wieder aufnehmen durften. Ebenso konnten sie einen Ritter vom Ritterstande ausschließen, indem sie ihm bei der Musterung befahlen, sein Pferd zu verkaufen. Wollten sie einen Bürger bestrafen, der weder zu den Rittern noch zu den Senatoren gehörte, so versetzten sie ihn aus einer vornehmeren Tribus in eine geringere. Die sogenannten ländlichen Tribus galten nämlich für angesehener, weil sie den wohlhabenden und gebildeten Teil der Nation enthielten, während die vier städtischen aus den Vermögenslosen und Freigelassenen bestanden. Ein Bürger der letzteren Klasse wurde dadurch bestraft, daß die Censoren ihn aus dem Verzeichnis der Tribus und Centurien ganz ausstrichen, was den Ver-

lust des aktiven Bürgerrechts und eine willkürliche Besteuerung zur Folge hatte. Solche Bürger hießen Ärarier oder Cäriten. Auch für sie galt dasselbe, was eben von der Bestrafung der Senatoren und Ritter gesagt worden ist: sie konnten nach fünf Jahren durch die neuen Censoren wieder in ihre früheren Rechte eingesetzt werden. Übrigens wurde durch die Censur in Rom die alte Sitte und Strenge lange Zeit mit ebendem Glücke bewacht, als dies in neueren Zeiten in Genf fast drei Jahrhunderte hindurch geschehen ist: nur mit dem Unterschiede, daß bei den Römern bloß von einer bürgerlichen Aufsicht die Rede war, in Genf dagegen ein geistliches Gericht bestand, welches die eigentliche Religion und Moralität, sowie das häusliche Leben im alten Zustande zu erhalten suchte. Solange jene Aufsicht der Censoren sich mit den äußeren Verhältnissen des Staats vertrug, entsprach sie ihrem ursprünglichen Zwecke. Sobald dies aber nicht mehr der Fall war, betrachtete das Volk die Sittenaufsicht nur als Nebensache des Censorenamts, und die Censoren selbst, welche in früherer Zeit meist tadellose und erprobte Männer waren, bedienten sich seitdem ihrer Macht im persönlichen oder im Parteiinteresse.

Bald nach der Einführung der Censur trat in Rom ein Ereignis ein, welches zwar zunächst keine bedeutenden Folgen hatte, aber doch insofern von Wichtigkeit ist, als es deutlich zeigt, wie sehr die Patrizier es sich angelegen sein ließen, auf jede Weise den aufstrebenden Ehrgeiz des neuen plebejischen Adels zurückzuschrecken. Als im Jahre 440 v. Chr. bei einer Hungersnot viele ärmere Bürger großen Mangel litten, nahm sich ein reicher Privatmann, der plebejische Ritter Spurius Mälius, seiner Mitbürger an. Er ließ Getreide in Etrurien aufkaufen und dasselbe teils unentgeltlich, teils zu niedrigen Preisen an die Armen verteilen. Dies verschaffte ihm einen großen Anhang im Volke, erregte aber zugleich auch Eifersucht und Argwohn bei den Patriziern. Es verbreitete sich, entweder durch diese veranlaßt oder zufälligerweise, das Gerücht, Mälius strebe nach der königlichen Herrschaft, habe aus diesem Grunde sich durch seine Getreideaustellungen die Gunst des großen Haufens zu erwerben gesucht und halte in seinem Hause viele Waffen verborgen. Der Senat ernannte den hochbejahrten Cincinnatus zum Diktator, und als Mälius vor dessen Richterstuhl auf das Forum geschleppt, hier aber vom Volke befreit ward, stürzte sich der Magister equitum, Servilius Ahala, unter die Menge und stieß den Angeklagten vor den Augen des Volkes nieder. Hierauf ließ der Diktator das Haus des Mälius als Wohnung eines Hochverräters niederreißen.

Alle solche Maßregeln konnten nur vorübergehend wirken. Die einmal begonnene Herstellung der politischen Gleichberechtigung der

Patrizier und der Plebejer, das heißt der Sache nach des allmählich sich bildenden plebejischen Adels mit dem alten patrizischen, ging ihren Gang fort, und die vornehmen plebejischen Familien wußten den Patriziern immer mehrere ihrer Sonderrechte zu entreißen. Der nächste Schritt zur völligen Gleichheit der Stände war die Zulassung der Plebejer zur Quästur oder zu derjenigen Magistratur, von welcher man unmittelbar zu den höheren Ämtern des Staates gelangte. Die Quästoren waren die Aufseher und Verwalter der Staatskasse, führten über Einnahme und Ausgabe Rechnung, besorgten den Verkauf der Kriegsbeute und repräsentierten den Senat bei fremden Gesandten, deren gastliche Aufnahme und Verpflegung sie aus der Staatskasse bestritten, und für welche sie die gebräuchlichen Geschenke beschaffen ließen. Ihr Geschäft war natürlich sehr weitläufig und mit vielen mechanischen Arbeiten verbunden, weswegen sie ebenso, wie andere Beamten, ganze Bureaus von Schreibern und Rechnern hatten. Auch mußte ihre amtliche Thätigkeit mit jeder Vergrößerung des Staates an Umfang zunehmen und immer verwickelter werden. Daher kommt es denn auch, daß ihre Zahl, welche ursprünglich nur zwei betrug, nach und nach bis auf zwanzig, ja zu Cäsars Zeit sogar bis auf vierzig vermehrt ward. Früher waren die Quästoren immer von den Konsuln ernannt worden und mithin bloße Unterbeamte derselben gewesen. Schon zwei Jahre nach der Abschaffung des Decemvirats aber hatte man die konsularische Gewalt dadurch geschwächt, daß man die Quästur für eine von den Konsuln unabhängige und gleich den anderen Ämtern vom Volke jährlich zu vergebende Würde erklärte: zwanzig bis dreißig Jahre später (421 v. Chr.), als die Zahl der Quästoren auf vier erhöht wurde, setzten die Plebejer den Beschluß durch, daß dieses Amt auch von Leuten ihres Standes bekleidet werden dürfe.

2. Äußere Angelegenheiten bis auf den Krieg mit Veji.

Eine der wichtigsten Folgen der durch das Decemvirat und die Valerisch-Horatischen Gesetze bewirkten Veränderung im römischen Staatswesen war das schnelle Wachsen des Staates nach außen und die auffallend starke Vermehrung seiner inneren Kraft. Die zunehmende Macht des plebejischen Adels und der dadurch zwischen ihm und den Patriziern entstehende Wetteifer trugen vorzugsweise zur Entwickelung des patriotischen Mutes der Römer und zum Gedeihen ihrer auswärtigen Unternehmungen bei. Den Rang, welchen vorher die Geburt allein gegeben hatte, konnte seit jener Änderung der einzelne Patrizier sich nur durch Tapferkeit, Mäßigkeit, Ausdauer, Rechtlichkeit und Klug-

heit erwerben und sichern; alle diese Tugenden aber wurden durch Kriege entwickelt und genährt, welche von Plebejern und Patriziern in gleich hohem Grade gewünscht wurden: von beiden, weil sie durch kriegerische Verdienste allein größeres Ansehen erlangen konnten, von den Patriziern insbesondere aber darum, weil sie nur durch Kriege sich Ruhe vor den Tribunen und dem von diesen aufgereizten Volke verschaffen und sich im erblichen Besitz des Anrechts auf die Ehrenstellen des Staates behaupten konnten. Dies machte den Senat jener Zeiten so ehrwürdig, die Anführer der Heere so wachsam und thätig und erfüllte die plebejischen Familien mit so regem Eifer, sich doppelt um den Staat verdient zu machen, um diejenigen, die im Besitze der Macht waren, aus den Ehrenstellen zu verdrängen; machte sie eifrig, zu erwerben und zu sparen, um ihnen an Vermögen gleichzukommen.

So hing also die erobernde Richtung, welche das römische Volk von dieser Zeit an immer entschiedener einschlug, und die dasselbe zuletzt zur Weltherrschaft führte, eng mit jenen Zwistigkeiten und Kämpfen zusammen, durch welche Roms Verfassung sich entwickelte. Beides wirkte fortan zusammen, um die Nation zugleich zu jener inneren Kraft und jener äußeren Macht zu führen, welche beide ein Gegenstand der Bewunderung für die Nachwelt geworden sind. Diese doppelte Thätigkeit des römischen Volkes hat der Geschichte seiner früheren Jahrhunderte ihren eigentlichen Reiz und ihren vorherrschenden Charakter gegeben. Beide Stände waren einig und suchten einander durch kriegerische Verdienste zu überbieten, so oft ein auswärtiger Feind den Staat bedrohte, und diesen auswärtigen Feinden war die durch den ewigen inneren Streit nicht, wie man erwarten sollte, gelähmte, sondern vielmehr gesteigerte Kraft stets furchtbar: sobald dann der Krieg zu Ende war, begann die innere Bewegung, der Kampf der Parteien wieder, und dieser hielt dann auch mitten im Frieden alle Bürger wach und rege und erlaubte keinem, sich auf dem Polster der Weichlichkeit zu betten.

Dieser Geist des römischen Volkes und seines damaligen Lebens gewährte auch den Eroberungen, die man gemacht, eine größere Sicherheit und Festigkeit, als denselben durch irgend eine Art von äußeren Verteidigungsmitteln hätte erwachsen können. Doch fehlte es auch an diesen nicht. Dies zeigte sich besonders in der Einrichtung der römischen Kolonieen, deren Beginn bis in die frühesten Zeiten hinaufreicht. Während bei den Griechen die Pflanzstädte gleich bei der Gründung von der Mutterstadt sich völlig trennten und, um diese Unabhängigkeit zu sichern, mit einer gewissen Vorliebe die entlegensten Gegenden aufsuchten, blieben dagegen die zu einer Ansiedelung ausgesandten römischen Bürger fortwährend ein Teil des Staates und der Bürger-

schaft von Rom, und die Römer legten daher auch erst in späteren Zeiten und bei ganz veränderten Verhältnissen Kolonieen außerhalb Italiens an. Auf diese Weise vermehrte sich mit der Zunahme des römischen Gebiets die Zahl der römischen Bürger, ohne daß die Bevölkerung der Stadt selbst übermäßig schnell sich vergrößert hätte. Die römischen Kolonieen hatten außerdem auch eine große militärische Bedeutung. Sie bildeten das Mittel, durch welches man sich den Besitz des eroberten Landes auf eine leichte und wirksame Weise sicherte. Sie dienten nicht bloß, wie unsere Festungen, zur Verteidigung des Reiches gegen äußere Feinde, sondern waren militärische Posten, durch welche die Unterworfenen in Abhängigkeit erhalten wurden. Die Bewohner derselben, welche als römische Bürger mit der Hauptstadt in der innigsten Verbindung blieben, waren wie alle Römer Soldaten und Bürger zugleich, sie wurden außerdem schon durch ihr eigenes Interesse getrieben, jede bedenkliche Bewegung unter den Besiegten niederzuhalten, und erforderten nicht, wie unsere Besatzungstruppen, Unterhaltungskosten von seiten des Staates, da sie außer den Gütern, die man bei der Gründung der Kolonie ihnen angewiesen hatte, und von deren Ertrage sie lebten, nichts erhielten.

Ebendieselbe Klugheit, welche die Römer bei der Aussendung ihrer Kolonieen leitete, ebenderselbe politische Takt, mit dem sie alles den Umständen anzupassen verstanden, zeigt sich auch in der Einrichtung und stufenmäßigen Entwickelung ihres Heerwesens. Es scheint uns jedoch besser, diese letztere erst später anzudeuten, um die Darstellung der allmählichen Bildung der römischen Staatsverfassung nicht mehr, als nötig ist, zu unterbrechen. Wir geben daher auch nur kurzen Bericht über die Kriege, welche Rom nach dem Sturze des Decemvirats bis zur Eroberung von Veji führte. Im Jahre 493 hatte Rom ein enges Bündnis mit den Latinern geschlossen, dem im Jahre 486 ein ähnliches mit dem Volke der Herniker folgte. Dieser Waffenbund war gegen die Angriffe der Äquer, der Sabiner und der Volsker gerichtet, von welchen die drei verbündeten Völker gleichmäßig bedroht und mit häufigen Plünderungszügen heimgesucht wurden. Seit der wachsenden Einigung im Innern infolge der Decemviralgesetzgebung aber ging der Angriff an die Römer und ihre Bundesgenossen über: die Sabiner, wie die Äquer und Volsker wurden durch entscheidende Niederlagen überwältigt und gegen das Ende des fünften Jahrhunderts v. Chr. reichte das Gebiet der Römer im Osten bereits über die Mitte von Italien hinaus bis an die Ostgrenze des sabinischen Landes und bis an den Fucinischen See oder den Lago di Celano. Dagegen lag die nördliche Grenze des römischen Staates der Stadt Rom noch sehr nahe; hier hemmten die etruskischen Städte Fidenä, Falerii und Veji die

Fortschritte der römischen Waffen, und gegen sie wandte sich deshalb nach der Besiegung der Äquer und Volsker zunächst die kriegerische Kraft des römischen Staats.

3. Der letzte Krieg gegen Veji.

Der Krieg mit Veji, welcher zuerst begonnen wurde, hat eine dreifache Bedeutung: seine glückliche Beendigung machte den Römern zuerst Etrurien und den Norden von Italien zugänglich; die Erzählungen von demselben gehörten zu den wichtigsten Sagen der späteren Römer, erfüllten dieselben mit Enthusiasmus für ihre Nationalgeschichte und sind dadurch, obgleich sie sehr ausgeschmückt wurden, für die Nachwelt der wirklichen Geschichte gleich geworden; in diesem vejentischen Kriege endlich hat der römische Senat zum erstenmal die Kunst bewiesen, das Interesse der regierenden Klasse, Krieg und Eroberung, mit dem Interesse der Regierten, Frieden und Brot, zu verbinden, und da auf dieser Kunst zum Teil die nachherige Größe Roms beruhte, so hat dies jenen Krieg, obgleich er mit einer bloßen einzelnen Stadt geführt ward, ganz besonders folgenreich gemacht.

Früher hatte Rom auch den etruskischen Städten gegenüber ebenso, wie in Latium, ein hohes Ansehen behauptet. Dieses hatte sich später verloren, und das der Stadt Rom ganz nahe gelegene Veji bildete ein, die Erweiterung des römischen Gebiets hemmendes Bollwerk, weil es ungeheure Mauern hatte und durch dieselben, wie durch seine günstige natürliche Lage gegen jeden Angriff, der ohne Kriegsmaschinen und ohne eine, nur stehenden oder bezahlten Heeren mögliche langjährige Belagerung unternommen wurde, geschützt war. Immer wieder sich erneuernde Kriege zwischen diesem Vorort des südlichen Etruriens und dem Vorort der latinischen Nation waren unvermeidlich. Veji war aber ein im Sinken begriffener, Rom dagegen ein neu gebildeter und jugendlich kräftiger Staat, der sich immer mehr erhob und wegen seiner inneren Kraft und seiner kriegerischen Richtung zu den Völkern Italiens in demselben Verhältnis stand, wie etwa Sparta zu den griechischen, nur mit dem Unterschied, daß es nicht, wie dieses, sich eine lange Zeit hindurch defensiv verhielt, sondern gleich von Anfang an angreifend und erobernd auftrat. Zum Unglück für die etrurische Stadt waren außerdem noch zu derselben Zeit, als Rom nach und nach völlig in einen militärisch aristokratischen Staat umgewandelt ward, von den drei etruskischen Föderationen, von welchen sie als verwandten Mächten eine kräftige Hilfe hätten erwarten können, zwei bereits untergegangen, die dritte aber war gerade damals nicht im stande, den Stammesgenossen gegen den gemeinschaftlichen Feind beizustehen. Der lombardische Bund

der Etrusker nämlich war schon längst den gallischen Horden, der kampanische kurz vorher den Samniten erlegen, und als die Römer Veji angriffen, waren ebendieselben Barbaren auch in das eigentliche Etrurien entweder bereits eingebrochen oder drohten doch jeden Tag einzubrechen.

Beim Beginn des letzten Krieges mit Veji hatte Rom die oben angedeutete Maßregel ergriffen, welche unter den damaligen Umständen seine Kriegsmacht zur furchtbarsten des ganzen westlichen Europas machen mußte. Es ward nämlich damals (405 v. Chr.) zuerst ein allgemeiner Sold für das ganze am Kriege teilnehmende Fußvolk eingeführt, während früher unter den Königen nur deren Garden besoldet worden waren und nach ihrer Zeit das Heer entweder gar nicht oder nur teilweise und vorübergehend eine Löhnung meist in Form von Anteilen an der Kriegsbeute oder in einzelnen Fällen von Anweisung eroberter Ländereien erhalten hatte. Die Reiterei, welche nicht sehr stark war und bloß aus den vermögenden Bürgerklassen genommen wurde, erhielt erst in viel späterer Zeit regelmäßigen Sold. Diese wichtige Maßregel, durch welche die römische Bürgermacht in den Sold des Staates genommen wurde, gab derselben ein noch größeres Übergewicht über die Heere der übrigen italischen Staaten, als sie schon früher durch den in der römischen Republik herrschenden Geist errungen hatte; denn der Römer konnte jetzt ohne Nachteil für sein Gewerbe und seine häuslichen Angelegenheiten öfter und auf längere Zeit in den Krieg ziehen, und das Heer war namentlich, worauf bei einem Kriege mit einer so starken Festung, wie Veji war, alles ankam, in den Stand gesetzt, selbst den Winter über im Felde zu bleiben und den Platz ganze Jahre hindurch umzingelt zu halten.

Dieser letzte Krieg um Veji währte zehn Jahre (von 405 bis 396 v. Chr.) und ist in militärischer Hinsicht besonders dadurch merkwürdig, daß in demselben die Römer zum erstenmal eine förmliche Belagerung in größerem Stil unternahmen. Die Vejenter zogen sich nämlich, weil sie im offenen Felde den Römern nicht gewachsen waren, hinter ihre gewaltigen Mauern zurück und wurden dort, wie es heißt, zehn Jahre hindurch ohne Unterbrechung belagert. Diese langjährige Dauer der Belagerung ist, wie alles, was sonst noch von den einzelnen Begebenheiten des letzten Krieges mit Veji erzählt wird, eine Ausschmückung der überlieferten Sage, die man nicht auf ihren historischen Gehalt zurückzuführen vermag. Überhaupt ist diese Belagerung in den Chroniken der Römer ganz ebenso behandelt worden, wie die messenischen Kriege in den Geschichtsbüchern der Griechen: und es ist hier wie dort unmöglich, die Sage ihres poetischen Gewandes zu entkleiden. Ja, die römischen Erzählungen von der Eroberung und Zerstörung von Veji

erinnern sogar aufs lebendigste an die epischen Darstellungen des trojanischen Krieges, und vielleicht dürfte man die Annahme einer zehnjährigen Dauer der Belagerung und manche Einzelheit derselben geradezu daraus erklären, daß in den Augen der Nachkommen Veji als das Troja der römischen Zeit angesehen und seine Zerstörung mit der von Troja verglichen wurde.

Im dritten Jahr des Krieges begannen die Römer die eigentliche Belagerung, sie warfen rings um die Stadt einen Damm auf, der durch hölzerne Wände gegen das Zerfallen geschützt ward: von diesem aus wurden die Mauern der Stadt und die auf ihnen stehenden Feinde angegriffen. Als der Herbst kam und die Angriffe noch nichts gefruchtet hatten, beschlossen die Römer zum erstenmal in ihrer Geschichte, auch den Winter über im Felde zu bleiben. Ein glücklicher Ausfall, den die Vejenter machten, vereitelte jedoch bald alle Anstalten der Belagerer, diese wurden zurückgeschlagen, das Holzwerk ihres Dammes verbrannt und dieser selbst dem Erdboden gleich gemacht. Das Glück der Vejenter ermunterte die benachbarten Capenaten und Falisker, die Bewohner von Falerii, auch ihrerseits die Waffen zu ergreifen und ihren Landsleuten Hilfe zu bringen. Dadurch ward einige Jahre hindurch der Wiederbeginn der Belagerung unmöglich gemacht. Die Römer führten den Krieg mit abwechselndem Glücke, bis sie endlich im Anfang des letzten Jahres desselben durch die Capenaten und Falisker eine blutige Niederlage erlitten, welche eine schlimme Wendung herbeizuführen drohte. Dies bewog den Senat, die größten Anstrengungen zur Beendigung des Krieges zu machen und die Leitung desselben einem Diktator zu übertragen: für diese Vertrauensstellung wurde der Patrizier Marcus Furius Camillus, der schon vorher mehrmals ein Kommando gehabt hatte, ausersehen.

Das glückliche Ende des Krieges, welches Camillus herbeiführte, wird von der Sage auf mannigfache Weise poetisch ausgeschmückt. Namentlich hat man ein Wasserbauwerk, welches um jene Zeit ausgeführt ward, mit der Geschichte des vejentischen Krieges in Verbindung gebracht, um für Veji ebenso, wie für Troja, einen Schicksalsspruch zu erfinden. Der albanische See im Lande Latium nämlich ward in jener Zeit mit einem Abzugsstollen versehen, durch welchen die nahen fruchtbaren Niederungen bewässert werden konnten, und mittels dessen zugleich dem Übertreten des Sees vorgebeugt und die ganze Umgegend vor Überschwemmung bewahrt wurde. Dieses Werk ward in der Sage auf folgende Weise mit dem großen vejentischen Kriege in Zusammenhang gebracht. Die Römer wurden, heißt es, gegen das Ende des Krieges durch das plötzliche und außerordentlich starke Anschwellen des Albaner Sees, welcher über die ihn umgebende Bergwand floß, sehr

beunruhigt, weil sie nach ihren Religionsbegriffen alle ungewöhnlichen Naturerscheinungen für Vorzeichen dessen, was nach dem Willen der Götter geschehen sollte, ansahen. Sie ließen also das delphische Orakel durch Gesandte befragen und erfuhren sowohl von diesem, als auch von einem gefangenen etruskischen Zeichendeuter, es sei von alters her durch das Schicksal bestimmt, daß Veji nicht erobert werden könne, während der Albaner See seine Ufer überströme, daß aber Rom untergehen werde, sobald die Gewässer des Sees das Meer erreichten. Man begann also schnell das felsige Becken desselben zu durchbohren, damit der See nicht länger überfließe und das durch den Kanal herausgeleitete Wasser in der Niederung sich verteile. So ward der Spruch des Schicksals zu gunsten der Römer erfüllt.

Sobald Camillus das Kommando des römischen Heeres übernommen hatte, schlug er zuerst die Capenaten und Falisker in einer entscheidenden Schlacht und begann dann eine neue Belagerung der etrurischen Hauptstadt. Nachdem rings um sie her Schanzen aufgeworfen waren, ließ er einen Minengang graben, der in die Burg von Veji geleitet wurde und dort bis gerade unter den Tempel der Juno führte. Als der Gang bis auf den Durchstich des äußersten Endes fertig war, begab sich Camillus mit einem kleinen Teil des Heeres in denselben, die übrigen aber ließ er einen allgemeinen Sturm auf die Mauern der Stadt unternehmen. Die Vejenter, welche von dem unterirdischen Gange nichts gemerkt hatten, begaben sich insgesamt auf die Mauern, nur ihr König blieb mit den Priestern zurück, um im Tempel der Juno den Göttern zu opfern und ihren Beschluß zu erforschen. Die Römer vernahmen unter dem Boden den Spruch der Priester, daß dasjenige Volk siegen würde, dessen Bürger der Göttin das soeben niedergeschlagene Opfertier darbringen würden. Da brachen sie sogleich hervor, erschlugen die Anwesenden und opferten der Göttin. Dann besetzten sie Burg und Stadt und öffneten ihren Landsleuten die Thore. Plündernd und mordend durchzogen die Sieger die Stadt: sie machten unermeßliche Beute, und mit nie gesehenem Pompe feierte Camillus bei der Rückkehr nach Rom einen Triumph; er fuhr dabei auf einem Viergespann von weißen Rossen, wie nur Jupiter und der Sonnengott zu fahren pflegten. Dadurch beleidigte er beide Gottheiten und mußte bald nachher, wie einst Agamemnon, zur Sühne für die untergegangene Stadt großes Unglück erleiden. Wie auf diese Weise durch die Eroberung von Veji das Machtgebiet von Rom vermehrt ward, so bereicherte andererseits die Beute einer alten und reichen Stadt das römische Volk. Was aber das Wichtigste war, das Gebiet des römischen Staates ward durch die Besitznahme einer der fruchtbarsten Gegenden von Italien vermehrt, und das Hauptbollwerk, welches sie

seither gehindert hatte, in Etrurien Fuß zu fassen, war jetzt hinweggeräumt. Auch die Capenaten und Falisker wurden gleich nach Vejis Fall unter das römische Joch gebeugt.

Vor der Eroberung von Veji hatte Camillus dem delphischen Gotte den zehnten Teil der Beute gelobt, dies aber damals dem Heere nicht angekündigt. Als nach der Heimkehr der Soldaten von den Priestern erklärt wurde, jeder müsse bei Strafe des göttlichen Zornes ein Zehntel der von ihm gemachten Beute abliefern, waren die meisten nicht mehr im Besitze derselben und zürnten dem Feldherrn, dessen Stillschweigen eine so schwere Schuld auf ihre Häupter geladen habe. Gleich nachher trat Camillus als Vorkämpfer der Patrizier mit großer Heftigkeit gegen die Plebejer und ihre Tribunen auf. Da er nun mittels der gemachten Beute sein Haus prachtvoll verziert hatte und man in Rom damals an große Pracht noch nicht gewöhnt war, so benutzten dies die Tribunen, um ihn ins Verderben zu stürzen. Sie klagten ihn vor dem Volke an, daß er einen beträchtlichen Teil der Beute von Veji, welche dem Staatsschatze zugehöre, unterschlagen habe. Zu stolz, um die gehaßte Plebs als seinen Richter anzuerkennen, ging er lieber freiwillig in die Verbannung. Als er scheidend durch das Thor seiner Vaterstadt zog, bat er mit rachgierigem Sinne die Götter, sie möchten der undankbaren Stadt seine Abwesenheit recht bald fühlbar machen; dieses Gebet wurde erhört.

4. Der erste gallische Krieg der Römer.

Zur Unterwerfung von ganz Italien, zu der die Römer durch die Eroberung Vejis den ersten Schritt gethan hatten, war ihnen das Volk der Gallier behilflich, das bald nach dem vejentischen Kriege gegen Mittelitalien sich heranwälzte. Dieses Volk drohte anfangs dem römischen Staat verderblich zu werden, allein Rom ging zuletzt nicht allein siegreich aus dem Kampfe mit demselben hervor, sondern erweiterte auch gerade durch diesen Kampf und seine Folgen seine Macht und glänzte bald als die Retterin und das Haupt von Italien gegen die Barbaren. Gallische Scharen waren, wie oben erzählt worden, schon zur Zeit der römischen Könige in Oberitalien eingebrochen; sie hatten damals den etruskischen Staatenbund in der Polandschaft vernichtet und waren hierauf allmählich weiter nach Süden gerückt. Gegen das Ende des fünften Jahrhunderts, bald nachdem die Samniter sich die kampanisch-etruskische Konföderation unterworfen hatten, waren gallische Scharen über die Apenninen gegangen, um auch im eigentlichen Etrurien festen Fuß zu fassen. Im Jahre 391 v. Chr. griffen sie unter

Brennus Anführung die Stadt Clusium an, und diese wandte sich nach Rom um Hilfe.

Die Römer schickten drei Gesandte, welche der mächtigen patrizischen Familie der Fabier angehörten, nach Clusium, um den Galliern Vorstellungen zu machen. Diese ließen sich auf nichts ein, sondern verlangten, daß die Clusiner ihnen einen Teil ihres Gebietes abtreten sollten, indem sie, wie man ihnen in den Mund legt, den Fabiern erklärten, ihr Recht beruhe in ihren Waffen, und tapferen Männern gehöre die Welt. Der Krieg ward also fortgesetzt und die römischen Gesandten, wird erzählt, waren so unbesonnen, bei einem Ausfall der Clusiner am Kampfe teilzunehmen: einer derselben erschlug sogar bei dieser Gelegenheit einen gallischen Anführer. Der gallische Brennus schickte hierauf einige seiner Krieger nach Rom und forderte die Auslieferung der Gesandten, welche so gröblich gegen das Völkerrecht gesündigt hatten. Der Senat überließ die Sache dem Volke, und dieses weigerte, aus Haß gegen die Barbaren und Mitgefühl für die Fabier nicht allein den Galliern die verlangte Genugthuung, sondern ernannte auch gleich darauf die drei Fabier zu Militärtribunen mit konsularischer Gewalt. Auf diese Nachricht setzte sich Brennus sogleich gegen Rom in Marsch. Zum Unglück für die Römer befand sich damals der einzige Mann, der, wie sich später zeigte, im stande war, mit Glück gegen dieses Volk zu kämpfen, nicht in Rom, sondern in der rutulischen Stadt Ardea, wohin er sich bei seiner freiwilligen Verbannung zurückgezogen hatte. Die drei Fabier und ihre Kollegen im Militärtribunat führten den heranziehenden Galliern ein Heer von 45 000 oder nach andern Angaben von nur 24 000 Mann entgegen und lieferten ihnen am Bache Allia eine Schlacht (390 v. Chr.). Die Römer, der wilden Kampfesweise dieser Barbarenschwärme noch nicht gewöhnt, erlitten eine so vollständige Niederlage, daß der überlebende Rest ihres Heeres nicht einmal nach Rom zurückzukehren im stande war, sondern sich nach dem verlassenen Veji retten mußte. Der Tag der Schlacht an der Allia galt seitdem in Rom als ein Unglückstag.

Die Militärtribunen hatten in ihrer unbesonnenen Hitze ebensowenig daran gedacht, Maßregeln zur Beschützung der Hauptstadt zu treffen, als sie für den Fall einer Niederlage sich den Rückzug gedeckt hatten. Rom war nicht einmal mit Lebensmitteln versorgt worden, um nötigenfalls eine Belagerung aushalten zu können. Die Stadt wäre daher gleich nach der Schlacht eine Beute der rohen Gallier geworden, wenn diese sich nicht zum Glück ihrer gewöhnlichen Plünderungsluft und Trunksucht überlassen hätten. So verging ein ganzer Tag, ohne daß der gallische Brennus etwas zur Benutzung seines Sieges unternehmen konnte. Dadurch wurde die Existenz der römi-

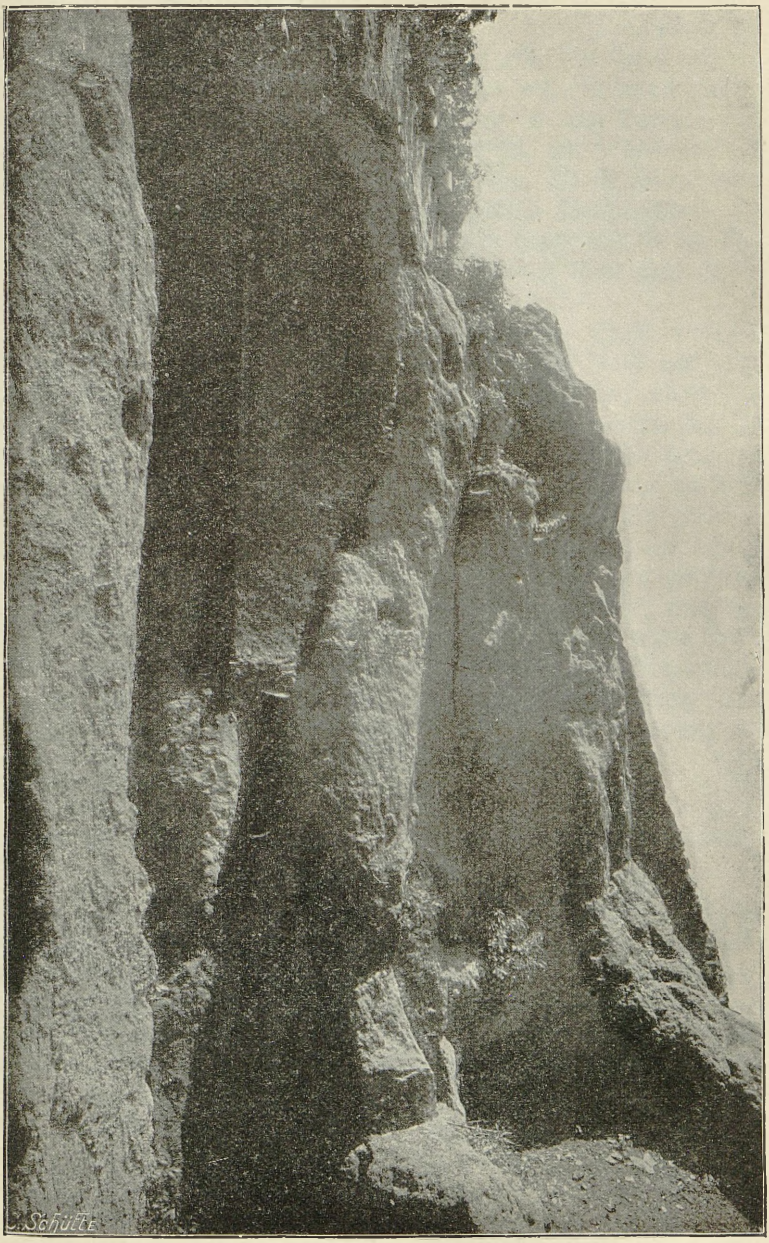
schen Nation gerettet. An eine Verteidigung der ihrer streitbaren Mannschaft beraubten Stadt war freilich nicht zu denken, vielmehr beeilte sich der größte Teil der Einwohner, nach benachbarten Orten zu entfliehen; man gewann aber noch die Zeit, das Kapitol mit den Wehrhaftesten zu besetzen und mit dem Notwendigsten zu versehen. Die Gallier fanden, als sie nach Rom kamen, die Thore unbesetzt und die Stadt menschenleer; nur achtzig angesehene Greise hatten, wie die Sage hinzufügt, den Untergang ihrer Vaterstadt nicht überleben wollen und saßen auf dem Forum. Diese wurden von den Barbaren niedergestoßen, die Stadt geplündert und bis auf einige wenige Häuser eingeäschert: das Kapitol aber bestürmten die Gallier mehrmals vergebens. Ein Teil von ihnen blieb daher in Rom, um die Besatzung des Burgfelsens durch Hunger zur Übergabe zu zwingen, während die übrigen plündernd Streifzüge durch Latium machten.

Unterdessen hatten sich viele der flüchtigen Römer, Etrusker und sonstige Bewohner der von dem gallischen Ungewitter heimgesuchten Gegenden innerhalb der Mauern des verlassenen Veji gesammelt und den Römer Cädicius an ihre Spitze gestellt. Andere Scharen waren nach Ardea geflohen und machten von hier aus, in Verbindung mit den Bürgern dieser Stadt und unter Camillus' Führung, Angriffe auf die umherstreifenden keltischen Raubhorden. Cädicius und Camillus trugen im Kampfe mit einzelnen Streifparteien stets den Sieg davon, und das Vertrauen der Römer in ihren Mut und ihr Waffenglück wurde dadurch mehr und mehr gestärkt. Diejenigen Gallier, welche das Kapitol eingeschlossen hielten, und die auch ihrerseits in der ausgeraubten Gegend Mangel litten, suchten indessen mit den Belagerten über eine Geldsumme einig zu werden, für welche sie sich zum Abzug verstehen wollten. Die beiden römischen Scharen aber, welche mit den umherstreifenden Landsleuten derselben kämpften, setzten ihr Vertrauen auf Camillus und ersuchten ihn, unter dem Namen eines Diktators das Kommando zu übernehmen und sie gegen die Gallier in Rom zu führen.

Bis dahin ist alles, was von dem gallischen Kriege berichtet wird, dem natürlichen Zusammenhang der Dinge gemäß und nicht unwahrscheinlich; von diesem Punkte an aber gleichen die Erzählungen weniger einer wahren oder wahrscheinlichen Geschichte, als vielmehr einem epischen Gedicht, das zur Verherrlichung der Helden der Vorzeit und zur Verdeckung einer Zeit nationaler Demütigung gedichtet ward. Die Wahrheit aus denselben zu ermitteln, ist unmöglich. Camillus wollte nach diesen Erzählungen die Diktatur ohne Ermächtigung durch den Senat nicht annehmen: es ward daher beschlossen, von den auf dem Kapitol befindlichen Senatoren — denn nur in Rom selbst konnte der

Diktator bestimmt und gewählt werden — ihre Zustimmung einzuholen. Ein kühner Jüngling, Pontius Cominius, übernahm das gefährliche Wagnis, das von Feinden umlagerte Kapitol heimlich zu ersteigen und von dort einen Senatsbeschluß zurückzubringen. Er schwamm über den Tiber, erkletterte den Berg an derjenigen Stelle, welche der tarpejische Felsen hieß, und gelangte mit dem nach Wunsch gefaßten Beschlusse glücklich wieder zum Heere zurück. Am folgenden Morgen bemerkten die Gallier die Spuren des Hinaufgekletterten und suchten nun das Kapitol an derselben Stelle zu ersteigen. Nachts in tiefer Stille klommen sie hinan, und einer von ihnen hatte bereits die Höhe des Felsens erstiegen, als die der Juno geweihten Gänse des kapitolinischen Tempels durch das Geräusch aufgeschreckt zu schreien begannen. Ihr Geschrei erweckte den Konsular Marcus Manlius, dessen Haus auf dem Kapitol lag, und welcher daher den Beinamen Capitolinus führte. Schnell herbeieilend stieß er den ersten der Gallier nieder, wie er eben die Burgzinne überklettern wollte, andere eilten herbei, und seine rasche Tapferkeit also war es, welche die Römer in demselben Augenblick, als ihre Burg bereits erstiegen war, vor dem verhängnisvollen Überfall bewahrte.

Wenn in der That die Gunst des Geschickes und der Heldenmut eines römischen Mannes auf eine so wunderbare Art zusammen wirkten, um die Stadt, die zur Weltherrschaft berufen war, zu retten, so ist auch der nachfolgende letzte Auftritt in diesem Drama nicht so unglaublich, als man sonst annehmen müßte. Die Gallier, welche durch Hunger, durch eine ausbrechende Seuche und durch die römischen Truppen außerhalb der Stadt bedrängt wurden, und die überdies die Nachricht von einem Einfalle der Veneter in ihr eigenes Land erhielten, beschlossen, den Boden Roms zu verlassen. Die Besatzung auf dem Kapitol litt aber ebenfalls durch den Mangel an Lebensmitteln große Not, und Camillus hatte die in Latium zerstreuten Römer nicht schnell genug sammeln und gegen die Stadt führen können. Es kam daher zwischen den Belagerern und den Belagerten zu Unterhandlungen über eine Summe Geld, mit welcher der Abzug der ersteren erkauft werden sollte. Man vereinigte sich dahin, daß den Galliern tausend Pfund Gold gegeben werden sollten. Diese Summe ward von Sulpicius, einem der damaligen Militärtribunen, dem König Brennus auf dem Forum übergeben; die Gallier gebrauchten aber beim Wägen derselben falsches Gewicht, und als Sulpicius dagegen protestierte, warf der Brennus noch sein gewaltiges Schwert samt dem Wehrgehenk in die Schale, indem er den Römern die Worte: „Wehe den Besiegten!“ zurief. In diesem Augenblick aber erschien nach der Sage Camillus, der gerade in derselben Stunde mit seinem Heere an den Thoren der Stadt an-



Der Tarpejische Felsen.

Nach einer Original-Photographie.

gelangt war. Er erklärte als Diktator den ohne seine Zustimmung geschlossenen Vertrag für ungiltig und wies den gallischen König mit den Worten ab, der Römer erkaufe nicht mit Gold, sondern mit dem Schwerte seine Freiheit. Nun kam es zu einem Kampfe in den Straßen von Rom: die Gallier wurden aus der Stadt geworfen, am folgenden Tage auf ihrer Flucht eingeholt und größtenteils getötet. Es ist einleuchtend, daß diese Erzählung erfunden ist, um den spätern Weltherrschern die peinliche Erinnerung zu ersparen, daß es einen Augenblick in der Geschichte Roms gab, wo die ruhmreiche Stadt sich mit Gold ihre Unabhängigkeit zurückkaufen mußte.

Über den Wiederaufbau der niedergebrannten Stadt entstand Zwietracht unter dem Volke. Ein großer Teil wollte Rom gar nicht wiederhergestellt wissen, sondern in das leere Veji ziehen; allein Camillus und die Mehrzahl der Patrizier wußten zu verhindern, daß die neue Macht unter einem verschollenen Namen ersticke. Sie benutzten auf eine kluge Weise den Aberglauben des Volkes zu diesem patriotischen Zwecke. Ein bei der Abstimmung des Senats zufällig gehörtes günstiges Wort — der Kommandoruf eines Centurio an der Spitze einer Abteilung Soldaten „Hierbleiben" — ward für eine glückliche Vorbedeutung, für einen Ausspruch des Götterwillens erklärt, und das Volk gab sich damit zufrieden. In der kurzen Zeit eines Jahres ward die Stadt eilfertig und ohne Rücksicht auf Schönheit und Bequemlichkeit wieder aufgebaut: die Übereilung, mit welcher dies geschah, war später bis auf den großen Brand unter Kaiser Neros Regierung an den vielen engen und krummen Straßen zu erkennen.

5. Von der Wiederherstellung der Stadt bis auf Licinius Stolos Gesetzesvorschläge.

Noch ehe die Stadt aus ihren Trümmern ganz wieder emporgestiegen war, hatte sie mit einigen benachbarten Städten, welche abfielen, Krieg zu führen. Unmittelbar nachher suchten auch die Latiner, die Volsker und die Herniker aus der augenblicklichen Schwäche des römischen Staates Nutzen zu ziehen und das Band zu lösen, durch welches sie an denselben gefesselt waren. Sie wurden jedoch bald wieder durch Camillus und einige andere Anführer unterworfen, der Kampf mit den äußeren Feinden hob das Selbstvertrauen und den Mut des Volkes, und der römische Staat, welcher seine jüngste große Eroberung, das südliche Etrurien, festhielt, stand bald wieder wie neugeboren und in verjüngter Kraft da.

Auch die bald nach der Vertreibung der Gallier wieder ausbrechenden Verfassungsstreitigkeiten hemmten die Entwickelung der römischen

Macht nicht. Die damaligen Zwistigkeiten wurden nicht, wie beim Sturze der Decemvirn, durch Mißbrauch der Gewalt oder, wie früher so oft, durch das Streben der vornehmeren Plebejer nach Gleichstellung mit den Patriziern veranlaßt, sondern durch die Not, die infolge des gallischen Krieges eingetreten war. Die unvermeidliche Erhöhung der Abgaben, die Wiederherstellung der zerstörten Wohnungen, die Sorge für die verödeten Felder und die Anschaffung des eingebüßten Arbeitsgerätes und Viehstandes hatten den größten Teil des Volkes in Schulden gestürzt: der Wuchergeist reicher Patrizier und Plebejer suchte aus dieser Not Vorteil zu ziehen, und die Schuldner hatten von neuem die ganze Strenge und Härte der römischen Schuldgesetze zu erdulden. Manlius Capitolinus, der Retter des Kapitols, nahm sich der Unglücklichen an. Er kaufte viele, welche ihrer Schulden halber eingekerkert waren, durch unverzinsliche Darlehen los und verwendete, wie berichtet wird, sein ganzes Vermögen zu diesem Zwecke. Er ging noch weiter und suchte zu bewirken, daß zum Behuf einer Schuldentilgung ein Teil der Staatsdomänen verkauft werde: er ward auf diese Weise der Abgott des Volkes und der Schrecken aller Reichen und Vornehmen. Diese schrieben ihm hochverräterische Pläne zu und ruhten nicht eher, als bis er in gefängliche Haft gebracht wurde; aber das Volk zwang durch seine drohende Haltung den Senat, ihn wieder freizugeben.

Manlius wurde dadurch nur um so gefährlicher für den plebejischen und patrizischen Adel und soll, wie ihm vorgeworfen ward, seitdem auch wirklich revolutionäre Gedanken gehegt und nach der Königswürde gestrebt haben. Die Patrizier und die reicheren Plebejer wenigstens beschuldigten ihn des Hochverrats, und die Volkstribunen klagten ihn vor den Centuriatkomitien förmlich an. Er hätte sich, wie Camillus, der gerechten oder ungerechten Strafe, die ihm bevorstand, durch freiwillige Verbannung entziehen können, er trotzte aber seinen Feinden und blieb. Im Angesicht der Centurienversammlung rief er die 400 Bürger, denen er durch Bezahlung ihrer Schulden die Freiheit wiedergegeben hatte, als Fürsprecher auf, er wies auf das von ihm gerettete Kapitol, auf die Narben seiner Brust, auf die für Kriegsthaten und Kriegserfolge empfangenen Ehrengeschenke, auf die erbeuteten Waffen besiegter Feinde als Zeichen seines Patriotismus hin und brachte es wirklich dahin, daß das Volk seine Verurteilung verweigerte. Er ward entweder wirklich freigesprochen, oder die Tribunen schoben unter einem Vorwande die Entscheidung auf und ließen die Centurien unverrichteter Sache wiederauseinandergehen. Aber dies half ihm nichts: einige Tage nachher ward entweder eine zweite Centurienversammlung unter Umständen gehalten, die für Manlius' Feinde günstig waren, oder, was

wahrscheinlicher ist, diese klagten den gehaßten Mann vor den Komitien der Kurien an. Genug, Manlius wurde zum Tode verurteilt und der für das Verbrechen eines gewaltsamen revolutionären Angriffs auf die Verfassung vorgeschriebenen Bestimmung gemäß vom tarpejischen Felsen herabgestürzt, seine Wohnung aber dem Erdboden gleich gemacht (383 v. Chr.).

Ob die gegen Manlius vorgebrachte Beschuldigung wahr gewesen sei oder nicht, läßt sich nicht mehr ermitteln. Nach einer anderen Erzählung hätte er sogar in seiner Wohnung auf dem Kapitol hochverräterische Versammlungen gehalten, sich mit seinem Anhang des Kapitols bemächtigt und sich also eines offenen Aufruhrs gegen die Republik schuldig gemacht. Er war aber das letzte Opfer, welches in dem langen Ständekampfe fiel.

6. Die Licinischen Gesetze und ihre nächsten Folgen.

Denn wenige Jahre nach Manlius' Untergang ward der alte Streit zwischen Patriziern und Plebejern wieder in Anregung gebracht und völlig zu gunsten der letzteren entschieden. Die Menge, deren Sinn zu allen Zeiten der Erkenntnis wahrer Größe verschlossen ist, hat auch in der Geschichte dieses Kampfes die Triebfedern schwacher und gemeiner Naturen dem Manne angedichtet, der die Seele des Streites in seinem letzten und entscheidenden Stadium war. Cajus Licinius Stolo, ein vornehmer Plebejer, war mit der jüngeren Fabia, einer Tochter des Patriziers Marcus Fabius Ambustus, vermählt, deren ältere Schwester die Gattin des Patriziers Servius Sulpicius war. Als einst, heißt es, die erstere ihre Schwester besuchte, deren Mann gerade konsularischer Militärtribun war, ward ihre weibliche Eitelkeit durch den Glanz der höchsten Würde verletzt, den sie im Hause der Schwester sah: sie soll deshalb ihren Mann zum Streben nach ebendemselben Glanze angetrieben und nicht eher geruht haben, als bis er ihr versprach, daß er sie durch Erlangung der noch höheren Würde des Konsulats in den Stand setzen werde, die Schwester zu verdunkeln.

Lassen wir diese Einkleidung der Geschichte auf sich beruhen, und bleiben wir bei der Thatsache stehen, daß Licinius Stolo ein mit einer Patrizierin vermählter angesehener Plebejer war, daß er alle zum Konsulat erforderlichen Eigenschaften besaß und in der Volksgunst so hoch stand, daß er, sobald ihm nur der Zutritt zum Konsulat rechtlich möglich war, in seiner Bewerbung um dasselbe glücklich sein mußte. Ein solcher Mann mußte es doppelt hart empfinden, daß den Plebejern die erste Würde im Staat noch immer versagt war: und er war nicht der einzige. Er beschloß in Verbindung mit einem anderen Plebejer,

Lucius Sextius Lateranus, die Aufhebung dieses Privilegiums und noch einiger anderen Vorrechte der Patrizier zu bewirken, verschaffte sich und seinem Freunde (376 v. Chr.) das Volkstribunat und ward unsterblich durch den langjährigen ununterbrochenen gesetzlichen Kampf, in welchem er endlich den vollständigen Sieg davontrug. Zehn Jahre hintereinander wurden die beiden Männer immer wieder zu Tribunen erwählt, und sie arbeiteten mit unermüdlichem Eifer auf das vorgesteckte Ziel hin, obgleich die Patrizier und in der ersten Zeit auch acht von ihren eigenen Kollegen den hartnäckigsten Widerstand leisteten. Von beiden Teilen ward in diesem Kampfe alles erschöpft, was die römische Verfassung gestattete, wo zwischen Senat und Volk ein Zwist entstand: Licinius und sein Genosse hinderten vier Jahre lang die Erwählung von Konsuln und Militärtribunen, konnten aber in dieser ganzen Zeit, wegen des Widerspruchs ihrer Kollegen, ihren Zweck dennoch nicht erreichen. Als endlich alle Volkstribunen einig waren, half sich der Senat damit, daß er den alten Camillus zum Diktator ernannte und durch einen Krieg der Notwendigkeit des Nachgebens auszuweichen suchte; allein die ausdauernde Entschlossenheit der Volkstribunen verhinderte den Krieg und zwang den Diktator, bald wieder abzudanken. Hierauf wurde Publius Manlius und nach ihm noch einmal Camillus zum Diktator ernannt; aber nichts beugte den Mut der Volkstribunen, die diesmal selbst entschlossen und von der allgemeinen entschlossenen Gesinnung ihrer Standesgenossen getragen waren. Notgedrungen mußte der Senat endlich nachgeben, und die Licinisch-Sextischen Vorschläge wurden zu Gesetzen erhoben (366 v. Chr.).

Dieser Gesetze waren drei an der Zahl. Durch das erste ward allen Schuldnern eine Zeit von drei Jahren, in drei Terminen, zur Abtragung ihrer Schulden gewährt und vorgeschrieben und außerdem verordnet, daß der ganze Betrag der bereits bezahlten Zinsen von der Kapitalschuld abgezogen werden sollte. Da die Zinsen damals wenigstens zwölf vom Hundert betrugen und bares Geld immer nur auf kurze Zeit verliehen zu werden pflegte, so war diese Verfügung für den geringen Haufen ungemein vorteilhaft und ohne Zweifel durch die Not entschuldigt. Das zweite der Licinischen Gesetze verordnete, daß alle Bürger an der Benutzung der Staatsdomänen Anteil haben, keiner aber mehr als 500 Morgen Land okkupieren sollte. Durch diese Verordnung erhielt man Land zur Ausstattung armer Bürger zur Verfügung und zugleich wurden viele aus der Mittelklasse in den Stand gesetzt, Land zu pachten, von welchem sie zwar eine Abgabe zu entrichten hatten, dessen Bebauung es ihnen aber möglich machte, ihre Familien zu höherem Wohlstande zu erheben. Das dritte Gesetz endlich bestimmte, daß hinfort nicht mehr Militärtribunen, sondern wieder

Konsuln erwählt würden, und zwar sollte immer der eine der beiden Jahreskonsuln dem Stande der Plebejer entnommen sein: eine Bestimmung, welche freilich zunächst nur der ersten Klasse der Plebejer, den Reichen, Angesehenen und Fähigen unter ihnen, zu statten kam. Schon im nächsten Jahr nach der Annahme der Licinischen Gesetzvorschläge ward ein Plebejer, eben der Mitkämpfer des Licinius für die Volksrechte, Lucius Sextius Lateranus, als der erste plebejische Konsul gewählt.

Die Patrizier suchten zu retten, was sich retten ließ. Sie setzten durch, daß die oberrichterliche Macht und die höhere Polizei vom Konsulate getrennt und daraus zwei neue Ämter gemacht wurden, welche nur den Patriziern zugänglich sein sollten. So entstand (366 v. Chr.) die Prätur und die patrizische oder kurulische Ädilität, die beiden dem Konsulat am nächsten stehenden Ämter, die nach späterer Anschauung jeder verwaltet haben mußte, ehe er daran denken konnte, sich um das Konsulat zu bewerben. Die Einführung der Prätur ist eigentlich so anzusehen, daß statt zweier Konsuln künftig drei gewählt werden sollten. Deshalb erhielt auch der Prätor in der ersten Zeit als Zeichen seiner Würde ebenso das Geleit von sechs Liktoren, wie die beiden Konsuln zusammen deren zwölf hatten. Er sollte gleichsam der Kollege derselben sein, ward wie sie in den Centuriatkomitien und unter denselben Auspizien gewählt und war in Abwesenheit der Konsuln deren Stellvertreter. Obgleich die Leitung des Civilrechts den Amtskreis des Prätors bildete, so ward dieselbe doch auch nachher noch als etwas im Konsulat ursprünglich Enthaltenes und ihm Verbleibendes angesehen, so daß die Konsuln später zuweilen sogar Aussprüche des Prätors infolge einer an sie ergangenen Appellation reformierten.

Die Errichtung der Prätur wurde zwar nicht unmittelbar durch die Erkenntnis ihrer Notwendigkeit, sondern durch den Streit der Patrizier und Plebejer veranlaßt; sie hätte aber, selbst wenn man die Stellen absichtlich dem Bedürfnisse der Zeit gemäß hätte vermehren wollen, in keine passendere Zeit fallen können. Die Trennung des Gerichtswesens von der Verwaltung war nämlich sowohl wegen der vermehrten Bevölkerung, als auch wegen der fortgeschrittenen Entwickelung der bürgerlichen Verhältnisse zeitgemäß und notwendig. Ebenso änderten die Römer auch die Grundsätze, nach welchen die Prozesse entschieden wurden, stets den Umständen gemäß. Der Prätor machte nämlich beim Antritt seines Amtes die Ansichten und Grundsätze bekannt, nach welchen er die Rechtspflege ausübte, und durch die jährlichen Edikte der Prätoren setzten sich nach und nach gewisse bleibende Normen fest. So wurden die positiven Gesetze ohne auffallende

Veränderungen gewissermaßen wissenschaftlich den Fortschritten und dem Bedürfnis der Zeit angepaßt. Freilich gewährte man dadurch der Willkür einen großen Spielraum, aber dagegen wurde auch, infolge der den Prätoren zustehenden Gewalt, die Justiz zu ordnen, die Langsamkeit und das Mechanische, welches bei einer für immer feststehenden Einrichtung leicht einreißt, fern gehalten und jener rasche Gang der Geschäfte möglich gemacht, der das ganze römische Staatswesen auszeichnet. Übrigens ward die Zahl der Prätoren nach und nach vermehrt: statt eines einzigen Prätors wurden vom Jahre 242 v. Chr. an 2, seit 227 v. Chr. 4, später 6 und zuletzt 10 gewählt.

Dieselbe Erkenntnis des Zeitbedürfnisses, derselbe Takt in der Art und Weise, ihm Genüge zu leisten, zeigt sich in der Errichtung der kuruli*schen* Ädilität. Die zunehmende Bevölkerung hatte das Bedürfnis einer kräftigen Polizei fühlbar gemacht, man schuf daher durch die Einführung der kuruli*schen* Ädilen eine Ober-Polizeibehörde. Die Römer handelten dabei ebenso klug und zeitgemäß, wie vor einigen Jahrzehnten das englische Parlament, als es, ungeachtet des großen Widerwillens der Nation gegen polizeilichen Einfluß der Regierung, doch den Staatssekretär des Innern nach und nach an die Spitze der Polizei der Hauptstadt gelangen ließ, um Einheit in dieselbe zu bringen. Die erste Veranlassung zur Errichtung der kuruli*schen* Ädilität hing allerdings, wie bei der Prätur, mit der erkannten Notwendigkeit dieses Amtes und mit seinem eigentlichen Zweck nicht zusammen. Die plebe*jischen* Ädilen hatten sich geweigert, gewisse öffentliche Spiele, welche der Senat beschlossen hatte, anzuordnen, man ernannte daher einige Patrizier zu Ädilen, um dies auszuführen, und behielt dann das neue Amt bei. Die Ädilen hatten seitdem die verschiedenen Spiele, welche von Staats wegen gehalten wurden, zu leiten. Später ward es gebräuchlich, daß sie dieselben auf ihre eigenen Kosten veranstalteten, weil dies ein vortreffliches Mittel war, sich beliebt zu machen und sich dadurch den Weg zu den höheren Ämtern, der Prätur und dem Konsulat, zu bahnen. Daß sie sich durch den dabei gemachten Aufwand oft zu Grunde richteten, war ein Mißbrauch, wie in England der aus ebenderselben Quelle herrührende ungeheure Aufwand bei den Parlamentswahlen es ist. Außer den Spielen hatten die kuruli*schen* Ädilen noch manche andere Obliegenheiten. Alle öffentlichen Gebäude, sowie die Wasserleitungen und Straßen standen während der drittehalb Jahre jedes Lustrums, in welchem es keine Censoren gab, unter ihrer Aufsicht. Sie hatten hierüber den Censoren Bericht abzustatten, und sie leiteten auch wohl nach den von diesen getroffenen Bestimmungen den Bau von Landstraßen, Wasserleitungen, Säulenhallen, Tempeln u. s. w.; sie führten ferner die Aufsicht über das ganze Marktwesen, über öffent-

liche Vergnügungsorte, über Wirtshäuser, sowie über alles, was die Reinlichkeit und Ordnung auf Straßen und Plätzen anging. In welchem Verhältnis ihr Amt zu dem der plebejischen Ädilen stand, wie sich beide in ihren polizeilichen Amtskreis teilten, ist nicht möglich anzugeben; wohl aber wissen wir, daß es immer zwei plebejische und zwei kurulische Ädilen gab.

Außer diesen beiden neugeschaffenen Ämtern blieben auch die Censur und die Priestertümer den Patriziern zunächst noch vorbehalten. Dies währte jedoch nur kurze Zeit: der erste Schritt, der mit Annahme der Licinischen Rogation geschehen, zog bald die anderen nach sich. Schon gleich nach der Errichtung der kurulischen Ädilität nahmen die Plebejer an derselben teil; 28 Jahre nachdem sie zum Konsulat gelangten, mußte man ihnen auch den Zutritt zur Censur (338 v. Chr.), zwei Jahre später die Teilnahme an der Prätur gestatten, und nicht ganz vier Jahrzehnte nachher wurden auch die Priesterwürden den Plebejern zugänglich (300 v. Chr.).

In jene Zeit fällt die Sage von der Selbstaufopferung des Marcus Curtius, welche für die römische Geschichte selbst durchaus keine Bedeutung hat, und die wir daher bloß deshalb anführen, weil häufig Bezug auf sie genommen wird. Ein Erdbeben hatte auf dem Forum einen großen Spalt gerissen, und die Priester erklärten, daß dieser sich nicht eher schließen werde, als bis man das den Römern Wertvollste hineinwerfe, daß aber dadurch auch die ewige Dauer des Staates werde gesichert werden. Da erbot sich Marcus Curtius, ein junger Patrizier, sich zum Wohle seines Vaterlandes in den Abgrund zu stürzen, da Rom nichts Kostbareres besitzen könne, als die Tapferkeit und den Patriotismus seiner Bürger. Nach einer feierlichen Weihe ritt er im Schmucke seiner Waffen auf das Forum und stürzte sich vor den Augen des Volkes in den Abgrund, der sich darauf sogleich von selbst schloß.

VI. Geschichte Roms

von der Gleichstellung der Patrizier und Plebejer bis zum Beginn der punischen Kriege.

1. Charakter des römischen Lebens zu jener Zeit im allgemeinen.

Seitdem durch die Gleichstellung der Stände die letzten Reste des alten Kastenwesens vertilgt worden waren und der vornehmere und fähigere Teil der Plebejer an der Leitung des Staates teilnahm, trat ein neuer Adel dem alten Patriziat zur Seite, das übrigens, wenn es auch nicht all seine Vorrechte ungeschmälert sich erhalten hatte, doch noch fortdauerte. Diese neue Aristokratie, die man zum Unterschied von der früheren patrizischen die senatorische nennen kann, bildete sich teils aus den alten patrizischen Familien, teils aus den Familien der Männer, die sich durch Verdienste emporgeschwungen hatten. Der neue Adel bestand also nicht mehr wie früher aus einer ewig unveränderlichen Kaste, sondern aus dem sich immer wieder neu verjüngenden Kern der verdientesten Männer und ihrer Nachkommen. Er hatte daher auch die Volksstimme durchaus für sich. Dieser Adel, der an der Seite des alten Patrizieradels emporkam und sich mit diesem zum Teil verschmolz, war es eigentlich, der Rom groß und mächtig gemacht hat; denn die meisten von denen, deren Namen in den Annalen der Römer verewigt sind, waren Plebejer, die sich im Kriege empor arbeiteten, und es war unmöglich, anders als durch wirkliches Verdienst durchzudringen, da die neue Aristokratie ebenso streng, als die alte, jeden neu Emporstrebenden fern zu halten beflissen war.

Das alte und streng abgeschlossene Adelswesen ward also in Rom nicht durch den gewerbthätigen Teil der Bürgerschaft verdrängt, sondern durch eine neue Art von Aristokratie, welche an die Stelle der alten trat. Dies mußte, in Verbindung mit der von Anfang an vor-

herrschenden kriegerischen Richtung, dem römischen Wesen einen eigentümlichen Charakter geben. Durch Handel und Industrie konnte man sich hier nur geringe, durch rein geistige und wissenschaftliche Bemühungen gar keine Auszeichnung erwerben: die ganze Einrichtung des Staates war vielmehr nur auf Ackerbau, auf strenge Ordnung des bürgerlichen Rechts und auf Krieg berechnet. Es darf uns daher auch nicht auffallen, daß die Jahrbücher der römischen Geschichte neben den inneren Zwistigkeiten unaufhörlich von auswärtigen Kriegen reden, und daß namentlich die Zeit, welche auf die endlich durchgesetzte Einführung gleicher Rechte im Staate folgte, ebenso wie die erste Hälfte des christlichen Mittelalters, eine ritterliche Zeit war. Sie beginnt ihrer ersten Entstehung nach im Grunde schon mit der Herstellung der Republik, fand aber ihre höchste Entwickelung erst anderthalb Jahrhunderte nachher und dauerte dann als eigentliches Heldenzeitalter der Römer bis zum zweiten punischen Kriege oder bis gegen den Beginn des zweiten Jahrhunderts v. Chr. hin fort. Ehe wir diese Zeit des römischen Mittelalters in ihrem Verlaufe darstellen, ist es nötig, auf den Zustand und die Verhältnisse des Lebens im allgemeinen einen Blick zu werfen und das römische Kriegswesen zu schildern, zumal da die eigentümlichen Vorzüge des römischen Charakters in dieser Periode am reinsten und kräftigsten entwickelt waren.

Der römische Staat hatte nach Vertreibung der Könige den Charakter der strengsten erblichen Aristokratie angenommen, und die Tugend der ausgezeichneten Männer bestand damals in nichts anderem, als in diesem allgemeinen Charakter, der sich in einzelnen hervorragenden Erscheinungen offenbarte. Eine Anzahl patrizischer Güterbesitzer, die man etwa mit dem Adel der schottischen Hochlande im 16. und 17. Jahrhundert vergleichen kann, bildete den Kern des Staates und setzte ihren Stolz nicht in Reichtum und Glanz, sondern in die Menge und Anhänglichkeit ihrer Klienten. Die Könige hatten den etruskischen Glanz gesucht, die patrizische Aristokratie der Republik dagegen setzte diesem Streben die Einfalt und Einfachheit des Lebens entgegen und wußte sehr verständig den Haß gegen das Königtum auf den Kontrast der Sitten der königlichen und der republikanischen Zeit zu gründen. Dasselbe geschah in neuerer Zeit von den französischen Reformierten unter Calvins und Bezas Einfluß und ward durch sie in den Republiken von Genf und Holland Staatsgrundsatz, zu einer Zeit, wo bei der Verwaltung der Kirche ebenfalls die republikanische Verfassung an die Stelle der monarchischen getreten war. Der Erfolg ist in beiden Fällen derselbe gewesen, nur daß Rom sich dabei auch nach außen hin vergrößerte, diejenigen Staaten aber, welche dem strengen Calvinismus huldigten, bloß an innerer Kraft und an Reichtum gewannen,

Als die altadelige Aristokratie nach und nach neuen Geschlechtern Platz machte, blieb dieser Grundsatz oder vielmehr diese Gewohnheit einer spartanischen Strenge des Lebens und der Zucht bestehen, weil der Charakter des römischen Staats durchaus militärisch war, das ganze Wesen der Nation auf Krieg, Landbau und einfachen Lebensverhältnissen beruhte und nur Vaterlandsliebe, Mut und Kriegsthaten für Verdienste galten und Ansehen gewährten. Rom ging auch in betreff der Sitten auf der einmal betretenen Bahn fort. Je mehr sich ihr Gemeinwesen zu einem ganz neuen Staate gestaltete, je mehr es eine durchaus kriegerische Stellung annahm, desto mehr siegten die samnitischen Sitten über die etruskischen und latinischen, welche zur Zeit der Könige vorgewaltet hatten. Während früher, wie die großartigen Gebäude der Tarquinier zeigen, die Künste und ein gewisser Luxus Eingang gefunden hatten, ward dagegen in den ersten Zeiten der Republik das Leben einfacher, schlichter und rauher. Dies war namentlich in der Zeit von dem Einbruch der Gallier an bis zum Beginn der punischen Kriege der Fall. Infolge der Zerstörung der Stadt und der ewigen Kriege verarmte und erstarkte damals das römische Volk zu gleicher Zeit und ward in seinem äußeren Leben auf die einfachsten Verhältnisse und auf ein rauhes kriegerisches Wesen hingeführt.

Die Römer besaßen damals weder Bergwerke, noch hatten sie viel Industrie und Handel, sie waren von Haus aus ein armes Volk. Man macht sich jedoch von der Armut dieser Zeit gewöhnlich eine zu idyllische Vorstellung und nimmt Anekdoten, wie die von Cincinnatus und die später anzuführenden Geschichten von Curius Dentatus, Fabricius und Regulus allzu wörtlich. Dies geht schon aus der Volkseinteilung des Servius Tullius hervor, wenn auch dessen Vermögensansätze aus späterer Zeit stammen, und jene übertreibende Darstellung wird überdies durch einzelne Züge des Privatlebens widerlegt, die uns aus den früheren Zeiten überliefert worden sind. Industrie, Handel und einen gewissen Grad von Luxus hatte Rom auch damals schon. Die Bauwerke eines Tarquinius und die großen Straßenbauten, welche nachher unter Appius Claudius und anderer Leitung hergestellt wurden, setzen eine sehr große Zahl von geschickten Gewerbsleuten voraus. Wir erfahren außerdem, daß schon in den ersten Zeiten der Republik römische Frauen Purpurgewänder mit einem Goldsaume trugen, und in den zwölf Tafeln findet sich ein Gesetz gegen den herrschenden Luxus, goldenen Schmuck mit den Toten zu verbrennen. Ferner kommt schon 40 Jahre vor der Verbrennung Roms durch die Gallier der Gebrauch vor, einen goldenen Kranz als Zeichen der Tapferkeit zu geben, und die Römer haben also noch früher, als die Griechen, Preise von Gold an die Sieger verteilt, obgleich die letzteren Goldbergwerke besaßen und sowohl

deshalb, als auch wegen der Nähe des Orients und wegen ihres frühen Handels viel reicher an Edelmetallen waren. Auch Handel trieb Rom schon früh, die Lage der Stadt weist darauf hin: nur konnte derselbe freilich noch nicht sehr bedeutend sein, da die kriegerische Richtung des Staates alle Vornehmen und Reichen dieser Beschäftigung abgeneigt machte, die Thätigkeit der übrigen aber vorzugsweise vom Landbau in Anspruch genommen ward. Der handeltreibende Teil des römischen Volkes bestand daher auch fast nur aus Nichtrömern, die im römischen Gebiet angesiedelt waren, Latinern und Etruskern. Die Bedeutung aber, welche schon in sehr frühen Zeiten der Handel für das römische Leben hatte, zeigt sich übrigens auch namentlich darin, daß wiederholt Handelsverträge zwischen Rom und der großen Handelsstadt des nördlichen Afrikas, Karthago, geschlossen wurden: so 348 und 306 v. Chr.

Die laufenden Staatseinnahmen bestanden aus der Grund- und Vermögenssteuer der Bürger, aus Zöllen, aus den Abgaben von Staatsdomänen, die an Privatleute ausgethan worden waren, und aus dem Pachtgelde von den Ländereien, welche Staatseigentum blieben und als Äcker oder Weideland verpachtet wurden. Zu diesen regelmäßigen Einnahmen kam noch als eine außerordentliche die Kriegsbeute hinzu. Die Ausgaben des Staates waren in Rom von Anfang an bedeutender, als in Griechenland. In den hellenischen Staaten waren die Verwaltungskosten mäßig, mit der einzigen Ausnahme, daß in Athen die Bürger für ihre Anwesenheit in der Volksversammlung und ihre Thätigkeit in den Gerichten entschädigt und die Prytanen auf öffentliche Kosten gespeist wurden. In Rom dagegen wurden die Beamten zwar ebenfalls nicht besoldet, sie wurden aber auf Staatskosten mit allem Nötigen ausgerüstet und konnten sich, ohne darüber zur Rechenschaft gezogen zu werden, auf Unkosten anderer bereichern. Außerdem hatte Rom wegen der beständigen Kriege und wegen der fortwährenden Erweiterung seiner Herrschaft, welche im Anfang wenig eintrug, große Ausgaben zu machen. Dadurch wurden zahlreiche Unterbeamte nötig, welche alle vom Staat bezahlt wurden, und die, da sie von den eigentlichen Staatsbeamten nach Belieben gewählt wurden und daher größtenteils mit diesen jedes Jahr wechselten, zum Teil eilen mußten, sich zu bereichern, ehe ihr Patron wieder abtrat, zum Teil aber auch wohl die Erträgnisse ihrer Stelle mit diesem teilten. Auch von der Kriegsbeute floß vieles den Magistratspersonen zu. Schon die Vorwürfe, die man dem Camillus wegen der Ausschmückung seines Hauses mit Kostbarkeiten von der Beute Vejis machte, beweisen, daß schon damals diese Art von Bereicherung nicht ganz unerhört war, und daß die Uneigennützigkeit, welche man von einigen anderen römischen Helden rühmt selbst für jene Zeit als eine Ausnahme anzusehen ist

Sehr viel ward in den früheren Zeiten auf Werke, die dem allgemeinen Nutzen dienten, verwendet, namentlich auf Wasserleitungen, Abzugsgräben und Heerstraßen. Diese Hauptdenkmäler der römischen Größe, welche mehr Bewunderung verdienen, als alle ägyptischen Prachtgebäude und alle indischen Felsentempel, zeichneten sich ebenso sehr durch den Nutzen aus, den sie leisteten, als durch den ungeheuren Aufwand, den sie erfordert haben müssen. Die Römer übertrafen hierin selbst das griechische Volk. „Die Römer," sagt ein griechischer Schriftsteller, „haben mit klugem, verständigem Sinne zu den natürlichen Vorteilen, welche die Lage ihrer Stadt gewährt, noch andere hinzugefügt. Der Grieche glaubt bei Städteanlagen alles gethan zu haben, wenn er eine fruchtbare Gegend und einen guten Hafen ausfindig gemacht und dann seine Stadt mit schönen Gebäuden geschmückt und mit tüchtigen Festungswerken versehen hat; der Römer dagegen denkt bei seinen Städten mehr auf das, was der Grieche verabsäumt: er pflastert die Straßen, er legt Wasserleitungen an und baut Kanäle, durch welche der Unrat weggeführt wird. Auch die Landstraßen bauen die Römer ohne Rücksicht auf Mühe und Kosten so dauerhaft und zweckmäßig, daß sie zu diesem Zweck selbst ganze Hügel abtragen und Abgründe mit Erde ausfüllen."

Diese Landstraßen und Wasserleitungen der Römer müssen in der That besonders hervorgehoben und besprochen werden, weil in der Zeit, bis zu welcher wir die römische Geschichte geführt haben, das Muster gegeben ward, nach welchem man diese beiden Arten öffentlicher Bauwerke bis in die spätesten Zeiten ausführte. Im Jahre 312 v. Chr. ward durch Appius Claudius, einen fürstlichen Patrizier, die berühmteste der römischen Landstraßen angelegt. Diese Straße, welche nach ihrem Erbauer die Appische genannt wurde, führte von Rom nach der kampanischen Stadt Capua, ward aber in späterer Zeit verlängert und einerseits bis an die sizilische Meerenge, andererseits bis nach Brundusium oder Brindisi, dem gewöhnlichen Überfahrtsorte für die nach Griechenland Reisenden, fortgesetzt. Die Einkünfte des Staates hatten sich zu Appius Claudius' Zeit durch die Eroberungen bedeutend vermehrt und gewährten die erforderlichen Mittel, um sowohl diese kostspielige Straße, als auch eine staunenswürdige Wasserleitung zu erbauen. Appius Claudius leitete die Ausführung dieser beiden großen Werke. Da dieselben der Stadt nicht zur Last fielen, ihren Bewohnern vielmehr Gelegenheit sich zu bereichern gaben, so verpflichtete er sich durch beide Unternehmungen seine Mitbürger in hohem Grade; er that aber dadurch zugleich auch den Italikern Roms Größe kund und sicherte sich selbst die Unsterblichkeit. Die Appische Straße ward so gebaut, daß sie durch alle Zeiten hindurch unübertroffen geblieben ist



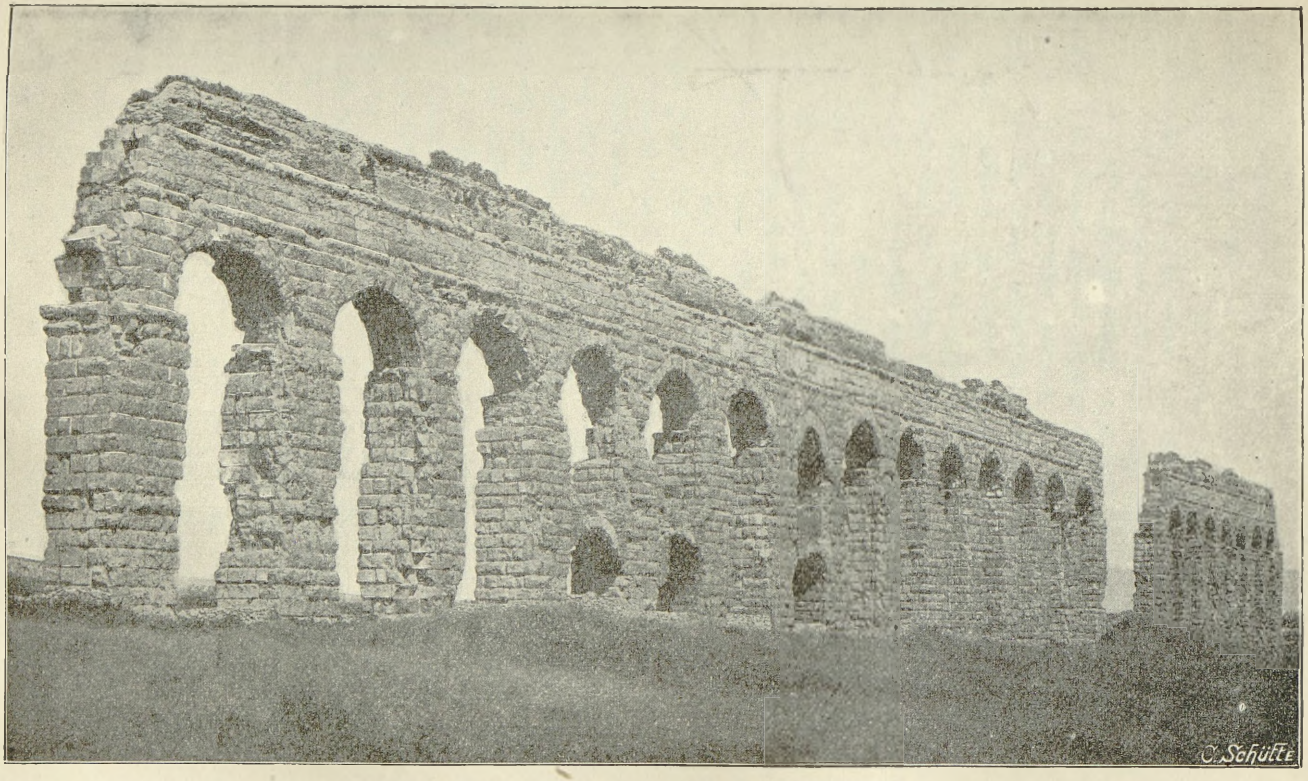
Die Via Appia in ihrer heutigen Gestalt.

Nach einer Original-Photographie.

und mehr als alle anderen Heerstraßen die römische Größe beweist: die noch vorhandenen Reste derselben geben ein Werk zu erkennen, welches die ungeheuren Mauern der alten etruskischen Städte weit hinter sich zurückließ, weil es ebenso solid als diese war und doch über einen viel größeren Raum hin sich erstreckte. Sie war so breit, daß zwei Wagen bequem einander ausweichen konnten. Ihre Unterlage bestand aus gebrochenen Steinen, welche vier bis fünf Fuß im Gevierte hatten und nicht gelegt, sondern fest gemauert waren. Diese Steine wurden nach Lineal und Winkelmaß gehauen und so genau zusammengefügt, daß man kaum die Fugen bemerkte. Sie bildeten also einen sehr festen Quaderdamm: dieser wurde mit Kies überschüttet und von Strecke zu Strecke mit Meilenzeigern, mit Häusern zum Einkehren und mit Steinen, die das Aufsteigen aufs Pferd erleichterten, versehen. Zu seinen beiden Seiten erhoben sich nach und nach überall Grabmäler, welche von den alten Römern, wie andere Denkmäler, gern an den Landstraßen angelegt wurden, von diesen das Einförmige unserer Kunststraßen fern hielten, dem Reisenden Belehrung und Unterhaltung gewährten und ihn mit Bewunderung gegen die Hauptstadt des großen römischen Bundesreichs erfüllten. Übrigens wurden zu Appius Claudius' Zeit die Landstraßen noch vom Staate selbst, durch die Censoren, Ädilen und die ihnen untergebenen Beamten besorgt; später dagegen verpachtete man die Ausführung eines solchen Baues meistens ganz an Unternehmer, bediente sich aber dabei doch auch der Soldaten und der zum Frondienst gezwungenen Provinzialen. Das andere große Bauwerk, welches Appius Claudius ausführte, war die älteste Wasserleitung Roms. Vor Appius Claudius hatte man sich dort mit einigen Quellen und Brunnen und sogar mit dem unreinen Wasser des Tiber begnügt. Die Appische Leitung aber führte Quellwasser aus einer Entfernung von mehr als drei Stunden nach Rom: sie war ein zusammenhängendes, starkes Mauerwerk, welches, mit Ausnahme einer kleinen auf Bogen geführten Strecke, unter der Erde lief.

Zu Rom war, wie das Beispiel dieser Bauwerke zeigt, in den älteren Zeiten alles auf den Staat und seine Größe, nichts auf den Glanz des Privatlebens gerichtet; das aus der Kriegsbeute und den Abgaben der Unterworfenen eingehende bare Geld ward zu öffentlichen Anlagen verwendet, die einen bestimmten Zweck hatten und einen allgemeinen Nutzen gewährten. Solche Werke erforderten natürlich sehr bedeutende Summen. So sehr daher auch die Erzählungen von der Armut und Einfachheit der angesehenen römischen Familien früherer Zeit übertrieben sein mögen, so sind sie doch im wesentlichen nicht unwahrscheinlich. Sie würden dies wegen der Berichte über den Wucher der Patrizier gegen die Plebejer doppelt sein, wenn wir nicht wüßten,

daß die Römer zwar erst zu Pyrrhus' Zeit eigene Münzen prägten, vorher aber sich des etruskischen, latinischen und griechischen Geldes bedienten. Sitten und Lebensweise waren höchst einfach. Einen starken Gegensatz gegen jene öffentlichen Gebäude bildeten die Privathäuser, die nach den Angaben römischer Schriftsteller bis auf Pyrrhus' Zeit entweder ganz von Holz oder doch wenigstens nur mit Holz gedeckt waren. Diese Einfachheit ward durch die ganze Einrichtung des römischen Lebens lange Zeit erhalten, und sogar die ewigen Kriege trugen viel dazu bei: das Volk war fast beständig in Kriege verwickelt, jeder Bürger war Soldat, der Senat und alle höheren Beamten bestanden aus verdienten Offizieren, die Sitten des Lagers erhielten also gleich anfangs das Übergewicht über den Luxus, der in der letzten Zeit der Könige zu herrschen begonnen hatte, das allgewaltige Beispiel des ersten Standes aber wirkte auf die niederen Stände wohlthätig zurück. Nur das weibliche Geschlecht kannte und übte einigen Luxus im Privatleben, das männliche dagegen ward in den gallischen und samnitischen Kriegen, welche bald nach Licinius Stolos Zeit eine ganze Generation hindurch geführt wurden, noch strenger und rauher. Landbau und Kriegsdienst bildeten die Hauptgeschäfte des römischen Mannes und waren die einzigen ehrenvollen Arten von Thätigkeit. Der letztere war den Römern dasselbe, was den Völkern des Mittelalters die Jagd war, ein zur Gewohnheit gewordenes Spiel, ein Vergnügen, ein auf dem Herkommen der ganzen Lebenseinrichtung und dem herrschenden Geiste beruhendes, wie durch die eigentümlichen Verhältnisse, in welche der Staat von Anfang an gestellt war, hervorgerufenes Bedürfnis. Die Jagd selbst konnte in dem stark bevölkerten und angebauten römischen Staatsgebiet nur wenig getrieben werden und konnte daher auch nicht zur Leidenschaft werden, wie sie es bei den Völkern des Nordens war. Patriotismus und Ruhmbegierde machten jedem Römer nach der Beendigung eines Krieges einen baldigen neuen Feldzug wünschenswert. Auch die durch die Kriege sich mehrende Zahl von Sklaven wirkte in der früheren Zeit nicht wesentlich nachteilig auf den Geist und die Sitten des römischen Volkes ein. Der Sklave stand damals in einem ganz anderen Verhältnis zu seinem Herrn, als später, weil er meistens nur zum Ackerbau verwendet wurde und dieses Geschäft in Gemeinschaft mit dem Herrn und seiner Familie trieb. Außerdem standen aber auch die Völker, mit welchen die Römer damals Krieg führten, ihnen sehr nahe, und dies mußte der Sklaverei einen viel milderen Charakter geben: Römer und Italiker betrachteten sich im Grunde als ein Volk, ihre Sitten waren nicht wesentlich verschieden und viele Kriegsgefangene wurden entweder freiwillig losgegeben oder von ihren Freunden und Verwandten losgekauft.



Reste der Wasserleitung des Appius Claudius.

Nach einer Original-Photographie.

Das Familienleben war in Rom weit edler und reiner, als in Griechenland. Es trug den altsabinischen oder samnitischen Charakter, war ländlich, sittsam, mäßig. Die vornehmen Römer wohnten, mit Ausnahme der Senatoren, früher meistens auf dem Lande, sie begaben sich nur vorübergehend in die Stadt und kehrten zurück, sobald ihre dortigen Geschäfte erledigt waren. Bei dem Vater oder in seiner Nähe wohnten seine Kinder und die diesen fast gleich gestellten Klienten. Er war nicht bloß das Haupt, sondern auch der Herr und Richter seiner Familie, und der Staat bekümmerte sich nicht um das, was im Innern der Familie geschah. Der Vater konnte, ohne darüber zur Rechenschaft gezogen zu werden, seine neugeborenen Kinder aussetzen, er durfte sich das ganze Eigentum der Söhne zueignen, ja, er konnte sie sogar dreimal hintereinander als Sklaven verkaufen und war ihnen gegenüber Herr über Leben und Tod. Ein solches Recht scheint auf den ersten Blick hin eine schreckliche Tyrannei mit sich zu führen: bekanntlich ist aber das Naturgefühl mächtiger und, wenn es genährt wird, besser und wohlthätiger, als jedes Recht und jeder Schutz durch Gesetze. Obgleich zuweilen Beispiele vom Mißbrauch der väterlichen Gewalt vorkamen, so waren sie doch selten, und die Familienregierung gewährte in den früheren Zeiten den Vorteil, daß man leicht Gerichtshof und Gesetzbuch entbehren konnte. Die Frauen hatten, weil Sklavinnen die Hausarbeit verrichteten, mit vielen häuslichen Geschäften, welche bei uns der Hausfrau obliegen, nichts zu thun: die römische Matrone war nicht, wie die griechische Frau, vom bürgerlichen Verkehr und vom Staatsleben ganz getrennt und auf das Haus und die Familie beschränkt; sie blieb auch nicht von der Bildung des männlichen Geschlechts ausgeschlossen, die sich bei den Griechen nur eine Hetäre oder Buhlerin aneignen durfte: und die Geschichte der römischen Kultur zeigt daher auch, zum Unterschied von der griechischen Bildung, einen bedeutenden Einfluß der Frauen auf die Entwickelung der Nation. Die römische Hausfrau hatte eine ehrenvolle und geachtete Stellung, sie war gebildet, sie nahm am geselligen Leben und an den Interessen der Männer Anteil, und eine Ehescheidung blieb, obgleich sie für den Mann sehr leicht zu bewerkstelligen war, in der älteren Zeit etwas Unerhörtes.

Die Munterkeit und Lust des Lebens, die wir bei den Griechen gefunden haben, darf man bei dem ernsten, derben, vorzugsweise auf das Nützliche und Praktische bedachten Volke der Römer nicht erwarten, obgleich ihr Ernst nichts Mürrisches und Finsteres hatte und das Volk Sinn für Fröhlichkeit und gesunden Mutterwitz besaß: dasselbe war dabei von jener genialen Leichtfertigkeit frei, die man bei den Griechen überall gewahr wird, und die sich selbst unter den Spartanern in der Ausgelassenheit der Weiber und in dem losen Charakter der Ehe-

verbindungen zeigte. Die eigentlich nationalen Lustbarkeiten der Römer waren Pferderennen und Kriegsspiele; beide stammen, wie es scheint, aus den ältesten Zeiten, alles dagegen, was auf Kunst und Gewandtheit beruhte, war ihnen ursprünglich fremd. Von den Etruskern, die sich gern an den anstößigen Bewegungen und Geberden der Mimen und Tänzer belustigten, nahmen die Römer diese Art von Unterhaltung an, sowie wahrscheinlich auch die Gladiatorenspiele, die ihnen jedoch in der Zeit, von welcher hier die Rede ist, noch unbekannt waren. Die letzteren paßten freilich zu dem rauhen Charakter des römischen Volkes, sie wurden daher auch, nachdem sie einmal in Rom Eingang gefunden hatten, bald in Verbindung mit grausamen Tierhetzen die Lieblingsunterhaltung des Volkes; doch behauptete sich sowohl hierin, wie auch bei den Tänzen und den später eingeführten theatralischen Darstellungen, der ursprüngliche Charakter der Nation insofern, als jeder, der sich öffentlich zur Schau gab, verachtet war und blieb. Die Musik der Römer war eine lärmende oder lustige und ward im Laufe der Zeit nur wenig veredelt. Diejenigen Opferfeierlichkeiten, bei denen man Musik anwandte, wurden stets unter lärmendem Schreien und mit stampfendem Tanzen und Springen begangen; auch der beim Trinken übliche Gesang und das einheimische Flötenspiel wurden nie, wie die Musik der Griechen, vervollkommnet. Dagegen zeigt sich bei den Römern schon in der älteren Zeit die niedrigste Art des Luxus, das Vergnügen und der Aufwand der Tafel: sie begann schon so früh herrschend zu werden, daß man bereits in dem Zeitraum, bis zu welchem wir in unserer Darstellung gelangt sind, sich genötigt sah, Verordnungen dagegen zu erlassen.

2. Das Kriegswesen der Römer.

Die Einrichtung der römischen Kriegsmacht gründete sich ursprünglich ebenso, wie die spartanische und die makedonische Phalanx, auf nationale Sitten und Verhältnisse; allein auch im Kriegswesen zeigt sich der Charakter, welcher die Römer vor allen anderen Völkern des Altertums groß gemacht hat. Dieser Charakter bestand in der diesem Volk gewissermaßen angeborenen Geschicklichkeit, einesteils die nationalen Sitten und Einrichtungen möglichst lange festzuhalten, andernteils aber mit denselben jede bessere fremde Einrichtung so innig zu verschmelzen, daß infolge davon Rom bis nach dem zweiten punischen Krieg immer dasselbe blieb und doch immer mit der fortschreitenden Zeit fortschritt. Dies zeigt sich in allen Teilen des Kriegswesens und die Vervollkommnung desselben durch fremde Einrichtungen ist um so merkwürdiger, als die Bewaffnung und Einteilung des Heeres

ursprünglich mit der ganzen Volksordnung, der Regierung und Besteuerung zusammenhing.

Das römische Heer der früheren Zeit war ein Bild samnitischer Gleichheit mit samnitischer Aristokratie verbunden. Außer dem Konsul oder kommandierenden General hatten nur seine Legaten oder Adjutanten und die Kriegstribunen oder Obersten einen bleibenden militärischen Rang und waren also Offiziere in unserem Sinne des Worts; alle anderen, vom Major an abwärts, erhielten ihre Stelle und ihren Rang nur für einen einzigen Feldzug, und es kam bis nach dem zweiten punischen Kriege nicht selten vor, daß ein Mann, der in dem einen Jahre als Centurio oder Hauptmann gedient hatte, im nächsten als Unterlieutnant gebraucht ward. In der Regel wurden freilich auch bei diesen Offizieren Dienstalter und frühere Verdienste zur Richtschnur genommen, und später trat ein förmliches Avancement oder regelmäßiges Aufrücken im Rang ein; allein die Ernennung der Offiziere vom Major an abwärts war und blieb Sache des Konsuls, welcher sie seinerseits häufig dem Kriegstribunen oder Obersten überließ, und weder der Senat noch die Volksversammlung kümmerte sich um dieselbe. Die Legaten oder Flügeladjutanten wurden vom Konsul ernannt und vom Senat bestätigt. Auch die Ernennung der Kriegstribunen war ursprünglich dem Konsul überlassen gewesen, seit dem Jahre 311 v. Chr. aber wurden dieselben teils von der Volksversammlung, teils vom Konsul ernannt. Diese Obersten waren die wichtigsten Offiziere des römischen Heeres und wurden daher aus den angesehensten Männern erwählt: sehr viele von ihnen waren bereits Volkstribunen, Ädilen, Prätoren oder Konsuln gewesen, und alle saßen entweder schon im Senat, oder wurden doch, nach ihrer Rückkehr aus dem Felde, sofern sie ihre Stellung mit Ehren ausgefüllt hatten, durch die Censoren in denselben eingewiesen.

Jeder römische Bürger war Soldat und blieb 16 bis 20 Jahre dienstpflichtig. Die Bürger von Rom bildeten also gewissermaßen ein stehendes Heer, wenn sie auch nicht gerade, wie in den späteren Zeiten, immer im wirklichen Dienste waren. Der Kriegsdienst galt für eine Ehre, bei der Aushebung wurden daher nur die Tüchtigsten genommen, jeder Verbrecher oder Ehrlose aber wurde verschmäht. Das Heer war in Legionen eingeteilt. Die Stärke einer Legion wechselte im Laufe der Zeit; im allgemeinen kann man 3000 Mann als die Zahl der Mannschaft einer Legion in der ältesten und 4200—6000 für die späteren Zeiten annehmen. Die Stärke der römischen Kriegsmacht in der Periode, bis zu welcher wir seither die Geschichte geführt haben, kann man daraus ermessen, daß um das Jahr 350 v. Chr. das Heer, ohne die Truppen der latinischen Bundesstädte, aus zehn Legionen bestand, deren

jede 4200 Mann Fußvolk und 300 Reiter enthielt. Diese für jene Zeit ungeheure Macht ward aber durch ihren Geist und ihre innere Kraft noch um das Doppelte verstärkt; denn es waren lauter Leute, die für die Sache ihres Landes als für ihre eigene ins Feld zogen, und von welchen die meisten gemeinen Soldaten jeden Augenblick Offiziersdienste verrichten, manche sogar Generale sein konnten. Die Vorzüge eines Soldatenheeres und eines Bürgerheeres waren, wie die folgende Geschichte überall darthun wird, auf eine seltene Weise in dem römischen Heere vereinigt.

In der ältesten Zeit war die Legion, welche damals 3000 Mann betrug, aus je 1000 Mann von jeder der drei alten patrizischen Tribus, der Ramnes, Tities und Luceres, zusammengesetzt, und diese zerfielen wieder in je 100 Mann. Daher kommen die Namen Tribun d. h. ursprünglich Vorsteher einer Tribus, und Centurio, d. h. Vorsteher einer Hundertschaft. Nachher stimmte die Einrichtung der Legion genau mit der dem Servius Tullius zugeschriebenen Volkseinteilung, die vielleicht ursprünglich überhaupt vorzugsweise einen militärischen Zweck hatte, überein. Später erlitt die Einteilung der Legion und die Art ihrer Aufstellung in der Schlacht manche Veränderungen, welche einzeln anzugeben hier zu weit führen würde. Im allgemeinen ist zu bemerken, daß die hauptsächlich aus schwerbewaffnetem Fußvolk bestehende Legion ihrer ursprünglichen Einrichtung nach mit der makedonischen Phalanx zu vergleichen war, später aber aus drei Hauptmassen von schwerbewaffnetem Fußvolk bestand, welche die Hastaten, die Principes und die Triarier hießen, und die nach der Reihenfolge, in der sie hier genannt sind, drei Treffen bildeten. Die Darstellung der Art und Weise, wie diesen die Leichtbewaffneten und die Reiterei angefügt waren, wie die Legion zu verschiedenen Zeiten in Kohorten, Manipel und Centurien eingeteilt ward, und wie sich danach der Rang der einzelnen Teile und ihrer Offiziere bestimmte, gehört nicht in die allgemeine Geschichte, sondern in die besondere Wissenschaft der Kriegsgeschichte. Für jenen allgemeinen Zweck genügt die Bemerkung, daß die Römer durch ihre längeren Schilde eine wirksamere Deckung des Körpers und durch ihr Pilum oder den zugleich zum Stoßen und zum Werfen eingerichteten Speer eine bessere Hauptwaffe hatten, als die griechisch-makedonischen Truppen; daß ferner die Phalanx der letzteren nur schwer beweglich und alle Soldaten derselben auf gleiche Weise bewaffnet und eingeübt waren, die römische Legion aber sich leicht teilen und wieder verbinden ließ, weil jeder Manipel und jede Cohorte für sich allein ein Ganzes bildete und einzeln gebraucht werden konnte; daß endlich die Römer ihr Kriegswesen stets den Umständen und Verhältnissen anpaßten, dessenungeachtet aber bei

der Ausbildung desselben ihrem nationalen Wesen getreu geblieben sind. Dies betrifft ebensowohl die Einteilung der Truppen und die Zahl der Mannschaft einer Legion, als die Waffen, die Marschordnung und die Aufstellung in der Schlacht. So oft man auf einen neuen Feind traf oder in Feindesland auf einem ungewohnten Boden zu kämpfen hatte, paßte man das Kriegswesen bis auf die einzelnen Waffen herab den veränderten Verhältnissen an, oder entlehnte von dem Feinde das, was ihm nach irgend einer Richtung hin eine Überlegenheit gewährte.

Auch die Einrichtung des römischen Lagers, ihre Belagerungskunst, ihre Disziplinargesetze und die Veränderungen in Hinsicht des Soldes sind kein Gegenstand der Darstellung für die Weltgeschichte. Nur über den letzteren nnd über das römische Geniewesen ist eine allgemeine Bemerkung nötig. Die Art, wie bei den Römern Soldaten und Offiziere besoldet wurden, zeigt, daß bei ihnen durchaus dasselbe Verhältnis des Gemeinen zum Offizier und des Fußgängers zum Reiter stattfand, welches wir in den früheren Bürgerheeren der Athener und Spartaner und in den Heeren unserer Ritterzeit wahrnehmen. Der Centurio oder Hauptmann erhielt nur das Doppelte, der Tribun nur das Vierfache des Soldes der Gemeinen; ein gemeiner Reiter aber bekam drei Vierteile der Besoldung des Tribunen, oder ein Drittel mehr, als die des Centurio betrug: der Römer sah also seinen Reiter recht eigentlich als einen Ritter an. Das Geniewesen verbesserten sie, als sie mit den Griechen bekannt geworden waren und die Fortschritte derselben in der Mathematik und der Kriegswissenschaft kennen gelernt hatten; allein sie selbst hatten schon vorher wissenschaftliche Grundsätze auf die Kriegskunst angewendet, und es ist eine bloße Anekdote, wenn ein Schriftsteller des späteren Altertums behauptet, ihre Einrichtung und Befestigung des Lagers rühre erst aus der Zeit des Krieges mit Pyrrhus her, in welchem sie einst ein griechisches Lager erobert hatten: wenngleich dies richtig ist, daß jener Zusammenstoß mit einem der ersten Generale aus der Schule Alexanders des Großen für die Entwickelung ihres Kriegswesens von großer Wichtigkeit war. Sie hatten sogar schon früh eine Art von Ingenieuren in ihren Heeren, welche die Anlegung des Lagers besorgten und bei Belagerungen thätig waren. Diese bildeten in jedem Heere zwei Centurien, sie wurden von ausgewählten Offizieren geleitet, und wenn ihre Beschäftigung vielleicht auch nicht eine streng wissenschaftliche war, sondern bloß eine Kunst des Feldmessens genannt werden kann, so ist doch soviel gewiß, daß man es in dieser Kunst und in ihrer Anwendung auf die Bedürfnisse des Krieges schon früh ziemlich weit gebracht hatte.

3. Kriege mit den Galliern in Oberitalien.

Die ersten Kriege des Heldenzeitalters der Römer wurden mit den gallischen Völkerschaften geführt, welche in Oberitalien angesiedelt waren und von dort unaufhörliche Streifzüge nach Etrurien und Latium, ja sogar bis nach Kampanien und Apulien machten. In diesen Kriegen traten die vornehmsten jener Helden auf, welche von den späteren Römern ebenso als Muster der Tapferkeit und ritterlichen Gesinnung betrachtet wurden, wie von den christlichen Völkern des Mittelalters und der neueren Zeit die Arthur, Roland, Cid, Tankred, Gottfried von Bouillon und andere. Auch sind die Sagen von jenen römischen Helden im Altertum ebenso, wie die Erzählungen von den genannten christlichen Helden im Mittelalter, ein Lieblingsgegenstand der Nachkommen und ihrer Poesie geworden. Beide Heldenzeitalter haben außerdem noch darin eine Ähnlichkeit miteinander, daß die späteren Römer die Helden ihrer Ritterzeit ebenso als die Grundsäulen ihrer Weltherrschaft ansahen, wie den christlichen Völkern die ihrigen als die Stützen ihrer Religion und Kultur galten.

Der vorherrschende Charakter dieser römischen Heldenzeit beruhte auf dem oben angedeuteten Wettkampf der beiden Stände der Nation. Dieses wetteifernde Streben der Patrizier und Plebejer mußte um so nachdrücklicher sein, als der alte Adel in gewisser Hinsicht noch immer vom Volke vorgezogen wurde und ein Plebejer sich also ausgezeichnete Verdienste erwerben mußte, wenn er emporkommen wollte. Das Volk pflegt nie der Geburt seine Huldigung zu versagen, wenn sie von Verdiensten und von Herablassung begleitet ist, und überdies wird in allen Republiken, die nicht auf Gewerbe und Handel beruhen und also nicht vorzugsweise den Reichtum ehren, die Dankbarkeit gegen verdiente Männer viel seltener aus den Augen gesetzt, als in den Staaten, in welchen das Geld den Rang giebt. Andererseits konnten und durften aber auch die Patrizier hinter dieser ihrer Stellung in der Achtung ihrer Mitbürger nicht zurückbleiben. Die Geschichte jener Zeit bietet uns daher eine ganze Reihe rauher militärischer Charaktere dar, die aber zugleich durch patriotische Gesinnung, Einfachheit und Uneigennützigkeit sich auszeichneten, und von welchen manche für alle folgenden Zeiten zum Sprichwort geworden sind. Die berühmtesten dieser Männer waren: der Diktator Camillus, Titus Manlius Torquatus, Marcus Valerius Corvus, Quintus Fabius Maximus Rullianus und sein Sohn Fabius Maximus Gurges, Publius Decius Mus und sein gleichnamiger Sohn und Enkel, die beiden Lucius Papirius Cursor, Quintus Publilius Philo, Manius Curius Dentatus und Gajus Fabricius Luscinus.

Die gallischen Raubzüge, welche einen fortwährenden Krieg zwischen den Römern und diesen Kelten veranlaßten, begannen etwa dreißig Jahre nach der Zerstörung Roms und dauerten zwölf Jahre lang (von 360 bis 348 v. Chr.). In den Anfang desselben verlegt die römische Heldensage einen jener Kämpfe, welche an die Erzählungen von Roland erinnern und die Vergleichung jener Zeit und der daran geknüpften römischen Sagen mit der Blütezeit des christlichen Rittertums und seinen poetischen Darstellungen rechtfertigen. Titus Manlius Torquatus nahm als Jüngling den Einzelkampf mit einem gallischen Riesen auf, zu welchem dieser höhnend die römischen Helden aufgefordert hatte. Im Angesichte beider Heere trat er mutig dem übermäßig großen und starken Barbaren entgegen, bestand den Zweikampf, tötete seinen furchtbaren Gegner und schmückte sich mit der goldenen Halskette, welche dieser getragen. Er erhielt davon für sich und seine Nachkommen den Ehrennamen Torquatus von dem Worte Torques, d. i. Halskette. Einige Jahre nachher erfocht Cajus Sulpicius Longus einen glänzenden Sieg über ein gallisches Heer. In einem späteren Feldzug erschlug auch Marcus Valerius Corvus einen gallischen Helden im Zweikampf und erhielt von diesem Kampfe den Beinamen Corvus, d. i. Rabe, weil ein Rabe sich auf seinen Helm gesetzt und ihm mit seinem Flügelschlage beigestanden hatte.

4. Der erste Samniterkrieg.

In Oberitalien hatte das keltische Raubvolk längst die Blüte früherer Zeiten vernichtet, und auch die kleinen Staaten, welche zwischen ihren dortigen Wohnsitzen und dem Tiber lagen, waren durch ihre unaufhörlichen Streifzüge zum Teil verwüstet worden. In Unteritalien wüteten bald Griechen gegen Griechen, bald machten daselbst die rohen Lukaner verheerende Züge; auch hatten die dortigen Staaten oft mit den Syrakusanern und den Karthagern zu kämpfen. Mittelitalien dagegen behauptete damals seinen alten Glanz und seine alte Würde durch die Fruchtbarkeit Kampaniens, durch den noch übrigen Rest der nach und nach verschwindenden Betriebsamkeit der Latiner, durch den Handel der Etrusker, besonders aber durch das als Staat von Kriegern und fleißigen, kräftigen Landleuten in fortwährendem Wachstum und Fortschritt begriffene Rom. Neben dem jugendlich aufstrebenden Volke der Römer stand der Kern der großen samnitischen Nation noch in der alten Kraft und Unverdorbenheit da. Durch Unteritalien und einen Teil von Mittelitalien verbreitet, bildete sie eine große Zahl von Völkerschaften, von welchen jedoch manche bereits verwildert oder verweichlicht waren. Zu den letzteren gehörten namentlich die rohen und

raubsüchtigen Lukaner und die Bewohner von Kampanien, welche von Samnium aus diese Landschaft erobert hatten, aber durch das Klima und die üppige Fruchtbarkeit dieser neuen Heimat der alten Kraft und Sitte ihres Stammes entfremdet worden waren. Im Innern der Halbinsel dagegen, auf den Höhen und in den Thälern des rauhen Gebirgslandes, erfreute sich das Volk der eigentlichen Samniter noch des Glückes, welches das Ackerbau- und Hirtenleben, ihre alte Verfassung und die angestammten Sitten ihnen seit uralter Zeit gewährt hatten. Dieses tapfere, rüstige Bergvolk geriet jetzt mit den Römern in einen Kampf, der mit einigen Unterbrechungen fünfzig Jahre lang währte und die Oberhoheit der letzteren auch über diesen kräftigsten Teil der Bevölkerung von Italien ausdehnte. An Volkszahl und Ausdehnung des Gebietes waren die Samniter den Römern überlegen, an kriegerischem Sinn und an Mut waren sie ihnen wenigstens gleich, und wenn es beim Kriege hierauf allein ankäme, so würden jene gewiß den Sieg davon getragen und die Herrschaft über Italien errungen haben. Allein den Völkern des samnitischen Stammes fehlte es von jeher an einem gemeinsamen Bande, durch welches alle fest miteinander verbunden worden wären; die zwischen ihnen sich geltend machende Ungleichheit der Sitte und des Wesens erschwerte im Laufe der Zeit eine solche Vereinigung noch mehr, und selbst die eigentlichen Samniter bildeten nicht, wie die Römer, einen einzigen Staat, sondern nur eine Eidgenossenschaft unabhängiger Kantone. Außerdem hatten aber die Römer noch einen besonderen Vorteil vor ihnen voraus, der ihnen mehr als alles andere das Übergewicht verschaffte: das Gemeinwesen hatte nämlich durch die seitherigen Verfassungskämpfe und die daraus hervorgegangenen Verhältnisse ein inneres Leben und eine Form erhalten, durch welche alle Kräfte in einem Grade belebt und in Thätigkeit gesetzt wurden, wie bei keinem anderen Volke Italiens. Sie besaßen für ihre Macht einen festen Mittelpunkt in Rom, der gebietenden Hauptstadt eines ansehnlichen Bundesreiches, während den Samnitern jeder solcher einheitliche Mittelpunkt fehlte.

Die Veranlassung zu dem großen Kriege ward von den damaligen Gebietern des Landes Kampanien gegeben. Fast gerade hundert Jahre zuvor hatten samnitische Scharen die Stadt Capua und einen großen Teil des Landes Kampanien den alten oskischen Einwohnern und ihren Herren, den Etruskern, entrissen. Diese Samniter bildeten, wie im Mittelalter die dort angesiedelten Normannen, nur einen kleinen Bruchteil der Bevölkerung: sie waren aber die wirklichen Gebieter des Landes, führten gleich jenen ein ritterliches Leben und entarteten bald auf doppelte Weise: einesteils stürzte die in dem heißen und fruchtbaren Kampanien von jeher einheimische Üppigkeit sie in Schlaffheit und

Schwelgerei, anderenteils verwilderten sie durch Kriegsdienste, die sie aus Raufluft und Habgier bei den Hellenen und den Karthagern auf Sizilien nahmen. Sie wurden daher bald ihren Brüdern im gebirgigen Samnium völlig entfremdet, zumal da sie von Anfang an durch kein staatliches Band mit ihnen vereinigt geblieben waren. Sie gerieten mit denselben endlich sogar in Zwist, als die Samniter sich nach Kampanien hin ausbreiteten und die an der Grenze von Samnium wohnenden alten ausonischen Stämme zu unterwerfen suchten. Die Sidiciner, eine dieser kleinen Völkerschaften, riefen die kampanischen Samniter in Capua zu Hilfe. Diese gewährten ihnen ihre Unterstützung, wandten sich aber zugleich nach Rom, um durch das Bündnis mit einem mächtigen Staate Schutz gegen die überlegene Kraft und die Eroberungsluft ihrer Brüder aus dem Gebirge zu erlangen. Die Römer aber, welche nicht lange vorher mit den Bergsamnitern ein Bündnis geschlossen hatten, scheuten sich, mit einem Volke, das im Kriege mit diesen ihren eigenen Verbündeten begriffen war, einen Bund einzugehen. Sie versprachen daher den Kampanern die gewünschte Hilfe nur unter der Bedingung, daß dieselben, wenigstens der Form nach, sich unter die römische Botmäßigkeit stellten und dadurch den Römern das Recht und die Pflicht gäben, sich ihrer anzunehmen. Die Kampaner willigten in diese Forderung: in einer förmlichen Vertragsurkunde erklärten sie sich für Unterthanen der Römer. Nun forderte man von Rom aus die Samniter auf, einen Staat, der sich dem römischen Volke zum Eigentum übergeben habe, nicht weiter zu bekriegen. Die Samniter wiesen natürlich nicht allein diese Forderung zurück, sondern erklärten auch den mit den Kampanern geschlossenen Vertrag für einen Friedensbruch. Hierauf zogen die beiden römischen Konsuln Marcus Valerius Corvus und Aulus Cornelius Cossus, jeder an der Spitze eines Heeres, nach Kampanien.

So begann im Jahre 343 v. Chr. der erste Samniterkrieg, welcher drei Jahre lang dauerte. Valerius Corvus brachte den Samnitern bald eine Niederlage bei, sein Kollege aber machte einen schweren Fehler, stürzte dadurch sein Heer in die größte Gefahr und wurde nur durch den Heldenmut eines seiner Kriegstribunen vor dem Untergang bewahrt. Er hatte sich nämlich tief in das Gebirge hinein locken lassen und ward hier in einem Thale von den Feinden eingeschlossen. Nur der Rückzug blieb ihm offen: aber auch dieser war nicht ohne den Verlust des größten Teils der Truppen möglich, weil die Samniter rings die Höhen besetzt hatten. In dieser Verlegenheit bot sich Publius Decius Mus der Ältere zum Opfer an. Er besetzte mit 1600 Mann eine Höhe, die über dem Feinde lag, um von dort aus die Hauptmacht der Samniter so lange zu beschäftigen, bis der Konsul aus

dem Thale entkommen wäre. Decius hielt den Kampf mit der überlegenen Macht der Samniter bis zum Abend aus, schlug sich dann in der Nacht durch die Feinde durch, erreichte das gerettete Heer seiner Landsleute und bewog den Konsul, die Samniter, welche auf nichts weniger als einen Angriff gefaßt waren, sogleich anzugreifen. Diese wurden hierauf in einem förmlichen Treffen geschlagen, und Decius hatte also das Verdienst, nicht bloß das römische Heer vor dem Untergang bewahrt, sondern ihm zu gleicher Zeit auch einen Sieg verschafft zu haben. Er erhielt dafür vom Senat und Volk die glänzendsten Ehrengeschenke, und sein Name strahlte seitdem durch alle Zeiten hindurch in der Geschichte und in den Liedern seines Volkes neben einem Scävola, Cincinnatus, Manlius Capitolinus, Camillus und anderen Helden. Bald nachher erfocht Valerius Corvus bei Suessula einen so vollständigen Sieg, daß sein großer Ruhm sich hauptsächlich auf diese Schlacht gründete: er eroberte das Lager der Samniter, tötete oder zerstreute ihr ganzes Heer und soll nicht weniger als 40 000 Schilde von Gebliebenen oder Entflohenen erbeutet haben.

So ehrenvoll für den Valerius und für sein Volk diese Schlachten waren, so waren doch die Samniter bei weitem nicht völlig besiegt; im Gegenteil, sie erschienen im nächsten Jahre ebenso mächtig als vorher und zeigten damals, wie zu allen Zeiten, eine felsenfeste Ausdauer. Der Krieg wäre daher wohl noch viele Jahre lang fortgesetzt worden, wenn nicht die drohende Stellung, welche die Latiner annahmen, und die durch die harten Schuldgesetze veranlaßte Empörung eines Teiles der römischen Truppen die Römer zum Frieden gedrängt hätte. Valerius Corvus, zum Diktator ernannt, dämpfte diese Empörung auf eine schonende und geschickte Weise; mit den Samnitern aber ward, nachdem der Krieg noch eine kurze Zeit fortgesetzt worden war, ein Vertrag geschlossen, in welchem dieselben sich zwar eine Buße an Geld und Getreide auflegen ließen, dagegen aber keinen Zoll breit Landes verloren. Ja, sie erhielten sogar das Recht, sich die Sidiciner zu unterwerfen, obgleich die Römer den Krieg zunächst nur in der Absicht, sie hieran zu hindern, begonnen hatten und diese Sache für sie von Wichtigkeit war, weil die Landschaft der Sidiciner Kampanien von Latium trennte.

5. Der latinische Krieg und die staatsbürgerliche Stellung der unterworfenen italischen Völker.

Als Rom die Sidiciner ihrem Schicksale überließ, setzten die Latiner, welche als römische Bundesgenossen am samnitischen Kriege Anteil genommen hatten, denselben für sich allein fort, um die Samniter

von sich fern zu halten. Sie verbanden sich zu diesem Zwecke mit den Sidicinern, Kampanern, Volskern und Aurunkern. Dies hätte sie notwendigerweise mit Rom entzweien müssen, wenn sie auch nicht vorher schon an die Auflösung eines Bundes gedacht hätten, welcher für sie je länger je mehr ein Verhältnis vollständiger Abhängigkeit begründete. Fast zu derselben Zeit, als sie sich mit den genannten Völkern verbanden, schickten sie eine Gesandtschaft nach Rom und ließen dem Senat erklären: das bisherige Verhältnis zwischen Rom und Latium müsse dahin abgeändert werden, daß beide Völker einen wirklichen Föderativ-Staat bildeten, in welchem die Hälfte des Senats und der Beamten aus Latinern bestehe; Rom müsse also die wirkliche Hauptstadt von Latium sein, statt daß die Stadt bisher in der Form eines Bundeshauptes das ganze Land allein beherrscht habe.

Einen solchen Gedanken ertrug der römische Stolz nicht, die Waffen mußten entscheiden. Zwei Heere unter den Konsuln Titus Manlius Torquatus und Publius Decius Mus wurden nach Kampanien geschickt, wo die latinischen Truppen und ihre Verbündeten bereits gegen die Samniter zu Felde lagen. Die letzteren vereinigten sich, wie es scheint, sogleich mit den Römern. Am Fuße des Vesuv kam es zu einer entscheidenden Schlacht (340 v. Chr.). Diese Schlacht hat mehr, als irgend eine andere, die Macht der Römer begründet und den Schrecken ihres Namens über die Völker Italiens verbreitet. Die Römer haben daher auch die beiden Konsuln, welche damals an ihrer Spitze standen, vorzugsweise gepriesen und in volkstümlichen Erzählungen das Andenken derselben verherrlicht: auch hier also sind wir noch nicht auf dem Boden vollbeglaubigter Geschichte. Beide wurden später als unübertroffene Beispiele aufopfernder Vaterlandsliebe und als Muster römischer Strenge und Kriegszucht aufgestellt, und die Geschichte ihrer Thaten diente den Rednern und Schriftstellern der folgenden Zeit als ein mächtiges Mittel, die Gemüter zu entflammen. Wenn die Überlieferungen denkwürdiger Ereignisse Jahrhunderte hindurch solchen Zwecken gedient haben, so vermag keine Kritik das Wahre in ihnen ausfindig zu machen, und die historische Darstellung kann sie daher nicht anders auffassen und berichten, als in der ihnen auf diese Weise gegebenen Ausschmückung.

Nach diesen Erzählungen hatte der Konsul Manlius Torquatus, ebenjener Manlius, der schon in seiner Jugend den riesigen gallischen Ritter in rühmlichem Zweikampf erschlagen haben soll, einige Tage vor der Schlacht bei Todesstrafe jeden Einzelkampf mit dem Feinde verbieten lassen. Als aber ein feindlicher Befehlshaber, der an der Spitze einer Streifwache mit Manlius' Sohne zusammentraf, diesen spottend zum Zweikampf herausforderte, konnte der mutige junge Mann der

Versuchung nicht widerstehen: er nahm die Herausforderung des Latiners an und tötete seinen Gegner. Triumphierend kehrte der Sieger in das Lager zurück: der Vater aber ließ mit rücksichtsloser Strenge die gedrohte Strafe an ihm vollziehen und brachte so dem unbedingten Gehorsam des Heeres, ohne welchen Roms militärische Größe nicht bestehen konnte, den eigenen Sohn zum Opfer. Wie auf diese Weise Manlius Torquatus durch die Hinrichtung seines Sohnes den Römern ein Beispiel aufopfernder Vaterlandsliebe gab, so erwarb sich Decius Mus denselben Ruhm durch einen freiwilligen Tod. Beiden Konsuln ward, wie es heißt, durch ein Traumgesicht zu gleicher Zeit der Schicksalsspruch verkündet, daß in der bevorstehenden Schlacht von der einen Seite das Heer, von der andern aber einer der Anführer den Göttern der Unterwelt zum Opfer fallen müßte. Um diesen Spruch zu Gunsten ihres Volkes zu wenden, gelobten sie einander, daß derjenige von ihnen, dessen Scharen in der Schlacht zuerst wanken würden, sich sogleich den Todesgöttern weihen wolle. Die Schlacht hatte noch nicht lange begonnen, als der von Decius befehligte Flügel zu weichen begann. Sogleich erfüllte Decius sein Gelübde: er ließ sich vom Oberpriester die Formel der Todesweihe vorsprechen, legte dann schnell das vorgeschriebene Gewand an, stellte sich auf ein Schwert, verhüllte sein Haupt und rief laut die ihm vorgesagten Worte, durch welche er sich und zugleich die Legionen der Feinde als Sühnopfer den Todesgöttern weihte. Dann stürzte er sich in die dichtesten Reihen der Latiner und sank bald von Geschossen durchbohrt nieder. Solche Todesweihen kamen ebensowohl bei den Römern, als bei den Etruskern vor und können möglicherweise aus dem Gebrauche der Menschenopfer entstanden sein, der auch bei den keltischen Völkern, den Phönikern und Karthagern herrschte; er war in Italien aber schon früh dem überwiegenden Einflusse griechischer Lebensansichten gewichen. Es lag der That des Decius die auch im alten Judentum herrschende Idee eines Sühnopfers zu Grunde, vermöge deren man das Vornehmste oder das Beste und Reinste den Göttern darbrachte, um dadurch Heil und Rettung für die anderen zu erhalten. Die Schlacht ward gewonnen: sie war, wie fast alle Schlachten, in welchen Römer fochten, sehr blutig, weil das meiste mit dem Schwerte und durch Kämpfe von Mann gegen Mann vollbracht ward: von den Latinern soll nicht einmal der vierte Teil des Heeres entkommen sein.

Diese erholten sich bald von dem erlittenen Schlage und wagten bei Trifanum noch einmal eine Schlacht, wurden aber wiederum besiegt. Ihre Macht war jetzt vernichtet, und der latinische Bund löste sich infolge davon auf. Einzelne latinische und kampanische Städte unterwarfen sich den Römern sogleich, andere leisteten ihnen noch eine

Zeitlang Widerstand. Noch zwei Jahre lang dauerte der Krieg, bis endlich alle besiegt waren. Der römische Senat verhängte über die latinischen und kampanischen Staaten ein sehr verschiedenes Schicksal: die Bürger des einen Staates mußten auswandern, und ihr Gebiet ward an römische Kolonisten verteilt; andere dagegen wurden mit den letzteren verschmolzen; noch andere Städte erhielten das römische Bürgerrecht mit größerer oder geringerer Beschränkung: nur einigen wenigen gab man dasselbe vollständig. So ward das Interesse der Latiner und Kampaner durch die Verschiedenheit der ihnen gewährten Rechte geteilt. Die Herstellung des alten Latinerbundes und der Unabhängigkeit Latiums wurde für immer unmöglich gemacht, indem die Römer die latinischen Landtage verboten, jede politische Verbindung der einzelnen Städte untereinander aufhoben, so daß sie nur durch ihr gemeinsames Verhältnis zu Rom sich berührten, — und einen großen Teil des Landes als römische Staatsdomäne einzogen oder unter römische Kolonisten verteilten.

Von dieser Zeit an standen die Kräfte des latinischen Landes ganz und gar im Dienste Roms. Zwar wurden die latinischen Truppen, welche vorher in den Legionen der Römer selbst gedient hatten, von diesen getrennt und als besondere Abteilungen dem Heere beigegeben, allein sie erschienen dadurch nicht als eine selbständige Macht, sondern als die Truppen von Unterthanen, weil man sie nicht mehr in größeren Truppencorps, wie die Legionen waren, zusammenstellte, sondern sie nur kleinere Abteilungen, Kohorten, bilden ließ. Von dem Augenblicke an, wo Latium unterworfen worden war, galt es den Kampf um die Herrschaft Italiens. Damit die Darstellung dieses Kampfes, welcher zugleich mit den Samnitern, den Hellenen in Unteritalien, den Etruskern und den Galliern in Oberitalien geführt ward, keine Unterbrechung erleide, ist es am passendsten, hier die Verhältnisse anzudeuten, in welche die einzelnen Völker Italiens nach ihrer Unterwerfung unter die Römer traten.

Die Völker der alten Welt haben, zum Unterschied von denen der neueren Zeit, unterworfene Gemeinwesen nur in sehr seltenen Fällen zu gleichberechtigten Gliedern ihres Staates erhoben. Die Römer insbesondere haben, bis in ihre Kaiserzeit hinein, außerdem noch einen Unterschied zwischen den unterworfenen Völkern Italiens und denen anderer Länder gemacht. Die letzteren waren und blieben Unterworfene, die Italiker aber behielten eine gewisse Selbständigkeit und Freiheit. Deshalb ward aber bei der Benennung der eroberten Teile des Reiches der Unterschied gemacht, daß nur die außerhalb Italiens liegenden Teile Provinzen hießen, die eigentlich italischen Stadtgebiete und Landschaften aber nie mit diesem Namen belegt wurden.

Die Bürger des römischen Staates zerfielen daher, als derselbe weltherrschend geworden war, in drei Teile, in die Provinzialen, die Italiker und die eigentliche römische Bürgerschaft; in der Zeit, bis zu welcher unsere Darstellung gelangt ist, haben wir zunächst zwischen römischen Vollbürgern und Bundesgenossen zu unterscheiden. Zwischen dem Meere und den Apenninen von Formiä im Süden bis Cäre im Norden bildeten die römischen Vollbürgergemeinden ein ziemlich zusammenhängendes Gebiet; vereinzelte solche Gemeinden fanden sich in ganz Italien.

Unter den Bundesgenossen treten uns zunächst die Bundesgenossen latinischen Rechts entgegen. Diese wurden anfangs den römischen Bürgern fast gleich gestellt; sie waren von manchen Lasten frei, welche andere italische Völker unter römischer Herrschaft zu tragen hatten; sie lebten nach eigenen Gesetzen und unter ihren eigenen Beamten, welche von ihnen selbst gewählt wurden; diese Beamten wurden durch ihr Amt römische Bürger. Die Bundesgenossen latinischen Rechts waren befugt, sich frei in Rom niederzulassen, und wer von diesen einen leiblichen Sohn in seinem Heimatsorte zurückließ, konnte sofort römischer Bürger werden. Diese Vorteile, die man unter dem Namen des jus latinum (des latinischen Rechts) zusammenfaßte, waren übrigens nicht allen Städten Latiums eingeräumt worden, und diejenigen, welche sie besaßen, standen doch in anderen wesentlichen Dingen hinter den Römern zurück: sie hatten z. B. über ihre Kinder nicht dieselbe Gewalt, wie ein Römer, sie konnten von keinem Römer adoptiert werden und keine vollgiltige Ehe mit einer Römerin schließen, sie mußten sich als Soldaten mit Ruten züchtigen lassen, während es in späteren Zeiten aufs strengste verboten war, einen römischen Soldaten anders als mit dem Stock zu schlagen: ein Ehrenunterschied gleich demjenigen, welcher früher bei unseren Truppen zwischen dem Stock und der Fuchtel bestand. Wie groß aber auch die Rechte der Latiner sein mochten, der römische Senat wußte dieselben nach und nach auf unmerkliche Weise zu schmälern, und diesen Rechten stand als gewichtige Gegenleistung die Kriegsdienstpflichtigkeit gegenüber, welche die Latiner schwerer drückte als die Römer, da jene keinen Anteil an der Beratung über Krieg und Frieden hatten, wohl aber dem Führerstaate, der fast nie Frieden hatte, zu allen seinen Kriegen Truppen liefern mußten. Dies war um so härter für sie, da sie zwar alle Anstrengungen und Gefahren, nicht aber die Ehre des Kriegsdienstes mit den Römern teilten; denn der Sieg wurde immer nur den römischen Abteilungen des Heeres zugeschrieben, obgleich die Latiner ebenso wie diese bewaffnet und ebenso tapfer waren, auch in manchen Kriegen das römische Bürgeraufgebot an Zahl wohl um das Doppelte und Dreifache übertrafen.

Die übrigen italischen Völker, also die Bundesgenossen nichtlatinischen Rechts, erhielten größtenteils noch weniger Rechte, als die Latiner, wurden aber ebenfalls gleich diesen durch die Verschiedenheit ihrer Gesetze und Einrichtungen voneinander getrennt. Das Maß ihrer Rechte bestimmte der besondere Bundesvertrag, den sie mit Rom hatten schließen müssen oder schließen wollen: einige von ihnen unterwarfen sich freiwillig, andere wurden gewaltsam mit oder ohne Kapitulation unter das römische Joch gebeugt, wodurch also schon von Anfang an eine große Verschiedenheit der Rechte unter ihnen entstand. Viele aber versuchten später das Joch wieder abzuwerfen, und sie mußten dann, was ihnen an Rechten gelassen wurde, als ein Geschenk der Römer ansehen. Diese waren jedoch klug genug, den meisten italischen Völkerschaften möglichst viele Vorteile einzuräumen, da es ihnen hauptsächlich nur darum zu thun war, daß sich dieselben in die Militärordnung des römischen Bundesreichs fügten. Einige, wie die Sabiner, erhielten das römische Bürgerrecht, andere, z. B. ein Teil der Umbrer, schlossen als Bundesgenossen einen auf fast völlig gleichen Bedingungen beruhenden Vertrag mit Rom, noch andere wurden auf die mannigfaltigste Weise in ihren Rechten beschränkt, manche endlich, wie die Bruttier und Lukaner, mußten sich so demütigende Verhältnisse gefallen lassen, daß sie z. B. in den römischen Heeren nicht den Soldaten zugezählt, sondern zum Gebrauche als Postboten oder Büttel und zu anderen schmählichen Knechtsdiensten verwendet wurden. So wurden also die italischen Völker durch eine mannigfaltige Anordnung ihrer inneren Angelegenheiten und ihres Verhältnisses zu Rom voneinander getrennt, isoliert, und zugleich wurden ihnen auf eine sehr kluge Weise römische Einrichtungen und Gesetze nicht gewaltsam aufgedrungen, sondern zwischen das Fremde geschickt eingeschoben. Man hat die vertragsmäßige Stellung dieser italischen, aber nicht latinischen Bundesgenossen zu den Römern mit dem Namen des jus italicum oder des italischen Rechtes bezeichnet; da aber die Verträge je nach den Umständen, unter denen sie geschlossen wurden, untereinander sehr verschieden waren, so begreift jener Name kein bestimmtes Rechtsverhältnis in sich, sondern umfaßt sehr verschiedene Rechtsstellungen. Im allgemeinen versteht man unter den sogenannten Bundesgenossen italischen Rechts solche Staaten, welche am römischen Bürgerrechte keinen Teil hatten und den Römern im Kriege durch Truppen und Geld beistehen mußten, dagegen aber keine Grundsteuer entrichteten und nicht, wie später die eroberten Länder außerhalb Italiens oder die sogenannten Provinzen, von römischen Statthaltern beherrscht wurden, sondern ihre eigenen Gesetze und selbstgewählte Beamten behielten. Solche Völker hatten also scheinbar eine ganz unabhängige Verwaltung, der Wirklichkeit nach

aber ließ ihnen die Herrscherstellung Roms doch nur geringen Spielraum. Der römische Senat erließ nämlich oft harte Befehle an sie, welche die Ortsobrigkeiten ebenso streng ausführen mußten, als sie nur ein römischer Statthalter hätte ausführen können: römische Große, welche durch ihr Land reisten, erlaubten sich alles mögliche, und kein Staat durfte es wagen, ihnen entgegenzutreten, teils weil solche Männer an und für sich selbst ihnen viel schaden konnten, teils weil alle diese Staaten bei ihren Streitigkeiten im Innern oder mit ihren Nachbarn den römischen Senat und die von ihm ernannten Schiedsrichter als entscheidende Oberbehörde anerkennen mußten. Auch die durch das sogenannte italische Recht gewährte Steuerfreiheit stand in keinem Verhältnis zu dem, was die Staaten bei ihrer Unterwerfung unter die Römer einbüßten. Die letzteren unterließen es nämlich nie, einen Teil des Landes der Besiegten einzuziehen, um ihn entweder als römische Staatsdomäne zu verpachten oder an römische Kolonisten auszuteilen: sie konnten also auch den italischen Völkern leicht Steuerfreiheit gewähren, weil sie bei den meisten auf diese Weise die Steuer schon für ewige Zeiten vorausgenommen hatten. In betreff der Stellung im römischen Heere wurden, wie bereits angedeutet, manche italischen Völker viel härter behandelt, als die Latiner, anderen dagegen gab man auch Vorzüge vor diesen. Im bürgerlichen Rechte dagegen, in den Besitz- und Erwerbsverhältnissen, hatten alle Italiker gewisse Rechte mit den römischen Vollbürgern gemein.

Welche Stellung die griechischen Städte in Unteritalien nach ihrer Besiegung durch die Römer erhielten, wird unten bei der Darstellung ihrer Unterwerfung angegeben werden. Hier aber ist zum Schlusse noch das Verhältnis derjenigen italischen Städte zu bezeichnen, welche die Namen Munizipien, Präfekturen oder Kolonieen trugen. Die Munizipien waren Städte, welche von der Grundsteuer befreit waren, ihre eigene selbständige Verwaltung hatten und das römische Bürgerrecht entweder ganz oder mit gewissen Beschränkungen besaßen. Präfekturen dagegen hießen diejenigen Städte, in welchen entweder bloß die Rechtspflege oder auch die ganze Verwaltung durch einen von Rom ernannten Präfekten geleitet wurde: im ersten Falle standen sie, abgesehen von der Beschränkung ihrer Jurisdiktion, den Munizipien ganz gleich, im zweiten aber ermangelten sie aller Selbständigkeit und hatten dem herrschenden Volk gegenüber dieselbe Stellung, wie die späteren Provinzen. Sowie schon dies einen Unterschied in der Behandlung der unterworfenen italischen Städte zu erkennen giebt, so zeigt sich derselbe sogar auch bei den Munizipien allein. Man sollte meinen, daß diese Städte, welche das römische Bürgerrecht und eine selbständige Verwaltung erhielten, einander fast gleich gewesen wären und dadurch

die Möglichkeit gehabt hätten, sich für einen gemeinschaftlichen Zweck miteinander zu verbinden; allein dies war durchaus nicht der Fall. Der römische Senat und das von ihm geleitete Volk hatten auch in den Munizipien eine ungemein große Mannigfaltigkeit der Verhältnisse und Interessen zu erzeugen verstanden. Nicht alle besaßen das volle römische Bürgerrecht: während die Bürger des einen Munizipiums den Volksversammlungen zu Rom beiwohnen, in denselben mitstimmen und sich sogar um die römischen Ehrenstellen bewerben durften, genossen die Bürger eines anderen diese höheren politischen Rechte in Rom gar nicht, sondern mußten sich mit einem größeren oder geringeren Anteile an den Privatrechten der römischen Bürger begnügen. Ferner hatten manche Munizipien die römischen Gesetze und Verwaltungsformen ganz oder zum Teil angenommen, andere aber ihre alten Gesetze und Einrichtungen völlig beibehalten. Die meisten richteten jedoch ihre Verfassungen nach der römischen ein. Ihre Bürger waren, wie die Römer, in Stände geschieden: Duumvirn (d. i. Zweimänner) standen, gleich den römischen Konsuln, an der Spitze der Verwaltung, und es gab in diesen Gemeinden außerdem Censoren, Ädilen, Quästoren und Volkstribunen, sowie einen Senat und eine Volksversammlung.

Die Kolonieen, deren es in Italien vor dem Beginne der punischen Kriege 30 oder nach einer anderen Angabe 53 gab, standen zu dem römischen Staate ebenfalls in einem Verhältnisse, das nicht mit mehr staatskluger Berechnung hätte ausgedacht werden können. Sie zerfielen in zwei Klassen, in römische und latinische, oder mit anderen Worten, ihre Einwohner bestanden entweder aus römischen Vollbürgern oder aus Latinern, die unter römischer Anführung in ihnen angesiedelt worden waren. Alle Kolonieen, welche die Römer in Italien gründeten, waren, zum Unterschied von den griechischen, nicht neu erbaute, sondern ältere Städte, welche ihren seitherigen Einwohnern entrissen worden waren. Sie hatten dieselbe Verfassung, wie die meisten Munizipien, d. h. sie wurden von einem Senat und einer Volksversammlung, von Duumvirn, Censoren, Volkstribunen regiert und bildeten also ein kleines Rom. Von ihren Großen befand sich immer einer oder der andere im römischen Senat und nahm sich daselbst ihrer Angelegenheiten an. Die Kolonisten von römischer Abkunft hatten das römische Bürgerrecht, genossen auch den wichtigsten Teil desselben, das Recht, in der römischen Volksversammlung mitzustimmen, jedoch nicht etwa durch eine von ihnen gewählte Vertretung, sondern nur, wenn sie es persönlich in Rom ausübten. Ebenso trat jeder römische Kolonist, der nach Rom zurückkehrte, sogleich wieder in den vollen Genuß seines Bürgerrechts ein. Übrigens mußten die Kolonieen für das bei

ihrer Gründung ihnen gegebene Land Steuern entrichten und am Kriegsdienste teilnehmen. Sie hatten also alle Lasten der römischen Bürgerschaft mitzutragen, besaßen die meisten Ehrenrechte derselben und wurden auf diese Weise zugleich an die Hauptstadt gefesselt und in Abhängigkeit von derselben erhalten. Eine besondere Stellung unter den römischen Kolonieen in Italien hatten die sogenannten **Seekolonieen**, zu welchen unter andern Ostia an der Tibermündung gehörte. Diese Seekolonieen waren Ansiedelungen in Seestädten, deren Bürger vom Dienste im römischen Heere völlig befreit waren, dagegen aber als Hafenbesatzungen und auf der Flotte dienen mußten.

6. Der zweite Samniterkrieg.

Anderthalb Jahrzehnte nach der Beendigung des ersten Krieges zwischen den Römern und Samnitern erhoben beide Völker schon wieder die Waffen gegeneinander und es brach ein viel hartnäckigerer Kampf aus, welcher 22 Jahre währte. Die Samniter konnten trotz aller ihrer Tapferkeit und Ausdauer unmöglich über die Römer siegen: denn es fehlte ihnen Einheit, Konsequenz und Planmäßigkeit im Verfahren, und sie konnten außerdem ihren Verbündeten nicht trauen; die Römer dagegen wurden von einem Senat geleitet, der sich immer gleich blieb und folgerecht einen und denselben Gang ging, und ihre Bundesgenossen, deren Truppen überdies von römischen Offizieren kommandiert wurden, folgten ihren Weisungen unbedingt. Es ist dieser **zweite Samniterkrieg** besonders deshalb wichtig, weil die Römer durch den langwierigen und gefährlichen Kampf mit dem tapfersten Volke Italiens ihre militärische Erfahrung und ihre kriegerische Organisation mehr als durch irgend einen der vorhergehenden Kriege vervollkommneten. Den Verlauf desselben im einzelnen anzugeben, würde dem Zwecke einer welthistorischen Übersicht der Begebenheiten zuwiderlaufen: wir deuten daher nur die wichtigsten Ereignisse und die Art und Weise an, wie die römische Macht auch in diesem Kriege voranschritt und fester gegründet ward.

Die Gründung einer römischen Kolonie, welche offenbar ein Vorwerk gegen die Samniter sein sollte, und ein Zwist der Römer mit der den Samnitern verbündeten Stadt Paläopolis in Kampanien gaben die Veranlassung zum Ausbruch des Krieges (326 v. Chr.). Paläopolis, das heutige Neapel, ward gleich anfangs erobert und war die erste der unteritalischen Griechenstädte, die sich den Römern unterwarf. Die Samniter aber schienen den Römern so gefährliche Feinde zu sein, daß sie den Krieg nicht auf die gewöhnliche Weise begannen, sondern ihnen ihren erfahrensten General als Diktator entgegenstellten

(325 v. Chr.). Dieser war Lucius Papirius Cursor, einer der ausgezeichnetsten Feldherren jenes römischen Heldenzeitalters. Papirius fand es nötig, vorsichtig zu Werke zu gehen: er gab deshalb, als er einst auf kurze Zeit nach Rom zurückkehren mußte, seinem Magister equitum, Quintus Fabius Maximus Rullianus, den Befehl, sich während seiner Abwesenheit unter keiner Bedingung in einen Kampf einzulassen. Dieser konnte aber der Versuchung nicht widerstehen, lieferte den Samnitern ein Treffen und erfocht auch wirklich einen glänzenden Sieg. Diesen Ungehorsam seines Untergebenen wollte Papirius, wie einst Manlius Torquatus, nach der ganzen Strenge der römischen Kriegsgesetze bestrafen, ward aber durch die Stimmung des Heeres und durch die Bitten des Senats und Volks in Rom schließlich doch genötigt, Gnade für Recht ergehen zu lassen. Er selbst erfocht hierauf einen Sieg, der die Samniter zu Friedensanerbietungen bestimmte. Papirius hielt für ratsam, sich mit der Anerkennung der römischen Überlegenheit genügen zu lassen, weil er ein kräftiges Volk nicht zum Äußersten treiben wollte. Außerdem erkannte er, daß die senatorischen Familien, besonders die jüngeren Männer derselben aus diesem gefährlichen Kriege ein Mittel zur Erlangung von Ruhm machen wollten, und fand sich als einsichtsvoller, gerader und rechtlicher Mann dadurch um so mehr in seinem Entschlusse bestärkt. Er erklärte sich zum Frieden bereit, wenn die Samniter eine Art Bußgeld zahlen wollten; diese gewannen durch des Diktators Mäßigung volles Zutrauen und überließen ihm die Festsetzung der Bedingungen: allein der römische Senat war nicht zum Frieden zu bewegen und gewährte nur einen Waffenstillstand auf ein Jahr.

Gleich nach Ablauf dieses Waffenstillstandes begann der Krieg von neuem und ward von Quintus Fabius Maximus Rullianus, der zum Konsul ernannt worden war, mit so großem Glücke geführt, daß die Samniter noch einmal um Frieden baten. Der Senat stellte aber zu harte Forderungen und trieb dadurch die Samniter zu einem Kampfe der Verzweiflung und zu einer Ausdauer, die unsere höchste Bewunderung erweckt. An die Spitze ihres Heeres stellten sie den C. Pontius, den Sohn des Herennius und gleich diesem durch griechische Wissenschaft und Philosophie gebildet, einen Mann, welcher Klugheit und List mit persönlicher Tapferkeit und mit dem Blicke eines wahren Feldherrn vereinigte. Dieser rächte im fünften Jahre des Krieges (321 v. Chr.) die Zurückweisung der samnitischen Friedensanerbietungen auf die glänzendste Weise. Durch ein ausgestreutes falsches Gerücht täuschte er die beiden römischen Konsuln Titus Veturius und Spurius Posthumius über den Ort, wo sich die Hauptmacht der Samniter befand. Diese trauten jenem Gerüchte und gingen in die ihnen gelegte Falle:

sie rückten nämlich in das Innere der Gebirge und zogen hier unbesorgt in ein Thal, welches an seinem Anfang und Ende Engpässe hatte, die man nach einer nahe liegenden samnitischen Stadt die Kaudinischen Pässe nannte. Eben dahin hatte Pontius sie locken wollen, um die ganze römische Kriegsmacht mit einem Schlage zu vernichten. Als die Römer in jenes Thal gekommen waren, sahen sie sich zu ihrem größten Schrecken von der Hauptmacht der Samniter eingeschlossen, welche sie weit von dieser Gegend entfernt beschäftigt geglaubt hatten. Sie konnten sich weder vorwärts noch rückwärts bewegen und wurden von oben herab durch die überall in großer Zahl hervorbrechenden Feinde bedrängt. In dieser hoffnungslosen Lage sahen sich die beiden Konsuln mit ihrem zwischen 40- und 50 000 Mann starken Heere genötigt, zu kapitulieren.

Die Samniter waren in Verlegenheit, wie sie den errungenen Vorteil gebrauchen sollten. Alle Geschichtschreiber der Römer haben diesen Umstand und die damals zwischen Pontius und den Römern geführten Unterhandlungen benutzt, um ihre eigenen Ansichten über das Verhältnis beider Völker zu einander den römischen Unterhändlern oder dem Vater des Pontius, der von seinem Sohne als Ratgeber herbeigerufen ward, in den Mund zu legen. Von dem letzteren, welcher hochbejahrt in dem benachbarten Caudium lebte, wird erzählt, er habe seinem Sohne den Rat gegeben, die gefangenen Römer entweder alle zusammenzuhauen oder ungekränkt zu entlassen. Wie es sich auch mit dieser Anekdote verhalten mag, Pontius that keines von beiden, sondern wählte vielmehr von allen Auswegen, die er hätte nehmen können, gerade den schlechtesten. Er schloß mit den römischen Konsuln einen Vertrag, der von der Not erpreßt war und deswegen nicht gehalten werden konnte, und unterwarf das gefangene Heer einem Schimpfe, der die Römer zur größten Kraftanstrengung treiben mußte, um ihre verletzte Ehre wiederherzustellen. Durch diesen Vertrag ward den Römern die Verpflichtung auferlegt, das ganze samnitische Gebiet zu räumen, die in demselben angelegten Kolonieen wieder aufzugeben und mit den Samnitern, als einem unabhängigen Volke fortan in Frieden zu leben. Die gefangenen Truppen wurden hierauf von Pontius entlassen, nachdem sie ihre Waffen und Pferde abgeliefert hatten und insgesamt, nach einem altitalischen Kriegsbrauch, als völlig Überwundene durch ein aus drei Pfählen gebildetes Joch gegangen waren. 600 Ritter blieben als Geiseln des geschlossenen Vertrages in samnitischer Gefangenschaft.

Die Nachricht von dem in den Kaudinischen Pässen erlittenen Unglück und die Rückkehr eines völlig besiegten und durch jenen schmählichen Akt der Entlassung unter dem Joche schwer gedemütigten Heeres

verbreitete in Rom einen ähnlichen Schrecken, wie einst die Niederlage am Flusse Allia. Die ganze Stadt war in Trauer, alle Geschäfte wurden eingestellt, die Konsuln mußten ihr Amt niederlegen, und ein Diktator wurde an ihrer Stelle mit der Leitung der Angelegenheiten beauftragt. Zugleich beschloß aber der Senat, den Vertrag nicht als einen Staatsvertrag anzuerkennen, weil derselbe seiner Form nach für die Römer nicht bindend war: er war ohne einen Fetialen geschlossen worden — ohne einen jener Priester, welche bei jedem Traktat die nach dem römischen Staatsrecht unerläßlichen religiösen Zeremonien zu besorgen hatten. Daran hielt sich der römische Senat, um den Vertrag verwerfen zu können: er erklärte, daß durch denselben der Staat nicht gebunden sei, und lieferte diejenigen, welche ihn geschlossen hatten, den Samnitern aus, damit sie sich an diese halten könnten. Der Konsul Posthumius selbst, welcher vorzugsweise an dem erlittenen Unglück schuld war, soll zuerst diesen Vorschlag gemacht haben. Er und sein Kollege wurden demgemäß zugleich mit den übrigen Unterzeichnern und Bürgen des Vertrags gefesselt nach Caudium geschleppt und dem samnitischen Feldherrn übergeben, der sie jedoch sogleich wieder zurückschickte. Der Senat erreichte durch dieses Verfahren seinen Zweck, den Mut des durch die erlittene Beschimpfung niedergebeugten Heeres neu zu entflammen. Posthumius aber trug, wie die Sage berichtet, Sorge, daß das Geschehene dem Volke nicht als Eidbruch erschien und so bei der bevorstehenden Erneuerung des Kampfes die Gemüter nicht in Angst setze. Als er nämlich von dem römischen Fetialis den Samnitern ausgeliefert wurde, erklärte er, er sei jetzt kein Römer mehr, sondern ein samnitischer Sklave, stieß hierauf den Fetialis mit dem Fuße und beleidigte so als Samniter die geheiligte Person eines römischen Gesandten und Priesters. So kindisch-albern das ganze Märchen auch scheinen mag, so führen es die römischen Geschichtschreiber doch an, um zu beweisen, daß man einen scheinbar gerechten Grund gehabt habe, den Krieg von neuem zu beginnen: ihrem formalistischen Sinn erschien es nicht so abgeschmackt, als uns. Wenn wir den Versicherungen derselben Geschichtschreiber trauen dürfen, so ward die Ehre der Römer schon im nächsten Jahre nach der bei Caudium erlittenen Schmach auf die glänzendste Weise wiederhergestellt. Von den beiden Konsuln, Quintus Publilius Philo und Lucius Papirius Cursor, brachte der erstere den Samnitern in der Nähe der Kaudinischen Pässe eine blutige Niederlage bei; der andere aber eroberte die apulische Stadt Luceria, bemächtigte sich der in dieselbe gebrachten römischen Geiseln und Waffen, schlug vor den Mauern Lucerias ein samnitisches Heer und vergalt den kaudinischen Schimpf dadurch, daß er die gefangene Besatzung dieser Stadt, bei welcher sich auch Pontius be-

fand, ebenfalls unter das Joch schickte: eine Erzählung, die freilich gar sehr einer Erfindung römischer Nationaleitelkeit gleicht.

Der Krieg dauerte nachher noch sechzehn Jahre fort, ohne daß die Samniter durch die vielen Niederlagen, die sie nach den römischen Geschichtschreibern erlitten haben sollen, niedergebeugt worden wären. Die Römer aber setzten sich damals jenseit der Apenninen im Lande Apulien fest. Die Berichte über die einzelnen Begebenheiten dieses blutigen Krieges sind jedenfalls übertrieben; denn wenn wirklich so viele Schlachten, als in den Schriften der Römer angegeben werden, stattgefunden hätten und in diesen, wie es heißt, jedesmal wenigstens 20-, oft sogar 30 000 Mann geblieben wären, so hätte der römische Senat, der doch sonst seine Vorteile stets trefflich zu benutzen verstand, schwerlich den Samnitern einen so günstigen Frieden gewährt. Es ward nämlich im Jahre 304 v. Chr. ein Friede geschlossen, durch welchen die Samniter zwar ihre frühere große Machtstellung aufgeben mußten, ihre eigentlichen Stammgebiete aber behielten.

Dieser Friede verschaffte den Römern, deren Senat mit immer gleicher Ruhe und Festigkeit sein Ziel verfolgte, die nötige Muße, um andere Unternehmungen zu vollenden, die in diesem Kriege begonnen worden waren. Apulien war schon während des Krieges völlig unterworfen worden. Auch das in Kampanien wohnende Völkchen der Ausonen, welches im Samniterkriege abfiel, wurde gleich wieder bezwungen; man begnügte sich aber damit nicht, sondern ein sehr großer Teil der Ausonen ward zusammengehauen und die übrigen wurden zu Sklaven gemacht, so daß dieses Volk damals (314 v. Chr.) ganz und gar unterging. Auch mit den Etruskern hatte sich während des samnitischen Krieges ein neuer blutiger Kampf entsponnen. Diese hatten sich früher, wahrscheinlich wegen der öfteren Streifzüge der Gallier in ihr Land, lange ruhig verhalten: im 13. Jahre des Samniterkrieges aber beschlossen sie, mit diesen gemeinschaftliche Sache zu machen, um aus der scheinbar bedenklichen Lage Roms Nutzen zu ziehen. Es dauerte jedoch nicht weniger als zwei Jahre, bis die verschiedenen etruskischen Staaten darüber einig werden konnten. Als endlich die etruskische Macht im Felde erschien, scheiterte sie bald an der römischen Kraft und ihrer eigenen Schwäche. Was hätte auch eine lockere Verbindung, wie sie unter den Etruskern allein möglich war, gegen einen Staat ausrichten können, der mit militärischer Einheit und aristokratischer Festigkeit ebenso seine Bundesgenossen wie seine Bürger und seine Unterthanen leitete!

Die Etrusker begannen den Krieg durch einen Angriff auf die römische Kolonie Sutrium. Eine Schlacht, welche der Konsul Quintus Ämilius Barbula ihnen lieferte, blieb unentschieden. Die

Etrusker belagerten hierauf Sutrium. Quintus Fabius Maximus Rullianus, einer der Konsuln des nächsten Jahres (310 v. Chr.), welcher gegen sie geschickt wurde, ließ sich durch ihre überlegene Truppenzahl nicht schrecken: er drang vielmehr durch den dichten Ciminischen Bergwald, der damals die Grenze zwischen römischem und etruriſchem Gebiet bildete, auf einem Wege, den vor ihm noch niemand betreten haben soll, in Etrurien ein, überfiel die verbündeten Etrusker und schlug nicht nur sie, sondern auch die Umbrer, welche sich mit ihnen vereinigt hatten. Die Römer sollen damals in einer einzigen Schlacht nicht weniger als 60 000 Feinde teils erschlagen, teils gefangen genommen haben. Wenn die Etrusker und Umbrer wirklich eine so furchtbare Niederlage erlitten haben, so kann dies nur daraus erklärt werden, daß sie thöricht genug waren, ihren ganz ungeübten Landsturm dem Kerne des römischen Heeres und den geschicktesten Offizieren und Generalen entgegenzustellen. Die Folgen waren vorauszusehen. Die Umbrer unterwarfen sich noch in demselben Jahre unter ungünstigen Bedingungen; der Bund der Etrusker aber zerfiel, wie dies nach erlittenen Niederlagen mit demselben immer der Fall war, und gegen das Ende des zweiten Samniterkrieges schlossen die einzelnen Staaten Waffenstillstand mit Rom.

Auch die Herniker, die Äquer, die Marser und andere kleine Bergvölker hatten während des zweiten Samniterkrieges die Waffen gegen Rom erhoben. Sie wurden aber ebenfalls besiegt: nach ihrer Unterwerfung wurde ein Teil von ihnen mit Freundlichkeit behandelt, um sie an Rom zu fesseln, ein Teil sehr hart bestraft, um sie unschädlich zu machen.

7. Der dritte Samniterkrieg.

Schon sechs Jahre nach dem Ende des zweiten Samniterkrieges brach der dritte aus (298 v. Chr.). Der Anlaß dazu ward in Lukanien gegeben. Die Samniter gerieten mit den Lukanern in Streit und waren im Kampfe mit denselben so glücklich, daß es um die Selbständigkeit dieser Landschaft geschehen zu sein schien. Dies konnte die römische Politik nicht zugeben. Rom nahm sich der Lukaner an, forderte von den Samnitern die Räumung des bereits zur Hälfte eroberten Landes und schickte, als diese Forderung zurückgewiesen ward, ein Heer nach Lukanien. Der auf diese Art erneute Kampf drohte für die Römer um so schwieriger zu werden, da fast zu gleicher Zeit auch die Apuler sich empörten und die Etrusker, Umbrer und Gallier von neuem die Waffen ergriffen. Die drei ersteren Völker verbündeten sich mit den Samnitern, die Gallier aber, welche früher schon öfters

als Mietstruppen der Etrusker gegen die Römer gefochten hatten, scheinen damals aus eigener Bewegung den Krieg begonnen zu haben; denn die Römer hatten sich vor nicht langer Zeit in den umbrischen und etruskischen Apenninen festgesetzt und erschwerten dadurch den Galliern ihre gewohnten Raubzüge.

Die Verbindung der Samniter mit den Etruskern, Umbrern und Apulern war bei weitem nicht so gefährlich, als sie auf den ersten Blick erscheint, weil die Römer beim Ausbruch des Krieges bereits Herren fast aller der Gebirgspässe waren, die aus dem Samniterlande in die Gebiete jener Völker führten. Dagegen war der Kampf mit den Samnitern selbst der furchtbarste Krieg, den die erobernde Stadt bis dahin geführt hatte. Er nahm gleich anfangs einen entsetzlichen Charakter an. Die Römer begannen und endigten ihn mit Unmenschlichkeiten und planmäßigen Verwüstungen. Sie hausten in Samnium ebenso, wie die höllischen Kolonnen der französischen Republik in der Vendee, und brannten daselbst ebenso ganze Reihen von Städten und Dörfern nieder, wie am Ende des 17. Jahrhunderts die Truppen Ludwigs XIV. in der Pfalz. Übrigens stand auch in diesem dritten Kriege der erfahrene Pontius an der Spitze der Samniter; neben ihm zeichnete sich besonders Gellius Egnatius als Feldherr aus.

Das entscheidende Jahr war das Jahr 295 vor Christi Geburt, obgleich der Krieg nachher noch einige Jahre fortwährte. Die Römer hatten für dieses Jahr ihre beiden großen Feldherren und Helden, Quintus Fabius Maximus Rullianus und Publius Decius Mus den Jüngeren, zu Konsuln erwählt, weil der Krieg eine sehr bedenkliche Gestalt anzunehmen begann. Die Samniter verheerten nämlich einerseits das Land Kampanien und hatten andererseits jenseit der Apenninen, im nördlichen Umbrien, ihre Hauptmacht mit den Etruskern, Umbrern und Galliern vereinigt. Die beiden Konsuln zogen daher bald nach dem Antritt ihres Amtes gegen das verbündete Heer der Feinde und trafen bei der umbrischen Stadt Sentinum mit demselben zusammen. In der Schlacht, welche hier geliefert ward, hatten die Samniter den Vorteil einer weit überlegenen Truppenzahl für sich; allein eine stille Zwietracht waltete zwischen ihnen und ihren Bundesgenossen, und zum Glück für Rom war kurz vorher das etruskische Heer durch die schrecklichen Verwüstungen, welche ein römisches Corps in ihrem Lande verübte, bewogen worden, nach Hause zurückzukehren, um Etrurien selbst zu schützen. Die Schlacht war sehr blutig und der Sieg lange zweifelhaft. Der eine Flügel des römischen Heeres, welchen Decius anführte, wurde sogar zurückgeworfen und geriet so sehr ins Gedränge, daß Decius es für nötig hielt, das einst von seinem Vater gegebene Beispiel nachzuahmen und durch eine Todesweihe den gesunkenen Mut seiner

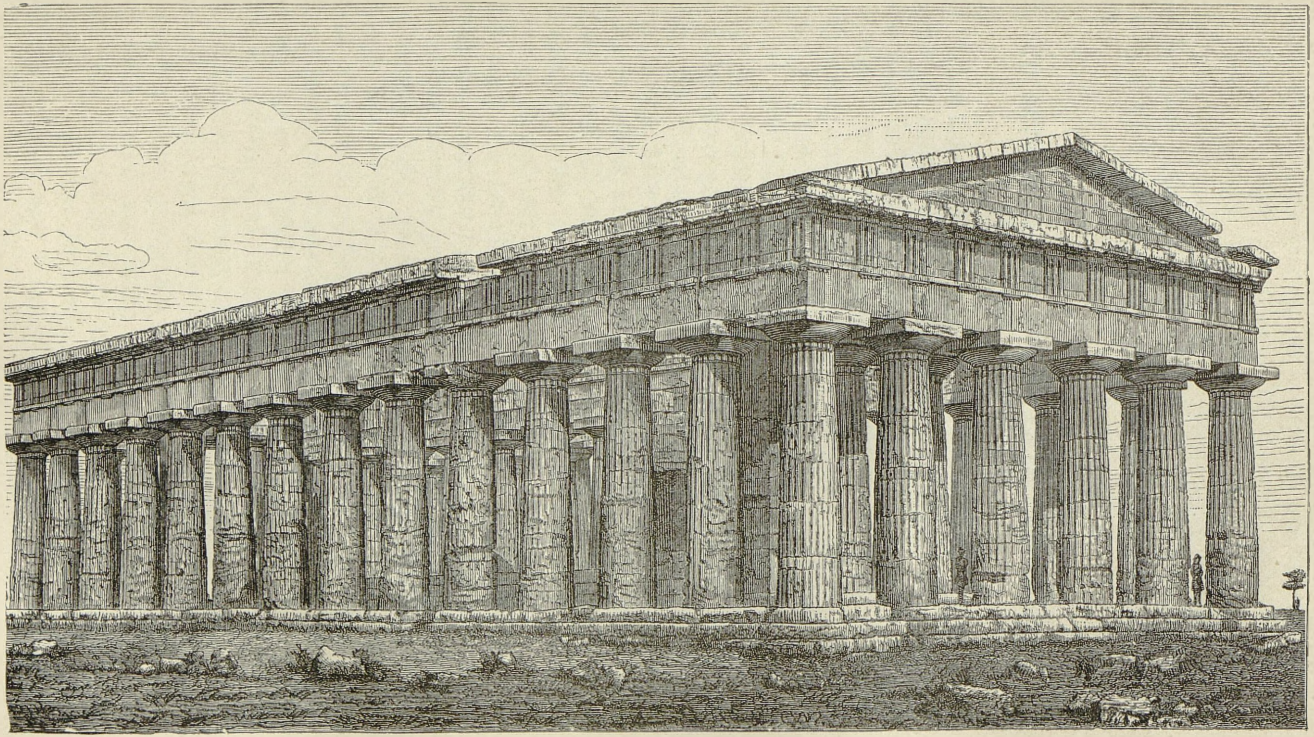
Landsleute wieder aufzurichten. Er entriß durch seinen Tod dem Feind den bereits errungenen Sieg, da zu gleicher Zeit sein Kollege Fabius vom anderen Flügel her Hilfe sandte. Die Samniter und ihre Verbündeten wurden völlig geschlagen und verloren 25 000 Mann an Toten und 8000 an Gefangenen, während von den Römern über 8000 fielen. Der große Verlust der Feinde und der Tod ihres ausgezeichnetsten Feldherrn Gellius Egnatius, der mit dem Kerne der samnitischen Kriegsmacht in der Schlacht fiel, löste den Bund der feindlichen Völker auf. Die Streifzüge der Gallier und der Krieg in Etrurien dauerten zwar, wie der Kampf in Samnium, noch mehrere Jahre lang fort, die Verbindung der Feinde aber war zerrissen, wie ihr Zusammenwirken unmöglich gemacht — und die etruskischen Städte erkauften sich bald einzeln den Frieden. Etrurien und Umbrien waren seitdem für immer gedemütigt; einzelne Städte oder Kantone erhoben sich freilich auch nachher noch ein und das andere Mal gegen die gehaßten Oberherren, allein sie erleichterten dadurch den Römern nur die Anlegung von Kolonieen und die völlige Beherrschung des Landes.

Ganz anders verhielt es sich mit den Samnitern. Demütigen ließ sich dieses mutige, freie, seit uralter Zeit durch seine Verfassung und seine einfachen Sitten ausgezeichnete Volk nicht: es mußte völlig besiegt und zum Teil ausgerottet werden. Deshalb war der Krieg in Samnium während der letzten Jahre noch grausamer, als im Anfang. Der jüngere Lucius Papirius Cursor und Manius Curius Dentatus waren damals die bedeutendsten unter den Führern der römischen Heere. Das Schicksal der Samniter war schon längst entschieden, als sie noch immer mit Heldenmut ihre Heimat verteidigten und durch einzelne Streifzüge, wie durch offene Schlachten das römische Joch von sich abzuwehren suchten. Sie blieben sogar trotz mehrerer Niederlagen ihren Feinden gewachsen, und diese erreichten ihren Zweck nicht eher, als bis sie einen Ort und Kanton nach dem andern verwüstet hatten. Der überlebende Teil des samnitischen Volkes ward unter verschiedenen Bedingungen der römischen Herrschaft unterworfen (290 v. Chr.). In der letzten Hauptschlacht, in welcher Quintus Fabius Maximus Gurges unter Mitwirkung seines berühmten Vaters Rullianus das römische Heer anführte, geriet auch Pontius in die Gefangenschaft der Römer. Er ward, wie es heißt, nach Rom gebracht, dort in Ketten beim Triumphe des Siegers durch die Straßen geführt und dann enthauptet. Wenn dies wirklich wahr ist, so erkennt man auch darin, wie weit die Römer von jenem edleren ritterlichen Sinne entfernt waren, welcher uns allein mit einem Volke aussöhnen kann, das aus dem Kriege ein Handwerk macht.

8. Die Zeit zwischen dem dritten samnitischen und dem tarentinischen Krieg.

Mit der Besiegung der Samniter war der feste Grund zur Herrschaft der Römer über Italien gelegt. Die noch freien sabinischen Gemeinden, welche den Samnitern Unterstützung gewährt hatten, wurden unmittelbar nach dem Kriege unterworfen und erhielten das römische Bürgerrecht, jedoch ohne die Erlaubnis der Teilnahme an den Komitien, ohne Stimmrecht. Das Gebiet der Römer erstreckte sich seit der Zeit im Norden bis an die Grenze der Gallier, im Süden bis zu einem Teile der griechischen Kolonieen in Unteritalien. Mit beiden Völkern mußte es daher zunächst zum Kriege kommen. Er brach zuerst in Oberitalien aus.

Die Veranlassung zu diesem Kriege gab einesteils der Umstand, daß die Gallier durch die Nähe der militärischen Kolonieen Roms an ihren gewohnten Raubzügen nach Mittelitalien gehindert waren, anderenteils suchte die Mehrzahl der etruskischen Städte sich aus der halben Abhängigkeit zu erheben, in welche Rom sie gebracht hatte. Im Jahre 285 v. Chr. ergriffen die Volsinier die Waffen, um die den Römern sehr ergebene Stadt Arretium zu bezwingen, und einige benachbarte gallische Stämme leisteten ihnen dabei Hilfe. Die Volsinier wurden durch ein römisches Heer unter Curius Dentatus besiegt. Dieser drang sodann in das Land der ihnen zunächst wohnenden gallischen Völkerschaft, welche den Namen der Senonen führte, nötigte dieselbe zum Frieden und legte in ihrem Lande die Kolonie Sena, das heutige Sinigaglia, als einen festen militärischen Punkt an. Die Gründung dieser Kolonie schreckte diejenigen gallischen Scharen, welche zunächst im Norden von jenen sich niedergelassen hatten, die Bojer. Diese verbanden sich deshalb bald nachher mit ihren Landsleuten, den Senonen, mit den Volsiniern und anderen etruskischen Städten zu einem Kriege gegen Rom. Ein erstes gegen sie ausgeschicktes Heer erlitt eine völlige Niederlage, so daß von demselben nicht weniger als 13 000 Mann auf der Wahlstatt blieben (283 v. Chr.). Der Konsul Publius Cornelius Dolabella rächte diese Niederlage durch einen verheerenden Zug in das Land der Senonen. Er verwüstete das ganze Gebiet derselben, ließ alle männlichen Einwohner töten und schleppte die Weiber und Kinder in die Sklaverei. Aus dem Lande der Senonen marschierte dann Dolabella nach Etrurien, schlug hier die verbündeten Feinde in zwei Schlachten und zwang dadurch die aufständischen Etruskerstädte, um Frieden zu bitten. Dieser ward ihnen unter günstigen Bedingungen gewährt, weil die Römer damals einen gefährlichen Krieg in Unteritalien zu führen hatten, der alle ihre Kräfte in An-



Die Ruinen des Neptuntempels zu Pästum.

spruch nahm. Die Etrusker blieben der Form nach unabhängig; welche Verpflichtungen aber dagegen von ihnen übernommen wurden, ist unbekannt. Später, als die Römer wieder freie Hand hatten, wurden sie mit leichter Mühe völlig unterdrückt; denn gegen römische Kraft und römischen Geist konnte sich unmöglich ein Volk selbständig erhalten, welches aller Einheit entbehrte und längst durch Schwelgerei verweichlicht war.

9. Der tarentinische Krieg und die völlige Unterwerfung von Unter- und Mittelitalien.

Die griechischen Kolonieen in Unteritalien waren schon längst durch die Angriffe der syrakusanischen Herrscher einerseits und der räuberischen Lukaner und Bruttier andererseits in große Not gebracht worden: von ihrer Blüte wie von ihrer Not geben die großartigen Tempelruinen von Pästum oder Poseidonia Kunde, das um 424 v. Chr. von den Lukanern erobert ward. Sie hatten aber seither stets nur bei ihren Landsleuten im eigentlichen Griechenland, welche damals aus dem Kriege ein Gewerbe machten, Hilfe gesucht. So war, von den Tarentinern gerufen, im Jahre 345 v. Chr. der König Archidamos III. von Sparta, der Sohn des berühmten Agesilaos, in Italien gelandet und hatte sieben Jahre lang mit den Lukanern Krieg geführt, bis er endlich in einer Schlacht seinen Untergang fand. Nach seinem Tode hatten sich die Tarentiner an den epirotischen König Alexander I. gewandt; aber auch dieser Abenteurer war nach mehreren Kriegszügen im Kampfe mit den Lukanern gefallen (325 v. Chr.). Alexander soll sogar mit den Römern in Berührung gekommen sein: er soll nämlich die Samniter bekriegt und gegen diese ein Freundschaftsbündnis mit den Römern geschlossen haben, doch ist dies keineswegs gewiß. Zwanzig Jahre später versuchte ein dritter Abenteurer aus Griechenland sein Glück in Unteritalien. Dies war der spartanische Königssohn Kleonymos, welcher einer Einladung der von neuem durch die Lukaner bedrängten Tarentiner folgte. Er brachte 5000 griechische Söldner mit, nahm in Italien noch andere Scharen in seinen Dienst, vereinigte mit denselben die Truppen der Tarentiner und nötigte die Lukaner durch seine Übermacht bald zum Frieden. Aus Raubgier verband er sich unmittelbar darauf mit seinen seitherigen Gegnern zur Bekriegung der reichen griechischen Stadt Metapontum, bemächtigte sich derselben durch Arglist und schlug in ihr, wie Demetrios Poliorketes in Athen, den Sitz seiner tollen Lüste auf. Nachher unternahm er eine Raubfahrt nach der Insel Corcyra. Ein Jahr später kehrte er auf seine eigene Faust nach Unteritalien zurück, raubte und plünderte

im Lande Messapien und eroberte sogar die Stadt Thurii, ward aber, wiewohl diese Nachricht nicht ganz zuverlässig ist, durch die zu Hilfe gerufenen Römer unter dem Konsul Marcus Ämilius Paullus geschlagen und zum Abzuge gezwungen. Er wandte sich dann nach Oberitalien, landete in der Gegend des heutigen Venedig und verheerte dieselbe, ward aber von den Einwohnern auf seine Schiffe zurückgetrieben und begab sich hierauf wieder nach Griechenland.

Die Römer, welche bei Gelegenheit von Kleonymos Raubzug zuerst in das Land Messapien oder in den äußersten Südosten Italiens gelangt waren, wurden seit jener Zeit als die natürlichen Freunde der dortigen griechischen Kolonieen angesehen, und einige von diesen nahmen sogar zu ihrem Schutze römische Besatzungen auf. Wären die Hellenenstädte in Unteritalien unter sich einig und miteinander verbunden gewesen, so hätten sie der fremden Hilfe nicht bedurft; aber sie waren und blieben vereinzelt und lagen ewig miteinander in Streit: sie waren daher beständig den Räubereien der Bruttier und Lukaner ausgesetzt und wurden immer leicht die Beute dessen, der sie angriff, oder der von ihnen zu Hilfe gerufen ward. Unter solchen Umständen kann es uns nicht wundern, daß die griechischen Kolonieen in Unteritalien zur Zeit, als die Römer Samnium unterwarfen, zum Teil zerstört, zum Teil in Verfall geraten waren. Die blühendste und mächtigste dieser hellenischen Städte in Unteritalien war damals Tarent, aber sie war durch ihren Reichtum in Sittenverderbnis gesunken und hatte, wie schon ihr öfteres Hilfesuchen bei griechischen Fürsten zeigt, die Kraft, sich selbst zu verteidigen, welche einem gesunden Staate wesentlich ist, großenteils verloren. Während des großen Kampfes zwischen den Römern und Samnitern hatte sie sich im ganzen neutral gehalten. Für ihre Unabhängigkeit war es auch das vorteilhafteste, wenn die beiden mächtigsten Völker Italiens sich gegenseitig schwächten: um so unheilvoller war es, daß diese Stadt jetzt, wo ganz Mittelitalien den Römern unterworfen worden war, mit denselben in einen Krieg geriet, in welchem sie notwendigerweise unterliegen mußte.

Die Tarentiner sollen früher, zu einer uns unbekannten Zeit, einen Vertrag mit den Römern geschlossen haben, in welchem diese sich verpflichteten, mit ihren Kriegsschiffen nicht weiter östlich als bis zum Vorgebirge Lacinium (dem heutigen Capo della Colonna) oder mit anderen Worten nicht in den Busen von Tarent zu fahren. Obgleich diese Nachricht etwas unsicher ist, so giebt sie doch, was für die Beurteilung des Verhältnisses der römischen Seemacht zur tarentinischen von Wichtigkeit ist, ausgedehntere Verbindungen der Römer zur See zu erkennen, als die römischen Schriftsteller selbst andeuten. Wie es sich aber auch damit verhalten haben mag, die Tarentiner mußten jedenfalls für ihre

Freiheit besorgt sein, als einige griechische Städte in ihrer Nähe zum Schutze gegen die Lukaner und Bruttier sich römische Besatzungen erbaten, und es ist daher auch nicht unwahrscheinlich, daß, wie berichtet wird, Tarent nach dem dritten Samniterkriege in Samnium und Lukanien feindliche Bewegungen gegen die Römer zu erregen suchte. Der auf diese Weise durch die Verhältnisse längst vorbereitete Krieg zwischen Tarent und Rom kam durch folgende Veranlassung zum Ausbruch. Zu den griechischen Städten, welche eine römische Besatzung aufgenommen hatten, gehörte auch das am Tarentinischen Meerbusen gelegene Thurii. Zwischen dieser Stadt und Rom war aber keine andere Verbindung als zur See möglich, und diese ward durch eine römische Flotte von zehn Schiffen unterhalten. Die Tarentiner scheinen anfangs nichts gegen das Erscheinen römischer Schiffe in ihren Gewässern eingewendet zu haben; ihre Republik war aber in eine stürmische Demokratie ausgeartet und die Stimmung des Volkes war in der letzten Zeit gegen die Römer immer feindlicher geworden: es gelang daher einem Demagogen, seine Mitbürger zu einem Angriffe auf jene Schiffe zu bewegen. Die Tarentiner bemannten eines Tages durch die aufreizenden Worte dieses Mannes hingerissen, eine kleine Flotte, überfielen die zehn römischen Schiffe, eroberten eines derselben, bohrten vier in den Grund und verjagten die übrigen aus dem Tarentinischen Meerbusen. Die demokratische Regierung sandte dann Truppen nach Thurii, diese drangen durch Unterstützung der Volkspartei dort ein und verjagten den Adel, auf dessen Betreiben früher die römische Besatzung aufgenommen worden war. Die Römer wurden unverletzt entlassen, der Adel aber verjagt und seine Güter unter das Volk verteilt.

Dadurch bekam Rom einen Grund, auch Tarent, die reichste und mächtigste Stadt von Unteritalien, zu unterwerfen: seine Regierung schickte eine Gesandtschaft, an deren Spitze Lucius Posthumius stand, mit strengen, doch, soviel wir sehen können, nicht ungerechtfertigten Forderungen an die Tarentiner. Der römische Senat verlangte von diesen unter anderem, daß sie die vertriebenen Thurier wieder zurückführen, ihnen das Geraubte wieder verschaffen und diejenigen ihrer eigenen Mitbürger, welche an der Verletzung des Friedens schuld seien, den Römern ausliefern sollten. Die Obrigkeiten von Tarent wagten anfangs nicht, die römischen Gesandten in die Volksversammlung zu führen, weil sie das, was dann wirklich geschah, voraussahen. Als sie es endlich thaten, ließ das lärmende Volk die Gesandten gar nicht zum Worte kommen, verhöhnte sie, und ein gemeiner Mensch erlaubte sich gegen sie sogar eine grobe Unanständigkeit, wobei die Mehrzahl der Anwesenden durch Händeklatschen und Gelächter ihren Beifall laut zu erkennen gab. Die Römer, dadurch tödlich beleidigt, schickten hierauf

ihren Konsul Lucius Ämilius Barbula mit einem Heere in das tarentinische Gebiet (281 v. Chr.).

Die Verfassung von Tarent glich damals der athenischen zur Zeit eines Kleon oder Stratokles, die Sitten aber waren noch zuchtloser, weil der Mittelstand, welcher überall den Kern und die Kraft der Staaten bildet, in Tarent an Zahl geringer war als in Athen, solche Menschen aber, wie die Lazzaroni, dort noch weit zahlreicher waren, als selbst im heutigen Neapel. Sowie daher schon früher ein Alexander und Kleonymos zum Schutze der Stadt herbeigezogen worden waren, so wandten die bethörten und verweichlichten Tarentiner auch jetzt zu ihrer Rettung ein Mittel an, durch welches das Übel nur vergrößert ward. Alle Vorstellungen der Verständigeren, daß man eine Gefahr nicht durch das Herbeiziehen einer noch größeren von sich abwehren möge, scheiterten an der Weichlichkeit und Feigheit der Menge: es ward beschlossen, den epirotischen König Pyrrhus zu Hilfe zu rufen. Dieser geniale Abenteurer, den wir bereits in der Geschichte der Ereignisse nach Alexanders des Großen Tode kennen gelernt haben, nahm die Einladung ebenso unbesonnen an, als die Tarentiner sie gemacht hatten. Er ließ sich dabei durch die unverschämtesten Übertreibungen der Gesandten täuschen. Diese erzählten ihm, daß Tarent sich mit den Messapiern, Lukanern und Samnitern verbunden habe und so über eine Macht von 20 000 Reitern und 350 000 Fußgängern gebiete. Wie hätten jene Völker eine so große Zahl von Reitern zu stellen, geschweige denn zu unterhalten vermocht! Und welche Thorheit war es, auf einen Landsturm von 350 000 Mann zu rechnen, da das ganze heutige Kalabrien damals schwerlich über eine Million Einwohner hatte, zur Aufstellung einer solchen Macht aber vier bis fünf Millionen hätte haben müssen! Pyrrhus war aber kein Mann, der viel nach solchen Dingen fragte; er trieb das Kriegswesen als Handwerk oder Kunst und ließ sich durch seinen abenteuerlichen Geist leicht von einem Unternehmen zum anderen locken. Er versuchte damals gerade Makedonien wieder zu erobern, hatte aber allen Grund, an der Erreichung seiner Absicht zu verzweifeln, und gab sie daher sogleich auf, als seine Gegner, Ptolemäos Keraunos, Antigonos Gonatas und Antiochos Soter, um seiner los zu werden, ihm ihre Unterstützung bei dem geplanten italischen Feldzuge anboten. Antiochos gab ihm Geld, Antigonos Schiffe zur Überfahrt, Ptolemäos aber überließ ihm 9000 Mann und eine Anzahl Kriegselefanten.

Pyrrhus sandte 3000 Epiroten unter Milo voraus und schickte sogleich seinen Kanzler, den Thessaler Cineas, nach Tarent: einen Mann von ungemeiner Beredsamkeit und von großer Geschicklichkeit in Staatsgeschäften, der zu den griechischen Hofphilosophen aus der ele-

ganten Schule jener Zeit gehörte. Er selbst kam mit einem Heere von 25 000 Mann und mit 20 Kriegselefanten bald nach (281 v. Chr.). Als er in Tarent erschien, sah er sogleich, daß man ihm leere Versprechungen gemacht hatte. Er mußte sogar militärische Maßregeln anwenden, um die Tarentiner selbst zur Ergreifung der Waffen zu bringen, und das feige Volk verließ scharenweise die Stadt, sobald er ernstlich auch unter ihnen Truppen auszuheben und diese kriegsmäßig einzuüben begann. Da die Tarentiner ihren eigenen kommandierenden General auf Cineas' Betreiben entlassen und ihre Burg den Truppen Milos übergeben hatten, so waren sie ganz in der Gewalt des epirotischen Königs, zumal da sie alle Anträge des römischen Konsuls Ämilius abgelehnt hatten und von diesem hart bedrängt wurden. Die Römer mußten zwar, als Pyrrhus erschien, den bereits eingeleiteten Angriff auf Tarent selbst wieder aufgeben, sie trafen aber Maßregeln, um sowohl die Lukaner als die Samniter von der Teilnahme am Kriege abzuhalten.

Der epirotische König begann den Krieg mit der Verwüstung aller griechischen Gebiete, die sich nicht an ihn anschließen wollten. Den Römern aber, welche ein Heer unter dem Konsul Publius Valerius Lävinus gegen ihn aussandten (280 v. Chr.) bot er in stolzer Sprache einen Vergleich auf die Bedingung hin an, daß sie ihm als Schiedsrichter die Entscheidung ihres Zwistes mit Tarent überließen. Lävinus beantwortete das Schreiben des Pyrrhus, in welchem dieser auf seinen Ruhm, auf seine königliche Würde und auf die Unbesiegbarkeit griechischer Truppen pochte, in echt römischer Weise: er verbat sich die Einmischung eines Fremden in die italischen Angelegenheiten, verspottete die Drohungen des Pyrrhus als unverständige Prahlereien und verwies ihn an die Waffen, als das einzige Mittel der Entscheidung, welches Rom in solchem Falle anerkenne. Pyrrhus scheint wirklich die Römer für ein in der Kriegskunst ihm keineswegs ebenbürtiges Volk gehalten zu haben, weil er nicht wenig erstaunte, als er bald nachher ihre Bewaffnung, ihre Bewegungen und ihr Lager erblickte und keine Spur barbarischer Kriegsführung dabei wahrnahm. In der Nähe der Stadt Heraklea am Siris trafen die beiden Heere aufeinander. Lävinus verlor die Schlacht, und zwar, wie es heißt, entschieden seine Niederlage die Kriegselefanten, welche damals zum erstenmal in einer römischen Schlacht erschienen, wahrscheinlich aber verlor er sie aus dem Grunde, weil Pyrrhus eine zahlreiche und vortreffliche Reiterei hatte, die der Römer aber niemals ausgezeichnet gewesen ist. Doch hatte Pyrrhus seinen Sieg sehr theuer bezahlt; denn es waren von seinem Heer nicht weniger als 4000 Mann gefallen. Den Römern, die er in der Schlacht zu Kriegsgefangenen gemacht, trug er vergebens an, in seine Dienste zu treten.

Pyrrhus benutzte seinen Sieg mit Geschick und Einsicht. Er wußte die wankelmütigen Griechen in allen von den Römern besetzten Städten, außer Rhegium, zur Vertreibung ihrer Besatzungen zu bewegen, vereinigte sich schnell mit den vor der Schlacht von Tarent abgeschnittenen Truppen der Lukaner und Samniter, zog die Bruttier an sich, marschierte dann über die Apenninen und erschien unerwartet in Kampanien. Doch aber fehlte ihm eine der Haupteigenschaften eines großen Feldherrn: er verstand es nicht, den Charakter der Völker, mit denen er zu thun hatte, und den Geist und Sinn der ihm entgegenstehenden Generale zu erkennen. Hierin stand er unendlich weit hinter dem großen Mann, dessen Vorläufer er gewissermaßen war, hinter Hannibal zurück, welcher gerade dadurch unüberwindlich wurde, daß er seine Gegner stets auf den ersten Blick durchschaute. Wie wenig mußte Pyrrhus die Römer kennen, da er nach der Schlacht bei Heraklea sein Heer aus den gefangenen Römern und Latinern rekrutieren zu können meinte, gerade als wenn er es mit griechischen Söldnern zu thun gehabt hätte! Er suchte ferner nach seiner Ankunft in Kampanien die Städte Capua und Neapolis, welche damals innig mit Rom verbunden waren, zur Übergabe zu bewegen, da er doch hätte wissen sollen, daß beide keinen verhaßteren Feind kannten, als die Samniter, deren Truppen mit ihm zogen. Was war bei dieser gänzlichen Unkenntnis der Verhältnisse und der Menschen natürlicher, als daß er Mühe und Arbeit verlor? Er drang zwar bis nach Latium vor, näherte sich, um Rom zu schrecken, der Stadt bis auf etwa sieben deutsche Meilen, war aber nicht wenig überrascht, als er durch das plötzliche Erscheinen eines römischen Heeres, das soeben noch in Etrurien beschäftigt gewesen war, sich zugleich von vorn und von hinten bedrängt sah. Er entschloß sich schnell zum Rückzug, marschierte durch Kampanien nach Tarent und ließ sein Heer in den von ihm abhängigen Städten die Winterquartiere beziehen.

Ohne den Besitz einer ausreichenden Zahl fester Plätze und ohne einen einzigen zuverlässigen Verbündeten mußte Pyrrhus sich eines langwierigen und schwierigen Krieges gewärtig halten. Einen solchen aber mit einem Volke, wie er jetzt die Römer kennen gelernt hatte, zu führen, dazu hatte er seinem unruhigen und ungeduldigen Wesen nach wenig Lust. Da es ihm außerdem bald auch an Geld mangeln mußte, so suchte er die Römer zum Frieden zu bestimmen. Cineas, der zu diesem Zwecke nach Rom gesandt wurde, suchte den Senat vor allem dadurch zu gewinnen, daß er als Preis des Friedens die unentgeltliche Freilassung der vielen Römer versprach, die sich in epirotischer Gefangenschaft befanden und also mit Sklaverei im Ausland bedroht waren. Er verlangte dagegen nichts anderes, als was die Römer ohne Nach-

teil gewähren konnten, — die Anerkennung der Unabhängigkeit der mit Pyrrhus verbündeten italischen Staaten. Auch wußte Cineas, dessen Beredsamkeit ein alter Schriftsteller mit der des Demosthenes vergleicht, und der, wenn es sich um bloße Redefertigkeit handelt, diesen leicht sogar übertroffen haben mag — diese Forderung so annehmlich zu machen und überhaupt durch sein gewandtes Benehmen die Vornehmen Roms so sehr zu gewinnen, daß der Senat zu schwanken anfing und sich wirklich zum Frieden neigte. Dies aber war gegen einen Grundsatz, der im alten wie im neuen Rom immer geherrscht und den Römern immer Gewinn gebracht hat, — gegen den Grundsatz nämlich, in staatlichen Lebensfragen nie nachzugeben, am wenigsten nach einer verlorenen Schlacht. Daß dieser auch damals aufrecht erhalten wurde, verdankte Rom einem Manne aus derjenigen Familie, welche zu allen Zeiten durch ihre unbeugsame Festigkeit ausgezeichnet war, seither jeden Punkt des patrizischen Rechts mit eiserner Hartnäckigkeit verteidigt hatte und jetzt zum ersten und vielleicht zum einzigen Male populär ward. Der alte Appius Claudius, derselbe, welcher dreißig Jahre früher als Censor die berühmte Straße und Wasserleitung gebaut hatte, bewog den Senat zur Festhaltung an dem alten Prinzip der römischen Politik. Dieser Mann, der ein lebendiges Abbild des altrömischen Patriziergeistes, seiner Härte, Festigkeit und Strenge genannt werden kann, ließ sich auf die Nachricht von dem beabsichtigten Friedensschluß mit Pyrrhus in den Senat tragen, den er wegen seiner Blindheit und seines hohen Alters schon längst nicht mehr besucht hatte. Die Rede, welche er hier hielt, war ganz im Geiste des römischen Stolzes und brachte die beabsichtigte Wirkung hervor: der Senat wies noch in der nämlichen Sitzung die Anerbietungen des epirotischen Königs zurück. Wie dieses Auftreten des blinden Appius Claudius, so charakterisiert auch das Wort, welches Cineas bei seiner Rückkehr zu Pyrrhus gesprochen haben soll, den stolzen Sinn und die Würde der damaligen Leiter des römischen Freistaats. Cineas, welcher bisher nur mit den Behörden griechischer Republiken in unmittelbarem Verkehr gewesen war, hatte in Rom einen Freistaat kennen gelernt, dessen Senat zu dem elenden Wesen und Treiben der hellenischen Staatsmänner jener Zeit den entschiedensten Gegensatz bildete: von Bewunderung gegen einen solchen Staat erfüllt, soll er vor seinem König diesen Gegensatz mit den Worten bezeichnet haben, der römische Senat sei ihm wie eine Versammlung von Königen erschienen.

Die Auslösung der Gefangenen lag indessen doch den Römern so sehr am Herzen, daß sie wegen derselben drei angesehene Männer an Pyrrhus abordneten, die am besten geeignet waren, dem König von dem Charakter, den militärischen Tugenden und Erfahrungen römischer

Feldherren einen hohen Begriff zu geben. Diese Gesandten waren Cajus Fabricius Luscinus, welcher kurz vor Pyrrhus' Ankunft in Italien einen ruhmvollen Sieg über die Lukaner und die mit diesen verbündete Stadt Thurii erfochten hatte, Quintus Ämilius Papus, der zu gleicher Zeit die Bojer zum Frieden gezwungen hatte, und Publius Cornelius Dolabella, der Besieger und Vernichter der senonischen Gallier. Die Gesandtschaft dieser drei Männer ist durch die Erzählungen von der Festigkeit und dem Patriotismus des Fabricius verewigt worden. Pyrrhus versuchte nämlich an Fabricius, dem Haupte dieser Gesandtschaft, vergebens, was bei den griechischen Feldherren und selbst bei den griechischen Königen jener Zeit selten umsonst versucht ward. Er wollte diesen Mann, der keine andere Kostbarkeit, als die des gewöhnlichen Römers, ein silbernes Salzfaß und eine silberne Opferschale besessen haben soll, durch Privatvorteile von der Sache seines Vaterlandes abziehen; aber vergebens. Fabricius wies sogar ein ihm von Pyrrhus auf die ehrenhafteste Weise angebotenes reiches Geschenk, welches dieser ein bloßes Zeichen seiner Hochachtung nannte, mit edlem Stolze und patriotischem Takte zurück. Ein griechischer Anekdotenjäger erzählt, daß Pyrrhus hierauf die Geistesgegenwart dieses Mannes durch das plötzliche Erscheinen eines Elefanten auf die Probe gestellt, daß ihm aber Fabricius lächelnd bemerkt habe, sowenig ihn am Tage vorher sein Geld gereizt habe, ebensowenig schrecke ihn jetzt sein Elefant. Diese Anekdote ist des Königs allzu unwürdig, überhaupt allzukindisch, als daß ihre Märchenhaftigkeit eines besonderen Beweises bedürfte: sie ist offenbar eine Erdichtung solcher Schriftsteller, denen die Geschichte nur für ein Mittel zu rhetorischen Zwecken und Theatereffekten gilt. Man muß sie daher auch ganz den Rhetoren und den Malern überlassen, welche sie oft zum Gegenstand ihrer Darstellungen benutzt haben. Übrigens erreichten die römischen Gesandten bei Pyrrhus ihren Zweck nicht.

Über die Fortsetzung des Krieges haben wir nur dürftige Nachrichten: doch wissen wir, daß bald nach jenen Verhandlungen eine zweite Schlacht zwischen Pyrrhus und den Römern bei der apulischen Stadt Asculum geliefert ward (279 v. Chr.). Die Römer erlitten hier unter dem Konsul Publius Sulpicius und seinem Kollegen Publius Decius Mus, dem Sohne und Enkel der beiden durch ihre Todesweihe berühmten Männer desselben Namens, eine Niederlage; Pyrrhus mußte aber seinen Sieg abermals so teuer erkaufen, daß man ihm den Ausspruch in den Mund legen konnte: „Noch einen solchen Sieg, und ich bin verloren!" Er hatte nicht weniger als 15 000 Mann und unter diesen seine besten Offiziere eingebüßt. Da er weder von seinen Bundesgenossen kräftig unterstützt wurde, noch

auch wegen des verheerenden Stromes der keltischen Raubhorden, welcher damals sich über Griechenland dahinwälzte, von dort her neue Truppen erhalten konnte, während die Römer ohne Mühe jede Lücke in ihrem Heere ergänzten: so suchte er nicht allein eine dritte Hauptschlacht zu vermeiden, sondern auch dem Kriege überhaupt auszuweichen. Sehr erwünscht kam ihm daher eine Einladung der Syrakusaner, nach Sizilien herüberzukommen, um ihnen gegen die Karthager Hilfe zu leisten. Es scheint nicht, daß es vor seinem Abzug zu irgend einer Übereinkunft zwischen ihm und den Römern kam; doch soll Pyrrhus damals alle römischen Gefangenen ohne Lösegeld entlassen haben. Nach einer jener vielen Anekdoten, durch welche die Geschichte der Menschheit, der Unterhaltungslust müßiger Menschen zuliebe, zu allen Zeiten entstellt worden ist, wäre Pyrrhus zu dieser Großmut durch folgenden Vorfall bewogen worden, der von den alten Geschichtschreibern in allen seinen einzelnen Teilen auf die widersprechendste Weise erzählt wird und schon deshalb als eine Erdichtung oder höchstens doch als ein bloßes Gerücht angesehen und aus der Geschichte verbannt werden muß. Der Leibarzt des Königs oder ein anderer Mann aus seiner Umgebung machte, wie es heißt, dem Fabricius, der im Jahre des Abzugs der Epiroten aus Italien Konsul war, das schriftliche Anerbieten, gegen eine Summe Geld seinen Herrn zu vergiften. Fabricius sandte den Brief sogleich an Pyrrhus, welcher zum Danke dafür die gefangenen Römer freigab. Dagegen scheint richtig und ist dem ritterlichen Sinn des Königs entsprechend, daß er seine Gefangenen über das Saturnalienfest entließ: die römische Regierung, wie es einem ehrenhaften Staate geziemt, sorgte dafür, daß sie sämtlich wieder nach dem Feste in sein Lager zurückkehrten.

Pyrrhus ließ nur so viele Truppen zurück, als zur Verteidigung der Burg von Tarent erforderlich waren, und stellte dieselben unter das Kommando seines Generals Milo. Er blieb drei Jahre in Sizilien, und die Römer benutzten die Zeit seiner Abwesenheit aufs beste. Sie unterwarfen die Etrusker, welche sich während des Krieges mit Pyrrhus empört hatten, trieben die Samniter, Lukaner und Bruttier in die Enge und bemächtigten sich mehrerer griechischen Pflanzstädte. Die bedrängten Bundesgenossen des Pyrrhus ließen den König bitten, zu ihrer Rettung wieder nach Italien zurückzukehren, und er selbst war froh, einen guten Grund zum Abzuge aus Sizilien zu erhalten, wo er nach einigen glücklichen Unternehmungen in dieselbe peinliche und schwierige Lage gekommen war, wie vorher in Italien. Als er im Jahre 275 v. Chr. wieder zu Tarent erschien, hatte er zwar noch ein Heer von 23 000 Mann, die Mehrzahl desselben bestand aber aus neugeworbenen Soldaten, weil der Kern seiner Truppen in den Schlachten

der letzten fünf Jahre aufgerieben worden war. Die Römer schickten sogleich ihre beiden Konsuln mit zwei Heeren aus; von diesen zog der eine, Manius Curius Dentatus, nach Samnium, der andere aber, Cornelius Lentulus, nach Lukanien. Pyrrhus, der seine Macht durch den kampffähigen Teil der Tarentiner verstärkt hatte, wandte sich gegen den ersteren und ward bei Benevent völlig geschlagen. Er rettete nur einen kleinen Teil seines Heeres, und da zu gleicher Zeit auch die Lukaner durch Lentulus eine Niederlage erlitten hatten, so konnte er sich in Italien unmöglich länger behaupten. Er eilte daher nach Griechenland zurück, wo er einige Jahre später, wie schon erzählt, bei einem neuen Abenteuer seinen Tod fand. In Tarent hatte er eine Besatzung unter Milo zurückgelassen: bald nach Pyrrhus' Tode mußte diese kapitulieren; sie erhielt freien Abzug und gab dafür die Tarentiner den Römern preis. Tarent verlor seine Flotte und mußte eine römische Besatzung aufnehmen.

Die Lukaner, Bruttier, Samniter und die anderen Völker, welche aufgestanden waren, wurden bald nach Pyrrhus' Abzug unterjocht. Auch die noch nicht unterworfenen griechischen Städte in Unteritalien mußten dem siegreichen Volke ihre Thore öffnen. Das Schicksal derselben war sehr verschieden: die meisten behielten zwar ihre alten Gesetze und Einrichtungen, weil die Römer zu allen Zeiten in die Verfassungen eroberter Städte nicht ohne die höchste Not eingriffen; alle aber, selbst die am meisten begünstigten, mußten Tribut zahlen, ihre junge Mannschaft zu den Kriegen der Römer stellen, ohne weder die Ehre noch den Vorteil dieser Kriege mit den Römern teilen zu dürfen. Durch die Besiegung der italischen Hellenenstädte ward, gegen die Mitte des dritten Jahrhunders v. Chr. hin, die Unterjochung von Mittel- und Unteritalien vollendet. Für die Römer, welche seitdem über die ganze Halbinsel von der Südgrenze der Lombardei an bis zur Meerenge von Messina geboten, war dies der Anfang ihrer Weltherrschaft; für Italien aber beginnt mit der römischen Oberherrschaft der Untergang der Blüte, welche seit langer Zeit über dieses Land verbreitet gewesen war. Der römische Senat benutzte von jetzt an Italiens Kräfte als seine eigenen, stieg mit Hilfe derselben empor und wuchs ins Ungeheure, während alle italischen Länder und Gegenden, selbst Latium nicht ausgenommen, ihres selbständigen Lebens beraubt und dadurch, sowie durch die großen Menschenverluste in den unaufhörlichen Kriegen Roms entkräftet wurden. Aber auch die Römer erlitten durch die völlige Unterwerfung von Italien einen großen Nachteil; sie begannen infolge derselben von ihren seitherigen bäuerlich-einfachen und militärischen Sitten zu griechischer Üppigkeit überzugehen.

Diese moralische Veränderung des römischen Volkes war sehr bedeutend und hatte ihren Grund darin, daß Rom durch die Unterwerfung von Unteritalien mit den Sitten der entarteten Griechen diesseit und jenseit des Jonischen Meeres und der Meerenge von Sizilien in anhaltende Berührung kam. Die Völker, welche von den Römern seither besiegt worden waren, standen ihrem Grundcharakter nach denselben nahe und konnten ihnen daher durch ihre Unterwerfung keinen Schaden bringen. Die Latiner, die Samniter und die Etrusker waren ja Nationen, aus welchen das römische Volk selbst hervorgegangen war, und deren Sitten und Einrichtungen die Grundlage des römischen Wesens bildeten. Außerdem wurden aber auch diese Völker, sowie die Kampaner und andere kleinere Stämme nach ihrer Unterwerfung entweder in die römischen Heere aufgenommen und völlig zu Römern gemacht, oder sich selbst und ihrer eigenen Verwaltung überlassen. In dem einen Falle nahmen sie die Sitten der Römer an, im anderen blieben sie ohne Einfluß auf dieselben. Ganz anders aber geschah es bei der Unterwerfung von Unteritalien. Hier machten die Römer im Kampfe mit den griechischen Handelsstädten eine viel reichere Beute, als mit Ausnahme der Etrusker irgend eines der anderen italischen Völker ihnen seither hatte gewähren können. Sie erhielten ferner in den griechischen Kriegsgefangenen Sklaven, die von dem bereits entarteten Osten die Kunst gelernt hatten, sich als Diener der Üppigkeit gefällig zu machen. Außerdem befand sich unter den Bewohnern jener griechischen Städte, selbst die Klasse der Vornehmen nicht ausgenommen, eine Menge Gesindel, das sich an die herrschenden Familien Roms drängte und diesen Verderben brachte. Alles dies mußte einer Tugend, welche wie die der damaligen Römer nicht auf Grundsätzen, sondern auf Gewohnheit beruhte, in hohem Grade gefährlich sein. Und wie plötzlich trat diese schädliche Einwirkung und die dadurch hervorgerufene Änderung in dem Geiste und den Sitten Roms ein! Innerhalb weniger Jahre wurden die Einwohner der reichen Handelsstädte beider Kalabrien nicht etwa bloß unterworfen, sondern auch ausgeplündert, gebrandschatzt und unter dem Vorwande von wiederholt versuchten Empörungen als Sklaven hinweggeführt. Diese an Sinnenlust gewöhnten Griechen brachten ihre ausschweifenden Genüsse und die feine Lebenskunst des Ostens unter die Römer, welche sich soeben erst auf eine gewaltsame Art bereichert hatten und also auch schnell genießen wollten. Zu gleicher Zeit ward in Rom durch die Unterjochung der Lukaner und Bruttier unglücklicherweise die Zahl von solchen Sklaven vermehrt, denen man ihrer Roheit wegen mit Härte begegnen mußte, und durch deren Behandlung man sich nach und nach an Grausamkeit gewöhnte.

Diese wenigen Winke zeigen, daß mit der Ausdehnung der römischen Herrschaft über das untere Italien die seitherige samnitisch-römische Sittenstrenge einer großen Veränderung entgegenging. Von einigen Männern jener Zeit, wie von Manius Curius Dentatus und von Atilius Regulus, der unmittelbar nach demselben als Feldherr im ersten punischen Kriege sich auszeichnete, erzählt jedoch die römische Volkssage noch Züge der Einfachheit und Mäßigkeit, wie sie früher von Cincinnatus und Fabricius gemeldet worden sind. Regulus soll nicht mehr als sieben Morgen Land besessen und einst den Senat um seine Abberufung vom Kommando aus dem Grunde gebeten haben, weil sein Verwalter gestorben sei und die infolge davon stockende Bebauung des kleinen Grundstücks seine Familie in Nahrungssorgen bringe. Von Curius Dentatus wird berichtet, daß, als einst die Samniter ihn um seine Fürsprache bitten ließen, die Gesandten derselben ihn am Herde seines Landhauses angetroffen hätten, wo er auf einer Holzbank gesessen und aus hölzerner Schüssel Rüben gegessen habe, die er selbst sich in der Asche gebraten hätte. Die Sage fügt noch hinzu, Curius habe damals die angebotenen Ehrengeschenke der Samniter mit den Worten zurückgewiesen, es mache ihm weit mehr Freude, über reiche Leute zu gebieten, als selbst reich zu sein. Solche Erzählungen, welche freilich nicht als bare Wirklichkeit zu nehmen und überdies im Munde der Nachkommen entstellt und dann durch rhetorische Schriftsteller mit übertreibenden Worten wiedererzählt worden sind, kommen in den folgenden Zeiten äußerst selten vor und können daher als Zeugnisse dienen, daß das römische Volk seit der völligen Unterwerfung von Italien seinen Charakter zu ändern begann. Zwar erhielten sich später die alten samnitischen Sitten auf dem Lande auch dann noch, als sie in der Stadt längst untergegangen waren, allein die neue Richtung des römischen Lebens, einmal eingeschlagen, konnte nie mehr rückgängig gemacht werden. Im Gegenteil, schon unmittelbar nachher untergruben die Kriege mit Karthago den römischen Charakter in einem noch viel größeren Umfang. Während der nächsten dreißig Jahre nach der Unterwerfung Unteritaliens verschaffte der Kampf mit den Karthagern den Römern eine große Flotte, ohne daß sie ein handelndes oder in größerem Stile seefahrendes Volk gewesen wären. Sie plünderten ferner in diesem Kriege die karthagische Küste von Afrika, das reichste Land der damaligen Welt. Sie beraubten in den Karthagern ein Volk, das dem Handel oder der klugen Benutzung fremder erkünstelter Bedürfnisse seinen Wohlstand verdankte, sie brachten also auch aus der Beute dieses Volkes eine Menge Dinge nach Italien, die man früher dort nicht gekannt hatte. Die Zahl der Afrikaner, welche in einem einzigen Jahre dieses Krieges gefangen und nach Rom gebracht wurden,

war dem fünften Teile der ganzen damaligen Bürgerschaft Roms gleich; wie großen Einfluß mußte schon dies allein auf die Sitten und Gewohnheiten der Stadt haben! Es waren Sklaven, die durch Sprache und Lebensweise den Römern ganz fremd und in ihrer Heimat an eine harte und grausame Regierung gewöhnt waren; wie ganz anders mußte man mit ihnen umgehen, als mit den kriegsgefangenen Italikern, die seither allein die Sklaven der Römer gewesen waren! Dazu kam dann die Verwilderung, welche ein 23jähriger Krieg mit einem gehaßten, völlig fremden Feinde notwendigerweise nach sich ziehen mußte, sowie der Einfluß der Willkür, welche die in Feindesland stehenden Soldaten und die nach den eroberten Städten Siziliens gesendeten Generale und Statthalter ausübten. Alles dies wirkte auf die damaligen römischen Truppen eine ganze Generation hindurch ebenso verderblich ein, wie die Übermacht, welche Frankreich am Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutschland und Italien erlangte, auf seine abgehärteten, bis dahin jeder Weichlichkeit und jedes Luxus spottenden Heere und ihre Anführer eingewirkt hat.

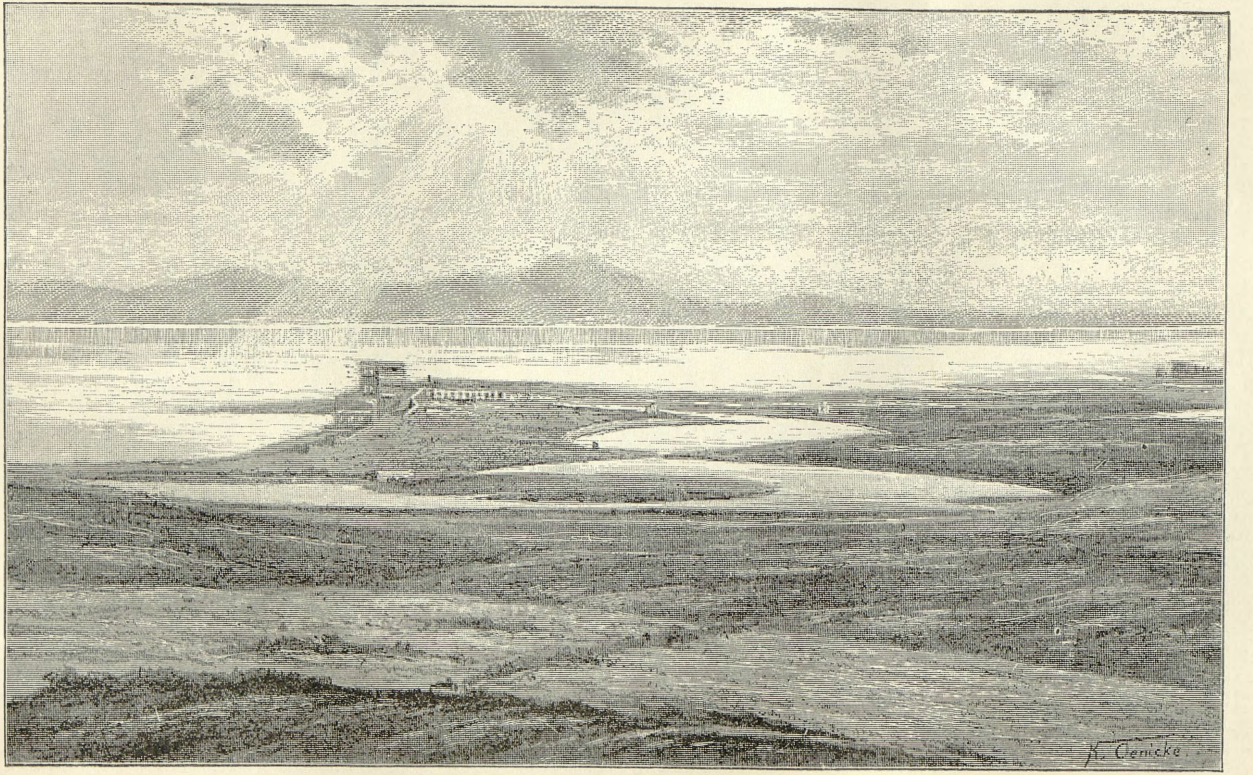
VII. Geschichte von Karthago und Sizilien

bis zum ersten punischen Krieg.

1. Hauptmomente der früheren Geschichte von Karthago.

Die Karthager, das erste Volk außerhalb Italiens, mit welchem Rom Krieg führte, wohnten im Westen der Kyrenäer, da, wo jetzt der Barbareskenstaat von Tunis liegt, sie beherrschten aber außerdem auch das heutige Land Tripolis und die Küste von Algerien. Die Stadt Karthago selbst lag am Golf von Tunis, bei dem heutigen Mersa und etwa drei deutsche Meilen nordwestlich von der Stadt Tunis. Sie war eine phönikische Kolonie, und ihre Einwohner führten deshalb bei den Römern auch den Namen der Pöner oder Punier. Fast 900 Jahre v. Chr. gegründet, hatte sie sich durch Handel und Industrie nach und nach über alle anderen Kolonieen der Phöniker in den westlichen Gegenden emporgeschwungen und war die angesehenste und mächtigste Handelsstadt des Westens geworden. In der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. hatte die Stadt nach römischen Berichten 700 000 Einwohner und einen Umfang von fünf deutschen Meilen, und die Zahl ihrer Tochterstädte belief sich damals auf nicht weniger als 300. Zwar sind unter diesen Angaben römischer Schriftsteller Übertreibungen, welche aus der Absicht, den Sieg ihres Volkes über Karthago zu verherrlichen, hervorgingen; allein schon die Möglichkeit solcher Übertreibungen zeigt unwidersprechlich, daß der Glanz der Stadt in der letzten Zeit ihrer Selbständigkeit außerordentlich groß gewesen sein muß.

Karthago machte eine Ausnahme von allen Kolonieen der Phöniker, weil die Stadt gleich anfangs in ein anderes Verhältnis zum Mutterlande trat, als die übrigen phönikischen Pflanzstädte. Diese waren weder selbständige Handelsstaaten wie die Kolonieen der Griechen, noch waren sie Festungen und Militärposten wie die der Römer, sondern sie



Die Stätte, auf der Karthago stand.

Nach Davis' „Carthago and her remains", gezeichnet von K. Oenicke

bildeten bloße Faktoreien an fremden Gestaden und gingen daher auch größtenteils mit dem Mutterlande unter. Karthago aber ward, wie bereits erzählt, von einem Nebenzweige der zu Tyros regierenden Herrscherfamilie und infolge eines in dieser ausgebrochenen Zwistes gegründet und erhielt dadurch schon bei seiner Entstehung eine weniger abhängige Stellung, als die der anderen Kolonieen der Phöniker war. Es blieb zwar mit seiner Mutterstadt Tyros immer in einer innigen Pietätsverbindung, ehrte den vornehmsten Tempel derselben als ihr Hauptheiligtum und schickte jedes Jahr Opfergaben dahin: allein es ward nach und nach in demselben Grade immer selbständiger, in welchem es seine Herrschaft auf dem Meere erweiterte. Die Karthager verdankten dies mehreren besonders günstigen Umständen. Zuerst kamen ihnen nämlich alle diejenigen Verhältnisse des Orients zu statten, welche den Phönikern selbst verderblich waren: die Angriffe der assyrischen und babylonischen Könige bewogen eine Menge Tyrier zur Auswanderung nach Karthago, und als die Städte Phönikiens von den Babyloniern, von den Assyrern und dann von den Persern unterjocht wurden, schlossen sich die im fernen Westen gegründeten Kolonieen, welche bisher ihren Mutterstädten gehorcht hatten, den Karthagern an. Ein zweiter Umstand, welcher dazu beitrug, die Karthager zu einem herrschenden Volk zu machen, war ihr Verhältnis zu Italien: sie trieben von Anfang an mit diesem Lande Handel und mußten sich daher schon früh eine ansehnliche Kriegsmacht schaffen, um sowohl die tyrrhenischen Seeräuber im Zaum zu halten, als auch um den griechischen Handelsstädten in Sizilien und Unteritalien, ihren Nebenbuhlern, die Spitze bieten zu können. Hierzu kam als ein dritter günstiger Umstand noch die Gründung vieler karthagischen Kolonieen an fremden Gestaden und die Notwendigkeit, in denselben Truppen zu halten, die man dann natürlich auch in dem afrikanischen Mutterland und zu allen Kriegen mit anderen Völkern gebrauchen konnte.

Zu diesen verschiedenen Vorteilen, welche in den allgemeinen Verhältnissen und dem Gange der Dinge begründet waren, muß man endlich noch die große Fruchtbarkeit des karthagischen Landes und die treffliche Art, wie dasselbe bebaut wurde, hinzufügen. Das eigentliche Gebiet von Karthago oder das heutige Land Tunis erfreut sich eines Klimas, in welchem die Winterkälte selbst auf den Gebirgen so gering ist, daß die vornehmen Tunesen das zu ihren Luxusgerichten nötige Eis sich aus Sizilien kommen lassen müssen. Es ist ein von waldigen Verzweigungen des Altasgebirges durchzogenes Land, mit einer sandigen Küste, deren wellenförmiger Boden bei sorgfältiger Bewässerung höchst ergiebig ist; die meisten Thäler im Gebirge sind noch mehr für den Landbau geeignet; die Umgegend des alten Karthago aber ist, wie die

der heutigen Stadt Tunis, einer der fruchtbarsten Landstriche der Erde. Die Karthager hatten ihr Land, besonders aber den in der unmittelbaren Nähe der Hauptstadt gelegenen Teil desselben so vortrefflich angebaut, daß der letztere, wegen seiner zusammenhängenden gartenmäßigen Kultur und seiner großen Bevölkerung nur etwa mit den reichsten Gegenden von Holland und der Lombardei oder mit der Umgegend von London und anderen durch die Fruchtbarkeit und sorgfältige Benutzung ihres Bodens ausgezeichneten Hauptstädten von Europa verglichen werden kann. In der nächsten Umgebung bildete das Land, nach den uns überlieferten Beschreibungen, meilenweit gleichsam nur einen einzigen Garten, der überall aufs beste bewässert und angebaut und mit den schönsten Landhäusern bedeckt war. Obgleich wir nicht geneigt sind, der Versicherung eines römischen Schriftstellers, nach welcher die dortigen Felder 150fache Frucht getragen hätten, vollen Glauben zu schenken, so ist doch gewiß, daß die Karthager sich auf die Landwirthschaft vortrefflich verstanden haben. Sie betrieben dieselbe systematisch und wissenschaftlich, und schon etwa 500 Jahre v. Chr. schrieb der Karthager Mago ein großes Werk über den Landbau, welches so ausgezeichnet war, daß später der römische Senat, der sich so wenig um die Wissenschaften zu bekümmern pflegte, dasselbe ins Lateinische übersetzen ließ.

Die Geschichte der Karthager teilt man am bequemsten in drei Abschnitte. Der erste umfaßt die ältere Zeit bis auf den Anfang der Kriege, welche Karthago mit den griechischen Kolonieen auf Sizilien führte, oder bis auf die Niederlage bei Himera im Jahre 480 v. Chr. Der zweite Abschnitt reicht von da bis auf die Zeit der Kriege mit den Römern: es ist diejenige Periode, in welcher Karthago die höchste Blüte seiner Macht und seiner Handelsgröße erreichte. Der dritte Abschnitt endlich umfaßt die Zeit der sogenannten punischen Kriege oder der drei Kriege mit Rom, in welchen Karthago zuletzt erlag. Über keine dieser drei Perioden besitzen wir authentische punische Quellen; denn alle Werke karthagischer Geschichtschreiber sind untergegangen, die griechischen und römischen Schriftsteller aber sprechen nur gelegentlich von Karthago und machen immer Rom oder das griechische Sizilien zum Mittelpunkt ihrer Darstellung, so daß wir die karthagische Geschichte nicht zusammenhängend und selbständig, sondern nur in Beziehung auf die genannten Staaten und in Verbindung mit der Geschichte derselben behandeln können.

Anfangs war Karthago von den benachbarten afrikanischen oder libyschen Herrschern abhängig; die Geschichte der ersten Zeiten Karthagos dreht sich daher hauptsächlich um die Begründung seiner Selbständigkeit. Die Karthager zahlten anfangs den Eingeborenen Tribut,

dann ward derselbe verweigert, und es entstand daraus eine Reihe von Kriegen, in welchen die Karthager ihre Herrschaft auf Kosten der libyschen Nomadenstämme immer weiter ausbreiteten. Schon früh sandten sie Kolonisten aus, welche die Hauptpunkte der Küste im Westen und Osten besetzten. Von dem Mutterstaate Tyros wurden sie infolge der bereits angegebenen Umstände immer unabhängiger, während sie zugleich durch neue Einwanderungen von dort und durch die Verbindung mit anderen phönikischen Pflanzstädten des Westens an Macht und Ansehen gewannen. 500 bis 600 Jahre v. Chr. begannen die Eroberungen und Niederlassungen der Karthager in den verschiedenen europäischen Gestadeländern des westlichen Mittelmeeres. Karthago unterwarf sich die Balearen, Malta, Elba, und legte auf Sardinien, Sizilien, Corsica, sowie auf der Südküste von Spanien Kolonieen an. Ihre Macht stieg dadurch so sehr, daß sie bald — nach einer Angabe schon im ersten Jahre der römischen Republik — mit den Römern einen Freundschaftsvertrag schlossen, in welchem beide Völker die Verkehrsverhältnisse von Italien und Afrika im Namen ihrer Bundesgenossen ordneten: wahrscheinlich freilich fällt dieser Vertrag erst in spätere Zeit (348 v. Chr.). Sogar Entdeckungsreisen an der Westküste von Afrika haben die Karthager in jenen Zeiten unternommen und sind dort bis in Gegenden vorgedrungen, die erst im 14. und 15. Jahrhundert wieder von europäischen Seefahrern erreicht worden sind. Die Kriege, welche sie in der ersten Periode ihrer Geschichte auf Sizilien, Sardinien und Corsica führten, können hier ganz übergangen werden, weil sie keine welthistorische Bedeutung haben.

Am Ende des ersten Zeitraums stand also Karthago schon als ein mächtiger, blühender Handelsstaat da. Die Häuptlinge der libyschen Nomadenstämme, welche einst seine Lehensherren gewesen waren, dienten ihm jetzt als Vasallen; wegen der Uneinigkeit, welche Karthago stets zwischen diesen Völkerschaften zu erhalten wußte, war an keine gefährliche Empörung derselben zu denken, dagegen leisteten sie im Kriege als treffliche Reiter gute Dienste und gewährten im Frieden den Vorteil, daß die fleißigen karthagischen Handelsleute bei ihnen ein sicheres Absatzgebiet für ihre Waren fanden. Die vielen Kolonieen, welche teils von Karthago selbst, teils von Phönikien aus an der Küste angelegt worden waren, vermittelten den Verkehr mit dem inneren Afrika und lieferten die bedeutendsten Beiträge zu den Staatseinnahmen. Von diesen Städten erhielt man auch die Elefanten, welche damals noch im nordwestlichen Afrika lebten, und die man dort ebenso, wie in Indien, zu zähmen und zu kriegerischen Zwecken abzurichten verstand. Außerdem hatte Karthago auch auf den italischen Inseln festen Fuß gefaßt und trieb mit den Bewohnern derselben, wie mit den Völkern

des festen Landes von Italien einen einträglichen Handel. Es hatte ferner im westlichen Europa ausschließlich den afrikanischen Sklavenhandel und die Einfuhr von Goldstaub, Elfenbein und anderen Waren des Inneren von Westafrika. Um das unternehmende Handelsvolk der Phokäer, das bei seiner Flucht aus Kleinasien sich zuerst auf Corsica angesiedelt hatte, in den italischen Gewässern nicht aufkommen zu lassen, verbündeten sich die Karthager mit den Etruskern und drängten die Phokäer nach Massilia. Die griechischen Kolonieen in Sizilien suchten zwar die Karthager von ihrer Insel und aus dem Besitze des Handels mit dem Inneren zu vertreiben, alle ihre Anstrengungen scheiterten aber an der Überlegenheit Karthagos und an ihrer eigenen Zwietracht; denn wenn auch die Karthager im Kampfe mit ihnen öfters den kürzeren zogen, so gaben doch die Zwistigkeiten der Griechen untereinander und die häufigen Revolutionen in ihren Staaten ihren Feinden immer Gelegenheit, das Verlorene wiederzuerlangen.

In der zweiten Periode der karthagischen Geschichte war Sizilien der Mittelpunkt der Begebenheiten. Die Karthager, welche damals den höchsten Gipfel ihrer Macht erreichten, strebten nach der Alleinherrschaft auf dieser fruchtbaren und reichen Insel und gerieten dadurch in einen hartnäckigen Kampf mit den dortigen Griechen, namentlich mit den Syrakusanern, welche dasselbe Ziel verfolgten. Da zu jener Zeit Rom die italischen Völker noch nicht unterjocht hatte, so würde Karthago sich gewiß nicht nur Sizilien, sondern auch alle Küsten des Mittelmeers unterworfen haben, wenn nicht zugleich seine Verfassung und das Schicksal ihm dabei im Wege gestanden hätten. Diese Verfassung paßte zu auswärtigen Unternehmungen nicht, sie war nicht auf Kriege und Eroberungen berechnet, das Schicksal aber zeigte sich den Karthagern ebenso sehr abhold, wie es den Römern gewogen war; denn Karthago mußte, zum Unterschied von Rom, mit den Griechen gerade zu der Zeit kämpfen, wo diese in ihrer vollen Kraft standen, wo sie wegen der zugleich von Karthago und von Persien her drohenden Gefahren einigermaßen einig waren und vom Mutterlande aus stets Hilfe erwarten konnten. Ungeachtet dieser ungünstigen Umstände ließen die Karthager von ihrem Streben, Sizilien zu unterwerfen, nicht ab: ganze Heere, die sie nach Sizilien sandten, wurden vernichtet, aber sie sahen dieselben ebenso ruhig untergehen, wie sie so oft die Schätze ihrer Handelsspekulationen in den Schoß des Meeres sinken sahen, und schufen sich durch ihr Gold ebenso wieder neue Soldaten, wie sie den bei einer unglücklichen Spekulation erlittenen Verlust durch den Gewinn einer glücklichen deckten. Die berühmte Niederlage, welche Karthago am Ende des ersten Zeitraumes seiner Geschichte (480 v. Chr.) unter Hamilkar bei Himera erlitt, kostete ihm sein ganzes Heer: von

den 300 000 Mann, welche, wie angegeben wird, dort mit den Agrigentinern und Syrakusanern unter Gelon und Theron kämpften, wurde die eine Hälfte getötet, die andere gefangen genommen und zu Sklaven gemacht.

Nach diesem furchtbaren Schlage veranstalteten die Karthager mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch keine größeren Unternehmungen auf sizilischem Boden. Erst zur Zeit des peloponnesischen Krieges machten sie von neuem den Versuch, sich die griechischen Städte der Insel zu unterwerfen. Dieser Krieg kann aber erst später erzählt werden, da die Begebenheiten des zweiten und dritten Zeitraumes der karthagischen Geschichte nur in Verbindung mit der sizilischen und römischen Geschichte dargestellt werden können. Auch ist es zum Verständnis dieser Begebenheiten nötig, einige Worte über den inneren Zustand Karthagos vorauszuschicken.

2. Staatsverfassung und Kulturzustand von Karthago.

Die Karthager hatten aus Tyros eine Verfassung mitgebracht, nach welcher ein König unter dem Beistande der Priester und der alten Geschlechter unbeschränkt gebot. Diese asiatische Staatseinrichtung konnte für die Dauer auf dem neuen Boden nicht genügen, da die Karthager ebenso, wie die griechischen Staaten, durch Betriebsamkeit zu größerem Wohlstand gelangten und sich denselben nur durch Thätigkeit zu erhalten vermochten. Außerdem hatten sie aber auch wegen ihrer Lage und ihres Verkehrs beständig das Beispiel der hellenischen Staaten vor Augen, welche im Gegensatz zu den Orientalen ihre Verfassungen stets den Umständen und Zeitbedürfnissen gemäß änderten. Sie befolgten dieses Beispiel und benutzten bei ihren Staatseinrichtungen und Gesetzen die griechischen Erfindungen und Beispiele. Es ward daher in Karthago ebenso, wie in den griechischen Staaten fast überall, die Königswürde schon früh abgeschafft und der Adel seiner hergebrachten Rechte beraubt. Da das letztere nicht ohne das Volk geschehen konnte, so erhielt dieses auch in Karthago neue Rechte, welche zum Teil bedeutend waren. So entstand hier eine gemischte Verfassung, welche aus aristokratischen, oligarchischen und demokratischen Elementen zusammengesetzt war. Leider kennen wir dieselbe nur stückweise und nur aus den Angaben der Griechen und Römer, welche die Eigentümlichkeiten fremder Völker meistens mit Befangenheit ansahen. Deshalb ist es für uns nicht möglich, die karthagische Verfassung in allen ihren Teilen und Beziehungen zu beschreiben und mit Bestimmtheit zu beurteilen. Wollten wir uns dabei auch, ohne Rücksicht auf die Ansichten der Griechen und Römer, an die überlieferten Ereignisse halten und

aus denselben auf die Verfassung zurückschließen, so würde dies doch zu keinem sicheren Ergebnis führen, da das Beispiel der venezianischen Verfassung zur Genüge zeigt, wie schwer es ist, die künstliche Ordnung der Regierungsmaschine in einem weise geregelten Handelsstaate klar und richtig aufzufassen. Wir müssen uns daher mit einigen Andeutungen begnügen.

Ein Senat, dessen Mitgliederzahl unbekannt ist, eine andere Behörde, welche aus 100 Männern bestand und entweder ein Ausschuß des Senats war oder neben ihm waltete, und zwei Wahlkönige, von den Karthagern Suffeten d. h. Richter genannt, leiteten die Regierung und Verwaltung des Staats. Außerdem nahm auch eine Volksversammlung in Karthago ebenso, wie in den griechischen Staaten, an der Leitung der Dinge teil. Wie weit die Befugnisse jeder dieser verschiedenen Behörden gingen, ist nicht genau bekannt. Die Volksversammlung hatte höchst wahrscheinlich über Krieg und Frieden zu entscheiden, die vom Senat geschlossenen Bündnisse zu bestätigen und allgemeine Gesetze zu geben; außerdem wurde sie nur dann berufen, wenn die Suffeten mit dem Senat über irgend eine Sache nicht einig werden konnten. Übrigens waren die Beschlüsse des Volkes unumstößlich und bedurften der Bestätigung des Senats nicht. Endlich ist noch zu bemerken, daß in Karthago ganz gegen die Sitte der Griechen, bei welchen selbst in Demokratieen nur wenige in der Volksversammlung zu sprechen pflegten, jeder ohne Ausnahme frei gegen den Senat und die Suffeten reden durfte und gewöhnlich viele von diesem Rechte Gebrauch machten. Dessenungeachtet ging aus der karthagischen Volksversammlung nie eine Pöbelherrschaft hervor und der Einfluß dieser Versammlungen ward niemals gefährlich, während dies in den griechischen Staaten oft der Fall war, weil der Nationalcharakter beider Völker durchaus verschieden war. Die Karthager waren ein ernstes und finsteres Volk; sie waren hart gegen Untergebene, verzagt im Unglück, wütend im Zorn und hartnäckig in den einmal gefaßten Beschlüssen. Bei einem solchen Volke hatten die Demagogen keineswegs leichtes Spiel, und Schmeichler oder Witzmacher konnten bei ihm unmöglich einen solchen Eindruck hervorbringen, wie bei den Athenern: im Gegenteil, das karthagische Volk ließ sich nicht leicht aus der herkömmlichen Weise herausbringen, es war an Gehorsam gegen seine Obrigkeit gewöhnt und leistete ihn gern.

Über die Rechte des Senats und dessen Verhältnis zu den Hundertmännern und den Suffeten sind wir ebenso in Ungewißheit, wie über die Volksversammlung. Wahrscheinlich waren die Hundertmänner zugleich höchstes Gericht und verwaltende Behörde für die eigentliche Stadt; jedenfalls besaßen sie eine ungemein große Gewalt.

Der Senat, dessen Mitglieder vermutlich aus den ältesten und reichsten Familien und auf Lebenszeit gewählt waren, hatte in Gemeinschaft mit den Suffeten die laufenden Geschäfte zu besorgen und die eigentliche Verwaltung zu leiten. Auch hielt er die Vorberatung über neue Gesetze und ordnete alle auswärtigen Angelegenheiten. Die beiden Suffeten waren wahrscheinlich ebenfalls auf Lebenszeit erwählt. Sie wurden, wie sich dies in einem Handelsstaate gebührt, aus den reichsten Familien genommen, doch berücksichtigte man bei der Bestallung auch Geburt und guten Ruf. Sie waren, wie die Könige von Sparta und die römischen Konsuln der früheren Zeit, die Leiter der Exekutive, sorgten für die Ausführung gefaßter Beschlüsse und erlassener Gesetze, können aber sonst mit jenen beiden nicht wohl verglichen werden. Obgleich sie nämlich dem Senat untergeordnet waren, so hatten sie doch so viel Selbständigkeit, daß bei Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen und dem Senat das Volk zur Entscheidung zusammengerufen werden mußte. Außerdem war ihr Ansehen innerhalb der Stadt sehr groß und sie unterschieden sich dadurch sehr von den spartanischen Königen, deren Einfluß seit der Errichtung des Ephorats im Frieden nur dann bedeutend war, wenn sie großes persönliches Ansehen besaßen. Dagegen waren die Könige von Sparta geborene Feldherren und hatten im Kriege unumschränkte Gewalt, die Suffeten führten aber nur dann das Kommando, wenn sie durch einen besonderen Beschluß dafür ernannt wurden, und blieben auch im Felde von dem Senat abhängig, der ihnen etwa eine Kommission aus seiner Mitte beigab.

Ein anderer wichtiger Teil der karthagischen Regierung waren diejenigen Behörden, welche von den Griechen Pentarchieen, das ist Fünfherrschaften genannt wurden und aus fünf Männern zusammengesetzt waren. Über diese sind wir noch weit mehr im Unklaren, als über Senat, Suffeten und Hundertmänner. Nur so viel ist gewiß, daß sie eine sehr bedeutende Stellung hatten, daß sie die Hundertmänner ernannten und sich selbst durch freie Wahl ergänzten. Ob ihre Amtsthätigkeit, wie man schon vermutet hat, vorzugsweise in der Aufsicht über die Sitten bestand, muß dahingestellt bleiben; doch erleidet es keinen Zweifel, daß die Karthager, ebenso wie die Massilier, mit weit größerer Strenge auf die Sittenzucht hielten, als die meisten hellenischen Staaten, und daß die Pentarchen in dieser Hinsicht mit den römischen Censoren zu vergleichen waren. Auch konnte allerdings in einem Handelsstaate, der neben demokratischen Formen eine streng aristokratische Richtung hatte, und in welchem, wie in Venedig, eine kleine Zahl fürstlich begüterter Familien untereinander in beständigem, eifersüchtigem Streite lebte, die Freiheit nur durch eine strenge Ausübung der hohen Polizei erhalten werden, zumal da Karthago überall von Feinden um-

geben war. Die Pentarchen bildeten also vielleicht eine Art von Staatsinquisition. In den letzten Zeiten Karthagos maßten sie sich in Verbindung mit den Hundertmännern eine Macht an, vor welcher Senat und Volksversammlung sich beugen mußten. Sie walteten mit nicht geringerer Strenge, als die Staatsinquisitoren von Venedig, ihre Strafen aber waren, wie man es in einem afrikanischen und von Phönikern gegründeten Staate nicht anders erwarten kann, noch grausamer.

Auch die Stellung zu den unterworfenen Völkern war ganz dem zu vergleichen, was wir in dieser Hinsicht später in Venedig wiederfinden: das eigene Interesse des herrschenden Volkes war die Seele aller politischen Verhältnisse und Maßregeln, und die Unterworfenen wurden daher mit so rücksichtslosem Eigennutz behandelt, daß man ihrer Treue niemals versichert sein konnte. Die Karthager traten infolge davon auch, obgleich sie den Vorzug der Seeherrschaft voraus hatten, später doch mit sehr ungleichen Kräften gegen Rom in den Kampf, weil die Römer die ihnen untergebenen Völker mit ihrer Herrschaft bis zu einem gewissen Grade auszusöhnen verstanden.

Das Heerwesen beruhte im karthagischen Staate hauptsächlich auf geworbenen Truppen: alle Bürger zu bewaffnen, wie es in Rom geschah, fiel dort niemand ein. Die Heere der Karthager bestanden nur zu einem kleinen Teile aus Bürgern, sie waren beinahe ganz aus Söldnern und aus Truppen der unterworfenen Nationen zusammengesetzt. Numidier, Libyer, Mauren und andere afrikanische Unterthanen, sowie später, als man in Spanien, in der Nähe von Gallien und anderwärts Eroberungen gemacht hatte, Eingeborene dieser Länder bildeten in Verbindung mit kampanischen und griechischen Söldnern ebensowohl das Landheer, als die Bemannung der Flotte. In Zeiten der Not bewaffnete man sogar auch die Sklaven der Stadt. Daß solche Heere nur durch harte Strafen zu ihrer Pflicht angehalten werden konnten, versteht sich von selbst. Sogar gegen die Führer, die doch karthagische Bürger waren, verfuhr man mit großer Strenge und Grausamkeit, weil man wohl einsah, daß Truppen dieser Art von einem ehrgeizigen Feldherrn leicht gewonnen und gegen die herrschende städtische Aristokratie selbst gebraucht werden konnten. Übrigens zeigt sich in der Verwendung griechischer Söldner seitens der karthagischen Regierung eine merkwürdige Politik. Man kannte die Überlegenheit der Griechen im Kriegswesen sehr wohl und benutzte daher die Tapferkeit und die Talente griechischer Offiziere und Soldaten ebenso, wie man von diesem Volke manche Staatseinrichtung entlehnte: aber man war vorsichtig genug, griechische Söldner und Generale nur im äußersten Notfalle in Dienste zu nehmen und sie dann sobald als möglich wieder

zu entlassen. Den besten Teil des karthagischen Heeres bildeten wohl die Numidier, weil sie als leichtbewaffnete Reiter alle andern Truppen dieser Art übertrafen und namentlich der römischen Reiterei weit überlegen waren. Auch die Söldner von den Balearen zeigten sich, obgleich sie meistens nur in geringer Zahl mitzogen, als vortreffliche Truppen; sie waren die besten Schleuderer der Alten Welt und trugen mit ihrer nationalen Waffe, die das Ziel selten verfehlte, als plänkelnde Leichtbewaffnete und als Vortrab in manchen Treffen nicht wenig zur Entscheidung des Kampfes bei. Einen Hauptteil des Heeres bildeten stets auch die Kriegselefanten, zu deren Abrichtung man in der Nähe der Hauptstadt eine besondere Anstalt hatte. Was die Seemacht der Karthager betrifft, so übertrafen sie durch die leichtere Bauart ihrer Schiffe und durch größere Gewandtheit in den Bewegungen sogar die Kriegsmarine der griechischen Seestaaten auf Sizilien. Karthago gehörte zu denjenigen Staaten des Altertums, welcher zuerst die Mathematik und Mechanik auf das Kriegswesen und die Schiffsbaukunst anwandten, und war im westlichen Teile des Mittelmeeres dasselbe, was Rhodus im Osten war.

Religion und Sitten der Karthager waren und blieben orientalisch. Der Baal und Moloch ihrer Stammväter wurden von ihnen zu allen Zeiten auf eine ebenso schreckliche Weise verehrt, als einst von den rohen Kananitern, und die Regierung bediente sich jenes barbarischen Götzendienstes, um durch Aberglauben das Volk zu beherrschen. In den Zeiten der Not oder auch zum Dank für errungene Siege wurden dem Hauptgotte der Karthager von Staats wegen die schönsten Kinder der Stadt geopfert, sowie zuweilen auch auserlesene Kriegsgefangene. Ein strenges Gesetz verbot den Eltern der geopferten Kinder jedes Zeichen von Schmerz. Gegen das Jahr 300 v. Chr., als Agathokles von Syrakus die Stadt Karthago bedrohte, ließ der Senat auf diese Weise nicht weniger als 200 Kinder der vornehmsten Bürger umbringen. Wen könnte es bei einer mit so grausamen Opfern verbundenen Religion befremden, daß auch die Regierung der Karthager grausam und ihre Strafen barbarisch waren, und daß der moralische Zustand dieses Volkes, trotz aller Sittenpolizei, stets ein niedriger blieb! Besonders waren die Karthager wegen ihrer Unredlichkeit verrufen, und zwar bis zu dem Grade, daß der Ausdruck punische Treue bei den alten Römern sprichwörtlich für absolute Unverläßlichkeit gebraucht ward. Ebenso herrschten unter ihnen die gröbsten Unsittlichkeiten anderer Art und die unnatürlichsten Laster.

Eine große Bedeutung für die Entwickelung eigentlicher Wissenschaft konnte Karthago unmöglich erlangen; denn die ganze Richtung dieses Volkes war eine einseitig praktische und das bloße Handelsinteresse

bildete die Seele ihres Staates und den Angelpunkt ihres Wesens und Treibens. Obgleich daher durch die Bekanntschaft mit den Griechen einige tiefere philosophische Bildung auch nach Karthago drang, so ward diese doch nur das Eigentum einiger wenigen Einzelnen. Die Litteratur der Karthager blieb fast allein auf landwirtschaftliche, geographische und historische Werke beschränkt. Da diese insgesamt untergegangen sind, so können wir ihren Wert nicht beurteilen; nur in betreff der ersteren ist uns bekannt, daß sie von denjenigen Römern, welche über Landwirtschaft geschrieben haben, allen ähnlichen Werken der Griechen vorgezogen wurden. In der Kunst leisteten die Karthager noch weit weniger, als in der Wissenschaft, ja, sie mußten sich sogar zu allen Zeiten für ihre künstlerischen Bedürfnisse griechischer Meister bedienen.

3. Geschichte Siziliens und Karthagos von der Schlacht bei Himera bis auf Dionysios den Älteren.

Von den griechischen Städten auf Sizilien verdient nur Syrakus eine besondere Stelle in der Weltgeschichte; denn diese Stadt teilte mit Karthago, Kyrene und Massilia den Verkehr des Westens und um sie dreht sich fast die ganze Geschichte der Griechen jener Insel. Unmittelbar nach der Zeit Hierons I. und seines Bruders Thrasybul, bis zu welcher wir früher die wichtigsten Ereignisse der syrakusanischen Geschichte angegeben haben, bildeten innere Unruhen in den einzelnen Städten und beständige Fehden zwischen diesen den wichtigsten Teil der Begebenheiten auf Sizilien. Im peloponnesischen Kriege mischten sich die Athener zweimal (427 und 415 v. Chr.) in diese Streitigkeiten, und es ist bereits früher angegeben worden, welchen Einfluß die beiden Züge der Athener nach Sizilien auf den Ausgang des peloponnesischen Krieges hatten. Nach dem traurigen Ende des zweiten Krieges der Athener auf Sizilien wandte sich dasselbe Segesta, welches vorher das athenische Volk gegen Selinus zu Hilfe gerufen hatte, nach Karthago. Die schlauen Karthager glaubten aus dem Umstand, daß die Griechen des Mutterlandes wegen des hartnäckigen Krieges, in welchen sie sich verstrickt hatten, ihren sizilischen Brüdern keine Unterstützung gewähren konnten, Nutzen ziehen zu können. Sie erboten sich daher, das Schiedsrichteramt zwischen Selinus und Segesta zu übernehmen. Als die Selinuntier im Vertrauen auf ihren Bund mit Syrakus dies ablehnten, schickten die Karthager zuerst eine Besatzung von 5800 Mann nach Segesta; im nächsten Jahre aber (409 v. Chr.) sandten sie ihren Suffeten Hannibal, Giskos Sohn, mit einem Heere von wenigstens

100 000 Mann nach Sizilien. Dieses Heer, welchem dort noch unzähliges Gesindel zuströmte, hauste furchtbar. Selinus ward erobert und für seinen heldenmütigen Widerstand mit unerhörter Grausamkeit bestraft: 16 000 Einwohner wurden ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht zusammengehauen, 5000 gefangen genommen, die Stadt selbst niedergebrannt. Die von Syrakus gesandte Hilfe kam zu spät. Ebenso erging es der Stadt Himera, bei welcher Karthago 71 Jahre früher unter Hannibals Großvater Hamilkar die bekannte furchtbare Niederlage erlitten hatte; ja, Hannibal ließ sogar nach der Einnahme und Zerstörung dieser Stadt aus den Gefangenen 3000 Männer aussuchen und auf wahrhaft kannibalische Weise als Opfer für seinen Ahn erwürgen. Auch Himera war von den Syrakusanern seinem Schicksal überlassen worden; denn ihr Feldherr Diokles war, als die Stadt dem Falle nahe zu sein schien, mit seiner Schar nach Hause zurückgekehrt. Die Zerstörung zweier blühenden Städte war alles, was Hannibal auf diesem Zuge vollbrachte; an eine eigentliche Eroberung dachte er nicht, sondern er schiffte sich, ohne weiter etwas unternommen zu haben, wieder nach Afrika ein.

Noch vor dem Verwüstungskriege der Karthager unter Hannibal waren im syrakusanischen Staate bedeutende Veränderungen erfolgt. Während der Belagerung der Stadt durch die Athener hatte das demokratische Prinzip dort so sehr das Übergewicht erlangt, daß Diokles, welcher an der Spitze der Volkspartei stand, über seine von Hermokrates geleiteten Gegner den Sieg davon trug und eine Reform der Staatsverfassung durchsetzte (412 v. Chr.). Diokles war kein eigentlicher Demagog, und die Veränderungen, die er bewirkte, bestanden eigentlich nur in einer Wiederherstellung und Verbesserung der alten Gesetze und Einrichtungen. Neu war bloß die Vorschrift, daß die obrigkeitlichen Ämter immer durch das Los besetzt werden sollten; dies verordnete er um des gemeinen Volkes willen. Sein Hauptzweck scheint die Unparteilichkeit der Rechtspflege und die Verhinderung der sittlichen Entartung gewesen zu sein. Seine Gesetze waren äußerst streng und die von ihm verordnete Aufsicht über die Sitten schärfer, als sie sich in einem Handelsstaate durchführen läßt. Die Einrichtungen des Diokles wurden auch von einigen anderen sizilischen Städten angenommen; in Syrakus selbst aber blieben sie, einige unwesentliche Abänderungen abgerechnet, bis auf die Zeit der römischen Herrschaft bestehen, und Diokles ward von seinen Mitbürgern so sehr bewundert, daß sie ihm nach seinem Tode sogar einen Tempel errichteten, in welchem er als Heros verehrt ward. Dessenungeachtet war er nicht im stande gewesen, Ruhe und Frieden zu sichern. Sein Gegner Hermokrates, welcher zuerst als Admiral einer syrakusanischen Hilfsflotte nach Griechenland

geschickt, dann aber abgesetzt und verbannt worden war, eilte nach Sizilien zurück, brachte durch seinen großen militärischen Ruf bald ein Heer zusammen, erbaute sich auf den Trümmern von Selinus einen festen Waffenplatz und suchte nach Diokles' Tode mit Gewalt die Rückkehr in seine Vaterstadt zu erzwingen. Er bezahlte seinen Versuch mit dem Leben, und die Syrakusaner wurden auf diese Weise fast zu gleicher Zeit eines ausgezeichneten Feldherrn und eines kräftigen, besonnenen Staatsmannes beraubt, und zwar unter Umständen, die ihnen sowohl den einen als den anderen hätten unentbehrlich machen müssen.

Die Karthager schickten nämlich (407 v. Chr.) unter der Führung Hannibals und seines Vetters Himilko, eines Sohnes Hannos, ein neues Heer nach Sizilien. Der Angriff desselben ward zunächst auf die reiche und prächtige Stadt Agrigent gerichtet, welche damals in ihrer höchsten Blüte stand. Agrigent nahm gegen den herannahenden Feind schnell den Spartaner Dexippos, der sich gerade in Gela, der Mutterstadt von Agrigent, aufhielt, mit 2300 Söldnern in seine Dienste, und gleich nach Beginn der Belagerung schickten auch die Städte Syrakus, Gela und Kamarina ein Hilfsheer. Alles dies half den Agrigentinern nichts, weil die Existenz der ungeheuren Volksmenge in ihrer Stadt von der Regelmäßigkeit der Zufuhren abhing, und weil in ihrer eigenen Mitte sich Verräter befanden, welche begierig auf den Augenblick warteten, wo sie den drohenden Mangel an Lebensmitteln für ihre verräterischen Absichten benutzen könnten. Als daher eine syrakusanische Transportflotte vom Feinde genommen wurde, erklärten die bestochenen Söldner, man könne sich den Winter hindurch nicht halten und zogen aus der Stadt ab; der größte Teil der Einwohner wanderte verzweifelnd zugleich mit ihnen aus. Die Stadt ward eine Beute der rohen karthagischen Truppen. Diese töteten alle zurückgebliebenen Einwohner, selbst diejenigen, die sich in die Tempel geflüchtet hatten, plünderten die Stadt und verwüsteten die Umgegend. Von den vielen Statuen und Gemälden, mit welchen die Stadt geschmückt war, wurden die kostbarsten nach Karthago geschafft.

Das Schicksal Agrigents verbreitete einen solchen Schrecken über die ganze Insel, daß viele der sizilischen Griechen aus Furcht vor den Karthagern teils nach Italien, teils nach Syrakus entflohen. Diese allgemeine Stimmung ward von zwei talentvollen Syrakusanern benutzt, um die Regierung ihrer Vaterstadt zu stürzen und sich zu Gebietern derselben aufzuwerfen. Beide waren als Feldherren und Staatsmänner gleich ausgezeichnet und erreichten daher unter den damaligen Umständen leicht ihren Zweck. Diese Männer waren der nachherige Tyrann Dionysios I. und sein Freund, der Geschichtschreiber Phi-

listos. Sie traten als Volksfreunde auf, beschuldigten die den Agrigentinern zu Hilfe geschickten Führer des Heeres der Verräterei und wußten bei dem leicht aufzuregenden großen Haufen Argwohn gegen die syrakusanischen Aristokraten zu erregen, denen sie ebenso, wie den Feldherren, Treulosigkeit und geheime verräterische Unterhandlungen mit Karthago vorwarfen. Ihr Plan gelang vollkommen: das Volk ließ sich bewegen, die seitherigen Feldherren abzusetzen und an ihre Stelle neue zu ernennen, die nicht, wie der schlaue Dionysios es ausdrückte, mächtig und reich waren und deswegen die Menge verachteten. Unter den neuen Feldherren befand sich auch Dionysios, der seiner Herkunft nach der Hefe des Volkes angehörte, sich aber im Kriege mit den Karthagern bereits als tapferer Mann hervorgethan hatte und in seinem treuen Freunde Philistos den besten Ratgeber besaß. Da er beim Volke schon vorher in großer Gunst gestanden hatte, so brauchte er, um zur bleibenden Alleinherrschaft zu gelangen, nur seinen Anhang unter den Bürgern zu verstärken und sich eine von ihm abhängige Schar von Söldnern zu verschaffen. Das erstere erreichte er dadurch, daß er das Volk zur Zurückberufung seiner verbannten Mitbürger bewog. Auf diese Weise brachte er alle jene unruhigen Köpfe nach Syrakus, welche unter Hermokrates ihre Vaterstadt gewaltsam hatten einnehmen wollen, von Haß und Rache gegen die herrschende Klasse glühten und sich daher nach ihrer Rückkehr ganz und gar an den Dionysios anschlossen. Zu dem zweiten verhalfen ihm die Syrakusaner selbst dadurch, daß sie ihn zum Befehlshaber der Soldtruppen ernannten, welche unter Dexippos von Agrigent nach Gela gezogen und in syrakusanische Dienste getreten waren. Dionysios begab sich sogleich zu diesen, trat auch in Gela als Volksfreund auf, ließ die Reichen als Aristokraten verurteilen, bezahlte mit dem eingezogenen Vermögen derselben seinen neuen Truppen den rückständigen Sold und versprach denselben zugleich eine Verdoppelung ihrer Löhnung, wenn sie künftig nicht mehr der Stadt, sondern ihm allein dienen wollten. Nachdem er sich so den Weg zur Alleinherrschaft gebahnt hatte, kehrte er nach Syrakus zurück, verdächtigte seine Kollegen durch Lügen aller Art, und wußte das Volk durch seine Reden immer mehr zu erhitzen und irre zu leiten. Hierauf ließ er durch einen Mann aus dem großen Haufen den Antrag stellen, daß man ihn zum Feldherrn mit unumschränkter Gewalt ernennen und den Söldnern doppelten Sold zahlen solle. Das Volk nahm diesen Vorschlag übereilt an, und es fehlte jetzt dem Dionysios, um völlig Herr der Stadt zu sein, nur eine Leibwache. Auch diese wußte er, durch die Vorspiegelung von gewaltthätigen Plänen seiner Feinde, von dem bethörten Volke zu erlangen (406 v. Chr.).

4. Dionysios der Ältere.

Seit diesem Augenblicke war Dionysios, welcher damals erst in seinem 25. Lebensjahre stand, militärischer Regent von Syrakus. Er suchte nachher die errungene Gewalt dadurch zu befestigen, daß er einerseits sich durch Heirat mit der mächtigen Familie des Hermokrates verband, andererseits aber sich fortwährend das Ansehen eines Volksfreundes gab. Auch behauptete er sich 38 Jahre lang im Besitze der Herrschaft und ward für Sizilien eine unter den damaligen Verhältnissen wichtige und gewissermaßen notwendige Persönlichkeit. Ein berühmter englischer Schriftsteller, der die Geschichte der alten Griechen mit streng aristokratischem Geiste behandelt hat und in Republiken vorzugsweise die Tyrannen zu bewundern pflegte (Mitford 1784), hat auch diesen Mann als einen der vortrefflichsten Regenten des Altertums gepriesen und das Lob desselben bis zum Lächerlichen übertrieben. Es läßt sich zwar nicht bestreiten, daß es ungerecht sein würde, wenn man die Gewaltherrschaft des Dionysios bloß nach den strengen Regeln der Moral beurteilen wollte: allein dessenungeachtet sträubt sich unser Gefühl gegen das Urteil jenes Engländers, weil wir nie einen Mann preisen und bewundern können, dem jedes Mittel für seine Zwecke recht ist. Übrigens beweisen die Thatsachen allerdings, daß Dionysios die Regierung mit Klugheit, Verstand und Festigkeit führte, sich im Kriege als einen tüchtigen Feldherrn zeigte und dabei zugleich an allen Geistesthätigkeiten der Griechen einen sehr lebhaften Anteil nahm.

Nachdem Dionysios in Syrakus sein Ziel erreicht hatte, war seine erste Sorge, von einem mächtigen fremden Staat als Regent der Hauptmacht Siziliens anerkannt zu werden und die Politik Karthagos zu einer Stütze seiner Herrschaft zu machen. Dafür opferte er die Stadt Gela auf. Er rückte nämlich zur Unterstützung derselben mit einem starken Heere aus, blieb aber zwanzig Tage lang unthätig in ihrer Nähe stehen, ließ sich dann von den Karthagern schlagen und gab die Stadt ihren Feinden preis. Sein Verfahren rief in Syrakus einen Aufstand hervor, in welchem seine Gemahlin vom rohen Haufen so abscheulich mißhandelt wurde, daß sie sich das Leben nahm. Dionysios eilte mit seinen Söldnern sogleich nach Hause, dämpfte die Empörung und schloß dann mit den Karthagern einen Frieden, in welchem diese ihm den Besitz von Syrakus verbürgten und dagegen den dritten Teil von Sizilien erhielten (405 v. Chr.). Er befestigte hierauf Stadt und Hafen von Syrakus und bevölkerte die durch die früheren Unruhen verödete Stadt und Umgegend aufs neue durch Aufnahme vieler ihm ergebenen Fremden. Mit kräftiger Hand unterdrückte er jeden Versuch der Auflehnung gegen seine Herrschaft, unterwarf sich auch die benach-

barten Städte, verschaffte sich binnen kurzer Zeit die nötigen Mittel zur Führung eines Krieges mit Karthago, verbesserte die Einrichtung der syrakusanischen Kriegsschiffe und der Belagerungswerkzeuge und schuf sich eine Flotte von 310 Fahrzeugen. Bei allen diesen Unternehmungen und Maßregeln behielt er den Schein der Popularität bei, gewann immer die eine Partei durch Unterdrückung der anderen und beging nicht mehr Grausamkeiten, als ihm zur Erreichung seines Zweckes durchaus nötig schien. Ja, bei der Aufführung eines der Hauptwerke seiner Befestigungslinien wußte er sogar die Bevölkerung von Syrakus zu einer Begeisterung und Thätigkeit zu entflammen, welche an die Erbauung der Mauern von Athen zu Themistokles' Zeit erinnert: 60 000 Menschen arbeiteten mit unermüdlicher Anstrengung, Dionysios ermunterte sie durch Geschenke und Zureden, er legte selbst mit Hand an, und so ward, wie erzählt wird, in nicht mehr als zwanzig Tagen eine ganze aus Quadern erbaute hohe Mauer von $1\frac{1}{2}$ Stunden Länge aufgeführt.

Eine pestartige Krankheit hatte damals den größten Teil der karthagischen Truppen in Sizilien hinweggerafft: der Augenblick schien daher dem Tyrannen zu einem neuen Kriege mit Karthago sehr günstig zu sein. Der karthagische Senat bot alles auf, um der herannahenden Gefahr durch die großartigsten Rüstungen zu begegnen, und auch Dionysios verstärkte seine Truppen so viel als nur immer möglich war, so daß in diesem Kriege die Zahl der beiderseitigen Heere sich manchmal ohne die Mannschaften der Flotten auf 200 000—300 000 Mann belief. Unter den Söldnern, aus welchen damals beide Teile ihre Heere ergänzten, sind besonders die räuberischen Samniter zu bemerken, die sich kurz vorher in Kampanien angesiedelt hatten; diese Völker samnitischen Stammes erhielten seitdem durch die Rolle, welche sie als Söldner in Unteritalien und Sizilien spielten, eine große Wichtigkeit für die Geschichte beider Länder. Sie dienten bald den Karthagern, bald den Griechen, meist sogar beiden zu gleicher Zeit, halfen hier einen Tyrannen erheben, dort einen anderen vertreiben, waren überhaupt für Geld zu jedem Unternehmen bereit und zeichneten sich durch Treulosigkeit und Raubgier vor allen anderen Söldnern aus. Was den Krieg zwischen Dionysios und den Karthagern betrifft, so führten ihn die letzteren während der zwei ersten Jahre (397 und 396 v. Chr.) mit so großem Glück, daß sie sich fast ganz Sizilien unterwarfen und zuletzt auch Syrakus eng einschlossen. Dionysios hatte keine Aussicht zur Rettung mehr; er behauptete nur mit genauer Not seine Herrschaft, und die Stadt selbst schien sich nicht mehr lange halten zu können, als plötzlich durch eine besondere Gunst des Schicksals die Dinge eine andere Wendung erhielten. Im karthagischen Heere brach nämlich eine

furchtbare Pest aus, welche viele Tausende hinraffte. Dieses Unglück der Feinde wußte Dionysios aufs beste zu benutzen: er ließ ihre Flotte anzünden, schloß ihr Lager rundum ein und brachte sie in so große Not, daß der karthagische Feldherr sich seinerseits zu einer geheimen Unterhandlung bequemen mußte. Dionysios gestattete ihm mit allen beim Heere befindlichen Bürgern von Karthago die Flucht, dafür bezahlte Himilko eine beträchtliche Summe und überließ das ganze übrige Heer seinem Schicksal. Dieses Heer ergab sich alsbald den Syrakusanern. Die Nachricht von Himilkos Verfahren trieb die den Karthagern unterworfenen libyschen Völker, deren Truppen so schändlich verraten worden waren, zu einer gemeinschaftlichen Empörung. Sie warfen das karthagische Joch ab und belagerten die Stadt Karthago selbst, wurden aber bald wieder unterworfen, da es ihnen an Einigkeit und an tüchtigen Führern fehlte. In den nächsten vier Jahren erschienen beide Teile nicht gegeneinander im Felde, weil sie auf andere Weise beschäftigt waren, Dionysios mit der Unterwerfung griechischer Städte in Sizilien und Unteritalien, die Karthager mit der Bekämpfung ihrer afrikanischen Unterthanen. Als endlich (392 v. Chr.) die Punier ein neues Heer nach Sizilien schickten, zog Dionysios die sicheren Vorteile eines schnellen Friedens dem ungewissen Ausgang eines langen Krieges vor. Er überließ den Karthagern den Besitz aller der Gegenden, die er im Frieden des Jahres 405 ihnen zugestanden hatte, und erhielt dafür ein Stück Land, dessen Bewohner nach diesem Friedensvertrage hatten unabhängig bleiben sollen.

Um aber sein zahlreiches Heer ernähren zu können, mußte Dionysios Krieg haben; er wandte sich also gleich nach dem Abschluß des Friedens gegen die griechischen Staaten in Unteritalien, zu deren Unterwerfung er schon früher Vorbereitungen getroffen hatte. Auch hier folgte er dem Grundsatze seiner Politik, die Gewalt der Waffen nur dann zu gebrauchen, wenn ihm keine anderen Mittel zu Gebote standen. Er hatte, um seinen Einfluß in jenen Städten zu vermehren, nach dem Tode seiner Gemahlin zuerst die Bewohner von Rhegium und dann die von Lokri ersucht, ihm eine ihrer Bürgerinnen als Tochter ihres Staates zu vermählen. Von den ersteren war sein Gesuch auf eine sehr beleidigende Weise zurückgewiesen worden, die letzteren aber hatten ihm nach seinem Wunsche die Tochter eines ihrer vornehmen Häuser gegeben. Um auch in Syrakus sich auf diese Weise mehr zu befestigen, hatte Dionysios zu gleicher Zeit eine Syrakusanerin, die Schwester des berühmten Dion, geheiratet. Diese gehörte einer der angesehensten und reichsten Familien der Stadt an, und ihr Bruder leistete durch sein großes Ansehen bei allen Griechen und durch seine mannigfachen Verbindungen dem Tyrannen die besten Dienste. Un-

mittelbar nach dem zweiten karthagischen Kriege nun griff Dionysios die griechischen Staaten von Unteritalien an. Diese hatten gegen ihn einen Bund geschlossen, wurden aber zu gleicher Zeit von den räuberischen Lukanern bekriegt: Dionysios erreichte deshalb seinen Zweck vollkommen und zeigte auch bei dieser Gelegenheit diejenige Seite seines Charakters, die sich stets zu erkennen gab, wenn er nicht durch die Umstände zu einem anderen Betragen gedrängt ward. Seinen Freunden war er dankbar; das bewies er, als er den Lokrern das Gebiet einer eroberten Stadt schenkte: auch war er mild gegen seine Feinde; das zeigte er, als er 10 000 Gefangene vom Bundesheer seiner Gegner ohne Lösegeld entließ und den meisten eroberten Städten einen sehr billigen Frieden gewährte. Einen schlimmen Gegensatz zu diesem Verfahren bildet jedoch die Treulosigkeit und Härte, mit welcher er die Stadt Rhegium behandelte. Er schloß mit der Bürgerschaft zuerst einen Frieden, nach welchem sie ihm alle ihre Kriegsschiffe ausliefern mußte; kaum aber hatte er sie auf diese Weise ihrer Flotte beraubt, so griff er sie von neuem an und rächte nicht allein die ihm früher zugefügte Beleidigung dadurch, daß er nach der Einnahme der Stadt alle Bewohner derselben zur Sklaverei verdammte, sondern er machte auch aus seiner Rache eine Finanzspekulation. Er bot jedem dieser 6000 Sklaven für etwa 72 ℳ die Freiheit an und zwang auf diese Weise die Bürger, ihm auch noch ihre vergrabenen Schätze auszuliefern.

Vielleicht dürfte man den auffallenden Gegensatz, den dieses Verfahren mit der kurz zuvor erwähnten, fast gleichzeitigen Freilassung von 10 000 gefangenen Griechen bildet, durch die Annahme erklären, daß die letztere Großmut hauptsächlich aus Dionysios' Eitelkeit hervorging. Er strebte nach Ruhm unter seinen Landsleuten im eigentlichen Hellas, suchte bei den olympischen Spielen seine Vorgänger Gelon und Hieron durch Pracht und Glanz zu verdunkeln und hatte gerade zu jener Zeit einen seiner Brüder nach Olympia geschickt, um ihm zugleich den Preis der Dichtkunst und den im Wettkampf der Wagen zu verschaffen. Dieser sein Bruder erschien mit den trefflichsten Gespannen und im größten Glanze zu Olympia, und Dionysios hatte ihm die besten Schauspieler mitgegeben, damit seine Gedichte gut vorgetragen würden; allein alles war vergeblich, die elenden Gedichte wurden ausgepfiffen, und das vom Redner Lysias gegen den Tyrannen aufgereizte Volk ging sogar so weit, daß es die prachtvollen Zelte zerriß, in welchen sich die syrakusanische Gesandtschaft befand. Dionysios ließ sich dadurch nicht irre machen: er soll später um schweres Geld die Schreibtafel des Äschylos erkauft haben, ohne daß jedoch seine dramatischen Gedichte darum besser geworden wären. Erst kurz vor seinem Tode

hatte er die Freude, daß bei einem poetischen Wettstreit zu Athen eine seiner Tragödien den Preis erhielt: eine Freude, die er offenbar nur dem Einfluß seiner reichen Geschenke und zugleich den Verbindungen verdankte, welche er und noch mehr sein Schwager Dion mit Plato und anderen litterarischen Größen Athens unterhielten.

Dagegen ward er in seinen politischen Unternehmungen fast beständig vom Glücke begünstigt. Er breitete seine Herrschaft und seinen Einfluß nicht bloß über einen Teil von Unteritalien aus, sondern auch bis zum entgegengesetzten Ufer des Adriatischen Meeres, wo er einige Inseln der illyrischen Küste besetzen und die illyrischen Seeräuber überwachen ließ. Die Karthager scheuten sich, den Frieden mit ihm zu brechen, und er herrschte daher in den Meeren von Italien, die er damals auch von den etruskischen Seeräubern zu reinigen wußte. Bei der Verfolgung der letzteren war er einst so glücklich, sich eines uralten etruskischen Tempels zu bemächtigen, dessen Beraubung ihm nicht weniger als 500 Talente (2 169 000 ℳ) einbrachte und ihm die Mittel zu einem neuen Unternehmen gegen die Karthager verschaffte.

Mit den 500 Talenten, die er in Etrurien geraubt hatte, verstärkte er sein Heer und suchte den Karthagern einen Teil ihrer sizilischen Besitzungen zu entreißen. In dem darüber entbrennenden Kriege, welcher nur ein Jahr dauerte (383 v. Chr.), erlitten zuerst die Karthager eine schwere Niederlage, bei welcher 10 000 Soldaten mit ihrem Führer Mago fielen. Bald nachher stellte Magos junger Sohn durch einen glänzenden Sieg das erschütterte Ansehen Karthagos wieder her, und Dionysios mußte sich zu einem Frieden bequemen, in welchem er die frühere Grenze, den Fluß Halykus, anerkannte und den Karthagern einen Teil ihrer Kriegskosten ersetzte. Ein vierter Krieg, welcher einige Jahre später ausbrach (368 v. Chr.) hatte dasselbe Resultat.

In den letzten Jahren seiner Regierung blühte Syrakus ebenso sehr, wie einst unter der glänzenden Herrschaft Gelons. Wer daher nur den äußeren Wohlstand Siziliens ins Auge faßt und wegen des glänzenden Erfolges die angewandten Mittel unbeachtet läßt, der wird die Einsicht und Energie dieses Usurpators nicht genug loben und bewundern können. Allein die gewaltsamen und ungerechten Handlungen desselben, die uns überliefert sind, rechtfertigen doch ganz und gar das Urteil der meisten Schriftsteller des Altertums, welche seiner Erwähnung thun. Diese sagen, er sei zwar ein kräftiger, kluger und rastlos thätiger Herrscher gewesen, zugleich aber auch ein rücksichtslos eigennütziger und, wo es seine Politik zu fördern schien, höchst grausamer Mann. Die Schriften der Griechen und Römer enthalten manche wahren oder unwahren Erzählungen, in welchen jene beiden Seiten seines Wesens, die zu so verschiedenen Beurteilungen Anlaß gegeben haben, einzeln

oder einander entgegengesetzt dargestellt werden. Unter diesen ist die von Damon und Phintias oder, wie ein anderer Schriftsteller beide Männer nennt, Möros und Selinuntios, durch eine Ballade von Schiller („Die Bürgschaft") unter uns die bekannteste geworden. Auch werden viele Anekdoten erzählt, welche von der steten Furcht des Tyrannen erzählen, oder den Gegensatz seines inneren Zustandes mit dem äußeren Glanze seines Lebens schildern. Nach diesen Geschichtchen, bei denen übrigens jedenfalls die ihnen zu Grunde liegende Vorstellung von des Tyrannen Mißtrauen und beständiger Furcht vor seinen Feinden der Wahrheit gemäß ist, soll sich Dionysios nicht allein durch eine stark befestigte Burg geschützt, sondern auch jede Nacht sein Schlafzimmer gewechselt, niemand ohne vorhergegangene Durchsuchung seiner Kleider vor sich gelassen und zum Abnehmen seines Bartes die Dienste seiner Töchter gebraucht haben. Am häufigsten wird die Erzählung erwähnt, daß Dionysios, als einst einer seiner Hofleute, Damokles, ihn für den glücklichsten aller Sterblichen erklärte, diesen Schmeichler an einem prachtvollen Tische voll kostbarer Speisen Platz nehmen und königlich bedienen, zugleich aber auch über dem Haupte desselben ein spitzes Schwert an einem Pferdehaar aufhängen ließ, um demselben fühlbar zu machen, welcher Art das Glück sei, das ein Tyrann genieße. Mißtrauisch war Dionysios gegen alle Menschen, selbst gegen seine eigenen Kinder. Sein Schwager Dion, der sich ihm durch seine mannigfachen und weitverzweigten Verbindungen als Diplomat und Staatsmann unentbehrlich gemacht hatte, war fast der einzige, der sich stets in seiner Gunst erhielt. Dionysios fürchtete nichts mehr, als Freundschaft und enges Sichzusammenschließen unter den Personen seiner Umgebung und liebte deshalb vor allen anderen seinen Schwager Dion, der ein streng aristokratisches Wesen hatte und infolge davon jedermann in einer gewissen Entfernung von sich hielt. Philistos dagegen, ein geselliger, der Lust des Lebens ergebener Mann, ward von Dionysios aus Syrakus verbannt, obgleich er ihm zur Herrschaft verholfen hatte, seinen Grundsätzen nach dem streng monarchischen Prinzipe huldigte und aus ebenso inniger, ja noch uneigennützigerer Überzeugung an Dionysios und seinem militärischen Regierungssystem hing, als etwa ein Gourgaud oder Montholon an Napoleon und seinem System. Dies geht nicht allein aus dem ganzen Leben des Philistos hervor, sondern namentlich auch daraus, daß derselbe in der Verbannung seine Zeit damit zubrachte, ein Geschichtswerk zu verfassen, welches den Ruhm desselben Dionysios verewigen sollte, der gegen ihn so undankbar gewesen war. Über Dionysios' Verhältnis zu Plato und zu den andern Mitgliedern des pythagoreischen Bundes ist bereits früher ausführlich geredet worden.

Dionysios ward ein Opfer seiner Dichtereitelkeit. Wegen des poetischen Sieges, den er in Athen errungen hatte, veranstaltete er, wie berichtet wird, ein neunzigtägiges Freudenfest, bei welchem er dem Übermaße des Weingenusses erlag (368 v. Chr.). Seine Herrschaft ging ohne Widerspruch auf seinen Sohn Dionysios II. über.

5. Der jüngere Dionysios und Timoleon.

Dionysios II. war, obgleich es ihm an natürlichen Anlagen nicht fehlte, von seinem Vater allen Regierungsgeschäften fern gehalten worden. Dieser behandelte ihn ebenso wie alle seine übrigen Angehörigen. Sein Vater hatte ihm aus Mißtrauen sogar keine eigentliche Erziehung gegeben, sondern ihn vielmehr, getrennt vom Verkehr mit allen Verständigen und Gebildeten, im Innern des Palastes unter Weibern und Sklaven aufwachsen lassen. Hier hatte sich der junge Mensch aus Mangel an anderer Unterhaltung mit Kindereien und Schreinerarbeit beschäftigt und sich das Trinken angewöhnt. So ward er nach seines Vaters Tode mit einem Ruck sozusagen aus der Kinderstube auf den Thron gehoben. Sein Oheim Dion, ein philosophisch gebildeter und von philosophischen Grundsätzen geleiteter Mann, der gleich anfangs sich zu seinem Leiter aufwarf, suchte des Vaters Fehler wieder gut zu machen, geriet aber dabei auf einen anderen schlimmen Abweg. Er wollte einen an Kindereien und gemeine Genüsse gewöhnten jungen Mann, der bisher ein bloß äußeres Leben geführt hatte, auf einmal zum Philosophen machen und in die Schwärmereien jener Pythagoreer hineinziehen, welche damals die Welt nach idealen Grundsätzen verbessern zu können hofften und mit dem Versuche, ihre politischen Pläne zu verwirklichen, bei Dionysios I. gescheitert waren. Dion umgab demnach den jungen Mann mit Männern des pythagoreischen Bundes und zog den Philosophen Plato an den Hof, verfehlte aber seinen Zweck ganz und gar, wie früher in der Geschichte Platos ausführlich berichtet worden ist. Dionysios geriet mit Dion und dessen Bundesbrüdern bald in Zwietracht, da er die Vormundschaft, in welcher jener ihn zu halten suchte, unmöglich lange ertragen konnte und die schwärmerischen Pläne der Pythagoreer seiner Natur durchaus widerstrebten. Er verbannte sogar den herrschsüchtigen Philosophen mit seinen Genossen aus Syrakus, sobald Philistos und die anderen Männer von seines Vaters Hofe ihm durch ein Billet, welches Dion an einen karthagischen Gesandten geschrieben hatte, den Beweis lieferten, daß sein Oheim bei ihm dieselbe Rolle spielen wolle, welche dreißig Jahre früher Lysander bei Agesilaos zu spielen gedacht hatte. An Dions Stelle trat Philistos, ein durchaus praktischer Mann, welcher der kyrenäischen

Lebensansicht huldigte und als Staatsmann von dem Grundsatze ausging, daß eine militärisch strenge und feste Monarchie, welche die Aristokraten und Reichen im Zaume halte und sich auf das Volk und die Truppen stütze, die beste Regierungsform sei. Statt der Pythagoreer bildeten jetzt kyrenäische Philosophen die Umgebung des jungen Fürsten, denn dieser ward zwar in seinem ganzen Leben kein Philosoph und kümmerte sich weder damals noch später viel um philosophische Grundsätze, war aber doch philosophischer Unterhaltung nicht gerade abgeneigt und strebte, wie alle griechischen Tyrannen, nach dem Ruhm, in der Hellenenwelt als Gönner der Litteratur und Kunst zu gelten. Darum blieb er mit Plato, welcher bald nach Dions Verbannung Syrakus verlassen hatte, in brieflichem Verkehr und ließ ihn sogar später wieder einmal an seinen Hof kommen.

Dion, welchem Dionysios den Ertrag seiner großen Güter gelassen hatte, lebte nach seiner Verbannung mit königlicher Pracht in Griechenland. Er reiste dort umher und wußte die öffentliche Meinung aller Staaten für sich zu gewinnen. Dem konnte freilich Dionysios nicht ruhig zusehen; er zog also Dions Güter ein und wies jeden Versuch Platos, ihn mit seinem Oheim auszusöhnen, zurück. Dieser rüstete endlich eine kleine Macht aus, um seinen Neffen gewaltsam zu stürzen, kehrte nach Sizilien zurück und konnte einigermaßen das Gelingen seiner Unternehmung hoffen, da Dionysios und Philistos in Syrakus ein strenges tyrannisches Regiment führten, einige tausend Bürger verbannt und dadurch großen Haß erweckt hatten. Von diesen schlossen sich freilich nur 25 an den Oheim des Tyrannen an, weil sie von dessen aristokratischen Prinzipien nichts wissen wollten: allein ein Mann von Dions Talenten und Ruf mußte einen Anhang in Syrakus haben und durfte von dem Ansehen seines Namens etwas erwarten. Auch verfehlte schon der bloße Aufruf zur Freiheit unter den Griechen selten seine Wirkung. Er trat aber außerdem auch mit den Karthagern in Verbindung und erhielt deren Unterstützung. Es kann uns daher nicht wundern, daß sein Versuch einen glücklichen Erfolg hatte. Dionysios zeigte sich unentschlossen und zaghaft, der eigentliche Grund seines Sturzes ist aber keineswegs, wie manche meinen, in seinem eigenen Verhalten und Benehmen, sondern in den angegebenen Umständen zu suchen, zumal da er die Leitung der Angelegenheiten dem Philistos übertrug und dieser ein ausgezeichneter General war. Während Dionysios und Philistos auf der Flotte waren, machte Dion, an den sich viele Städte des syrakusanischen Gebiets angeschlossen hatten, einen unerwarteten Angriff auf die Hauptstadt und bemächtigte sich derselben. Er versah die Bürger, welche Dionysios früher entwaffnet hatte, von neuem mit Waffen und trieb die Soldtruppen des Tyrannen in die

Burg zurück. Nach sieben Tagen erschienen Dionysios und Philistos und vereinigten sich mit der Besatzung der Burg. Zu ebenderselben Zeit kehrte ein anderer Verbannter, Heraklides, mit zehn Schiffen nach Syrakus zurück und stellte sich an die Spitze der zugleich dem Dion und seinem Neffen feindlichen demokratischen Partei, verband sich aber zur Vertreibung des letzteren mit den Aristokraten. Nun kämpften beide Teile miteinander um den Besitz der unglücklichen Stadt, bis endlich Philistos in einem Seetreffen besiegt, gefangen genommen und auf grausame Weise getötet ward. Nach seinem Tode verlor Dionysios den Mut. Er verließ die Burg, deren Verteidigung er seinem Sohne Apollokrates übergab, und floh mit seinen Schätzen nach Italien (356 v. Chr.). Kaum war er vom Schauplatze abgetreten, als Zwietracht zwischen den beiden seither miteinander verbundenen Parteien entstand. Heraklides, der ein geschickter Seemann war und das ganze Schiffsvolk sowie den zahlreichen niederen Haufen für sich hatte, verjagte den Dion aus der Stadt; er war aber nicht im stande, den Pöbel, der jetzt zügellos waltete, gegen die Besatzung der Burg zu schützen. Als daher diese bei einem Ausfall furchtbare Verheerungen in der Stadt anrichtete, rief man den kaum erst vertriebenen Führer der Aristokraten zurück. Dion rettete die Stadt und nötigte die Besatzung der Burg zum Abzug: er ward aber nicht, wie er wünschte, allein an die Spitze des Staates gestellt, sondern mußte die Leitung der Dinge mit dem Heraklides teilen. Er entledigte sich dieses Gegners bald durch Mord und erlitt kurz darauf dasselbe Schicksal (355 v. Chr.).

Die Ermordung beider Männer giebt uns in zwei recht auffallenden Beispielen die Schwäche der menschlichen Natur und zugleich die Verdorbenheit der damaligen Athener zu erkennen. Dion war den an sich so edeln Grundsätzen der pythagoreischen und platonischen Philosophie ergeben, befolgte dieselben in seinem Handeln soweit, als sie sich mit fürstlichem Glanze irgend vereinigen ließen, und hatte in seinem seitherigen Leben unzweifelhafte Beweise von Edelsinn, Großmut und Uneigennützigkeit gegeben. Jetzt galt es, diese Gesinnung dadurch zu bethätigen, daß er der Verkehrtheit seiner Mitbürger nur mit rechtlichen Mitteln entgegenwirkte; er entschloß sich aber, um die seiner Ansicht entsprechende Verfassung einführen zu können, zu einem Meuchelmord und ließ seinen Gegner Heraklides aus dem Wege räumen. Noch grausiger ist die Art seiner eigenen Ermordung, weil sie aus schändlicher Heuchelei und aus dem Mißbrauche philosophischer Bildung und Schwärmerei hervorging. Sie kann zugleich auch als ein Beweis der schweren moralischen Entartung dienen, in welche die Athener trotz aller ihrer philosophischen Bildung geraten waren. Der Athener Kal-

lippos gehörte zu den Mitgliedern des pythagoreischen Bundes und war der vertrauteste Freund Dions. Beide waren unzertrennlich, sie philosophierten und schwärmten zusammen, sie leiteten gemeinschaftlich den zur Befreiung von Syrakus unternommenen Zug, und als Dion in die Stadt einzog, ging Kallippos an seiner Seite. Nach Heraklides' Ermordung besaß Kallippos das ganze Vertrauen Dions, der jetzt die Rolle eines Fürsten spielte, und ward von ihm dazu gebraucht, die Gesinnung der Leute auszukundschaften. Er strebte aber insgeheim selbst nach dem Besitze der Herrschaft und erhielt durch jenes Geschäft die beste Gelegenheit, die Söldner für sich zu gewinnen und eine Verschwörung gegen seinen Freund anzuzetteln. Als sein geheimes Treiben kund ward, trug der Heuchler kein Bedenken, die in Angst geratenen Frauen von Dions Familie durch einen Meineid zu beruhigen, den er unter mystischen Zeremonien bei einer geheimnisvollen Gottheit der Pythagoreer schwor. Er erreichte auf diese Weise seinen Zweck und tötete, alles Heilige mit Füßen tretend, den Dion an demselben Tage, an welchem das Fest jener Gottheit gefeiert wurde.

Kallippos konnte sich nicht länger als 13 Monate im Besitze der Herrschaft behaupten. Nach seiner Vertreibung herrschte Verwirrung und Anarchie in Syrakus, wie damals in fast allen Städten Siziliens. Es warf sich ein Militärdespot nach dem andern zum Herrn auf, bis endlich 346 v. Chr. Dionysios aus Italien zurückkehrte und durch einen plötzlichen Überfall sich der Stadt Syrakus wieder bemächtigte. Er besetzte sie militärisch, führte seine frühere tyrannische Regierungsweise wieder ein und nötigte den aristokratischen Teil der Bürger, bei Hiketas, dem Beherrscher der Stadt Leontini, Zuflucht zu suchen. Dieser verdrängte den Dionysios aus einem Teile der Stadt, so daß fast nur die Burg und die vor dem Hafen liegende Insel Ortygia, welche allmählich zu einem neuen Stadtteile von Syrakus wurde, demselben verblieb. Die Karthager beschlossen, die in Syrakus und in den meisten anderen Städten Siziliens herrschende Zwietracht ihrerseits zu benutzen, und schickten eine große Land- und Seemacht unter Magos Anführung hinüber. Dies bewog die wenigen in Syrakus zurückgebliebenen angesehenen Bürger und einige andere sizilische Städte, sich an die Mutterstadt von Syrakus, Korinth, zu wenden.

Die Korinther gewährten die erbetene Unterstützung gern, weil sie dadurch von einer Verlegenheit befreit wurden, in welche ein blutiger Zwist, der zwischen den Gliedern einer angesehenen Familie ihrer eigenen Stadt ausgebrochen war, sie versetzt hatte. Timoleon nämlich, ein enthusiastischer Freund der Freiheit, hatte seinen eigenen Bruder ermordet, weil derselbe nach der Alleinherrschaft strebte, und lebte seitdem mit seiner Familie in Feindschaft, während er von seiten seiner Mitbürger

wegen seiner That teils gepriesen, teils verdammt wurde. Diesen Mann sandten die Korinther jetzt mit einer kleinen Zahl Freiwilliger, 700 Söldnern und 10 Schiffen nach Syrakus, um ihn mit Ehren zu entfernen und ihm zugleich die Gelegenheit zu verschaffen, die Achtung seiner Familie und aller Edlen unter seinen Mitbürgern durch die Befreiung von Sizilien wiederzugewinnen. Als Timoleon in Sizilien ankam (345 v. Chr.), hatten sich die Umstände völlig geändert, da der mächtige Hiketas, dem bei der Einmischung der Korinther um seinen Einfluß bange ward, sich mit den Karthagern verbunden hatte. Es gelang jedoch dem Timoleon, in Syrakus einzudringen. Er besetzte drei von den fünf Quartieren der Stadt; Dionysios und Hiketas hatten die beiden anderen inne, die karthagische Flotte aber lag im Hafen. Hiketas wollte hierauf die karthagischen Truppen in die Stadt einlassen, setzte aber dadurch die Beherrscher der anderen Städte und Burgen Siziliens in Schrecken; denn diese konnten sich über die Gefahr nicht täuschen, die ihnen drohen würde, wenn die wichtigste Stadt der Insel in die Hände der Karthager fiel. Sie erklärten sich daher insgesamt für Timoleon. Selbst Dionysios dachte edel genug, um seiner selbst willen sein Vaterland nicht der Gefahr einer Barbarenherrschaft auszusetzen, und schloß mit Timoleon eine Kapitulation (343 v. Chr.). Er erhielt freien Abzug, durfte seine Schätze mitnehmen und mußte dagegen versprechen, sich nach Korinth zu begeben und dort den Rest seines Lebens als Privatmann zuzubringen. Diese Kapitulation ward ihm aber schlecht gehalten: er wurde in einem elenden Transportschiff nach Korinth gebracht und daselbst in seinen Einkünften so sehr beschränkt, daß er von Anfang an unter seinem Stande leben mußte und zuletzt in tiefe Armut versank. Diese Behandlung war um so ungerechter, da Dionysios selbst, als er seinen Oheim Dion verbannt hatte, diesem die Einkünfte aus den Gütern der regierenden Familie so lange ungeschmälert gelassen hatte, bis derselbe einen Kriegszug gegen Syrakus rüstete. Dionysios soll sich in Korinth seiner alten Leidenschaft des Trinkens völlig ergeben haben und dadurch so tief herabgesunken sein, daß er ein Gegenstand des Spottes ward und es bis zu seinem Tode blieb.

Nach seiner Entfernung hatte Timoleon immer noch einen sehr schweren Stand. Er war, obgleich die Korinther ihm einige tausend Mann Verstärkung nachschickten, der vereinten Macht des Hiketas und der Karthager nicht gewachsen und würde noch lange für die Befreiung von Syrakus haben kämpfen müssen, wenn nicht der karthagische Feldherr übertrieben ängstlich gewesen wäre und ohne Grund gegen seinen Verbündeten Hiketas Verdacht geschöpft hätte. In der gewissen Überzeugung, daß dieser ihn verraten wolle, gab Mago den Krieg auf und

kehrte mit der Flotte nach Karthago zurück, wo er durch Selbstmord der Strafe für seine Furchtsamkeit zuvorkam; doch ward wenigstens sein Leichnam ans Kreuz geschlagen. Nach dem Abzug der Karthager war es Timoleon leicht, die völlige Befreiung von Syrakus zu bewirken. Er ließ sogleich die Burg von Grund aus schleifen, um jedes Andenken der Tyrannei zu vertilgen, und erklärte den Syrakusanern, daß er gesonnen sei, nach der völligen Besiegung der Feinde eine vollständige Demokratie einzuführen. Syrakus war infolge der langen Kämpfe sehr verödet, und auch die meisten anderen Städte Siziliens befanden sich in einem ähnlichen Zustande; Timoleon mußte daher für den Krieg mit Karthago eine große Zahl von Söldnern anwerben. Um diese bezahlen zu können, ließ er alle entbehrlichen Kunstwerke und die leerstehenden Häuser der Stadt verkaufen und unternahm förmliche Raubzüge in den karthagischen Teil der Insel.

Die Karthager hatten unterdessen ein fast bloß aus Libyern, Spaniern, Galliern und Ligurern bestehendes Heer von 80 000 Mann ausgerüstet. Sobald diese Scharen, bei welchen sich nur sehr wenige karthagische Bürger befanden, in Sizilien gelandet waren, zog Timoleon mit nicht mehr als 12 000 Mann ihnen entgegen, griff sie gerade in dem Augenblick, als sie über den Fluß Krimissus setzen wollten, unerwartet an und brachte ihnen eine vollständige Niederlage bei (340 v. Chr.). Dieser mit so geringen Kräften erfochtene Sieg erklärt sich zum Teil aus dem Umstand, daß ein plötzlicher Platzregen und das dadurch veranlaßte Anschwellen des Flusses den Karthagern sehr nachteilig wurde, noch mehr aber aus dem großen Unterschied, der zwischen den kämpfenden Heeren bestand. Die Truppen der Karthager waren zusammengelaufenes rohes Volk und enthielten nur etwa 10 000 Mann regulärer Soldaten, welche taktischen Wert hatten. Diesem Teile des karthagischen Heeres aber, der beim Kampfe auf offenem Felde allein von Nutzen sein konnte, waren Timoleons Truppen nicht allein an Zahl völlig gewachsen, sondern auch an militärischer Tüchtigkeit weit überlegen. Timoleon nämlich führte, wie Dionysios und Dion, den Krieg nicht mit der Bürgermiliz, sondern mit griechischen Söldnern, welche aus dem Kriege ein Handwerk machten, größtenteils aus Iphikrates' und Epaminondas' Schule hervorgegangen waren und bei aller soldatischen Roheit Sinn für soldatische Ehre und kriegerischen Ruhm hatten. Sowie daher zu derselben Zeit Philipp II., im Vertrauen auf ein Heer von 40 000 Griechen und Makedoniern, an die Besiegung des großen Persischen Reiches denken und sein Sohn mit nicht ganz 35 000 Mann den Krieg gegen die Perser wirklich beginnen konnte, so vermochte auch eine kleine Zahl solcher Truppen es mit der sechsfach überlegenen karthagischen Heeresmacht aufzunehmen. Diese

ward in der Schlacht am Krimissus teils vernichtet, teils kampfunfähig gemacht. Die sogenannte heilige Schar der Karthager, ein aus 2500 der reichsten und angesehensten Bürger Karthagos bestehendes Corps, ward nach einem rühmlichen Kampfe gänzlich aufgerieben, von den übrigen fielen mehr als 10 000 Mann, 15 000 wurden gefangen genommen, der Rest aber eilte in verworrener Flucht nach der Küste zurück.

Der karthagische Senat setzte im Schrecken über den erlittenen Schlag seine Hoffnung auf den einzigen Mann, der das Kriegswesen verstand, aber kurz vorher aus Eifersucht und Neid verbannt worden war: Gisko, Hannos Sohn. Dieser ward nach Karthago zurückgerufen und mit einem schnell geworbenen neuen Heere nach Sizilien geschickt. Es galt jedoch den Karthagern dabei nur um die Herstellung des Friedens; denn sie begannen zu gleicher Zeit Unterhandlungen mit Timoleon, und Giskos Ansehen und militärisches Talent sollte bloß dazu dienen, diese zu unterstützen und soviel als möglich zum Vorteile von Karthago zu lenken. Noch in demselben Jahre, in welchem die Schlacht am Krimissus geliefert worden war, kam der Friede zu stande. Die Bedingungen desselben waren natürlich für die Sizilier sehr günstig: Karthago behielt zwar den ungeschmälerten Besitz seines Gebietes auf Sizilien, mußte aber jeder Herrschaft über hellenische Städte entsagen und das Versprechen geben, nie wieder einen der Tyrannen der Insel zu unterstützen.

Nach dem Abschlusse dieses Friedens wandte sich Timoleon gegen die Gewalthaber, die sich in fast allen Griechenstädten der Insel erhoben hatten, gegen die etruskischen Seeräuber, welche die Küste plünderten, und gegen die kampanischen Söldnerscharen, die sich am Ätna eine Herrschaft gegründet hatten und von da aus Raubzüge in das Innere machten. Diese letzteren wurden ausgerottet, die Etrusker ihrer Schiffe beraubt, die Tyrannen einer nach dem andern besiegt und auf grausame Weise umgebracht. Unter ihnen befand sich auch Hiketas; Timoleon opferte nicht allein ihn, sondern auch seine ganze unschuldige Familie der demokratischen Wut des syrakusanischen Volkes. Dann stellte er in allen sizilischen Städten die Freiheit wieder her, vereinigte alle in einen Bund, dessen Haupt Syrakus war, und bevölkerte die verödeten Städte durch Einwanderer aus Griechenland. Eine große Menge festländischer Hellenen strömte herbei und ward teils in Syrakus, teils in anderen verödeten Städten der Insel angesiedelt. Auf diese Weise stellte Timoleon, nachdem er alle Feinde der Civilisation ausgerottet hatte, die Blüte der Insel wieder her. Dann erst richtete er die Verfassung von Syrakus neu ein und zwar unter der Mitwirkung zweier Männer, welche er zu diesem Zwecke aus Korinth hatte

kommen lassen. Die neue Verfassung war demokratisch, ward aber mit den alten dorischen Sitten und Einrichtungen in Verbindung gebracht, durch deren Wiederherstellung, wie Timoleon hoffte, dieselbe fest gegründet werden sollte. Nachdem er auf diese Weise die Demokratie wieder eingeführt hatte, behielt er noch kurze Zeit hindurch die oberste Leitung des Staates. Er war im Grunde ebenso gut Herrscher wie Dionysios und Dion, allein da er den Gesetzen ihren Lauf ließ, so ward seine Alleinherrschaft niemand fühlbar. Zuletzt zog er sich ganz von den Staatsgeschäften zurück und lebte auf einem Landsitze, den die Syrakusaner ihm geschenkt und prächtig eingerichtet hatten. Auch als Privatmann behielt er seinen früheren Einfluß. Bei seinem Tode (337 v. Chr.) ward er durch festliche Spiele geehrt, welche seitdem zum Andenken an ihn jährlich gefeiert wurden.

Die Demokratie hatte Timoleon freilich wiederhergestellt und für sich selbst den unsterblichen Ruhm erlangt, der Befreier Siziliens und in einer altberühmten Stadt der Neubegründer altgriechischer Bürgerfreiheit zu sein; allein seinen Hauptzweck, durch seine neuen Einrichtungen die allgemeine Freiheit Siziliens herbeizuführen, erreichte er nicht. Sogar in Syrakus hatte das von ihm Geschaffene keine Dauer, Timoleons Einrichtungen gingen vielmehr gleich nach seinem Tode wieder unter. Sie konnten sich nur so lange halten, als ein Mann von entschiedenem Ansehen an der Spitze des Staates stand, weil die Syrakusaner bei dem sittlichen Zustande ihres Gemeinwesens einen Monarchen nicht entbehren konnten, und weil außerdem auch die allgemeinen politischen Verhältnisse Siziliens einen kräftigen Feldherrn und ein stehendes Heer unentbehrlich machten. Eine üppige Handelsstadt wie Syrakus durch Staatsgesetze zu dem einfachen und strengen dorischen Leben zurückzuführen, war ebensowenig möglich, als den Gang der fortgeschrittenen Civilisation aufzuhalten, der die Bewohner von Sizilien weichlich gemacht hatte. Auch war es eine Verkennung des Wesens der Demokratie, daß Timoleon von dieser Staatsverfassung Dinge erwartete, die nur in einer Aristokratie oder Oligarchie ausführbar sind. Staaten, in welchen die Selbstsucht an die Stelle des Patriotismus getreten ist, können sich nur dadurch retten, daß sie sich nach einem Manne umsehen, der entweder mit väterlicher oder mit despotischer Gewalt Vormund des Volkes werden und es durch energischen Willen regieren kann. Auf diesem Bedürfnis einer monarchischen Leitung beruhte in Syrakus nach Timoleons Tode zuerst die militärische Herrschaft des Agathokles und dann die bürgerlich-patriarchalische Regierung Hierons II.

6. Agathokles von Syrakus.

Nach Timoleons Tode brachen in Syrakus neue Wirren aus. Adel und Volk zerfielen bald wieder miteinander, nach außen hin aber war der Staat im Gedränge zwischen den Karthagern im Westen und den räuberischen Bruttiern im Norden. Gegen die ersteren, welche freilich in den nächsten Jahrzehnten keinen neuen Krieg begannen, mußte man stets auf der Hut sein, und die letzteren befehdeten unaufhörlich die mit Syrakus verbündeten Städte Unteritaliens, raubten die Schiffe und verheerten die Besitzungen der Syrakusaner selbst. Diese konnten daher ebensowenig, als irgend eine andere Stadt Siziliens und Großgriechenlands der Mietstruppen entbehren, und sie blieben also noch immer dem Ehrgeize jedes gewandten und glücklichen Heerführers als Beute ausgesetzt. Alle griechischen Republiken jener Länder hatten auf diese Weise zugleich von beständigen Parteiungen und Feindseligkeiten der Bürger und von Gewaltthätigkeiten der Soldtruppen und ihrer Anführer zu leiden, und es ist schwer zu sagen, welches Übel das größere war: ob ihre damalige Unabhängigkeit, die von Verwirrung, Raub und Mord unzertrennlich erscheint, oder die Ruhe, welche ihnen später die Unterwerfung unter die Römer brachte. So wenig läßt sich über menschliches Glück nach der bloßen äußeren Erscheinung urteilen! Freiheit und Selbstgefühl einer Nation hängen fast notwendig mit öfteren Gewaltthaten und Unordnungen zusammen.

Wenige Jahre nach Timoleons Tode führten einige unternehmende Männer eine oligarchische Gewaltherrschaft in Syrakus ein. Sie suchten durch Schrecken und Druck ihre Regierung zu befestigen und ließen jeden, der ihnen widerstrebte, hinrichten. Eine solche Herrschaft bedurfte vor allem anderen der Soldaten. Die Oligarchen hielten daher zahlreiche Mietstruppen und beschäftigten dieselben durch Kriegszüge, die sie von Zeit zu Zeit in Kalabrien unternehmen ließen. Bei diesen Truppen befand sich auch Agathokles, der Sohn eines Töpfers von Rhegium, der sich nach und nach eine solche Bedeutung zu verschaffen wußte, daß er mehrere Jahrzehnte hindurch die wichtigste Person der sizilischen und karthagischen Geschichte war. Er begann seine Laufbahn in Syrakus selbst, wo er zuerst Söldnerdienste nahm. Hier arbeitete er sich bald auf dem Wege empor, welchen ehrgeizige junge Männer ohne Geburt und Vermögen gern einzuschlagen pflegen. Er verschaffte sich nämlich durch sein schmeichlerisches, gefälliges Benehmen und mit Hilfe der Weiber einen Gönner, der als General und als einer der angesehensten Männer der Stadt ihm sehr förderlich ward. Agathokles stieg bald bis zur Stelle eines Obersten empor, heiratete nach seines Gönners Tode dessen Wittwe und ward durch diese Heirat ein sehr

reicher Mann. Er wußte sich dann in Syrakus einen Anhang zu verschaffen und stürzte die Oligarchen, konnte sich aber nur kurze Zeit an ihrer Stelle behaupten und ward samt seiner Partei aus der Stadt vertrieben. Einem tüchtigen und unternehmenden Soldaten, wie er war, fehlte es aber in jener unruhigen Zeit nie an Gelegenheit, sich auszuzeichnen: er versuchte sein Glück zuerst in Kroton, nahm dann bei den Tarentinern Dienste, machte sich in beiden Städten des Strebens nach der Herrschaft verdächtig und kehrte zuletzt, als die Oligarchen wieder aus Syrakus vertrieben worden waren, mit den anderen Flüchtlingen dahin zurück. Er spielte jetzt die Rolle eines Demokraten und ward den anderen Parteien so gefährlich, daß man ihm nach dem Leben trachtete und er genötigt wurde, die Stadt noch einmal zu verlassen. Nun sammelte er alle seine Anhänger und viele beschäftigungslose Kriegsleute um sich und befehdete mit denselben die Stadt, in welcher die Parteien fortwährend gegeneinander kämpften. Endlich verlangte das Volk, der ewigen Unruhen müde, seine Zurückberufung. Die Aristokraten mußten nachgeben, Agathokles kehrte nach Syrakus zurück und ward unter dem Titel eines Feldherrn und Wächters des Friedens als Haupt der Volkspartei an die Spitze des Staates gestellt (317 v. Chr.).

Von dieser Zeit an war er vor allem andern darauf bedacht, sich den Besitz seiner Herrschaft zu sichern. Aus diesem Grunde beschloß er, alle diejenigen, welche durch Reichtum oder Geburt Ansehen und Einfluß besaßen, aus dem Wege zu räumen. Er ließ die Mitglieder des seitherigen Regierungskollegiums für Feinde des Vaterlandes erklären, dieselben hierauf sogleich durch seine Soldaten niederhauen und ihre Güter unter den Pöbel und die Truppen verteilen. Dabei blieb er aber nicht stehen, sondern er vertrieb oder ermordete auch alle Anhänger der früheren Regierung, die sämtlichen Verwandten derselben und alle diejenigen, deren Wohlstand zur Befriedigung der Habgier seiner Soldaten dienen konnte. Die Zahl der Getöteten betrug einige tausend, die der Vertriebenen nicht weniger als 6000. Jetzt war Agathokles Alleinherrscher in Syrakus. Er konnte seit dieser Zeit auf die Hefe des Volkes und auf seine zahlreichen Söldner so fest vertrauen, daß er weder des Herrschertitels, noch einer Leibwache, noch der Ängstlichkeit, mit welcher der ältere Dionysios den Zugang zu seinen Zimmern hatte bewachen lassen, zu bedürfen glaubte. Eine große Gefahr drohte ihm jedoch von außen her. Er machte nämlich einige glückliche Versuche, seine Herrschaft auch über andere sizilische Städte auszubreiten, und setzte dadurch die Bewohner von Agrigent, Messana und Gela in Schrecken: diese verbanden sich miteinander, sammelten alle syrakusanischen Flüchtlinge in ihren Mauern und erkärten dem Aga-

thokles den Krieg. Zu gleicher Zeit ließen sie die Spartaner ersuchen, ihnen einen Anführer zu schicken, weil sie sich nach dem Beispiel, welches Agathokles und so viele andere Anführer sizilischer Truppen gegeben hatten, mit Recht vor ihren eigenen Offizieren fürchteten, dagegen aber von einem angesehenen Mann aus dem griechischen Mutterlande dasselbe erwarteten, was kurz vorher Timoleon den Syrakusanern geleistet hatte. Die Spartaner schickten ihnen den Akrotatos, den Großvater des früher erwähnten gleichnamigen Wüstlings. Dieser war seinem Enkel völlig gleich, frönte in Agrigent allen Lüsten und ließ den Führer der syrakusanischen Flüchtlinge, der ihm im Wege stand, umbringen. Dadurch machte er sich nicht allein diese, sondern auch die Agrigentiner zu Todfeinden, er wurde abgesetzt und wäre ermordet worden, wenn er sich nicht im Dunkel der Nacht geflüchtet hätte. Dies kam dem Agathokles vortrefflich zu statten; denn da es jetzt seinen Gegnern an einem leitenden Oberhaupte fehlte, so verzweifelten sie an ihrer Sache und schlossen unter der Vermittelung des Kommandanten der karthagischen Besatzungen in Sizilien, Hamilkar, einen Frieden, in welchem alle Städte, die nicht den Karthagern gehörten, zwar für frei und unabhängig erklärt, aber doch zugleich unter die Hegemonie von Syrakus gestellt wurden.

Nachdem er dies erreicht, bewies Agathokles sich als einen sehr fähigen Regenten namentlich dadurch, daß er die Absichten der Karthager zur rechten Zeit erkannte und die nötigen Gegenanstalten traf. Die karthagische Regierung ging gerade damals mit dem Gedanken um, einen neuen Versuch zur Erweiterung ihrer Herrschaft in Sizilien zu machen, und war mit dem Frieden, welchen Hamilkar zwischen Agathokles und Agrigent zu stande gebracht hatte, so unzufrieden, daß sie den Vermittler desselben mit Härte bestrafte, weil er ganz gegen das Interesse Karthagos dem Agathokles zur Befestigung seiner Herrschaft behilflich gewesen war. Agathokles benutzte den Frieden, um sich so viel Land als möglich zu unterwerfen, seine Feinde zu vertilgen und die nötigen Rüstungen zu dem bevorstehenden Kriege mit Karthago zu machen. Er sammelte eine große Menge von Kriegsvorräten und vermehrte sein Heer in einem Grade, daß man kaum begreifen kann, wie eine einzelne Stadt wie Syrakus eine so ungeheure Kriegsmacht zu unterhalten vermochte; denn er brachte, außer dem ansehnlichen Bürgerheere der Stadt und den Truppen der unterworfenen oder verbündeten Städte, 13 000 Mann Soldtruppen zusammen, unter welchen sich 3000 Reiter befanden. Um die für den Kampf mit den Karthagern nötige Einheit unter den Griechen zu erhalten und zugleich seine eigene Herrschaft zu befestigen, ließ er alle seine Gegner vertilgen und Blut in Strömen fließen. Die Verbannten und alle die-

jenigen, welche in sizilischen Städten seinen Anhängern entgegenarbeiteten, wurden von ihm verfolgt und auf jede Weise aus dem Wege geräumt.

Im Jahre 311 v. Chr. brach endlich von neuem der Krieg zwischen Syrakus und Karthago aus. Eine aus 130 Kriegsschiffen bestehende Flotte segelte mit einem Heere von 14 000 Mann, unter welchen jedoch nur 2000 karthagische Bürger waren, nach Sizilien hinüber. Der Führer derselben, der wie der seitherige karthagische Befehlshaber in Sizilien Hamilkar hieß, verstärkte seine Macht durch sizilische Söldner und Bundesgenossen so sehr, daß er mit 40 000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern den Krieg beginnen konnte. Agathokles behielt anfangs die Oberhand, wurde aber bald nachher in einer Schlacht völlig geschlagen und verlor 7000 Mann. Infolge dieser Niederlage fielen alle Städte von ihm ab und er ward auf den alleinigen Besitz von Syrakus beschränkt. Seine Lage war verzweifelt. Er wäre verloren gewesen, wenn er nicht ein ebenso kluges als kühnes Rettungsmittel angewandt hätte. Er beschloß nämlich, mit dem Kerne seines Heeres nach Afrika überzusetzen und die Karthager in ihrem eigenen Lande anzugreifen, während ihre Kriegsmacht in Sizilien beschäftigt sei. Wie richtig er gerechnet hatte, zeigte sich bei der Ausführung. Eine große und feste Stadt wie Syrakus war im stande, gegen das ganze karthagische Heer eine Belagerung lange Zeit auszuhalten. Die Truppen, mit welchen Agathokles das kühne Werk unternahm, waren, mit Ausnahme einer Schar Syrakusaner, Söldner von griechischer, samnitischer, etruskischer und gallischer Abkunft und lauter Leute, welche bereit waren, jedes Abenteuer, das Beute verhieß, mit ihm zu bestehen. Von solchen Soldaten konnte man mit Zuversicht Siege in einem Lande erwarten, dessen Bewohner in langem Frieden weichlich und dadurch zum Kampfe in Schlachten untüchtig geworden waren: auch war mit einiger Sicherheit zu hoffen, daß die afrikanischen Unterthanen der Karthager die Gelegenheit, sich des langen Druckes ihrer gehaßten punischen Herren zu entledigen, ergreifen und dadurch ihre Gebieter nötigen würden, ihr Heer aus Sizilien zurückzurufen. Endlich war aber auch das eigentliche karthagische Gebiet ein Land, in welchem ein feindliches Heer sich nicht allein mit Leichtigkeit seinen Unterhalt verschaffen, sondern auch seine Raubluft und Habgier völlig befriedigen konnte. Agathokles, der seine Absicht bis zum Augenblicke der Ausführung niemand mitteilte, verfuhr bei den Vorbereitungen dazu mit derselben teuflischen Konsequenz und Rücksichtslosigkeit, die er in allen seinen Unternehmungen zeigte, und die griechischen Geschichtschreiber, welche nach dem Charakter ihres Volkes den moralischen Grundsätzen selten große Bedeutung beilegen, loben dabei des Agathokles Klugheit weit

mehr, als sie seine Grausamkeit tadeln. Wie zu allen Zeiten, so war ihm auch damals jedes Mittel gut, durch welches er seine Absichten erreichte. Um während seiner Abwesenheit die Ruhe in Syrakus zu sichern, übergab er die Regierung der Stadt und das Kommando der zurückgelassenen Truppen seinem Bruder Antander und wählte für die Expedition nach Afrika besonders solche Bürger aus, welche zu den angesehensten Familien gehörten und ihm daher zugleich als Geiseln für die Treue der vornehmen Klasse der Bevölkerung dienten. Das für die Ausrüstung nötige Geld verschaffte er sich dadurch, daß er die Waisengelder, die Weihegeschenke der Tempel und die Geschmeide der vornehmsten Frauen wegnahm und gezwungene Anleihen bei den Kaufleuten der Stadt machte. Nachdem er dies gethan, hielt er eine Volksversammlung, beklagte die traurige Lage, in welche Syrakus gekommen sei, und erklärte, er werde die Stadt auf Tod und Leben verteidigen, wolle aber niemand zwingen, seinen Entschluß mit ihm zu teilen, sondern fordere vielmehr jeden, dem dies zu hart dünke, auf, Syrakus zu verlassen. Dadurch befreite er die Stadt von allen denen, die ihn haßten, er ließ aber die Wohlhabenden unter ihnen gleich nach ihrem Abzuge durch ausgesandte Mörder überfallen und bemächtigte sich der von ihnen mitgenommenen Schätze.

Das Glück zeigte sich der klugen Bosheit eine Zeitlang sehr gewogen. Agathokles, welcher die zu seinem Unternehmen auserlesenen Truppen auf 60 Fahrzeugen einschiffte, erreichte glücklich die hohe See, obgleich die feindliche Flotte vor dem Hafen kreuzte; er entging derselben, als sie ihn auf seiner Fahrt verfolgte, und landete unangefochten an der Küste von Afrika (310 v. Chr.). Hier verbrannte er sogleich seine Schiffe, um seinen Truppen jede Hoffnung zur Flucht zu benehmen und ihnen nur zwischen Sieg oder Tod die Wahl zu lassen. Die Gegend, an deren Küste er gelandet war, war jenes fruchtbare, in der Nähe von Karthago gelegene Land, welches, wie oben erzählt, durch seinen trefflichen Boden, seinen gartenmäßigen Anbau und seine vielen prächtigen Landhäuser der Umgebung des heutigen London glich. In Karthago rüstete man auf die Nachricht von seiner unerwarteten Ankunft eiligst ein Heer von 43 000 Mann aus. Zum Unglück für den Staat waltete aber im Senat seit langer Zeit eine Zwietracht, die gerade damals schlimme Folgen haben mußte und den Karthagern gefährlicher war, als der äußere Feind. Zwei der angesehensten Familien hatten einen alten Zwist miteinander und standen an der Spitze zweier entgegengesetzten Parteien. Diese arbeiteten auch jetzt einander entgegen und brachten es dahin, daß der Senat die Führung des Heeres nicht einem einzigen Manne übertrug, sondern aus jeder der beiden Familien einen Feldherrn ernannte, oder mit anderen Worten, daß er, damit

ein General den andern beobachte, den Hauptzweck jedes Krieges, die Besiegung des Feindes, außer Augen setzte. Die unglücklichen Folgen konnten nicht ausbleiben. Die Truppen zogen unter ihren beiden Führern, Hanno und Bomilkar, dem syrakusanischen Heere entgegen, dessen Zahl sich auf etwa 14 000 Mann belief; sie lieferten demselben eine Schlacht und schienen des Sieges schon gewiß zu sein, als Hanno fiel und Bomilkar den Tod seines Gegners zu seinen herrschsüchtigen Zwecken zu benutzen beschloß. Er strebte nach der Alleinherrschaft und glaubte von der Verwirrung und Not, welche durch eine erlittene Niederlage in Karthago entstehen mußte, mehr Vorteile für seine Absichten erwarten zu dürfen, als von einem Siege; er ergriff daher solche Maßregeln, daß das punische Heer eine völlige Niederlage erleiden mußte. Der karthagische Senat oder vielmehr die Pentarchen und Hundertmänner, welche den Staat leiteten, zeigten bei dieser Gelegenheit eine Festigkeit und Klugheit, die nur in der Geschichte der venezianischen Republik ihresgleichen findet. Sie wußten recht gut, was Bomilkar wollte, hüteten sich aber wohl, ihn etwas davon merken zu lassen und dadurch zum Äußersten zu treiben. Sie rüsteten schnell ein neues Heer unter anderen Befehlshabern aus, ließen 5000 Mann von den in Sizilien stehenden Truppen kommen und beschlossen, ihre Rache gegen Bomilkar bis zur Beendigung des Krieges aufzuschieben. Um das Volk durch Aberglauben zu ermutigen, schickten sie nicht nur reiche Geschenke nach dem Haupttempel ihrer Mutterstadt Tyros, sondern sie ließen auch 200 Kinder der Stadt ihrem Moloch zu Ehren verbrennen und ängstigten die Bürger durch die Furcht vor dem Zorne ihres Hauptgötzen so sehr, daß 300 derselben, welche früher bei ähnlichen Opfern fremde Kinder statt der eigenen dargebracht hatten, jetzt die ihrigen freiwillig dem Gotte opferten.

Agathokles' Angelegenheiten gewannen seit dem Sieg über Bomilkar eine Zeitlang nicht nur in Afrika, sondern auch in Sizilien eine sehr vielversprechende Gestalt. Hamilkar, der den Angriff auf Syrakus leitete, ward zurückgeschlagen, mußte gleich nachher 5000 seiner Soldaten nach Afrika schicken und erlitt bei einem Ausfall der Syrakusaner nicht nur nochmals einen großen Verlust, sondern wurde auch selbst gefangen genommen. Agathokles aber nahm das ganze Land in der nächsten Nachbarschaft von Karthago ein, eroberte fast alle größeren Orte desselben und besetzte die in der Nähe der Hauptstadt gelegenen Höhen. Auch brachte er dem Heere der Karthager noch einmal eine blutige Niederlage bei, entehrte aber seinen Sieg durch schändliche Treulosigkeit und Grausamkeit gegen 1000 griechische Söldner im feindlichen Heere, welche gefangen genommen worden waren, und die er, als sie sich wieder frei machten und einen festen Ort be-

setzten, zuerst durch dargebotene Verzeihung zur Unterwerfung bewog und dann zusammenhauen ließ. Gleich darauf machte er ein neues Meisterstück von Arglist. Er schickte nämlich einen gewandten Unterhändler an den ägyptischen General Ophellas, welcher Kyrene erobert hatte und dann von seinem Herrn abgefallen war, und forderte denselben auf, sich mit ihm zur Eroberung des karthagischen Gebiets zu verbinden, welches er ihm dann ganz überlassen wolle. Ophellas ging blindlings in das Netz. Mit einem trefflichen Heere von mehr als 10 000 Mann erschien er, schlug in der Nähe von Agathokles' Lager das seinige auf und ward von diesem umgebracht; seine Truppen aber, lauter Söldner, denen es gleichgiltig war, wem sie dienten, wenn sie nur gut bezahlt wurden und Beute machen konnten, nahmen bei Agathokles Dienste. Zu derselben Zeit, als Agathokles den Usurpator von Kyrene betrog, führte auch Bomilkar seinen lange gehegten Plan gegen seine Vaterstadt aus und zog sich dadurch den Untergang zu. Er war damals (308 v. Chr.) Oberanführer des Heeres, entließ plötzlich alle Truppen bis auf 4500 Mann, welche er für sich gewonnen hatte, drang mit diesen in Karthago ein und ließ alles, was ihm in den Weg kam, niedermetzeln, wurde aber durch die Bürgerschaft überwältigt und mußte seinen Hochverrat mit einem qualvollen Tode büßen.

Agathokles, welcher nach Ophellas' Ermordung den Königstitel angenommen hatte, breitete seine Eroberungen im Lande der Karthager immer weiter aus und war bereits Herr des größten Teiles ihrer afrikanischen Besitzungen, als die Angelegenheiten Siziliens ihn aus Afrika abriefen und um alle seit mehreren Jahren errungenen Vorteile brachten. Es hatte sich nämlich unter den sizilischen Städten eine Verbindung gegen seine Herrschaft gebildet und die karthagische Flotte, welche das Meer beherrschte, hinderte alle Zufuhr nach Syrakus. Deshalb ließ Agathokles seinen Sohn Archagathos als Oberbefehlshaber an seiner Stelle zurück und eilte (307 v. Chr.) nach Sizilien, wo unterdessen jener Bund sich wieder getrennt hatte und die Agrigentiner von seinen Leuten geschlagen worden waren. Er selbst machte hierauf einige glückliche Unternehmungen gegen die feindlichen Städte und schlug sogar mit Hilfe etruskischer Schiffe die karthagische Flotte, welche den Hafen von Syrakus gesperrt hatte. Dies war aber auch das letzte, was das Glück für ihn that. Von dem Augenblick an wandte sich dasselbe ganz von ihm ab. Einer der syrakusanischen Flüchtlinge, Dinokrates, sammelte alle Verbannten seiner Vaterstadt, brachte eine neue Verbindung der Städte zu stande und führte dem Tyrannen bald eine an Zahl weit überlegene Macht entgegen. Er trieb ihn aus den kaum erst eroberten Städten heraus und bedrohte endlich Syrakus selbst.

Unterdessen war auch das Heer, das in Afrika unter seinem Sohne zurückgeblieben war, untergegangen. Archagathos hatte durch Streifzüge, die er unternehmen ließ, seine Truppen verzettelt, und diese wurden daher von dem karthagischen Heere, welches in Hanno, Himilko und Hasdrubal gute Generale gefunden hatte, einzeln besiegt. Zuletzt ward Archagathos mit dem Rest seiner Truppen nach der Stadt Tunis gedrängt und hier zu Wasser und zu Lande eingeschlossen. Auf die Nachricht hiervon hielt es Agathokles für ratsam, nach Afrika zurückzukehren, sicherte aber vor seiner Abreise die Ruhe von Syrakus durch eine jener Grausamkeiten, die zu seinen gewöhnlichen Mitteln gehörten. Er liebte lustige Gelage und bediente sich derselben zugleich, um durch die Redseligkeit, welche der Wein hervorzurufen pflegt, die Gesinnung seiner Gäste zu erkennen: alle Leute seiner Umgebung nun, die er auf diese Weise verdächtig erfunden hatte, lud er nebst mehreren hundert anderen Bürgern zu einem Abschiedsschmause ein und ließ sie dabei insgesamt durch seine Mietlinge zusammenhauen.

In Afrika fand er sein Heer in einer völlig verzweifelten Lage. Eng eingeschlossen, von aller Zufuhr abgeschnitten und auf eine kleine Zahl zusammengeschmolzen, war es in Gefahr, dem Mangel an Lebensmitteln zu erliegen. Agathokles wollte es durch eine Schlacht retten und dazu den erhöhten Mut, den sein Erscheinen eingeflößt hatte, benutzen, ward aber völlig geschlagen. Nachdem ihm so die letzte Hoffnung vereitelt war, suchte er einzig und allein sich selbst zu retten. Seine Ehre, seine Truppen, seine eigenen Söhne kümmerten ihn dabei sehr wenig; er überließ Heer und Söhne ihrem Schicksal und suchte in der Dunkelheit der Nacht allein zu entkommen. Es gelang ihm auch, sich zu retten, seine Söhne aber wurden von den erbitterten Soldaten umgebracht (306 v. Chr.). Der Rest des so schändlich verratenen Heeres trennte sich in zwei Teile: die einen schlossen einen Vertrag mit den Karthagern, infolgedessen sie teils bei diesen Dienste nahmen, teils nach Sizilien gebracht wurden, die anderen aber verteidigten sich noch eine Zeitlang und wurden dann überwältigt und zu Sklaven gemacht.

In Sizilien übte Agathokles von neuem unerhörte Grausamkeiten, um sich Geldmittel zur Behauptung seiner Herrschaft zu verschaffen. Er würde jedoch seinem Gegner Dinokrates, der ein Heer von 23 000 Mann hatte, gewiß unterlegen sein, wenn dieser nicht offenbar nach der Alleinherrschaft gestrebt und dadurch selbst einen großen Teil seiner Anhänger von sich abwendig gemacht hätte. Agathokles erklärte sich bereit, abzutreten, unterhandelte mit Dinokrates über den Besitz einiger wenigen Städte, die er zu seiner Sicherheit nötig zu haben versicherte, ward aber von diesem hingehalten und benutzte das, um das Ansehen

seines Gegners zu untergraben. Er streute das Gerücht aus, Dinokrates allein sei schuld, daß Syrakus seine Freiheit nicht wiedererlange, weil derselbe, um an die Spitze des Staates zu kommen, alle Rücksichten auf das Gemeinwohl hintansetze, während er selbst schon längst bereit wäre, der Herrschaft zu entsagen. Dann schloß er mit den Karthagern einen Frieden, in welchem er ihnen alle Städte, die sie früher besessen hatten, einräumte, seinerseits aber 200 000 Scheffel Getreide und eine Summe von 1 290 000 *M* oder nach einer anderen Angabe nur halb so viel erhielt. Dieser Friede verschaffte ihm einige wichtige Vorteile: er entledigte sich dadurch seines Hauptfeindes, erhielt Geld zur Bezahlung seiner Söldner und riß Syrakus, welches seither durch die karthagische Flotte von aller Zufuhr abgeschnitten gewesen war, aus einer verzweiflungsvollen Lage. Nun wandte er sich mit seiner ganzen Macht gegen Dinokrates, dessen Truppen meist aus verbannten Syrakusanern bestanden und bereits zum Teil von ihm gewonnen worden waren. Als es dann zum Treffen kam, gingen etwa 2000 zu ihm über, die anderen wurden geschlagen und unter dem Versprechen einer vollständigen Amnestie zum Niederlegen der Waffen bewogen. Kaum waren sie aber entwaffnet, als Agathokles sie umringen und töten ließ. Diese That gehört zu den grausenhaftesten, deren die Geschichte erwähnt, mag nun die Zahl der treulos Gemordeten 7000 oder nach einer anderen Angabe nur 4000 betragen haben. Dinokrates selbst versöhnte sich bald nachher mit Agathokles, und dieser nahm ihn nicht nur unter seine Freunde auf, sondern vertraute ihm auch die Führung eines Teiles seiner Truppen an, weil Dinokrates ihm bei der Aussöhnung die Städte seiner seitherigen Verbündeten verriet und sich selbst dadurch unfähig machte, je wieder etwas gegen den Tyrannen zu unternehmen.

Von diesem Augenblicke an zeigte sich Agathokles, der noch sechzehn Jahre lang herrschte, als einen milden Regenten, weil er der Grausamkeit nicht mehr bedurfte. Doch fuhr er beständig fort, Kriegszüge oder vielmehr Räubereien in Unteritalien und in anderen Ländern zu unternehmen, um seine Söldlinge zu beschäftigen und zu ernähren. Er war ein militärischer Abenteurer und ein Räuberhauptmann im großen, und wenigstens dies kann man gelten lassen, daß er den Mut hatte, für nichts anderes gelten zu wollen. Um den äußeren Schein und Glanz der Herrschaft war es ihm nicht zu thun; er blieb im Gegenteil sogar zur Zeit seiner höchsten Macht seinen gemeinen Sitten getreu, machte selbst in den Volksversammlungen seine gewohnten groben Scherze, ging stets ohne Gefolge und Leibwache umher und schämte sich seiner niederen Herkunft so wenig, daß er vielmehr häufig an dieselbe erinnerte, weil er es sich zur Ehre rechnete,

durch seine eigene Kraft Herrscher geworden zu sein. Seine letzten Jahre widmete er den Zurüstungen zu einem neuen Zuge nach Libyen, weil er den unrühmlichen Ausgang des ersten nie vergessen konnte. Zum Erben des Reiches, das er sich erworben, und das er jetzt fest begründet glauben durfte, bestimmte er seinen Lieblingssohn, Agathokles den Jüngeren; das durch Blut und Greuelthaten erworbene Gut sollte aber nicht fortbestehen, und er selbst sollte nicht enden, ohne empfunden zu haben, daß aus der Saat des Frevels nur eine Ernte des Unglücks emporsproßt. Sein eifersüchtiger Enkel, der Sohn des Archagathos, welchen Agathokles in Afrika der Wut der Soldaten preisgegeben hatte, räumte zuerst den Oheim und hierauf den Großvater aus dem Wege (289 v. Chr.). Agathokles hatte ein Alter von 72 Jahren erreicht und nicht weniger als 28 Jahre geherrscht. Sein Enkel wurde bald nach ihm von demselben Manne getötet, dessen er selbst sich zur Ermordung des Großvaters bedient hatte.

7. Sizilien und Karthago von Agathokles' Zeit bis zum Beginn des ersten punischen Krieges.

Nach dem Tode dieses genialen Abenteurers und Regenten ward Sizilien der Schauplatz neuer Verwirrungen und Kriege, in welchen die Söldner des Tyrannen und die Heerführer, die sich in seiner Schule gebildet hatten, die Hauptrolle spielten. Syrakus wurde durch innere Parteiungen zerrissen und bald dem einen, bald dem anderen Militärdespoten unterworfen; die anderen Städte der Insel traf dasselbe Los; die Karthager suchten die überall herrschende Verwirrung zu erhalten und zu vermehren, um im Trüben zu fischen; die kampanisch-samnitischen Söldner endlich, welche man nach Agathokles' Tode verabschiedet hatte, bemächtigten sich auf ihrer Heimreise nach Italien der Stadt Messene, erschlugen dort alle männlichen Einwohner, zogen noch andere Kriegsbanden an sich und gründeten unter dem Namen der Mamertiner, d. h. der Söhne des Kriegsgottes Mamers oder Mars, eine Seeräuber-Republik, welche ebensolche Gewaltthätigkeiten übte, wie in neuerer Zeit die Barbareskenstaaten Algier, Tunis und Tripolis, und welche zugleich zu Lande unaufhörliche Raubzüge unternahmen. Zehn Jahre lang herrschten Zwietracht, Kampf und Verwirrung in allen Städten der Insel, bis endlich die Stadt Syrakus, welche damals in drei Parteien zerfallen war und zugleich von den Karthagern belagert wurde, den Epirotenkönig Pyrrhus zu Hilfe rief. Dieser folgte, aus den oben erwähnten Gründen, der Einladung sehr gern: er ward in Syrakus, wie in ganz Sizilien, mit Jubel aufgenommen, söhnte die

Parteien miteinander aus, bewog die bedeutendsten Städte der Insel zu einer Vereinigung, brachte dadurch ein sehr zahlreiches Heer zusammen und kämpfte so glücklich gegen die Karthager, daß diese alle ihre Städte bis auf eine einzige, die westlichste und festeste derselben, Lilyläum, verloren. Zum Unglück war er aber ein bloßer Soldat und Abenteurer: er zeigte sich wankelmütig, war unsicher in seinen Unternehmungen und verstand nicht, wie Agathokles, die Generale und Soldaten der aus allerlei Volk bunt gemischten sizilischen Heere zu gewinnen und gewaltsames Verfahren mit Konsequenz und weiser Mäßigung zu verbinden. Schon nach zwei Jahren entzweite er sich mit den kleinen Herrschern, die ihm gehuldigt hatten: er ließ einen von ihnen ermorden und beleidigte die anderen aufs empfindlichste. Die republikanische Ungebundenheit sträubte sich hier wie in Tarent gegen sein monarchisches und militärisches Regiment, hierauf fiel eine dieser Gewalten nach der andern wieder von ihm ab und wandte sich teils an die Karthager, teils an die Mamertiner. So vielen und so mächtigen Feinden war er mit seinen Epiroten nicht gewachsen, da die Mamertiner allein 10 000 Mann ins Feld schicken konnten; er ergriff daher mit Freuden die erste sich darbietende Gelegenheit, um sich auf eine scheinbar ehrenhafte Weise aus Sizilien wieder entfernen zu können und kehrte im dritten Jahre nach Italien zurück (275 v. Chr.).

Unruhen und Bürgerzwist waren in Syrakus, wie in den andern Städten unvermeidlich, weil der schwankende innere Zustand dieser Gemeinwesen, die Nähe der Mamertiner und die drohende Macht der Karthager die Unterhaltung eines Heeres von Mietstruppen erheischten. Die nächsten Jahre nach Pyrrhus' Abzug waren daher wieder eine Zeit der Spaltungen und des Schwankens zwischen einem mehr oder weniger freien Zustand und der militärischen Herrschaft einzelner Parteien oder Söldnerführer. Unter diesen Umständen erlangten die Karthager mit leichter Mühe ihre ganze frühere Macht zurück. Endlich (269 v. Chr.) gelang es einem tüchtigen Truppenführer, sich der Herrschaft über Syrakus nicht bloß zu bemächtigen, sondern auch im Besitze derselben zu bleiben. Dies war Hieron II., ein Nachkomme des berühmten Gelon, welcher zwei Jahrhunderte früher daselbst geherrscht hatte. Hieron hatte als junger Offizier unter Pyrrhus die Feldzüge gegen die Karthager mitgemacht, ward, als das syrakusanische Heer mit seiner demokratischen Regierung in Streit geriet, von den Soldaten zum Oberbefehlshaber ernannt und drang mit ihnen gewaltsam in die Stadt ein. Da er sich durch manche tapfere That ausgezeichnet hatte und alle Eigenschaften eines Staatsmannes mit den Vorzügen eines tüchtigen Generals vereinigte, so darf es uns nicht wundern, daß er sich im Besitze des Kommandos und der Herrschaft erhielt. Er war

freilich tumultuarisch zum Oberfeldherrn ernannt worden und hatte sich der Regierung gewaltsam bemächtigt: allein er wußte durch Freundlichkeit und Milde die Bürger so sehr für sich einzunehmen, daß sie ohne Bedenken die Wahl der Soldaten bestätigten. Hieron sah ein, daß alle Unruhen der letzten zehn Jahre teils von den Mietstruppen aus Agathokles' Zeit ausgegangen waren, teils aber auch darin ihren Grund hatten, daß gewöhnlich während der Abwesenheit des Heeres eine der Parteien unter der Bürgerschaft ihr Haupt erhob und dem Oberfeldherrn wie dem Heere entgegenarbeitete. Er suchte daher gleich anfangs beide Quellen der Verwirrung zu verstopfen. Zu diesem Behufe schloß er eine innige Verbindung mit Leptines, einem Manne, der bei der Bürgerschaft und bei dem Heere in gleich hohem Ansehen stand, heiratete dessen Tochter und übergab ihm, so oft er selbst zu Felde ziehen mußte, die Leitung der Stadt. Um sich der alten, unruhigen Mietstruppen zu entledigen, stellte er in einer Schlacht mit den Mamertinern sein Heer so auf, daß jene dem Angriff der gesamten feindlichen Macht bloßgestellt waren und aufgerieben wurden. Hierauf suchte er teils die Bürger zu tüchtigen Soldaten zu bilden, teils warb er neue Soldtruppen, welche ihm ganz angehörten und nicht, wie die alten, gewohnt waren, der Stadt ihren Willen als Gesetz aufzuerlegen.

Bald nachher gelang ihm, den Mamertinern in einer Schlacht eine so schwere Niederlage beizubringen, daß sie seitdem ihre Raubzüge zu Lande aufgeben und sich mit der Seeräuberei begnügen mußten. Die Syrakusaner und ihre Verbündeten, in Anerkennung dieser Verdienste, riefen ihn zum König aus. Die erlittene Niederlage brachte die Mamertiner um so mehr in Verlegenheit, als sie kurz vorher eines wichtigen Bundesgenossen beraubt und auf sich selbst beschränkt worden waren. Zehn Jahre früher hatte nämlich die Bürgerschaft der Stadt Rhegium, welche auf der anderen Seite der Meerenge von Messina lag, aus Furcht vor Pyrrhus die Römer um eine Besatzung gebeten und von diesen 4000 kampanische Samniter unter der Anführung eines römischen Kriegsobersten erhalten. Diese hatten die Bürger von Rhegium getötet oder vertrieben und sich dann mit ihren Landsleuten in Messene in Verbindung gesetzt. Der römische Senat hatte, solange der Krieg mit Pyrrhus und Tarent dauerte, diese Freveltat übersehen, im Jahre 271 v. Chr. aber schickte er ein Heer ab, welches die Stadt Rhegium einnahm und ihren früheren Bewohnern zurückgab, die nun natürlich ganz von Rom abhingen. Dadurch war nicht allein eine für den Übergang nach Sizilien sehr günstig gelegene Stadt in die Gewalt der Römer gekommen, sondern es waren auch die Mamertiner in Messenien der Verbindung beraubt, durch welche allein sie sich gegen Syrakus hätten behaupten können. Ihre Selbständigkeit ward außer-

dem dadurch gefährdet, daß Hieron mit den Karthagern über ein Bündnis unterhandelte, da sie den vereinten Kräften beider Staaten unmöglich widerstehen konnten. Über die Art, wie sie sich aus ihrer verzweifelten Lage retten sollten, waren sie verschiedener Meinung; die größere Hälfte wandte sich nach Rom um Hilfe, die übrigen aber traten mit dem karthagischen General Hanno, welcher damals mit einem großen Heere nach Sizilien gekommen war, in Unterhandlung und übergaben demselben ihre Burg zur Beschützung. Der römische Senat bedachte sich anfangs, ob es seiner und des römischen Volkes würdig sei, Räubern und Mördern Hilfe zu leisten, während er doch die Mordgesellen in Rhegium zur verdienten Strafe gezogen hatte: als er aber die Nachricht erhielt, daß die Karthager die Burg von Messene besetzt hätten, überwog die politische Notwendigkeit alle moralischen Bedenken und der Konsul Appius Claudius Cauder ward mit einem Heere den Mamertinern zu Hilfe geschickt. Ein Kriegstribun desselben wagte sich, trotz der karthagischen Flotte, mit einer kleinen Schar über die Meerenge, gelangte glücklich nach Messene und bewog die Mamertiner, durch eine gut ausgesonnene List die Karthager zum Abzug aus der Burg zu nötigen. Die List gelang: eine römische Besatzung trat an die Stelle der karthagischen.

Das Erscheinen der Römer in Messene und ihre Verbindung mit den Mamertinern war für den König Hieron eine so bedenkliche Sache, daß er mit den Karthagern sogleich abschloß: die verbündeten syrakusanischen und karthagischen Truppen rückten vor die Stadt, um dieselbe zu belagern. Unterdessen war Appius Claudius mit einem Teile seines Heeres ebenfalls nach Sizilien übergesetzt und erkannte sogleich, wie gefährlich es sei, dem Feinde Zeit zur gänzlichen Einschließung der Stadt zu lassen. Er griff daher den König Hieron an, dessen Truppen von denen der Karthager getrennt lagerten und brachte ihm eine Niederlage bei. Darauf zog sich Hieron sogleich nach Syrakus zurück, entweder weil er den endlichen Ausgang der Sache ahnte, oder weil er die Landung des römischen Heeres sich nicht anders zu erklären wußte, als daß die Karthager sie aus Hinterlist, um ihn selbst zu verderben, zugelassen hätten. Nach dem Abzuge der Syrakusaner griff Appius auch das karthagische Heer an und schlug dasselbe ebenfalls in die Flucht. Auf diese Weise entbrannte im Jahre 264 v. Chr. der erste Krieg zwischen Rom und Karthago, welcher 23 Jahre währte, — der erste von den großen und folgenschweren Kriegen, welche die Römer mit dem Namen der punischen bezeichnet haben.

Inhaltsverzeichnis.

Völker der griechisch-römischen Zeit.

Geschichte der Griechen.

(Fortsetzung).

Seite

VIII. Geistiges Leben und moralischer Zustand der Griechen in der Zeit vom Beginn der Perser-Kriege bis auf Alexander den Großen.

1. Sittlicher Zustand 3
2. Bildung und geistiges Leben im allgemeinen 11
3. Dichtkunst 15
4. Geschichtschreibung 36
5. Philosophie 62
6. Redekunst und Staatswissenschaft 105
7. Kurze Andeutung über die Kunst 125

IX. Die Zeit Alexanders des Großen.

1. Charakter und Bildung Alexanders 130
2. Erste Zeit der Regierung Alexanders 132
3. Makedonien und Persien bei Beginn des Krieges zwischen beiden Reichen 137
4. Der persische Feldzug Alexanders bis zur Schlacht am Granikos . 145
5. Von der Schlacht am Granikos bis zur Besetzung von Cilicien . 148
6. Die Schlacht bei Issos 153
7. Unterwerfung von Phönikien und Palästina 156
8. Der ägyptische Feldzug 159
9. Von der Besetzung Ägyptens an bis zur Eroberung des eigentlichen Persiens 163
10. Aufstand in Griechenland unter König Agis II. von Sparta . . 165
11. Von der Besetzung des eigentlichen Persiens bis zur Eroberung von Baktrien und Sogdiana 167
12. Alexander als Beherrscher des persischen Reiches 176
13. Zug nach Indien 187
14. Rückkehr aus Indien 197
15. Alexander nach seiner Rückkehr aus Indien 200
16. Griechische Angelegenheiten in den letzten Jahren der Regierung Alexanders 203
17. Alexanders letztes Lebensjahr 207
18. Alexander als Gründer eines Weltreichs und der Einfluß seiner Eroberungen auf den Geist der Griechen und des Orients . . . 210
19. Aristoteles und sein Verhältnis zur griechischen Kultur 219

Seite

X. Geschichte Griechenlands und des makedonischen Reichs unmittelbar nach Alexanders des Großen Tod.

1. Asiatische Angelegenheiten bis zu Eumenes' Tod 236
2. Griechische Angelegenheiten bis zum Tode der Olympias 245
3. Der Kampf um Alexanders Reich vom Tode der Olympias bis zum Tode der Roxane und ihres Sohnes 258
4. Der Kampf um Alexanders Reich vom Tode des jungen Alexander bis auf die Schlacht bei Salamis in Cypern 264
5. Der Kampf um Alexanders Reich von der Schlacht bei Salamis bis zur Schlacht bei Ipsus 271
6. Letzte Schicksale des Kassander und seiner Söhne; des Demetrios Poliorketes und des Lysimachos 278

XI. Geschichte der letzten griechischen Zeiten.

1. Das Syrische oder Seleukidische Reich 288
2. Die Reiche Kappadokien, Paphlagonien, Pontus, Bithynien und Pergamon 294
3. Zug der Gallier nach Thrakien, Makedonien und Griechenland und das Galatische Reich in Kleinasien 301
4. Das Parthische und das Baktrische Reich 308
5. Das Reich der Ptolemäer in Aegypten 311
6. Geschichte Makedoniens und Griechenlands von Antigonos Gonatas bis zur Zeit des Aratos 331
7. Der achäische und der ätolische Bund 343
8. Die Zeit des Aratos und Kleomenes III. 349
9. Bildung und geistiges Leben bei den Hellenen von Alexanders Tod bis auf die Zeit der römischen Oberherrschaft 367

Geschichte der Römer.

I. Einleitung.

1. Das Land Italien 390
2. Abstammung der älteren Bevölkerung Italiens 392

II. Die vorrömische Zeit Italiens.

1. Allgemeines 394
2. Die Etrusker 395
3. Die Latiner 400
4. Die samnitischen Völker 401

III. Die erste Zeit des römischen Volkes.

1. Einleitung 405
2. Die Sage von der Entstehung Roms 407
3. Romulus 412
4. Numa Pompilius 416
5. Tullus Hostilius und Ancus Marcius 418
6. Tarquinius Priscus 421
7. Servius Tullius 424
8. Tarquinius Superbus 432

Seite

IV. Geschichte der ersten Zeit der römischen Republik.

1. Die beiden ersten Jahre der Republik 439
2. Der Krieg mit Porsenna und Tarquins Ende 442
3. Innere Geschichte Roms von der Aufrichtung der Republik bis zur Einsetzung des Volkstribunats 445
4. Coriolanus 451
5. Innere Geschichte Roms von Coriolans Tod bis auf das Decemvirat 454
6. Das Decemvirat 460

V. Vom Ende des Decemvirats bis auf die völlige Gleichstellung der Patrizier und Plebejer.

1. Innere Angelegenheiten bis zum gallischen Krieg 467
2. Äußere Angelegenheiten bis auf den Krieg mit Veji 472
3. Der letzte Krieg gegen Veji 475
4. Der erste gallische Krieg der Römer 479
5. Von der Wiederherstellung der Stadt bis auf Licinius Stolos Gesetzesvorschläge 483
6. Die Licinischen Gesetze und ihre nächsten Folgen 485

VI. Geschichte Roms von der Gleichstellung der Patrizier und Plebejer bis zum Beginn der punischen Kriege.

1. Charakter des römischen Lebens zu jener Zeit im allgemeinen . . 490
2. Das Kriegswesen der Römer 498
3. Kriege mit den Galliern in Oberitalien 502
4. Der erste Samniterkrieg 503
5. Der latinische Krieg und die staatsbürgerliche Stellung der unterworfenen italischen Völker 506
6. Der zweite Samniterkrieg 514
7. Der dritte Samniterkrieg 519
8. Die Zeit zwischen dem dritten samnitischen und dem tarentinischen Krieg 522
9. Der tarentinische Krieg und die völlige Unterwerfung von Unter- und Mittelitalien 523

VII. Geschichte von Karthago und Sizilien bis zum ersten punischen Kriege.

1. Hauptmomente der früheren Geschichte von Karthago 536
2. Staatsverfassung und Kulturzustand von Karthago 541
3. Geschichte Siziliens und Karthagos von der Schlacht bei Himera bis auf Dionysios den Älteren 546
4. Dionysios der Ältere 550
5. Der jüngere Dionysios und Timoleon 556
6. Agathokles von Syrakus 564
7. Sizilien und Karthago von Agathokles' Zeit bis zum Beginn des ersten punischen Krieges 573

Verzeichnis

der Abbildungen und Karten.

Äschylos, Sophokles und Euripides. Nach antiken Originalen. Gezeichnet von Franz Kruse . . . . . Zu Seite 17

Herodot, der Redner Äschines und Thukydides. Nach antiken Originalen. Gezeichnet von Franz Kruse . . . . „ „ 37

Plato und Sokrates. Nach antiken Originalen. Gezeichnet von Franz Kruse . . . . . „ „ 65

Zeno. Nach der antiken Büste im National-Museum zu Neapel „ „ 97

Ruinen des Apollotempels zu Phigalia. Nach einer Original-Photographie . . . . . „ „ 125

Statue der Nike von Paionios und deren Rekonstruktion von Otto Rühm nach Angaben von Georg Treu, Direktor des Kgl. Skulpturenmuseums in Dresden. Nach Original-Photographien „ „ 127

Alexander der Große. Herme und Standbild. Original im Louvre zu Paris. Gezeichnet von Franz Kruse . . . . „ „ 135

Die Alexanderschlacht bei Issos. Mosaik aus Pompeji im Museum zu Neapel . . . . . „ „ 153

Alexanders Einzug in Babylon. Nach einem Gemälde von Ch. Lebrun im Louvre zu Paris . . . . . „ „ 165

Der Indus bei Attock . . . . . „ „ 187

Bronzene Reiterstatue Alexanders des Großen. Nach dem Original im National-Museum zu Neapel . . . . . „ „ 207

Aristoteles. Original im Palazzo Spada in Rom. Gezeichnet von Franz Kruse . . . . . „ „ 235

Der sogenannte Sarkophag Alexanders des Großen. Nach einer Original-Photographie . . . . . „ „ 241

Die Diadochen: Ptolemäos, Lysimachos, Seleukos und Demetrios Poliorketes. Nach antiken Münzen. Gezeichnet von Franz Kruse . . . . . „ „ 265

Die Burg von Pergamon mit dem Riesenaltar. Nach der Rekonstruktion des Professors Friedr. Thiersch. Gezeichnet von W. Herwart . . . . . „ „ 299

Menander. Nach dem Original im vatikanischen Museum zu Rom „ „ 373

Archimedes von Syrakus. Nach dem Original im National-Museum zu Neapel . . . . . „ „ 387

Ruinen des Römischen Theaters in Faesulae, erbaut auf alt-etruskischen Mauerresten. Nach einer Originalphotographie „ „ 395

Das Innere eines etruskischen Felsengrabes bei Perugia „ „ 397

Die kapitolinische Wölfin mit Romulus und Remus. Etruskischer Erzguß auf dem Kapitol in Rom . . . . . „ „ 411

Vestalin. Nach einer antiken Statue . . . . . „ „ 417

Mündung der Cloaca Maxima in den Tiber. Rechts die Überreste der Anlage unter Tarquinius Priscus. Nach einer Original-Photographie . . . . . „ „ 423

Der kapitolinische Hügel zur Zeit des Tarquinius Superbus. (Rekonstruktion) . . . . . „ „ 435

Der Tarpejische Felsen. Nach einer Original-Photographie . „ „ 483

Die Via Appia in ihrer heutigen Gestalt. Nach einer Original-Photographie . . . . . „ „ 495

Reste der Wasserleitung des Appius Claudius. Nach einer Original-Photographie . . . . . „ „ 497

Die Ruinen des Neptuntempels zu Paestum . . . . . „ „ 523

Die Stätte, auf der Karthago stand. Nach Davis' „Carthage and her remains". Gezeichnet von K. Oenicke . . . . „ „ 537

Karte Nr. 3: Die Reiche der Diadochen im zweiten und dritten Jahrhundert v. Chr. . . . . Zum Schluß des Bandes.

Stereotypendruck: Hallberg & Büchting (Inh. L. A. Klepzig), Leipzig.



Aus Kiepert u. Wolff's historischem Atlas. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) in Berlin.



t. II
31534/2

Hübel & Denck Buchbinderei Leipzig.